B 1,074,500

Digitized by Google

[illegible]thers Brief an den Kurfürsten Joh. v. Sachsen
[illegible] 22 Nov. 1526 S. 116.

[illegible]ihn von Melanchton 2, 14, 449.
[illegible]ihn von Voltaire 6, 112.
[illegible]ihn von Cavalli 12, von Contarini 13.

Digitized by Google

Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

Katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1867

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſch-politiſche

Blätter

für das

katholiſche Deutſchland,

redigirt

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Sechszigſter Band.

München, 1867.

In Commiſſion der Literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

Digitized by Google

D
1
.H6695
v.60

Digitized by Google

T 24-10642

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Studie über Kaiser Karl V.	1
II.	Peter Cornelius.	
III.	Cornelius als Direktor der Akademie in Düsseldorf	18
IV.	Leben und Wirken des Cornelius in München	24
III.	Die politischen Fehler Oesterreichs. Oeffentlicher Vortrag gehalten den 8. April im katholischen Vereinshause zu Freiburg von Dr. O. v. Wänker	45
IV.	Zur achtzehnten Säkularfeier des Martyriums Petri und Pauli. Das Jahr des Martyrtodes der Apostel Petrus und Paulus. Von Pius B. Gams. O. S. B.	63
V.	Professor Thiersch und die Freimaurerei in Bayern	68

Digitized by Google

Seite

VI. Zeitläufe.

Der fortschreitende Mediatisirungs-Proceß im deutschen Süden 73

VII. Peter Cornelius.

V. Cornelius' Aufenthalt in Berlin (Schluß) . 85

VIII. Studie über den Kaiser Karl V. (Fortsetzung) . 109

IX. Zeitläufe.

Europa aus der Vogel-Perspektive . . . 132

X. Aus meinem Tagebuch.

Correspondenz mit dem Bourgeois-Freimaurer . 150

XI. Zur „Geschichte des Photius" von Hergenröther . 173

XII. Credit und Wucher 192

XIII. Studie über den Kaiser Karl V. (Fortsetzung) . 213

XIV. Zeitläufe.

Das allgemeine Concil und die allgemeine Verwirrung 233

XV. Daumer's eschatologische Schriften . . . 247

1) Der Tod des Leibes kein Tod der Seele. Dresden bei Woldemar Türk 1865

2) Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. Zwei Bände. Ebendaselbst 1867

XVI. Vor der großen Katastrophe.

Studien eines südwest-deutschen Publicisten . 253

XVII. Die Völker auf der Pariser Weltausstellung . 288

XVIII. Die Lage des Klerus in Oesterreich.

Ein Weckruf von der Donau 330

Digitized by Google

Seite

XIX. Die Reſtauration der kath. Wiſſenſchaft, Literatur und Preſſe in Deutſchland unter dem Pontifikate Pius IX.

Vorgetragen auf der Verſammlung rheiniſch-weſtfäliſcher Katholiken in Dortmund am 30. Juni 1867 vom Redakteur des literariſchen Handweiſers 335

XX. Studie über den Kaiſer Karl V. (Fortſetzung) . 345

XXI. Die religiöſen und kirchlichen Beziehungen Herzog Alberts III. von Bayern 365

XXII. Die Privat-Aſſociationen von Ordensleuten . 375

XXIII. Briefe des alten Soldaten.

II. Ein Krieg um Luxemburg 400
III. Der Krieg als bedingte Nothwendigkeit . . 409

XXIV. Zeitläufe.

Der napoleoniſche Beſuch in Salzburg und deſſen Bedeutung 418

XXV. Studie über den Kaiſer Karl V. (Schluß) . 433

XXVI. Künſtlerkämpfe nebſt einem Wort über Kirchen-Reſtauration.

(Umrißſkizze aus der Mappe eines Betheiligten) 452

XXVII. Zur Reiſeliteratur.

Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. Von Seb. Brunner. Wien bei Braumüller 1866. Zwei Bände. 473

XXVIII. Zur Geſchichte der Philoſophie.

I. Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters von Dr. Albert Stöckl. Dritter Band: Periode der Bekämpfung der Scholaſtik. Mainz 1866. 484

Digitized by Google

Seite

XXIX. Zeitläufe.

Ein neues Programm bayerischer Politik . 500

XXX. War Shakespeare Katholik?

Dritter Artikel 513

XXXI. Briefe des alten Soldaten.

IV. Die Vergleichspunkte der socialen Zustände . 540
V. Die steigende Schwäche der Gesellschaft . . 551

XXXII. Zur neueren Literaturgeschichte.

I. Briefe von und an Klopstock. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867 . . . 566

XXXIII. Ueber die gegenwärtige Lage Portugals . . 574

XXXIV. War Shakespeare Katholik?

(Fortsetzung) 589

XXXV. Die bischöflichen und klösterlichen Schulen des Mittelalters im Abendlande 616

XXXVI. Zur neueren Literaturgeschichte.

II. Aufzeichnungen des schwedischen Dichters Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen. (1817—1819). Aus dem Schwedischen von Franz Maurer. Berlin 1867 628

XXXVII. Zeitläufe.

Die Wettermacher in Paris und Berlin . . 637

XXXVIII. Aus meinem Tagebuche.

Abschweifende Briefe an einen Freimaurer über den deutschen Musterstaat 651

Digitized by Google

Seite

XXXIX. War Shakeſpeare Katholik?
(Schluß) 665

XL. Zur Geſchichte der Philoſophie.
II. Grundriß der Geſchichte der Philoſophie von Dr. Erdmann. Zweiter Band: Philoſophie der Neuzeit. Berlin, Hertz 1866. 812 Seiten . 688

XLI. Die Lage des Klerus in Oeſterreich.
Zweiter Artikel 702

XLII. Briefe des alten Soldaten.
VI. Die ſteigende Schwäche im Organismus des Staats 710

XLIII. Zeitläufe.
Der Imperator in tauſend Aengſten . . . 719

XLIV. Aus meinem Tagebuche.
Abſchweifende Briefe an einen Freimaurer über den deutſchen Muſterſtaat.
II. Von der badiſchen Geſetzgebung . . . 731

XLV. Die ſociale Frage auf der Pariſer Weltausſtellung.
(Aus Paris) 749

XLVI. Künſtlerkämpfe.
Entgegnung von Dr. A. Reichensperger . . 771

XLVII. Der neue badiſche Kirchenſtreit.
(Officielle Aktenſtücke über die Kirchen- und Schulfrage in Baden) 776

XLVIII. Zwei mittelhochdeutſche Dichter.
Unterſuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Von Karl Meyer. Baſel 1866 808

Digitized by Google

Seite

XLIX. Zeitläufe.

Die jüngsten Kammerverhandlungen in Süddeutschland 812

L. Wiener Bilder 825

LI. Lage und Zustände in Frankreich und daran sich knüpfende Aussichten.

(Von der deutsch-französischen Grenze) . . 831

LII. Der namhafte Gelehrte der Augsburger Allgemeinen Zeitung und der Martyrer Pedro Arbues de Epila 854

LII. Zur Kunstgeschichte.

Archäologische Bemerkungen über das Kreuz, das Monogramm Christi, die altchristlichen Symbole. Von J. P. Münz. Frankfurt 1866. . . 874

LIV. Wandereindrücke in und über Tyrol und Oesterreich im September 1867 879

LV. Briefe des alten Soldaten.

VII. Die geistigen Mächte vor der Katastrophe . 891

LVI. Ein Hochwächter der Freiheit im Wiener Abgeordnetenhause 902

LVII. Lage und Zustände in Frankreich und daran sich knüpfende Aussichten.

(Schluß) 907

LVIII. Bischof Konrad II. und die Passauer Annalen

Ein Beitrag zur Geschichte des Bisthums Passau 924

LIX. Herr Lukas über das Wesen der Presse . . 944

d by Google

Seite

LX. Neuere Novelliſtik.

Lewald: Anna. — C. von Bolanden: die Hochzeit von Magdeburg. — Novellen von Baronin Eliſabeth von Grotthuß . . 952

LXI. W. Molitor's Weihnachtstraum.

Ein Feſtſpiel. Mit Holzſchnitten von F. Joerdens nach Zeichnungen von E. Steinle. Mainz 1867 958

LXII. Aus meinem Tagebuche,

III. Des Weitern badiſche Briefe. Ueber unſere Preſſe 962

LXIII. Zeitläufe.

Rom und die Conferenz-Werbung Frankreichs . 981

Digitized by Google

I.

Studie über den Kaiser Karl V.

I.

Die reichhaltige Literatur zur Geschichte des Kaisers Karl V. ist neuerdings durch eine Arbeit des Herrn Maurenbrecher vermehrt*). Dieselbe zerfällt, wie schon der Titel beweist, in zwei Theile, welche in einer gewissen Selbstständigkeit nebeneinander stehen, in sofern nämlich daß nur an wenigen Stellen des ersten Theiles, welcher eine eigene Darstellung des Verfassers enthält, ein bestimmter Hinweis auf die im zweiten Theile mitgetheilten Aktenstücke gefunden wird. Fassen wir zunächst diesen zweiten Theil in's Auge.

Jeglicher urkundliche Beitrag zur Geschichte dieses immer auf's neue wieder verkannten Kaisers muß willkommen geheißen werden. Unzweifelhaft aber sind viele der hier gegebenen Berichte, namentlich die unter Nr. IV. gegebenen Briefe des Kaisers an seinen Sohn Philipp aus den Jahren 1546—1548 von bedeutendem Werthe. Herr Maurenbrecher hat durch die Publikation derselben Anspruch auf unsern

*) Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1555, von Wilhelm Maurenbrecher. Nebst einem Anhange von Aktenstücken aus dem spanischen Staatsarchive von Simancas. Düsseldorf 1865.

Dank. Ferner ist es sehr erfreulich von ihm zu hören, daß er sich im Besitze eines reichen Materiales, namentlich zur Geschichte Philipps II. weiß, und dasselbe veröffentlichen will.

Jedoch einige Behutsamheit möchten wir dem Herrn M. empfehlen. Wir thun dieß namentlich in Rücksicht auf die erste Abtheilung der gegebenen Aktenstücke: zum Augsburger Reichstage 1530, S. 1*—23*. Es ist dort nämlich eine ausführliche Denkschrift des Cardinals Campeggio mitgetheilt vom Mai 1530. Campeggio räth darin dem Kaiser Gewalt an gegen die protestantischen Fürsten. Das Gewicht, welches Herr M. in seiner eigenen Darstellung (S. 21 und ferner) auf diese nach seiner Meinung auch bei dem Kaiser selbst vorhandene Richtung legt, deutet an, daß er hier das Wesen der kaiserlichen Politik erfaßt zu haben glaubt. Ja er versteigt sich zu den Worten (S. 23), daß „wir in diesem Gutachten (Campeggios) ohne Zweifel die Intentionen der kaiserlichen Politik selbst ausgedrückt finden."

Also Herr M. hätte hier den Kater geklemmt? Was man von seiner Partei aus so oft behauptet hat und sogar auch bewiesen sehen möchte, das hätte Herr M. nunmehr aktenmäßig dargethan? — So wenigstens scheint er selbst zu glauben. Die Sache indessen bedarf einer Prüfung.

Der Erste, der über den Kaiser Karl V. in derjenigen Richtung geschrieben hat welche seitdem in unserer Geschichts-Literatur der Zahl nach die vorherrschende geblieben ist, war bekanntlich Sleidan. Das Erscheinen seines Werkes fällt noch in die Lebenszeit von Philipp Melanchthon. Die Aufzeichnungen*) die dieser große Gelehrte sich bei der Nachricht von dem Tode des Kaisers Karl V. macht, lassen erkennen, daß er, obwohl er den Namen Sleidans nicht nennt, durch das Buch desselben sich unangenehm berührt gefühlt hat. Melanchthon gibt zunächst eine Charakteristik des Kaisers,

*) Sie stehen im Corpus Reformatorum IX. 702 f.

Digitized by Google

die erheblich anders ausfällt als diejenige welche in Deutschland, leider nicht erst seit den Zeiten des Herrn Ranke, landesüblich geworden ist. Wir werden am Schlusse unserer Arbeit diese Charakteristik des Kaisers durch Melanchthon näher angeben. Ferner aber hebt dann der Gelehrte ein besonderes Sachverhältniß genauer hervor, und wir bitten Herrn M. die betreffende Stelle recht sorgfältig zu prüfen.

Melanchthon nämlich schildert in ausführlicher Darstellung die Absichten, mit welchen der Kaiser Karl V. im Jahre 1530 auf den Reichstag zu Augsburg gegangen ist, und zwar so daß er Rede und Gegenrede des Papstes und des Kaisers in der Zusammenkunft zu Bologna im Winter 1529—30 mittheilt. Der Kern der Worte des Kaisers ist die entschiedene Weigerung der Anwendung von Gewalt, die Forderung dagegen eines Conciles. Melanchthon hat diesen seinen Bericht über die Gesinnung Karls V. vor und zur Zeit des Reichstages von Augsburg im Jahre 1530 an anderen Stellen noch einläßlicher dargelegt*). Das Auffallende ist nur, wie er dazu kam, diesen deutsch abgefaßten Bericht über die Gesinnung des Kaisers im J. 1530 in einer so besonderen Weise der Charakteristik desselben anzuschließen. Melanchthon selbst gibt am Schlusse den Grund an. „Dieß habe ich, sagt er, an dem Orte vom Kaiser Karl anzeigen wollen, dieweil es in anderen Historien ausgelassen ist", und fügt dann neue Worte freudiger Anerkennung für den Charakter des Kaisers hinzu.

Mit diesen anderen Historien kann, den Umständen nach, in erster Linie eben nur Sleidan gemeint seyn. Dieser Historiker ist nämlich da**) wo er über diese Unterredung des Kaisers mit dem Papste hätte berichten sollen, bei Gelegenheit der Zusammenkunft in Bologna, außerordentlich schnell über

*) cf. Pezelius: Melanchthonis consilia latina T. II. p. 346.

**) Im Buch VII der commentariorum. Beginn des Jahres 1530.

Digitized by Google

die Sache hinweggegangen. Er erwähnt kaum etwas anderes als das Ausschreiben zum Reichstage und die Krönung. Einige Seiten weiter jedoch tritt er positiv auf, und sagt in Bezug auf das Verhalten des Kaisers in Augsburg 1530 folgendes: „Der Kaiser, der den ganzen Winter vom November bis zum März mit dem Papste zu Bologna in demselben Palaste zugebracht hatte, strebte mit ganzer Seele nur dahin, wie er den Religionsstreit beilegen könne ohne ein Concil. Denn er wußte, daß dieß Verfahren dem Papste Clemens weitaus das angenehmste seyn würde. Das Ziel nämlich des Papstes war, daß wenn die Sache mit Güte nicht beigelegt werden könnte, sie durch Waffen erdrückt werden sollte."

So Sleidan. Man sieht, daß er, namentlich mit den Worten „ohne ein Concil" im geraden Gegensatze mit der Wahrheit steht, wie sie Melanchthon berichtet. Deßhalb ist jener Vorwurf Melanchthons: „dieweil es in anderen Historien ausgelassen ist", für den Sleidan ein sehr geringer und milder. Zugleich aber sehen wir an diesem einen Beispiele, daß Sleidan, zunächst darin, der Vater der Tradition ist die bis heute in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern fortwuchert. Deßhalb trifft der Tadel Melanchthons ebenso sehr wie den Sleidan selbst, auch seine literarischen Nachfolger.

Es ist immerhin anzuerkennen, daß der Eifer des Herrn M., für die haltlose Tradition aus den Archiven von Simancas eine neue Stütze herbeizuschaffen, nicht ohne Fleiß und Mühe zur That werden konnte. Aber dieser Eifer, der die Bestätigung eines Irrthums in der Ferne sucht, ließ ihn übersehen, daß das Richtige zu seinen Füßen lag. Herr M. hat den Bericht Melanchthons offenbar nicht gekannt. Wir wollen daher hier annehmen, daß er, wenn er jene Mahnung, oder wenn man will, jenen Tadel Melanchthons gekannt hätte, das Gutachten Campeggios von 1530 für die Geschichte Karls V. kaum druckwürdig gehalten haben würde, es wäre denn etwa um nachzuweisen, daß der Kaiser Karl V., trotzdem daß ein

Digitized by Google

so treu und aufrichtig ihm ergebener Mann wie Campeggio, und aus anderen Beweggründen der diensteifrige und dafür lohngierige Kurfürst Joachim I. von Brandenburg die Anwendung von Gewalt verlangten, dennoch charakterfest bei seiner Ansicht einer friedlichen Ausgleichung verharrt habe.

Dieß ist aber bekanntlich ein sehr wesentlicher Punkt in der Geschichte des Kaisers Karl V. Leider müssen wir hinzufügen, daß der eine Irrthum bei Herrn M. im innigen Verbande steht mit seiner ganzen Auffassung der Geschichte dieses Kaisers. Wenn wir auch ein günstiges Urtheil fällen über den Fleiß, mit welchem Herr M. unbekannte Aktenstücke an's Licht zieht, und demgemäß die Fortsetzung dieser seiner Thätigkeit wünschen: so kann doch nicht dasselbe gelten von dem ersten Theile des vorliegenden Buches, in welchem Herr M. seine geschichtliche Auffassung des Kaisers Karl V. entwickelt. Dieselbe ist sein Eigenthum, und hätte einen Anspruch darauf, etwas anderes zu werden, besser nicht erhoben.

Suchen wir dieß klar zu machen. Vor nun reichlich siebzig Jahren beendete Heinrich, Professor der Geschichte zu Jena, seine Charakteristik des Kaisers Karl V.*) mit den Worten: „Karl würde das schönste Andenken in der Geschichte haben, wenn nicht protestantische und französische Schriftsteller in älteren und neueren Zeiten ihn aus Religionseifer und Parteisucht zu sehr herabgesetzt hätten. Vornehmlich war es Franz I. selbst, der durch seine Gesandten und Emissarien in Deutschland Karl verhaßt zu machen suchte und unter anderen das ganz unwahrscheinliche Gerücht ausstreuen ließ, als ob Karl V. eine Universal-Monarchie erstrebe."

Der französische König Franz I. erhob allerdings bei den deutschen Fürsten diese Anklage gegen den Kaiser Karl V.; aber er wagte nicht sie direkt mit Nennung von Karls Namen

*) Teutsche Reichsgeschichte Bd. V. S. 751.

auszuſprechen. Ein Beiſpiel dieſer Art iſt ſein Schreiben vom 1. Februar 1535*). Damals lag gegen ihn die nach Maßgabe jener Zeiten ſehr ſchwere Anklage vor, daß er durch ſein Bündniß mit dem Sultan Suleiman die Türken gegen Deutſchland heraufbeſchwöre. Der König Franz ſucht ſich gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen durch die Behauptung: der Türke wolle deßhalb den Frieden nicht, „weil er vermerkt, daß etliche über uns und andere hohe Potentaten eine Monarchie aufzurichten vorhaben. Wenn nun der Türke den Frieden und Stillſtand bewilligte, möchten ſie inzwiſchen während dieſes Friedens zu einer ſolchen Macht aufwachſen, die ihm und uns und anderen Potentaten gefährlich wäre."

Es iſt hier mithin die Veranlaſſung zu bedenken, unter welcher Franz I., um zur Abwehr einer ſchweren Anklage gegen ihn ſelbſt irgend eine, wenn auch unhaltbare, Vertheidigungsbaſis zu gewinnen, dieſe andere Anklage ausſprach. Es iſt nun freilich wahr, daß die Mehrzahl der franzöſiſchen Hiſtoriker der ſpäteren Zeiten dieſes Vorgeben des Königs Franz I. als eine begründete Thatſache aufgenommen haben. Jedoch nur die Mehrzahl. Denn Voltaire z. B. gehört nicht dazu. Er iſt in dieſem Punkte wahr und aufrichtig. Indem er die Abmachungen des Kaiſers mit dem Papſte zu Bologna 1529 beſpricht, fügt**) er hinzu: „Demgemäß iſt es evident, daß der Kaiſer Karl V. nicht nach einer Herrſchaft über Europa ſtrebte, wie ſie z. B. Karl der Große beſeſſen, ſondern daß er das behalten wollte, was er hatte." Nur von der Mehrheit der franzöſiſchen Hiſtoriker kann alſo die Rede ſeyn. Die bona voluntas, das erſte Erforderniß eines wahrhaften Hiſtorikers, ſpricht Heinrich ihnen dafür nicht zu. Aber zu einiger Entſchuldigung kann doch gereichen die Neigung dieſer

*) Im Corpus Reformatorum II. 831.

**) Annales de l'Empire T. II. p. 169, in der Londoner Ausgabe von 1780 Bd. 50.

Digitized by Google

Hiſtoriker, ihren König ſo gut wie immer möglich zu vertheidigen. Es iſt ferner ebenſo wahr, daß auch einige Deutſche dieſe Anklage gegen ihren eigenen Kaiſer den franzöſiſchen Hiſtorikern nachgeſchrieben und nachgeſprochen haben. Dieſe Deutſchen haben nicht einen ähnlichen Patriotismus von ihrer Seite bewieſen, wie die Franzoſen von der anderen, ſondern vielmehr den Kaiſern ihrer eigenen Nation gegenüber das Gegentheil.

Der Profeſſor Heinrich krankt, wie wir geſehen haben, nicht an dieſer unwürdigen Nachäfferei. Es dürfte dabei nicht überflüſſig ſeyn zu bemerken, daß dieſer brave Profeſſor aus dem vorigen Jahrhunderte ſeinen modernen Collegen auch ſogar noch den Schmerz bereitet, ſelbſt für den Vorwurf des Ultramontanismus unerreichbar zu ſeyn. Denn er erklärt an einer anderen Stelle ſeines Buches*) Martin Luther für den größten und verdienteſten Mann des Jahrhunderts. Deßhalb muß für uns Deutſche die einſtige franzöſiſche Anklage gegen unſeren Kaiſer Karl V., die Anklage des Strebens nach einer Weltmonarchie, durch die Erklärung des Profeſſors Heinrich vom Jahre 1793 wiſſenſchaftlich als abgethan angeſehen werden, es wäre denn daß ſeitdem zwingende Beweisſtücke ſich ergeben hätten, welche Heinrich damals noch nicht kennen konnte.

Hr. Maurenbrecher ſcheint nicht dieſer Anſicht geweſen zu ſeyn. Er nimmt die alte franzöſiſche Anklage wieder auf, aber in einer ſolchen Form, daß ſie durch ihr beſonderes Gepräge dennoch wieder ſein perſönliches Eigenthum wird. Nicht Karl der V. zuerſt iſt dem Herrn M. verantwortlich. Vielmehr hat ſchon der Großvater (S. 3) „Maximilian die ausſchweifendſten Plane einer kaiſerlichen Weltmonarchie verfolgt.“ Herr M. charakteriſirt ſpäter (S. 166) den Kaiſer Karl V. ſelbſt. „Er lernte in Spanien nicht die Politik des

*) Bd. V. S. 575.

spanischen Großvaters fortsetzen. Alles was seine Regierung that, war von den Gesichtspunkten des väterlichen Großvaters beherrscht, des habsburgischen Max. Die Minister jener burgundisch-niederländischen Politik, die im Dienste von Maximilian I. mit ihrem Herrn in den Nebelträumen des christlichen Universalreiches geschwelgt hatten: sie haben auch der spanischen Politik des Königs Karl I. von Spanien Richtung und Losung gegeben, und auch als Kaiser Karl V. Mann geworden war, sind alle Fasern seiner Seele von dieser politischen Idee erfüllt: der politische Ideenkreis von Maximilian hat auch Karls Geist umgeben."

Und worauf nun bezieht sich der Herr M., um diese seine ungeheuerliche Conception des Charakters und des Strebens der genannten beiden Habsburger uns ein wenig näher zu bringen, uns, ich will nicht sagen glaubhaft, aber doch etwas weniger unsinnig zu machen, als sie erscheint? Etwa auf die neu entdeckten Aktenstücke im Archive von Simancas? Nichts von alledem. Herr M. begnügt sich zu sagen, daß es so sei. Er weiß allerdings sehr wohl und spricht sich gelegentlich selber darüber aus, daß er darin dem Kaiser Karl V. und seinen Staatsmännern eine Thorheit, eine Narrheit beimesse. „Bei aller Energie und Kraft des Handelns, sagt Herr M. (S. 165), waren die Staatsmänner Karls V. nicht im Stande das unmögliche und unvernünftige Ideal einer kaiserlichen Weltherrschaft möglich und vernünftig zu machen." Nein ganz gewiß nicht. Aber eben deßhalb weil Herr M. dieß einsieht, hätte er billiger Weise auch zugleich einsehen sollen, daß er, bei aller Energie in der Wiederholung seiner grundlosen Worte, darum doch nicht im Stande sei diese seine läppische und absurde Anklage gegen den Kaiser Karl V. und die Staatsmänner desselben möglich und vernünftig zu machen.

Der Grund, aus welchem dem Herrn M. dieses Mißgeschick widerfahren ist, zeigt sich im wesentlichen als derselbe mit demjenigen, aus welchem er das Gutachten von Campeggio

Digitized by Google

nebst seinen eigenen Vermuthungen dazu als einen wichtigen geschichtlichen Fund ansah: es ist der übergroße Eifer, der hinausquillt über das Maß der Besonnenheit. In diesem anderen Falle jedoch ist der Nachtheil für Herrn M. empfindlicher noch als in dem ersten. Denn von diesem falschen Gesichtspunkte aus, der immer wieder in den Vordergrund geschoben wird, muß unvermeidlich für das Auge des Herrn M. sich Alles schief und falsch gestalten. An eine Gerechtigkeit für den Kaiser Karl V. und dessen Streben ist da nicht zu denken.

Heben wir einige Beispiele hervor. Herr M. sieht nicht, was von Anfang bis zu Ende die Seele Karls erfüllte, nämlich die Hoffnung der Vorkämpfer, der Führer, der Schützer der Christenheit zu seyn gegen das andringende Osmanenthum. Ja es scheint nach der Darstellung des Herrn M. (S. 20), als habe der Kaiser Karl V. den Gedanken, der doch ein so bedeutendes Moment bereits bei der Bewerbung um die Kaiserwahl sowohl für Karl als für Franz gewesen war, erst im Jahre 1530 gefaßt, und zwar ähnlich wie ein Projektenmacher. Ja es scheint ferner (S. 38) nach Herrn M., als habe der Kaiser erst um 1539 ernstlich über einen Türken-Krieg nachgedacht. „Des Spaniers Sinn, von mittelalterlichen Erinnerungen an seine glorreichen Kämpfe mit dem Islam erfüllt, wurde auch" — man beachte dieses: auch — „in Kaiser Karl lebendig: immer unruhiger, immer eifriger drängte es ihn, einen gewaltigen Zug gegen diesen Erbfeind zu thun." Nein, vielmehr war von Anfang bis zu Ende die Aufgabe des Schutzes der Christenheit gegen das Osmanenthum in den Augen des Kaisers die erste Pflicht seines Kaiserthumes, und alle seine anderen politischen Schritte finden ihren letzten Erklärungsgrund nur durch den Bezug auf diese Aufgabe, die er als die höchste sich gesteckt.

Fassen wir das Gesammtverhalten in's Auge. Herr Maurenbrecher nennt Herrn Leopold von Ranke seinen Meister. Allerdings, die Richtung ist dieselbe. Es ist in Betreff der

Digitized by Google

Zeit, die hier in Frage ſteht, bei beiden derſelbe Grundzug des Eifers für das was ſie proteſtantiſche Freiheit nennen, nämlich der Thatſache nach für das Landeskirchenthum, für den Cäſareopapismus, welcher zuerſt den Boden vorbereitete für die Möglichkeit des Aufwachſens des preußiſchen Staates, und welcher ferner in dieſem preußiſchen Staate zuletzt ſeinen Culminationspunkt erreichen muß. Aber die Art und Weiſe, wie bei den genannten beiden Herren dieſe Richtung in Scene tritt, iſt doch ſehr verſchieden.

Auch Herr Ranke bringt es dahin, daß er denſelben großen Kaiſer, welchen der gleichzeitige Melanchthon niemals anders als mit den Ausdrücken der Verehrung nennt, welchem Melanchthon, der mit dem Kaiſer oft in perſönliche Berührung getreten war, namentlich die Eigenſchaft der Milde, der Freundlichkeit in hohem Grade beimißt*), welchen die venetianiſchen Geſandtſchaftsberichte von Contarini, Tiepolo, Giuſtiniano, Cavalli alle in gleicher Weiſe zeichnen — Herr Ranke, ſagen wir, bringt es dahin, daß er dieſem ſelben Kaiſer die Prädikate beilegt**): „habgierig, unverſöhnlich, ſchonungslos.“ Wir adoptiren über Herrn Ranke wie über alle die Anderen, welche in derſelben Richtung arbeiten, das Urtheil welches vor nun ſiebenzig Jahren der Profeſſor Heinrich in Jena niederſchrieb***): „Wer die von Karl V. angeſtrebte Reformation ohne Vorurtheil betrachtet, der wird ſeine Sorgfalt für die Verbeſſerung der Kirche, ſeine Billigkeit, Mäßigung und Weisheit ebenſo ſehr bewundern, als er auf der anderen Seite einen Widerwillen gegen den großen Haufen der hiſtoriſchen Schriftſteller empfinden wird, die dieſen Kaiſer noch immer und faſt einhellig verunglimpfen.“

*) mansuetudo incredibilis im Corp. Ref. VI. 539. Melanchthon ſchrieb dieſe Worte im Jahre 1560, alſo mehrere Jahre nach dem Tode des Kaiſers.

**) Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. Bd. V. S. 88.

***) Teutſche Reichsgeſchichte Bd. V. S. 660.

In soweit also, in Betreff dieses Eifers, stehen der Meister wie der Schüler, Herr Ranke wie Herr Maurenbrecher, für uns Andere auf derselben Stufe. Aber das Bestreben beider tritt in sehr verschiedener Weise zu Tage. Wahre innere Befriedigung hat beim Lesen der Ranke'schen Arbeit über den Kaiser Karl V. vielleicht noch Niemand empfunden. Denn auch derjenige, dessen eigene Kunde nicht so weit reicht sich über die Tragweite der Sophistik dieses Autors völlig klar zu werden, kann doch hie und da sie erkennen, kann an anderen Stellen sie durchfühlen. Allein bei alledem ist das Werk von Ranke mit großem Geschicke, mit großer Gewandtheit abgefaßt, auch selbst dann wenn er sich an so unmögliche Aufgaben wagt, wie an die Rechtfertigung des Landgrafen Philipp von Hessen, und dabei freilich die vielfachen Urtheile von Philipp Melanchthon über diese Persönlichkeit unberücksichtigt läßt. Ueberhaupt hat das Werk wegen seines technischen Aufbaues viele Bewunderer gefunden, und darum nicht wenig zur Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht auf dem kirchlich-politischen Gebiete beigetragen.

Für diesen Zweck wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, Herr M. vergeblich arbeiten. Er hat das Beispiel seines Meisters in soweit nachzuahmen gewußt, daß er die zahlreichen Urtheile Melanchthons über den Gang der Dinge, die Urtheile welche, wie es scheint, die hauptsächlichsten Anhaltspunkte für eine Geschichte jener Zeit darbieten sollten, am liebsten so behandelt als seien sie nicht da. Unkenntniß kann man dieß nicht nennen; denn ebenso wie bei Herrn Ranke, so genießt auch bei Herrn M. die lange Reihe der Bände des Corpus Reformatorum einigemale die Ehre erwähnt zu werden. Jedenfalls hat Herr M. wenigstens zweimal das Corpus Reformatorum citirt (S. 24 und S. 184); doch ist das Citat beide Male dasselbe, und für die Sache unerheblich. Ueberhaupt aber ist dem Herrn M. eine Unkenntniß des Materiales nicht vorzuwerfen. Nur fehlt ihm die Fähigkeit des Herrn Ranke, die Gesammtheit des Materiales auch von seinem Stand-

Digitized by Goog

punkte aus in sich aufzunehmen, gleichmäßig zu durchdringen und zu verarbeiten.

Andererseits dagegen scheint, als habe der Herr M. es für ein Zeichen der Selbstständigkeit angesehen, stärker aufzutrumpfen als seine Vorgänger, und zwar so daß er bei dem gegebenen Materiale nicht stehen bleibt. Der Kaiser ist ihm „der spanische Karl", „der spanische Kaiser". Einmal auch kommt gar der Ausdruck vor (S. 130): „der Zorn des Spaniers flammte empor." Herr M. weiß aber sehr wohl (S. 166), daß Karl, ein Fürst deutschen Stammes, in den Niederlanden geboren und erzogen, in seinem Aeußeren für die Spanier immer etwas Fremdartiges behielt. — Die Protestanten erscheinen durchweg als „Ketzer", gleich als hätte der Kaiser sie so benannt, während er doch in der Regel den Ausdruck gebraucht: **los desviados, les desvoyez de la foy, los protestantes.**

Fassen wir indessen besonders den Charakter des Kaisers in's Auge. Wir haben in den venetianischen Gesandtschaftsberichten, welche Alberi herausgegeben, verschiedene Schilderungen der Persönlichkeit des Kaisers. Ich hebe eine ausführliche von Cavalli*) aus dem Jahre 1551 hervor. Der Venetianer sagt: „Die Lebensweise des Kaisers ist diejenige eines Christen und eines Privat-Cavaliers. Er sucht sich frei zu erhalten von allen Fehlern, und ich weiß an ihm keine Unvollkommenheit. Vielmehr ist er in allen seinen Handlungen, bis zu den geringsten hinab, so ruhig, so besonnen, so umsichtig, in Geberden und Worten so maßvoll, daß er die allgemeine Bewunderung verdient. Er ist immer leutselig, wallt niemals auf, wird niemals ungestüm, sondern redet so überlegt, so sachgemäß, so voll Gottvertrauens, daß man sagen darf, er spreche weder ein Wort das an sich Tadel verdiene, noch ein solches das seiner Sache schade."

*) Serie I. Tom. 2 p. 195. — Man wolle dazu die durchaus entsprechende Melanchthons aus dem Jahre 1530 vergleichen, im Corp. Ref. II. p. 430.

Anders urtheilt Herr M. Nachdem er erzählt, daß der Kaiſer wichtige Verhandlungen mit fremden Geſandten gern perſönlich abgemacht habe, fährt er fort (S. 170): „Aber ich glaube, trotzdem iſt Kaiſer Karl ein ſchlechter Diplomat geweſen. Seine reizbare Natur hat ihn oft zu Aeußerungen hingeriſſen, die ſich mit der Würde ſeiner Stellung und dem Ernſte der Sache nicht vertrugen u. ſ. w. In dem perſönlichen Charakter zeigte der Kaiſer dieſe Reizbarkeit bei jedem Anlaß. Die Heftigkeit ſeiner Natur konnte ſich zu furchtbarer Höhe ſteigern. Leidenſchaftlich ſchimpfend und tobend fuhr er oft ſeinen Gegner an; und dabei war er eigenſinnig und hielt zäh an dem einmal ergriffenen Gedanken feſt. Eine empfangene Beleidigung vermochte er nicht zu vergeſſen, ſeine Rachſucht war von nachhaltiger Dauer.“ „Und im Grunde“, ſetzt dann Herr M. gütig hinzu, „war er doch ein durchaus ernſter Charakter, dem Tiefe des Gefühles und Tiefe des Gedankens nicht abzuſprechen iſt.“

Die etwaige Anſicht, daß ſolchen Unſinn nur ein Mann vorbringen könne dem die Schilderungen der Zeitgenoſſen über Karl V. fremd ſeien, würde Herrn M. Unrecht thun. Herr M. kennt nicht bloß die Berichte der Venetianer in der Sammlung von Alberi: er beruft ſich hier ausdrücklich auf dieſelbe. Er citirt den Bericht Contarinis aus dem Jahre 1525 oder 1526, ſpeciell zunächſt für die „nachhaltige Dauer der Rachſucht“ des Kaiſers. Wir ziehen es vor die ganze Schilderung*) Contarinis wenigſtens ſo weit herzuſetzen als ſie hier in Frage kommen kann. Um ſo ſicherer wird dann der Leſer ſelber ſich ſein Urtheil bilden können.

„Der Kaiſer, ſagt Contarini, iſt ein tief religiöſer Mann, durchaus gerecht, frei von jedem Laſter, in keiner Weiſe dem Vergnügen ergeben wie gemeiniglich die Leute ſeines Alters, noch hat er Gefallen an irgendwelchen Späßen. Er iſt ein Mann von wenig Worten und von ſehr beſcheidenem Weſen.

*) Relationi etc. Serie I. Tom. 2 p. 61 sq

Er erhebt sich nicht sehr im Glücke, noch läßt er sich niederbeugen im Unglücke. Freilich ist er empfänglicher für Traurigkeit als für Heiterkeit, gemäß der Beschaffenheit seines Charakters, den ich als zur Schwermuth neigend bezeichnet habe. Wahrlich nach jenem so großen Siege über den König von Frankreich benahm er sich mit solcher Mäßigung, daß es wie ein Wunder war. Man sah an ihm kein Zeichen der Ueberhebung weder in Worten, noch irgendwelchen Geberden. Jedoch hat er eine nicht sehr löbliche Eigenschaft. Gemäß dem nämlich was mir sein Beichtvater sagte, der Franziskaner der in Valladolid starb, mit dem ich ziemlich vertraut war, ist der Kaiser von Natur der ihm angethanen Beleidigungen eingedenk, und kann sie nicht so leicht vergessen*). Das ist was als der Beachtung des erlauchten Senates würdig ich über die Person des Kaisers berichten kann."

Als Contarini diesen Bericht schrieb, war der Kaiser Karl V. 25 Jahre alt. Die betreffenden Worte, welche den Ausdruck „Rachsucht" nicht einmal rechtfertigen, geschweige denn andere Zusätze — jene Worte die auch Contarini selber nicht nach eigener Wahrnehmung oder Ueberzeugung geschrieben, werden von den späteren Venetianern, die den gereifteren Kaiser charakterisiren, nicht bestätigt.

Ich könnte nun noch mich beziehen auf die glänzende Charakteristik des Kaisers durch Melanchthon im Jahre 1530**). Eben diese ist aber in letzterer Zeit mehrfach wieder gedruckt. Sie athmet Begeisterung für den damals dreißigjährigen Kaiser. Und mit dieser Vergleichung dürfte der gute Wille des Herrn Maurenbrecher in ein hinreichend klares Licht gestellt seyn.

Dazu treten Irrthümer anderer Art. Vor allen Dingen findet nicht immer ein richtiges Verhältniß in der Darstellung

---

*) è naturalmente Cesare memore delle injurie fattegli, nè le può dimenticare così facilmente.

**) Corpus Reformatorum II. 430.

ſtatt. Geringfügige Vorfälle werden ausführlich erörtert; der ſo unendlich tief in die Schickſale des deutſchen Volkes einſchneidende Bauernkrieg wird abgethan in möglichſt kurzer Weiſe. Ueber den Urſprung deſſelben kein Wort. Aber dann kurz die Charakteriſtik (S. 14): „die Macht der einzelnen Landesherren hat dann auch die Bauern niedergeworfen: es iſt im Reiche Alles beim Alten geblieben.“ Ich habe nicht unterlaſſen können, zur Hervorhebung dieſe letzten Worte zu unterſtreichen.

Ueberhaupt geht dieſe Einleitung des Herrn M. raſch und leicht über die ſchwierigſten Fragen hinweg. Er begnügt ſich nicht mit der Art und Weiſe, wie Herr Ranke die Ausnutzung des Reichstags-Schluſſes von Speyer im Jahre 1526 vertheidigt hat. Herr M. ſagt ohne weitere Erörterung (S. 19): „Nachdem einmal auf dem Reichstage von Speyer 1526 die Freunde der Reformation den Rechtsboden zur Befeſtigung ihrer kirchlichen Neuerungen erobert hatten“ u. ſ. w. Er geht dann weiter und ſagt, bei Gelegenheit des Nürnberger Friedens im Jahre 1532 (S. 85): „Damit aber, meine ich — nämlich ich, der Hiſtoriker Maurenbrecher anno domini 1865 — iſt von Reichswegen und durch des Kaiſers Autorität das proteſtantiſche Princip des Speyerer Tages von 1526 auf's neue zur Geltung gebracht. In dieſem Frieden iſt die Rechtsgültigkeit dieſes Principes vollſtändig zu Gunſten der proteſtantiſchen Oppoſition, die kühn auf ihren Grundſätzen verharrte, anerkannt worden.“

So der Herr Maurenbrecher. Es iſt in ſeinem Intereſſe zu beklagen, daß er nicht vor nun 330 Jahren den betreffenden Perſonen dieſe ſeine Meinung hat darlegen können. In Betreff der Sache ſelbſt dürfte weniger etwas zu beklagen ſeyn. Denn wenn die nachträgliche Meinung des Hiſtorikers M. vom Jahre 1865 begründet, wenn das Princip des cujus regio ejus religio — denn dieß und kein anderes iſt das hier in Rede ſtehende Princip — bereits im Jahre 1532 reichsrechtlich anerkannt wäre: ſo ſcheint es, daß dann

Digitized by Google

diejenigen Personen, in deren Interesse diese Anerkennung lag und die sich auch so ziemlich auf ihr Interesse verstanden, auch damals, ohne die nachträgliche Meinung des Historikers M. von 1865 zu kennen, es selber so angesehen haben würden.

Diese Proben dürften genügen zu dem Beweise, daß von dem Buche des Herrn M. für die Wissenschaft weder Schaden noch Nutzen zu erwarten ist. Kein Nutzen — denn die Dinge, die Herr M. sagt, sind eben sein Eigenthum. Kein Schaden — denn es scheint uns doch, daß Herr M. auch für seine eigene Partei des Guten, was ich nämlich aus Höflichkeit für ihn gut nenne, zu viel gethan hat.

Herr M. versteht es unbekannte Aktenstücke an's Licht zu ziehen und correkt drucken zu lassen. Den Noten unter dem Texte seines historischen Versuches gemäß, wo er gern Gelegenheit nimmt die Fehler in den Abdrücken von Aktenstücken durch Andere nachträglich zu berichtigen, hat er eine große Abneigung gegen jede Incorrektheit solcher Abdrücke. Warum will er nicht bei jener ehrenhaften Beschäftigung bleiben? Es ist eine leidige Eitelkeit unserer Zeit, daß so oft sich Leute finden die darum, weil sie Urkunden und alte Akten richtig lesen können, sich nun auch für berufen halten, als Geschichtschreiber aufzutreten. Herr M. würde jedenfalls sich ein größeres Verdienst um die Wissenschaft erwerben, wenn er den neuen Aktenstücken die er geben will, eine Einleitung hinzufügte, welche für jedes einzelne derselben die Beziehungen zu den bereits bekannten angäbe und nachwiese.

Allein wenn es sich auch nicht der Mühe verlohnt, den besonderen Irrthümern eines einzelnen übereifrigen Schriftstellers dieser Richtung zu folgen, über die im Großen und Ganzen der Professor Heinrich vor siebenzig Jahren das vorerwähnte, leider aber heute nicht minder sondern mehr als damals zutreffende Urtheil bereits gesprochen: so ist es doch nicht überflüssig, sondern wegen der enormen Quantität jener Art von historischer Literatur, die täglich mehr in's Kraut wächst, eher verdienstlich die Sache genereller anzufassen.

Digitized by Google

Gemeinſam iſt jener ganzen Richtung namentlich die kritikloſe Uebernahme der von Sleidan zuerſt fixirten, hernach jedoch immer weiter entwickelten Tradition. Die Worte: Reformation, Evangelium, Nation, Proteſtantismus, Gewiſſensfreiheit u. ſ. w. werden endlos gebraucht oder vielmehr mißbraucht, ohne daß dieſelben in ſcharfer Weiſe gemäß der Auffaſſung jener Tage ſelbſt definirt würden. Von Pflicht und Recht iſt dagegen ſelten die Rede. Unter ſolchen Umſtänden ſchafft die Anhäufung von bisher unbekanntem geſchichtlichen Materiale geringe Frucht. Das Beiſpiel des Herrn M. iſt darüber ſelbſt in hohem Maße belehrend. Er kennt dieß neu gefundene Material der letzten Jahrzehnte, und doch hat dieſe Kenntniß ihn nicht geſchützt, die franzöſiſche Verläumdung gegen den Kaiſer, für die weder das alte noch das neue Material einen Anhaltspunkt bietet, nicht bloß für wahr zu halten, ſondern auch zum Ausgangspunkte ſeiner Auffaſſung zu machen.

Die wahre Auffaſſung der Geſchichte jener Zeit dagegen hat damit zu beginnen, daß ſie ſich völlig frei zu machen ſucht von der beſagten Tradition. Dieſe Aufgabe iſt nicht leicht, am wenigſten für diejenige Partei, welche zur Zeit in Deutſchland quantitativ die Oberhand hat. Und zwar deßhalb nicht, weil dieſe Tradition über den Kaiſer Karl V. zu betrachten iſt wie ein integrirender Theil der geſammten Tradition, die namentlich in den letzten dreihundert Jahren ſich wie eine düſtere Wolke über Deutſchland gelagert hat, und an Finſterniß zunimmt mit jedem Buche das in der Art des Herrn M. über ſie geſchrieben wird.

Suchen wir dieß klarer zu machen durch eine möglichſt gedrängte Ueberſicht der Entwickelung der hier in Betracht kommenden Dinge.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

II.

Peter Cornelius.

III. Cornelius als Direktor der Akademie in Düsseldorf.

Gegen Ende des Jahres 1819 brach Cornelius nach Deutschland auf und ließ sich, da seine Anstellung in Düsseldorf noch immer nicht geordnet war, zunächst in München nieder. Er nahm hier die Gastfreundschaft seines Freundes Ringseis in Anspruch und wohnte bei demselben acht Monate hindurch (in der Fürstenfeldergasse). Hier war es, wo er die ersten großen Cartons für die Glyptothek ausführte. Oftmals arbeitete er bei Nacht beim Scheine von zwölf Kerzen. Und allabendlich fand sich eine Schaar von hochgebildeten und gleichgesinnten Freunden bei ihm ein, durch deren Gespräch über Kunst und Leben er reiche künstlerische Anregung und Befruchtung der Phantasie empfing.

Endlich im Spätsommer des Jahres 1820 reiste Cornelius nach Berlin, um die noch immer schwebende Angelegenheit wegen Düsseldorf zu bereinigen, und darauf im Jahre 1821 übernahm er wirklich die Leitung der Kunst-Akademie daselbst. Wie er hier die tiefgesunkene Anstalt alsbald mit seinem mächtigen Geiste durchdrang, reformirte und sie zu europäischem Rufe emporhob, ist bekannte Thatsache. An die

Digitized by Google

Stelle des für alle gleichen steifen Zopfes und des todten Gliedermannes trat jetzt das Studium der Natur selbst und die freie Entwicklung der Individualitäten. Immer predigte der neue Direktor den Schülern: „Wahrheit vor Allem! Meidet allen Schein und alle Eitelkeit. Unser Glück ist die Ausübung unseres Berufes und damit sind wir reicher und bevorzugter als die Reichsten“ *).

Eine Reihe trefflicher Schüler, durch sein Wort und Vorbild begeistert, schaarte sich um ihn, fast nur eine Familie bildend. Unter ihnen waren Kaulbach, Götzenberger, Stilke, Stürmer, Röckel, Anschütz, Eberle, Hermann und E. Förster die bedeutendsten. Sie halfen dem Meister bereits bei der Ausführung seiner Cartons für die Glyptothek, und erhielten auch bald anderweitige Aufträge. So hatten sie in Bonn die akademische Aula, in Koblenz den Assisensaal und mehrere Ritterschlösser und Villen**) der Umgebung in Fresko auszumalen. Auch Fahnenbilder, Theatervorhänge (Röckel) und Madonnenbilder (Götzenberger) wurden vom Meister ihnen übertragen. Manchmal hatten die edlen Kunstjünger bei einer Arbeit nur Wasser und Butterbrod, aber doch waren sie zufrieden und glücklich.

Cornelius selbst war über den Aufschwung seiner Kunstschule sehr erfreut. Er schrieb darüber an Schlotthauer in München, der daselbst sein Mitarbeiter an der Glyptothek, innigster Freund und Geschäftsträger war***), von Düsseldorf aus (18. März 1822):

*) E. Förster, selbst einer seiner Schüler von damals, hat dieses Düsseldorfer Leben anmuthig geschildert, Geschichte der deutschen Kunst IV. 8—11.

**) Stein, Spee, Hompesch und Plessen bestellten bei Cornelius Fresken für ihre Villen (Brief des Cornelius von 1824).

***) Er nennt ihn in Briefen: Mein Alter Ego, mein fünfzehnter Nothhelfer. mein Oberschatzmeister, mein Geschäftlhuber. Schlotthauer hatte ihm seine Gelder zu verwalten, Farben zu schicken, Wohnungen

Digitized by Google

„Ich bin jetzt recht bei meinem großen Carton und hoffe, daß er gut ausfallen wird, Götzenberger hilft mir dabei und macht sehr große Fortschritte, sowie auch Stürmer. Sie werden sich recht freuen, ihre Studien nach der Natur zu sehen. Es ist merkwürdig, in wie kurzer Zeit man so viel lernen kann, es übertrifft bei weitem meine Erwartungen. Ich bin überhaupt sehr mit meinem akademischen Anfang zufrieden, und sehe, wie man auf dem rechten Wege auch die Masse der Künstler und Kunstjünger fördern und einen bessern Sinn verbreiten kann, und wie sehr sich der Weg durch vernünftigen Unterricht abkürzen läßt. Wir waren darüber längst einig, aber es ist gut, daß es sich öffentlich praktisch bewährt*).

Grüßen Sie mir alle Freunde und Bekannte auf's herzlichste und liebreichste, und sagen Sie allen, denen es Freude macht zu hören, daß ich Bayern mit Zärtlichkeit in meinem Herzen trage und mit rechter Sehnsucht dahin verlange. Gott segne es und seinen trefflichen König, erst jetzt schätze ich ihn ganz und liebe ihn immer mehr, er ist der Titus der Deutschen. Sie glauben nicht, wie sehr man in ganz Deutschland auf Bayern blickt, welche Hoffnungen, welche heiße Wünsche und

---

zu besorgen, bei dem Glyptothekschmuck ihn zu vertreten u. s. f. Der Kronprinz, Ringseis und Schlotthauer sind meine besten Freunde in München: erzählte Cornelius oft in Düsseldorf. Brief des Professors Wintergerst in Düsseldorf.

*) In einem spätern Brief an Schlotthauer vom 13. November 1824 sagt er: „Daß Dir mein großer Carton gefällt, ist für mich eine große Aufmunterung, denn Dein Urtheil ist für mich von hoher Bedeutung und ich danke Gott, daß er mir einen solchen Freund bei solchen Unternehmungen zur Seite gestellt hat. So rechne ich nun auch auf Dich, mein lieber theurer Schlotthauer, ganz besonders bei der nun vorzunehmenden Reform der Akademie (in München). Hier wird nicht mehr von Theorien die Rede seyn, sondern wie die Kunst durch die einfachsten Mittel wieder in's Leben wirken soll. Hier ist diese Aufgabe dergestalt gelöst, daß sie alle meine Erwartungen und Wünsche überflügelt hat. Gott allein die Ehre!"

Digitized by Google

Gebete dahin gehen. Der Himmel gebe, daß es seine hohe Bestimmung einsähe und darnach thue!"

Das Verhältniß des Meisters zu München und seiner dortigen Aufgabe war so geordnet, daß er im Winter jedesmal in Düsseldorf weilte, docirte und die Cartons zur Glyptothek durchführte, im Sommer aber, wo ohnehin wenige Eleven an der Akademie waren, mit den besten Schülern nach München übersiedelte, um dort in der Glyptothek die Bilder al Fresko auszuführen. Dabei wurde er vor Allen durch seine beiden Freunde Cl. Zimmermann und J. Schlotthauer unterstützt.

Uebrigens hatte man in München schon im J. 1822 den Versuch gemacht, ihn daselbst ganz festzuhalten. Man wollte ihn wohl als zweiten Direktor an der Akademie anstellen. Aber er wies es im gerechten Selbstgefühl ab, wie wir aus einem Briefe an Schlotthauer vom Sylvesterabend 1822 sehen. Er sagt dort:

„Vermuthlich wird sich mein Verhältniß zu Preußen nicht lösen; wenn ich die Zeichen und Winke meines Schutzengels recht verstehe, so soll ich vor der Hand nicht nach Bayern —. Zwischen Langer und Klenze hineingeschoben, wäre ich das fünfte Rad am Wagen, bei euch muß immer ein Diktator seyn, ich aber habe wenig Lust, unter Klenze's Oberherrschaft eine immer gelähmte und nur halbe Wirksamkeit zu wählen, indem mir eine freiere, ehrenvollere und in allen Beziehungen freundlichere offen steht. Wenn es meine Sache nicht ist, mich vorzudrängen, so lasse ich mich aber auch nicht in den Winkel schieben, um des Zweckes und der Sache selbst willen. Ich werde darüber zu seiner Zeit dem Kronprinzen auf's freimüthigste meine Gedanken mittheilen, ich bin's ihm und Bayern schuldig"*).

*) Er schließt den Brief: „Grüße den treuen Ringseis. Möchte es doch Gott gefallen, mir die Kinder (die am Scharlachfieber darniederlagen) zu lassen! Bete für sie und für Deinen Dich innigliebenden P. Cornelius." Noch setzt er bei: „Möchte doch das

Die Tage in Düsseldorf waren aber auch nicht durchaus heiter. Seine beiden Kinder, Josephine und Helene, waren durch das Scharlachfieber dem Tode nahegebracht. Dann aber wurde seine Gemahlin selbst von einer höchst schmerzlichen Krankheit erfaßt, die auch ihm unsägliche Sorgen und Leiden bereitete. Er berichtet selbst über den Verlauf und die Heilung dieser Krankheit in zwei Briefen, wovon der letzte wieder einen Blick in das religiöse Heiligthum seines Herzens gestattet. Zuerst meldet er im Dezember 1824: „Ich habe ein großes Kreuz im Hause, meine arme Frau ist seit einem Jahre abwechselnd krank, ich habe keine fröhliche Stunde in meinem Hause und öfter Tag und Nacht keine Ruhe. Wie sehr und wie oft mich alles das in meiner Arbeit stört, kannst Du wohl denken. Zum Glück ist der Gegenstand meines jetzigen Cartons (Unterwelt?) von der Art, daß meine jetzige Seelenstimmung wohl dazu paßt.“ Aber den 10. April 1825 schreibt er voll der Freude:

„Mein lieber, bester Freund! Deine Vorhersagung, daß nach Leiden Freuden, nach Sturm und Ungewitter heitere Tage folgen, ist durch die Barmherzigkeit Gottes auf eine wunderähnliche Weise bei mir eingetroffen. Gottes Hand hat schwer auf mir gelastet, aber sie hat mich nicht erdrückt. Als meine arme Frau von aller menschlichen Weisheit aufgegeben war und wir mit Ergebung in den höchsten Willen das Aeußerste erwarteten, wandten wir uns allein an den, der da ist der Herr des Lebens. Am Tage, als der Priester das heilige Abendmahl brachte und Alles in stiller Rührung auf den Knien um das Krankenlager lag, da betete ich: Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest in mein Haus, aber sprich nur ein Wort, und sie wird gesund! Nach wenig Tagen nahm die Krankheit eine andere Wendung, es bildete sich ein Abscеß am Unterleibe, der mit ungewöhnlicher Schnelle zur Reife kam und den Krankheitsstoff

---

kommende Jahr ein Jahr des Heils für unser Vaterland seyn!“ Der Patriot vergißt nie das Vaterland.

Digitized by Google

entladete und noch entladet. Die Kranke beſſert (ſich) von Tag zu Tag und mit der größten Hoffnung ſehen wir ihrer gänzlichen Geneſung entgegen. Denke Dir die fromme Dankbarkeit der Kranken zu Gott und unſer aller Jubel, und ſo war uns denn das heil. Oſterfeſt ein wahres Feſt der Auferſtehung!"

Unterdeſſen waren wichtige Veränderungen eingetreten. Der Direktor der Münchener Akademie der Künſte, Peter von Langer, der alte Lehrer und Landsmann des Cornelius, war im J. 1824 geſtorben. Und nun erging alsbald an Cornelius durch Vermittlung des Kronprinzen der Antrag, an der Münchener Akademie die Direktorſtelle zu übernehmen. Frau Medicinalräthin Ringseis hatte den Auftrag, zuerſt dieſe Kunde dem Meiſter Cornelius zu ſchreiben, worauf er ebenſo geiſtreich als galant antwortete: „Verehrteſte Freundin! Ich ſehe es als eine gute Augurie an, daß ich aus den Händen einer der ſchönſten und geiſtreichſten Damen meines neuen Vaterlandes die Urkunde meiner Kunſtkönigswürde daſelbſt empfangen habe. Offenbar iſt dieſes die entgegengeſetzte Stimme, die den Mac-Bet als König begrüßte, und ſo werden auch die Folgen die entgegengeſetzten ſeyn. Peter Cornelius. Düſſeldorf, 2. September 1824."

Aber dem Umzuge nach München traten noch manche Schwierigkeiten entgegen. In München ſelbſt wollte man (Miniſter Thürheim) zu ſparen anfangen und dem neuen Direktor weniger Gehalt geben, als Langer bezogen hatte. Darüber war Cornelius entrüſtet und ließ durch Profeſſor Wintergerſt in Düſſeldorf an Schlotthauer ſchreiben, zur Mittheilung an den Kronprinzen*): „Darauf könne er nicht eingehen, das verbiete ihm ſein künſtleriſches Ehrgefühl, weniger Gehalt zu nehmen als ſein Vorfahrer gehabt, auch möchte er die Stelle für ſeinen Nachfolger nicht verringern. Auch habe er viele Bedürfniſſe, ſehe gerne ſeine Freunde und

*) Am 15. Oktober 1824.

Digitized by Google

Schüler bei sich, was größern Aufwand nothwendig mache. Er müsse also bei dem bisherigen Gehalte beharren." Endlich wurde dieser Anstand gehoben.

Andererseits machte die preußische Regierung Schwierigkeiten ihn zu entlassen, da die Blüthe der Düsseldorfer Akademie nach seinem Abgang in Frage gestellt war. Auf sein Entlassungsgesuch erhielt er vom Minister Altenstein keine Antwort. Cornelius theilte diesen Grund seines langen Ausbleibens durch Schlotthauer dem Kronprinzen von Bayern mit und ebenso den Professoren der Münchener Akademie, denen er sich in einem artigen Schreiben als neuen Direktor vorstellt und seine Freude ausdrückt, mit solchen Collegen bald gemeinsam zu wirken*). Endlich erhielt der Künstler die gewünschte Entlassung mit allen Ehren aus dem preußischen Staatsverbande und konnte jetzt erst in den bayerischen Staatsdienst förmlich aufgenommen werden, was im Monat März 1825 geschah. Und nun schrieb er voll Frohlocken an Schlotthauer: „Nun bin ich a a Boar und ganz zufrieden!" Er kündigte an, daß er auf Flügeln nach München eilen werde, um den Kronprinzen zu sehen und ihm den neuen Carton zu zeigen, während seine in Reconvalescenz begriffene Frau mit Kindern erst später folgen könne. Und so verließ Cornelius Düsseldorf, wo man seinen Verlust als unersetzlich beklagte, und zog für lange nach Bayerns Hauptstadt über!

IV. Leben und Wirken des Cornelius in München.

Es war im Laufe des Sommers 1825, daß Cornelius mit seinen besten Schülern ganz nach München übersiedelte und sein wichtiges Amt an der Akademie antrat**).

---

*) Das Schreiben vom 18. Dezember 1824 befindet sich sammt der kühlen Antwort vom ersten Professor Robert Langer in der Autographen-Sammlung der k Hofbibliothek in München.

**) Früher wohnte er im Himbselhaus, von da an in der Ludwigs-Straße.

Raſtlos arbeitete er von nun an mit aller Kraft an der Ausſchmückung der Glyptothek. Bisher hatte er häufig von Düſſeldorf die Cartons und Farbenſkizzen oder bloße Angabe der Farben durch Worte an Schlotthauer geſchickt. In den Briefen kommen Weiſungen vor für Zimmermann, Stiglmayer, Schwanthaler, Ohlmüller und Viotti. Thierſch wird um genaue Angabe der Mythe in Fällen des Zweifels befragt. Jetzt war er immer ſelbſt zur Hand und in erſter Linie.

Als König Max I. unerwartet ſchnell geſtorben war, beſtieg Ludwig I., ſchon früher der Mäcen der Künſte, den Thron Bayerns. Nun ſchien die Zeit gekommen, wo die großen langgehegten Pläne, Bayern an die Spitze der Kunſtthätigkeit in Europa zu bringen, zur Ausführung kommen ſollten. Peter Cornelius aber ſollte der leitende Mittelpunkt der ganzen Bewegung werden, der Herkules welcher den von der Manier und dem Zopf gefeſſelten, menſchenbeglückenden Prometheus der wahren Kunſt in Freiheit ſetzen ſollte. Der neue König erſchien am letzten Tage des Jahres 1825 in der Glyptothek. Cornelius, der eben dort arbeitete, hatte den erſten Saal, den der Götterwelt vollendet. Hocherfreut über die Herrlichkeit dieſer Schöpfungen hing der König dem Künſtler mit eigener Hand den Verdienſtorden der bayeriſchen Krone an, mit welchem der perſönliche Adel verbunden iſt, und ſprach dazu die Worte: „Das Kreuz iſt das erſte, welches ich ſeit meiner Thronbeſteigung verleihe; man pflegt Helden auf dem Schauplatze ihrer Thaten zu Rittern zu ſchlagen.“ Von da an alſo war unſer Meiſter Ritter von Cornelius. Im Hinblicke aber auf die Worte welche Jakob Grimm am Schiller-Feſte über ſolche fürſtliche Adelung großer Männer geſprochen, die in ihren Werken ihr Adelsdiplom vor aller Welt ſelbſt geſchrieben haben, bleiben wir bei dem bisherigen Namen Peter Cornelius.

Cornelius hat als Künſtlerfürſt in München wahrhaft große Thaten vollbracht. Drei Schlachtfelder ſind ihm hier

Digitized by Google

geworden, auf denen er seine Meisterschaft nicht im Zerstören sondern im Aufbauen erprobte und die seinen Namen unsterblich machen. Ich meine die Glyptothek, die Loggien der Pinakothek und die Ludwigskirche.

Was die Glyptothek betrifft, so sollte dieser im griechischen Tempelstyl von Klenze entworfene Bau die vom Kronprinzen in Rom und Italien erworbenen sowie die ererbten Schätze der antiken, griechisch-römischen Skulptur aufnehmen, also die Bilder der Götter und Helden der klassischen Welt. Als Eingang zu dieser Prachtsammlung dachte sich der kunstsinnige Fürst zwei Säle, welche den Inhalt aller folgenden Räume im Kleinen und in systematischer Weise darstellen sollten. Was später in den Einzelnstatuen, Gruppen und Reliefs getrennt und stückweise zur Anschauung käme, sollte in diesen Vorsälen in einem vollendeten Ueberblicke vor Augen treten. Es sollte hier gleichsam eine totale Inhaltsanzeige des ganzen Baues gegeben seyn. Dazu, diese Aufgabe al Fresko in großartigen Farbenbildern zu lösen, war Cornelius berufen. So kam er dazu, die ganze antike Götter- und Heroenwelt wieder zu geben. Den Eingang, das Vestibul, sollte die Zwischenhalle bilden. Hier deutete Cornelius den Ursprung, die Geschichte und die Feinde der Kunst überhaupt an, indem er die Mythe vom Prometheus in wunderbaren Bildern am Plafond ausführte. Der erste Saal zeigt dann die sogenannte zweite Götterwelt der Griechen, wie sie Hesiod und Homer poetisch gestaltet haben, und zwar vorzüglich die Götter der Luft (Himmel), des Meeres (Wasser) und der Erde (Unterwelt), während die Bilder des zweiten Saales die Scenen des trojanischen Krieges vor Augen führten, wie sie Homers unsterbliche Gesänge uns berichten, zumal des Achilleus Zorn, den Kampf um des Patroklus Leiche und den Brand von Troja.

Leider wurde dieser erste Plan der Anordnung des Ganzen aufgegeben. Man fand den projektirten Eingang an der Nordseite vom Garten aus unpassend und legte nun die

Digitized by

Thüre im Süden an, so daß des Cornelius Fresken jetzt erst am Schlusse der griechischen Skulpturen, vor dem römischen Saale eingefügt sind, also ohne innern organischen Zusammenhang mit dem Ganzen. Wenn aber auf solche Weise auch diese Bilder aus ihrer natürlichen Stellung im Baue gerückt sind, so bleiben des Cornelius Schöpfungen in der Glyptothek doch für immer Wunderwerke des Geistes, nicht hoch genug zu preisende Gebilde der modernen Kunst.

Es kann mir nicht einfallen, den ganzen reichen Cyklus dieser großen und kleinen Freskobilder mit Arabeskenumrankung hier aufzurollen, ihre oft unvergleichlichen Schönheiten anzudeuten oder ihre kleinen Mängel aufzusuchen. Das Alles ist schon oft genug geschehen*). Mir genügt hier, zu appelliren an das einfache unverdorbene ästhetische Gefühl eines Jeden. Wer immer in solchem Seelenzustande die Glyptothek besucht, wird, nachdem er mit forschendem Blicke die Säle mit den unvergleichlichen Statuen von Hellas durchwandert hat, beim Eintritt in den Götterſaal des Cornelius bekennen: Hier bin ich in eine neue aber ebenbürtige Welt gelangt, diese Gestalten sind ganz im Geiste der ältern antiken Kunst gedacht, aber doch wieder neu, durch das Auge und die Hand eines deutschen gewaltigen Meisters gegangen und in niegesehene Formen gegossen! Der Besucher dieser Säle, welche die Schöpfungen des Cornelius enthalten, fühlt sich hier nicht herabgestimmt, wenn er auch zuerst die Muse des Ageladas, die Aegineten und die Niobiden geschaut hat, während er beim Betreten des Saales mit modernen Skulpturen leicht von diesem Gefühl des Schlechteren, Unvollkommneren, Entarteten beschlichen wird.

---

*) In der ersten Beschreibung der Glyptothek', in den Fremdenführern von Marggraff, von Söltl, von Al. Müller, bei Förster, Riegel ꝛc. Wolzogen (S. 46 — 53) hat jeden vorkommenden vermeintlichen Verstoß gegen Zeichnung, Mythologie oder Färbung treulich registrirt.

Digitized by Google

Ja die Fresken der Glyptothek enthalten eine Fülle des Herrlichsten und Großartigsten, was die Kunst überhaupt geschaffen hat. Durch Grandiosität der Gedanken und Gestalten, durch die packende Wahrheit des Ausdrucks, durch die Macht der Leidenschaft, durch die Kühnheit der Bewegung, durch den architektonischen Aufbau des Ganzen wetteifern sie mit den besten Malereien aller Zeiten. Weniger tritt freilich die reine Grazie hervor. Selbst die Färbung der Fresken hat hier noch eine Vollkommenheit die später bei Cornelius immer seltener wurde. Das Ganze ist ein immerwährendes Zeugniß von der ächtpoetischen Genialität des Meisters, welcher sich ohne philologische Bildung in die Tiefen der alten Welt, in ihre Mysterien und Formen*) mit solchem Geschicke zu versenken wußte.

Um das Jahr 1830, also in zehn Jahren, wurde diese riesige Arbeit der Glyptothek-Fresken vollendet. Während der Ausführung war dem Meister bereits Anerkennung und Bewunderung von allen Seiten zugeflossen. Der alte Göthe sprach nochmal öffentlich sein Lob aus. Beim Dürer-Feste in Nürnberg (6. April 1828), das Cornelius mit Familie und einer ganzen Karawane von Freunden besuchte, wurde er als zweiter Dürer bis zum Ueberdruß gefeiert. Von der Regierung Belgiens wurde eine Commission nach München gesandt, um des Cornelius Werke und Malweise zu studiren. Als dann Thorwaldson nach München gekommen (1829) und ihm zu Ehren ein Festmahl im Paradiesgarten stattfand, saß Cornelius neben Thorwaldson und hatte auf ihn den begeisterten Toast auszubringen. Bei den Künstler-Maifesten auf der Venterschwaige war Cornelius meist der bewegende Mittelpunkt. Alle Männer von Bedeutung, die

*) Die Cartons dieser Glyptothekbilder sind im Besitze des preußischen Staates, aber noch in Kisten verpackt. Nur Herr Geheimrath von Ringseis hat den herrlichen Carton des entfesselten Prometheus.

Digitized by Google

nach München kamen, ſuchten ihn auf und brachten ihm ihre Huldigung. Der König ſelbſt kam öfter zu ihm. Er ſtand in ſtetem Verkehr mit Männern wie Ringseis, Görres, Brentano, Thierſch, Baader, Laſaulx, Döllinger, Schubert. Gärtner, Klenze, Schlotthauer, Schwanthaler, H. Heß, J. Schnorr, Zimmermann, Kaulbach ſtanden als Collegen, Freunde oder hochbegabte Schüler ihm zur Seite, denen um des Meiſters willen bald herrliche Aufträge zukamen, ſo die Schmückung des Palaſtes von Herzog Max, des Odeons, der Arkaden des Hofgartens und der neuen Reſidenz.

Allabendlich faſt fand ſich bei Cornelius Geſellſchaft ein, welche gaſtfreundlich bewirthet wurde*). Dabei blieb der Meiſter aber immer einfach, beſcheiden, entſchieden, wahr und natürlich, Feind aller Lüge, alles Scheines und alles affektirten, theatraliſchen Weſens. Er beſuchte als ächter Münchener Bürger die Sommerkeller der Stadt und trank da mit Luſt unbekannt ſein Glas guten Bieres. Von gleichem Verlangen nach einer ächten Quelle des berühmteſten Erzeugniſſes von München getrieben verſchmähte er es auch nicht, das Kloſter der Franziskaner am Lehel aufzuſuchen und dort ſich ein Stündchen der Erholung zu vergönnen.

Als die Ausſchmückung der Glyptothek vollendet war, wurde dem Meiſter zu Ehren ein großes Feſt im Frohſinn-Lokale zu München begangen, das die ganze Künſtlerwelt und die höchſten Perſonen um ihn verſammelte. Damals war es wo zum erſtenmale das Lied geſungen wurde, das Clemens Brentano umformte aus dem alten Volksliede vom Prinzen Eugenius**). Damals ſtimmte der volle Chor von

*) Bei ſolchen Abendzirkeln entwarf Cornelius oft ſchnell (in ¼ Stunden) mit dem Stifte das Porträt eines Anweſenden. So ſind die Porträts entſtanden welche Geheimrath Ringseis von der Hand des Cornelius beſitzt, nämlich das des Conrad Eberhard, des Profeſſors Röſchlaub und des Fräulein Schilcher, geiſtreich und charakteriſtiſch.

**) Clemens Brentano tauft es alſo: „Peter Cornelius ſtatt Prinz Eugenius. (Zum Lohne des Erſtern im Tone des Letztern)."

Digitized by Google

hundert Männerſtimmen zuerſt in Gegenwart des Meiſters und ſeines hohen Protektors, des Königs, das Lied an:

Peter Cornelius der edle Ritter
Wollt dem König wied'rum kriegen
Stadt und Feſtung am Parnaß;
Er ließ ſchlagen die Perücken,
Riß die Zöpfe aus den Rücken,
Steckt den Krahnen in das Faß!

Und unter begeiſternden, nimmer endenden Zurufen ſchloß der Sang:

König Ludwig, du kannſt erheben
Alte Kunſt zu neuem Leben,
Bleigetroffen liegt der Schein.
Hoch Cornelius, der dich liebet,
Hoch der König, der ihn übet,
Ludwig hoch! Der Peter ward dein!

Während der Meiſter noch an den Fresken der Glyptothek beſchäftigt war, traten ſchon wieder neue großartige Aufträge an ihn heran. Er hatte das letzte Decennium die Tiefen des heidniſch-klaſſiſchen Alterthums durchforſcht und deſſen höchſte Gedanken in Bildern darzuſtellen geſucht. Jetzt ſollte er auch das Mittelalter, die reinmenſchliche Geſchichte der Malerei in einem Cyklus von Bildern anſchaulich machen und endlich das Epos aller Epopöen, die Geſchichte der Erlöſung in Chriſto, in großartigen Gemälden zu ſchildern haben.

Der König hatte eben die Pinakothek erbaut im römiſchen Palaſtſtyle, um in dieſem Prachtbaue die koſtbare, theils ererbte theils neugewonnene Gemäldeſammlung aufzuſtellen. Da die Südſeite des Baues zur Anbringung der alten Gemälde wegen der Lichtfülle nicht geeignet iſt, wurden hier 25 Loggien, d. h. eine Gallerie 419′ lang, 29′ hoch angelegt, in welcher Cornelius die Geſchichte der chriſtlichen Malerei in Wandbildern ſchildern ſollte. Gewiß ein ſinnreicher ganz geeigneter Plan! Ehe der Beſucher in den Sälen und Kabineten die Gemälde der einzelnen Schulen und Meiſter

Digitized by Google

erblickte, ſollte ihm hier eine Ueberſicht über die ganze Entwicklung der Malerkunſt, ein Leitfaden der Kunſtgeſchichte, ein kleiner Vaſari in Bildern geboten werden.

Cornelius erhielt den Auftrag hiezu bereits im J. 1827. Und noch während er mit den klaſſiſchen Fresken des Helden-Saales beſchäftigt war, entwarf er, an Vaſaris und van Manders Bericht ſich haltend, in Freiſtunden die 48 Zeichnungen*), welche Clemens Zimmermann dann in große Cartons umſetzte und in den Jahren 1827—36 al Fresko trefflich ausführte. Auch dieſe Bilder, welche alle Malerſchulen nennen von den ſtarren Byzantinern bis zur römiſchen Schule des Raphael**) und dann wieder die Nachblüthe der Malerkunſt bis auf König Ludwig I. von Bayern ſchildern, ebenſo die bedeutendſten Meiſter, ihre berühmteſten Werke und die Symbole ihres Charakters, endlich harmoniſche reizende Arabesken aus der Thier- und Pflanzenwelt, enthalten die reichſten Schätze des Schönen, Sinnigen und Graziöſen. Alles iſt hier frei, phantaſievoll, heiter und bedeutſam. Dieſe Gemälde geben die erſte Geſchichte der chriſtlichen Malerei in Deutſchland, und iſt auch nicht alles Dargeſtellte hiſtoriſche Wahrheit (z. B. Leonardo's Tod in den Armen Franz I.), ſo iſt es doch poetiſch wahr, ſchön und bezeichnend.

Endlich ſollte Cornelius auch die Erfüllung eines langgehegten Wunſches erleben, eine ganze große chriſtliche Kirche mit einem zuſammenhängenden Cyklus von Gemälden ſchmücken zu dürfen. Am Abſchluſſe der neuangelegten Ludwigsſtraße war nämlich eine neue Pfarrkirche zu Ehren des heil. Ludwig nach Gärtners Plänen gebaut worden auf Koſten

---

*) Aufbewahrt im k. Kabinet der Handzeichnungen in München. Dort ſind auch zwei andere Handzeichnungen des Meiſters von hohem Werthe, ſeine Compoſition des Abſchieds der Apoſtelfürſten und eine Grablegung.

**) Zwölf Schulen zählt Cornelius bis Raphael.

der Stadt München*) und mit Beiträgen der reicheren Kirchen der Erzdiöceſe. Dieſe großartige, im italieniſch-romaniſchen Style mit Kreuzſchiff entworfene Kirche ſollte nun dem Cornelius Gelegenheit bieten**), ſeine tiefſinnigſten Schöpfungen zu entfalten, die Größe ſeines Genies auch auf dem Gebiete des chriſtlichen Glaubens zu zeigen, an dem noch Millionen hängen und dem er ſelbſt in kindlicher Treue zugethan war, während er in der Glyptothek das Glauben und Dichten einer untergegangenen Welt ſo ergreifend zu ſchildern gewußt hatte.

Cornelius war in höchſter Entzückung über dieſen Auftrag und ſchrieb am 20. Januar 1829 darüber die begeiſterten Worte jenes Freudenbriefs an E. Linder, der in dieſen Blättern (Bd. 59 S. 730) mitgetheilt iſt.

Bald ging der entzückte Meiſter auch daran, einen Entwurf zum ganzen Werke zu erſinnen. Er dachte an die reiche Zier der romaniſchen Dome des Mittelalters und wollte bei ſeiner Arbeit dem Geiſte der Tradition folgen. Die ganze Geſchichte des Heiles von der Schöpfung bis zum Gerichte, die ganze Geſchichte der Civitas Dei ſollte zur Anſchauung gebracht werden. Das Gewölbe des Chores, das den Himmel ſinnbildet, ſollte die Offenbarung Gottes des Vaters enthalten (Gott den Vater als Schöpfer des Lichts, umgeben von den neun Chören der Engel), die drei Abſiden des Haupt- und Kreuzſchiffes ſollten die Offenbarung des Sohnes zeigen, und zwar ſo, daß im nördlichen Kreuzarme die Geburt Chriſti, an der Chorwand im Oſten hinter dem Haupt-Altar, der Opferſtätte, paſſend die Kreuzigung des Herrn und

*) Daher ſchickte Cornelius die Cartons von Rom aus auch an den Stadtmagiſtrat von München.

**) Man darf vielleicht ſagen, die Kirche iſt zum Theil für Cornelius gebaut worden, er ſollte große Flächen zu ſeinen Bildern hier erhalten. Ohne Zweifel war für die Schönheit des Bauwerks das kein Vortheil!

an der Wand des südlichen Kreuzarmes die Auferstehung des Herrn erscheinen sollte. Es wären so die drei Stadien seines Erdenlebens, das freudenreiche, schmerzenreiche und glorreiche Leben angedeutet worden. Das Gewölbe des Kreuzschiffes und die Wände des Hauptschiffes waren bestimmt, die Ausgießung des heil. Geistes, seine Offenbarung und Wirksamkeit in den Evangelisten und Kirchenlehrern, in den vier Chören der Patriarchen und Propheten, der Apostel und Martyrer, der Bischöfe und Bekenner, der Einsiedler und Jungfrauen, und im Leben der Kirche überhaupt zur Anschauung zu bringen. Am Abschlusse der ganzen Kirche, an der West-Wand, sollte wie in alten Domen (z. B. in Freising) das jüngste Gericht ausgeführt werden. Wie dieses Weltgericht einst den Abschluß der Weltgeschichte bilden wird, so sollte das Bild des Weltgerichtes hier den Abschluß der Kirche und ihres heil. Bildercyklus machen. So war der Plan des Ganzen tiefsinnig, einheitlich, großartig und mystisch-bedeutsam angelegt *).

Leider wurde Cornelius durch die finanziellen Verhältnisse, durch die Beschränktheit der verfügbaren Geldmittel bald gezwungen von diesem einheitlichen Plane abzugehen. Er mußte den Bilderschmuck des Langschiffes und der West-Wand ganz aufgeben und da das jüngste Gericht vom hohen Bauherrn durchaus gefordert und vom Maler auch sehnlich verlangt war, mußte er es an der Ostwand über dem Altare anbringen, wohin es symbolisch sowenig gehört und paßt wie in der Capella Sistina zu Rom. Die Kreuzigung wurde dafür in den südlichen Kreuzesarm verlegt und das Auferstehungsbild (Noli me tangere) wurde nur als kleineres Nebenbild im Süden angebracht, wie die Verkündung im Norden. Die Patrone des Königs und der Königin, St. Ludwig und Theresia bilden den einzigen Schmuck der Seiten-

*) Mündliche Mittheilungen von Herrn Professor Schlotthauer.

Digitized by Google

Schiffe. So ist die Anordnung der Gemälde, mit Lücken, ohne innern Zusammenhang, wie sie jetzt die Ludwigskirche zeigt, entstanden.

Doch ehe Cornelius an die Ausführung dieses wunderbaren Bilderkreises ging, reiste er nach Rom, theils um sich von den gewaltigen Anstrengungen der letzten Jahre zu erholen, theils um daselbst die nöthigen Studien zum neuen Werke zu machen, und auch um in dem Paradiese der zahllosen herrlichen Kirchenmalereien Roms die nöthigen Anregungen zu empfangen. Er reiste mit zwei Töchtern *) von München ab am 24. Juli 1830, die Künstlerschaft begleitete ihn zu Wagen bis Ebenhausen. Am Tage zuvor hatte der Minister von Schenk ihm noch ein glänzendes Abschiedsfest bereitet, wozu J. Schnorr treffliche Transparentbilder geschaffen hatte. In Rom trafen sie am 20. August ein. Ebenfalls festlich empfangen unter Thorwaldsens Leitung, ging es bald wieder an ein seliges Arbeiten und Schaffen für sein neues Werk. Er blieb diesesmal nur bis Juli 1831 in Rom, aber schon nach zwei Jahren, im Mai 1833, eilt er wieder dahin, um neuen Stoff zu schöpfen und um seinen Carton zum jüngsten Gerichte in Stille zu entwerfen.

Aus den uns vorliegenden Briefen können wir den Fortgang des Werkes, die Entstehung der einzelnen Cartons so ziemlich verfolgen. Wir heben einige bedeutsamere Stellen heraus. Im Dezember 1830 schreibt Cornelius an Schlotthauer von Rom:

„Ich schicke Dir hier zwei Bausen Fiesole's Leben (für die Pinakothek) vorstellend, nebst einem Schreiben an den König, übergib es ihm womöglich selbst. Du siehst, ich war fleißig, ebenso geht's auch mit dem Carton. Ich bin in der gespanntesten Erwartung. Ich bitte Dich mich bei Sr. Majestät über

*) Seine Frau war bereits in Rom. Er wünschte sehnlich, daß der treue Freund Schlotthauer ihn begleite und that die nöthigen Schritte, zum Theil mit Erfolg.

mein Schweigen auf's beste zu entschuldigen, ich habe im eigentlichsten Sinne Tag und Nacht gearbeitet, ich wollte ihm zum neuen Jahre damit eine Freude machen, wurde aber etwas krank. Gott beschütze unsern König und leite seinen Geist in dieser bedenklichen Zeit."

Den 5. März 1831 schreibt er an denselben:

„Grüße mir den lieben Gärtner tausendmal von mir, er solle es mir nicht anrechnen, daß ich ihm nicht geschrieben, er könne mich ja bei meiner Zurückkunft auf zehn Flaschen irgend eines beliebigen Kalibers herausfordern. — Grüße auch den wackern Hauptmann Seyfried, sage ihm, wie hoch mich der Gewinn eines solchen Freundes beglückt und wie sehr ich trachte, ihn nicht zu verlieren. Auch dieses gehört zu den Segnungen des Christenthums, daß es nicht der Blüthenzeit der Jugend bedarf, um Bündnisse auf Leben und Tod zu schließen; Seelen und Geister werden nicht alt!"

Am 1. Juli 1831 schreibt er wieder:

— — „Sage dem Schorn (Redakteur des deutschen Kunstblattes), daß der letzte Aufsatz über die Kunstausstellung hier in Rom, bei allen hier anwesenden Deutschen den größten Unwillen erregt hat, er ist nicht allein höchst parteiisch, sondern voller böser Absicht und grober Unkenntniß in Sachen der Kunst; sage Schorn, daß ich ihm die genauesten Notizen über das Beste der Ausstellung geben werde, damit das Kunstblatt die böse Stimmung wieder gut mache, die es durch obigen Aufsatz hier erregt hat. Man hält diesen Aufsatz von einem Juden Namens Dr. Gans*), ein Polyhistor und Vielredner."

Während die Kreuzigung schon 1831 in Rom vollendet wurde, entstand die Zeichnung zur Anbetung des neugebornen Christus durch Hirten und Magier im Sommer 1832 in München. Da schreibt er am 21. Juni an E. Linder:

---

*) Der bekannte hegelianische Rechtsphilosoph, der also auch in Kunstartikeln arbeitete.

Digitized by Google

„Beiliegend erhalten Sie eine kleine Bauſe nach einer eben gefertigten Zeichnung zu einem großen Carton (Gegenſtück der Kreuzigung); und ſtatt ſie Ihnen zu erklären, bitte ich mir eine Erklärung darüber von Ihnen aus. Es hätte für mich einen Reiz, in Ihrem Geiſte den meinen gleichfalls veredelt und anmuthiger wieder zu ſehen."

Nach ſeiner zweiten Reiſe nach Rom ſchreibt er unter den Studien zum Entwurf des jüngſten Gerichts, an Schlotthauer (8. Juli 1833):

„Kurz nach meiner Ankunft fing ich eine große Zeichnung an, die ich viel mehr als gewöhnlich ausführe, und indem ich in die Schauer der Unterwelt und durch die Kreiſe der Himmel wandelte, kam mir dieſe Welt etwas abhanden, die mir ohnedieß täglich ſchaler und geſchmackloſer wird."

Am 20. Auguſt 1833 kann er ſchon melden:

„Mit meiner Arbeit geht es zu meiner, aber noch mehr zu Allerwelts Zufriedenheit, ich habe eine Zeichnung gemacht die — doch ich darf's ſelbſt nicht ſagen, genug ſie gefällt Freund und Feind, ſo daß ſelbſt der Neid verſtummt. Dieſe Aufmunterung iſt aber auch nothwendig bei einer beinahe ſo verwegenen Unternehmung."

Am 12. Oktober 1833 ſchreibt er wieder von Rom aus an E. Linder, um Verzeihung des langen Stillſchweigens bittend:

„Ich wäre in Verzweiflung, wenn nicht das Ungeheuerſte, das Unerhörteſte, wenn nicht das Weltgericht ſelbſt mich in Schutz nähme. Nie hat man wohl eine Dame auf eine großartigere Weiſe um Verzeihung gebeten, und indem ich das Univerſum zu Ihren Füßen lege, erwarte ich getroſt mein Urtheil! — Nun iſt die Zunge gelöst! ich darf Ihnen ſagen, daß ich eine ſelige Zeit, die Hochzeit, die Erfüllung meiner heiligſten Wünſche hier feiere! Wie wenige Menſchen erlangen ein ſolches Glück und wie wenig iſt die Welt geeignet zu ſolcher Erfüllung!"

In den Jahren 1834 und 35 vollendete er den Carton zum Gerichte und eilte dann nach München.

Digitized by Google

Auf der Heimreiſe ſchreibt er von Venedig aus am 5. Juni 1835: „Deinem Verlangen gemäß zeige ich Dir nun an, daß ich hier glücklich angekommen bin. Ich wohne in demſelben Gaſthauſe, wo wir vor fünf Jahren zuſammen waren. Was liegt Alles zwiſchen dieſer Zeit. Gottes heiliger Wille geſchehe immer, er ſei geprieſen in allen ſeinen Rathſchlüſſen!“

So viel von der Zeit der Vorarbeiten und Studien für die Gemälde der Ludwigskirche.

Die folgenden Jahre von 1836 bis 40 waren nun beſtimmt zur Ausführung dieſes großartigen Gemäldecyklus, beſonders des jüngſten Gerichtes al Fresko in der Kirche ſelbſt. Es dienten hiebei dem Meiſter als treue Gehilfen die Maler Hermann, Helweger, Heiler, Halbreiter, Lacher, Stürmer, Kranzberger und Moralt. Das größte aller Gemälde Bayerns, das jüngſte Gericht, führte Cornelius ſelbſt in Fresko aus, nachdem die Schüler es im Hinblick auf vier nacheinander aus Rom eintreffende Cartonſtücke untermalt hatten.

So iſt dieſer berühmte Cyklus chriſtlicher Gemälde zur Vollendung gekommen im J. 1840, wie auch eine Inſchrift an der Weſtwand der Kirche ſagt. Was den Kunſtwerth und die Bedeutung dieſer Fresken betrifft, ſo iſt darüber ſchon zum Ueberdruß gekritelt und auch gefabelt worden*).

---

*) So meint Riegel, Cornelius habe hier conventionelle kalte Geſtalten geſchaffen, weil er durch das katholiſche Dogma beſchränkt war, während er in Berlin die volle evangeliſche Freiheit zu ſeinen Kirchhofbildern hatte u. ſ. f. Das iſt gehaltloſes Gerede! Cornelius hat in München wie in Berlin die tradirten Wahrheiten und Thatſachen des chriſtlichen Glaubens dargeſtellt, er hat hier und dort die alten überkommenen Motive benützt (Engel und Teufel bei den Schächern, die vier Reiter), aber er hat das Tradirte in ſeinem Geiſte wiedergeboren und in großartigen, noch nie geſehenen Formen uns vor Augen geſtellt. Er war hier wie in Berlin gleich frei und unfrei! — Wolzogen ſagt beim Bilde der Kreuzigung: Chriſtus

Es genügt hier folgende allgemeine Bemerkung: Cornelius hat hier die tradirte christliche Glaubenslehre vom dreieinigen Gotte und seiner Offenbarung in und an der Welt in grandiosen, sinnvollen, neuen Gestalten und Bildern uns vor Augen geführt. Daß fast alle auftretenden Personen etwas Heroisches, Nibelungenartiges, Gigantisches, weniger das christlich Milde, Anmuthige und Demüthige an sich tragen, ist vom Schöpfer des eben vollendeten Heroensaales in der Glyptothek und vom ganzen Charakter unsers Meisters zu erwarten gewesen. Die Darstellung des ewigen Vaters, der sein Fiat in die Finsterniß hinaus ruft, ist in Linien und dramatischer Bewegung ein Musterbild des Erhabenen, Edlen und Erhebenden; ebenso bietet die Kreuzigung hohe Schönheiten und unvergleichliche Charakteristik der Seelenzustände.

Was dann das berühmteste von all diesen Gemälden, das jüngste Gericht betrifft, so hat hier Cornelius wie alle Vorfahrer, Signorelli, Fiesole, van Eyk und Michelangelo das vom Heilande verkündete und von der christlichen Kirche gelehrte am Ende der Weltentwicklung eintretende Ereigniß des Gerichtes darzustellen sich bemüht und nichts anderes*).

---

empfiehlt da die Seele des einen Schächers einem Engel, die des andern einem Repräsentanten der Hölle!!

*) Was für Deutungen mußte wieder dieses Gericht erdulden! C. Förster (V. 52) und Wolzogen meinen: dem Cornelius sei das jüngste Gericht ein ewiges Gericht, das nicht an einem Tage der Zukunft eintritt, sondern wodurch in jedem Augenblick und überall Christus, ja der bloße Gedanke an ihn, unser Urtheil spricht!! Andere Kritiker der Neuzeit stoßen sich an der ewigen Höllenstrafe, die hier dargestellt ist. Hr. Riegel (S. 147) will diese veraltete Lehre mit Hinweisung auf die Schriftstelle rasch umstoßen: Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen! Also wird es auch geschehen, sagt er. Aber Gott spricht auch: „Seid heilig, denn auch ich bin heilig.“ Das ist auch der offene Wille Gottes. Doch wird Herr Riegel wohl eingestehen, daß an ihm selbst dieser Wille Gottes nicht erfüllt ist. Gott hat eben in Liebe den menschlichen Willen frei geschaffen und

Digitized by Google

In Mitte dieſes ungeheuren Gemäldes, das 64′ hoch und 30′ breit iſt, 130 Perſonen enthält und um ein Drittheil Michel Angelo's Bild in Rom an Ausdehnung übertrifft, erſcheint Chriſtus als Weltrichter auf einem Wolkenthrone, umgeben oben von Engeln die die Marterinſtrumente tragen, zur Seite von den Heiligen des Himmels. Rechts kniet Maria mit Apoſteln, den Hauptheiligen des neuen Bundes, links Johannes Baptiſta als Vertreter des mit ihm endenden alten Bundes. Unter der Geſtalt des Heilandes treten mit furchtbarem Ernſt die majeſtätiſchen Engel auf, indem ſie mit dem Schalle ihrer Poſaunen die Todten aus den Gräbern rufen. In ihrem Centrum hält ein Engel das Buch des Lebens. In Mitte des Unterraumes ſteht die herrliche Figur des Erzengels Michael, des Todtenführers und Richters, er trennt unter den aufſtehenden Todten die Guten und die Böſen mit flammendem Schwerte und hellem Schilde voneinander. Und nun bricht das Loos der Auferſtandenen für ewig an. Zur Rechten des Richters erheben ſich die Seligen in unendlichem Jubel, von Engeln geleitet, empor zum Himmel, in ekſtatiſchen Gruppen ſchweben ſie aufwärts, man erkennt unter ihnen auch den Fürſten der chriſtlichen Dichter Dante, den chriſtlichen Malerfürſten Fieſole; unten erblickt man den König Ludwig ſelbſt, noch auf Erden ſtehend, aber dieſem ſeligen Looſe entgegenſehend. Auf der andern Seite werden die Unſeligen von den Teufeln hinabgezerrt in den Abgrund der Hölle, wo der Höllenfürſt auf einem Throne von Eis (?) ſie erwartet, mit Schlangenbündel ſie züchtigend; ſeine Füße ruhen auf den Geſtalten des Judas und Segeſt, der beiden Verräther gegen Gott und das Vaterland; da ſieht

---

der Mißbrauch dieſer Freiheit iſt die Urſache, wenn Gottes Wille ſich nicht an ihm erfüllt, wenn der Menſch unheilig bleibt oder ewig wegen ſeiner Verſtockung im Böſen verſtoßen wird. Damit ſtimmt ganz was Leibnitz ſagt: Nicht Gott verdammt den Sünder ewig, ſondern er ſelbſt vollbringt es, wenn es geſchieht.

Digitized by Google

man hinabwandern zum Orte, wo keine Hoffnung mehr ist, alle Todsünden mit trefflicher Charakteristik, man sieht schaudernd den Hoffärtigen (Tyrannen), den Neidischen, den Geizigen, den Schlemmer, den Mörder, den Unkeuschen, die Heuchler in schwarzgrauen Mönchskutten, einer darunter drückt ein Buch an die Brust*). Unten umklammert noch eine Seele, welche vom Satan erfaßt wird, die Füße ihres guten Engels, der sie den Krallen des Verderbers entreißt (uraltes Motiv). Wahrscheinlich ist die Fürbitte Mariens oben beim Heiland die Quelle dieser Begnadigung**).

Das ganze ungeheuere überwältigende Bild, dessen Wirkung man freilich erst nach und nach fühlt, weil das Ganze nicht zu übersehen ist, hat einen wunderbaren architektonischen Aufbau, ist kühn entworfen, erhaben, genial, charakteristisch, geistsprühend, ganz im altkirchlichen Geiste gedichtet, an heiligem Ernste und Gedankenfülle weit Michel Angelo's unsterbliches Werk übertreffend. Die Composition ist ohne Zweifel für den Unbefangenen über alles Lob erhaben***). Aber es hat den Mangel einer sehr schlechten Beleuchtung und eines fahlen, gelbrothen Colorits mit dunklen Schatten, weßwegen das Riesenbild beim Eintritt nicht jenen gewaltigen Eindruck auf den Beschauer ausübt, den man erwartet. Schon der oben angedeutete Mißstand, daß nach vier getrennten

---

*) Hr. Riegel meint, das wäre nothwendig ein Ketzer mit der heil. Schrift; das forderte die katholische Geistlichkeit Münchens vom Maler! In München weiß man von solchen Intentionen nichts. Cornelius wollte, wie die alten Maler des Gerichts, nur deutlich machen, daß auch der geistliche und Ordensstand der Hölle verfallen, wenn sie nicht dem heiligen Berufe gemäß leben.

**) Wie der Cynismus sich bereits über dieses Bild äußerte, zeigt Gutzkow in den Rittern vom Geiste. Er sagt: „Cornelius mit seinem ganzen jüngsten Gerichte ist eine alte Reliquie von anno Schwartenleder!!" So redet eine literarische Mumie.

***) Von Merz trefflich gestochen. Die Cartons der Bilder der Ludwigs-Kirche sind gleichfalls in Berlin, aber unsichtbar.

Digitized by Google

Stücken einer Farbenskizze gearbeitet wurde, war für die einheitliche, harmonische Farbenwirkung unvortheilhaft. Dann scheint wirklich Cornelius immer mehr das Element der Farbe geringgeschätzt zu haben, er wollte die Composition vor Allem wirken, keine Farbe aber vortreten und eine selbstständige Geltung gewinnen lassen, daher der schmutzige Ton der über das Ganze ausgegossen ist!

Nach Vollendung dieser Gemäldezier der Ludwigskirche war wieder großes Fest zu Ehren des Meisters Cornelius, der während der Zeit im Jahre 1835 auch Paris besucht hatte und dort mit seltener Auszeichnung behandelt worden war*). Aber bald wurde das Gericht, das er in der Ludwigskirche mit solcher Lust ausgeführt, seiner bisherigen Stellung zum Verderben. Cornelius vernahm mit Herzenleid, welches Gericht an manchen Orten, zumal von Künstlern, über sein Lieblingsbild des Gerichts gehalten wurde. Als dann der von Berchtesgaden nach München heimgekehrte König alsbald in Begleitung des Baumeisters Gärtner die Kirche besuchte, um die vollendeten Fresken zu schauen, wurde dem nachkommenden Meister Cornelius, vielleicht aus Mißverständniß, der Eintritt in den Bau versagt. Er nahm diese Behandlung als Zeichen der höchsten Ungnade, er schloß daraus daß man durch seine Schöpfung nicht befriedigt sei, daß man seiner Person gerne entledigt wäre, und im Ansturme des beleidigten Ehrgefühls bat er nach Kurzem um seine Entlassung als Direktor der Akademie der Künste.

Dazu kam, daß der kunstsinnige König Wilhelm IV. von Preußen sein altes jetzt berühmtgewordenes Landeskind wiederholt eingeladen hatte, nach Berlin zu kommen und bei seinen großen Kunstunternehmungen ihm zur Seite zu stehen. Dieser Einladung folgte nun Cornelius. So war er veran-

*) König Louis Philipp führte den Meister, den alten Franzosenhasser wie ihn Overbeck in Briefen nennt, selbst in die Gallerie zu Versailles.

Digitized by Google

laßt, nach faſt zwanzigjährigem Aufenthalte in Bayern dieſes Land zu verlaſſen. Doch ehe wir den Meiſter ziehen laſſen, müſſen wir noch einen Blick werfen auf ſein anderweitiges Leben und Wirken, Denken und Trachten, Glauben und Lieben in dieſer Zeit ſeines Aufenthaltes in München.

Vor Allem müſſen wir ſeine Eigenſchaft als Lehrer und Direktor der Akademie der Künſte mit hohem Ruhme erwähnen. Es ſei vorerſt erwähnt, daß er ſtets bedacht war, allmählig die trefflichſten Lehrer für die Akademie zu gewinnen; beſonders die Freunde die ihm von Düſſeldorf gefolgt waren, ſowie Schlotthauer, Heß, Amsler wußte er zu Genoſſen zu erhalten. Was ihn ſelbſt betrifft, ſo wird ſelten ein Mann ſolche eminente Begabung für eine Stelle der Art beſeſſen haben als Cornelius. Wenn er lehrte, kurz, prägnant, treffend, geiſtreich, hing Alles an ſeinem Munde; was er befahl, geſchah ohne Widerrede von den Schülern. Nicht als Lehrer und ſtolzer Gebieter, ſondern als Hoherprieſter der Kunſt wandelte er durch die Säle der Akademie, ſo erſchien er mir immer: ſagte mir ein Maler, der unter ſeiner Leitung an der Akademie geweſen.

Auf Wahrheit, Treue und Großartigkeit drang er vor Allem auch hier bei künſtleriſchen Entwürfen ſeiner Schüler. Er ſelbſt war die Wahrheit und Natürlichkeit in Allem was er that und ſprach. Darum ſchreibt er mit Recht in einem Briefe: „Ich kann das Gethue eines Salbaders nicht lernen, vielleicht weil jede Art von Wind mir um die Naſe geſtrichen; die Leute ſehens mir an, daß ich nicht ſagen kann: Sauer iſt ſüß! Sie ſehen mir's gleich an, daß ich ſagen werde: Der Geſang der Nachtigall gefällt mir beſſer als das Gekrächz der Dohlen!“ Ebenſo männlich und furchtlos war er in allen Bedrängniſſen. Als in München die Cholera wüthete (1831), lud ihn Fräulein Linder nach Baſel ein, einen neuen Dekamerone zu produciren gegen die Peſt; er aber ſchreibt: „Ich wäre Ihrer Ladung gefolgt, hätte ich den Muth gehabt mich zu fürchten; jetzt aber aus Feigheit für den Tod meiner

Digitized by Google

Ehre, muß ich den Kartätſchen der Cholera ſtehen; da wo mein König und ſo viele ehrenwerthe Männer aushalten, darf der Cornelius nicht davonlaufen!"

Gegenüber ſeinen Schülern der Münchener Zeit war der Meiſter nicht gerade affabel und freundlich, mehr ernſt und zurückhaltend, während er die von Düſſeldorf Gekommenen als ſeine alten Freunde in ſeinen ſteten Umgang zog. Aber wenn es ſich darum handelte einem Künſtler, einem Zögling der Akademie behilflich zu ſeyn durch Rath und That, da war Cornelius immer zur Hand. Er vertrat bei Vielen die Stelle des ſorgenden Vaters, wie Eberle das immer von ſeinem Verhältniß zu Cornelius ſagt. Er nahm ſich der reicher Begabten und Talentvollen mit beſonderer Hingebung an, empfahl ſie den anderen Lehrern, corrigirte ihre Entwürfe und gab ihnen ſelbſt paſſende Themen. So war er noch von Berlin aus beſorgt um einen Maler Lampenſeder, dem er in einem Briefe räth einmal eine große Compoſition zu verſuchen, aber nicht zu viel Engel und Teufel anzubringen, das ſei Pfeffer, den wolle man ſeltener haben. — Er war großmüthig im Spenden von Unterſtützungen an Nothleidende. Als der junge Herr Quaſt ohne Geld aus Griechenland heimkehrte, ließ er ihm ſogleich voll Erbarmen 100 fl. auszahlen. Ein Münchener Künſtler (H.), der ſehr kümmerlich zu leben hatte, beſuchte den alten Lehrer. Cornelius, ſcharfen Auges erkennend wo es dem Manne fehle, ging zu ſeinem Schreibpulte, nahm dreimal die Hand voll Geld, gab ſie dem erſtaunten Künſtler und ſagte: „Da nehmen Sie! Sie müſſen beſſer leben, ſonſt kann man nichts Ordentliches ſchaffen! Haben Sie einmal überflüſſiges Geld, ſo können Sie mich bezahlen!" Einmal ſammelte er für einen armen halberblindeten Miniaturmaler ſelbſt Beiträge bei ſeinen Bekannten. So war er hilfreich in fremder Bedrängniß, uneigennützig und ſtets nobler Geſinnung. Seine Cartons und Zeichnungen achtete er wenig, ſie lagen lange auf dem Speicher der Akademie; beim Abzuge nach Berlin ſchenkte er auf Schlotthauers

Digitized by Google

Verwendung etwa ſechs ſeiner trefflichen Aktzeichnungen der Akademie als Vorlagen, die noch jetzt benützt werden. Deßwegen hat er ſich auch kein großes Vermögen trotz glänzender Stellungen und Arbeiten geſammelt. Er war ſtets heiter, lebensluſtig, lebte gut*), trank gut, gab häufig Geſellſchaften, und trug eine glühende ſinnliche Natur und Phantaſie mit ſich herum.

Uebrigens vergaß Cornelius auch in dieſer Zeit des höchſten Glanzes ſeiner äußern Stellung, im Zenit ſeines Ruhmes nicht ſeine Stellung und Verpflichtung gegen Gott. Er bekannte ſeinen Glauben auch in München, er betete, ging regelmäßig zur Kirche und den Sakramenten, wenn er auch in dieſer Zeit ſich auf das jedem Katholiken Nöthige beſchränkte, ohne höhere Vollkommenheit anzuſtreben. Sein Beichtvater der damaligen Jahre lebt noch in München. Er mahnte ſcherzend den Meiſter oft, dem Hauptmann Cornelius in der Apoſtelgeſchichte nachzufolgen, nicht aber dem großen Schwarm vieler andern Soldaten. Der Meiſter nahm die Mahnung gut auf und verſprach zu folgen! Beim Scheiden von München brachte Cornelius ſeinem alten Beichtvater noch den herrlichen Kupferſtich des jüngſten Gerichtes, den Merz geſtochen und ſagte: „Weil Sie ſo oft Gericht gehalten über mich, nehmen Sie mein Gericht hier zum Andenken!“ Dann gab er ihm einen Kronenthaler in die Hand und bat: „Leſen Sie mir eine heil. Meſſe, damit mir in Berlin Gnade und Segen Gottes zu Theil werde!“ — Und das iſt treulich geſchehen.

*) Er hatte anfangs auch ein Reitpferd, und ſtets Wein und Bier im Keller eingelegt.

Digitized by Google

III.

Die politiſchen Fehler Oeſterreichs.

Oeffentlicher Vortrag gehalten den 8. April im katholiſchen Vereinshauſe zu Freiburg von Dr. O. v. Wänker.

Vorwort.

Dem bezeichneten Vortrag glauben wir einige einleitende Worte voranſtellen zu müſſen. Man geſtatte uns einen flüchtigen Rückblick. —

Deutſche Reichsfürſten haben die Selbſtſucht bis zum Verrath getrieben; deutſche Reichsfürſten haben ſich zu Werkzeugen fremder Politik erniedriget; deutſche Reichsfürſten haben die altehrwürdigen Rechts-Inſtitute untergraben und den nationalen Verband der deutſchen Stämme bis zu deſſen vollkommener Auflöſung geſchwächt und zerriſſen. Das Haus Habsburg dagegen hat die beſtehenden Rechte geſchützt und es hat ſelbſt die Rechte der Feinde und der Verräther im Glück wie im Unglück geachtet. An der Spitze des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation haben die Habsburger mit zäher Standhaftigkeit die Ehre und die Intereſſen der Deutſchen verfochten und ſie haben ſich den ſchweren Kämpfen auch dann nicht entzogen, als die Zertrümmerung des Reiches gänzlich vollendet geweſen. In ſeiner Geſchichte und in den

Quellen seiner Macht lag der Beruf des Reiches der Habsburger. Es sollte die deutschen Staaten in einem geschlossenen politischen Körper zusammenhalten; es sollte diesen Körper der Nation in das System von Europa stellen; es sollte die Nation führen und deren geeinigte Kraft zur Wahrung des internationalen Rechtsstandes verwenden.

Mußte man auch gar viele Fehler und Mißgriffe wahrnehmen; mußte man die mehr als mangelhafte Verwaltung und die schwankende oder verkehrte Politik tadlen; mußte man in den Ereignissen des J. 1859 theilweise ein selbstverschuldetes Unglück beklagen — immer noch waren nicht alle Hoffnungen zerstört; denn immer noch, und damals vielleicht mehr als früher, durfte man erwarten, daß Oesterreich durch die nothwendige Umgestaltung seiner inneren Zustände die Machtstellung wieder erwerbe, ohne welche die Erfüllung seiner geschichtlichen Mission eine Unmöglichkeit war.

Die Berufung des Fürstentages hat wohl die edle Absicht des Kaisers Franz Joseph bewiesen, aber um die vereinbarte Reform des Bundes auszuführen hat man auch nicht die Spur einer ernsten Maßregel gesehen und dennoch mußte das Jahr 1866 herankommen, um mit vielen Selbsttäuschungen auch die wohl begründeten Hoffnungen zu brechen. Das stärkste Vertrauen konnte nur noch fragen, ob Oesterreich wieder erstarken könne zur Erfüllung seiner geschichtlichen Mission oder ob es diese verloren habe für immer; aus dieser Frage aber entstand nothwendig die Frage nach den Ursachen des Sinkens der österreichischen Macht und Größe.

In allen und besonders auch in den südwestlichen Theilen von Deutschland lebten und leben noch immer sehr viele ehrenwerthe und einsichtsvolle Männer, in welchen eine große, theilweis angeborene, Anhänglichkeit an Oesterreich getragen wurde von einer wahren und rechten Liebe zum Vaterland und von einer regen Empfindung für die Ehre der Nation. Diese „Großdeutschen" verwarfen eine jede

Digitized by Google

Geſtaltung des Vaterlandes welche nicht alle deutſchen Staaten umfaßte, und die Möglichkeit ſolcher Geſtaltung lag ihnen in dem geſchichtlichen Berufe der Habsburger.

Zu dieſen „Großdeutſchen“ hat Dr. Otto v. Wänker gezählt. Er hat für die großdeutſche Idee gedacht und geſchrieben, geſprochen und gehandelt. In dem Schmerz der vernichteten Hoffnung hat er ſich die obige Frage geſtellt und das Ergebniß ſeines Denkens und Forſchens hat er kund gegeben in einem öffentlichen Vortrag, gehalten in zahlreicher Verſammlung von Männern und Frauen jeden Standes, jeder Lebensſtellung und jeder politiſchen Meinung. Alle Hörer haben die ſchlagenden Wahrheiten verſtanden oder empfunden; alle haben die Milde der Beurtheilung anerkannt; alle haben den einfach ruhigen Ton der Rede gewürdiget und die edle Haltung des Redners. Der Vortrag des Hrn. v. Wänker ſollte bekannt werden in weiteren Kreiſen *); denn in Oeſterreich würde er eine gewiſſe Wirkung nicht verfehlen und in unſerem Deutſchland müßte er doch zeigen, daß der großdeutſche Gedanke den geſunden Verſtand nicht getödtet und daß die Anerkennung des hohen Berufes der Habsburger nicht andächtig bewundernd Alles angenommen, was man gethan hat in Wien.

Der Gegenſtand meines Vortrags „die politiſchen Fehler Oeſterreichs“ hat da und dort Anſtoß erregt. Ich bedaure dieß lebhaft und ehre die Motive, erlaube mir aber doch zu bemerken, daß gerade dieſe edlen Beweggründe der Sache, der man zu dienen vermeinte, mehr geſchadet als

*) Der Vortrag wurde, mit Ausnahme eines einzigen, von allen badiſchen Blättern ignorirt, die ſich es ſonſt zum Geſchäft machen jeden Trinkſpruch eines Dorf-Schulmeiſters oder eines Bürgermeiſters an ihre Leſer zu bringen.

genutzt haben; sie führten nämlich dazu unleugbare Uebelstände zu verschweigen, zu bemänteln, selbst zu beschönigen und dadurch diejenigen einzuschläfern, die zur Abhülfe berufen waren. Ich werde nur die Wahrheit sagen nach bestem Wissen und Gewissen und ich freue mich, mit einem Lobe, nämlich dem der guten Absicht, beginnen zu können.

Seit dem unheilvollen Jahre 1849 waren die Bestrebungen der österreichischen Regierung unablässig darauf gerichtet, die inneren Verhältnisse zu ordnen und gegen außen die Stellung zu und in Deutschland nicht nur zu bewahren sondern auch zu befestigen. Von diesen Bestrebungen hinderte die eine die andere und beiden standen feindlich entgegen: das bundesgenössische Preußen; eine große mächtige Partei in Deutschland selbst, die in fürstlichen Cabineten, in landständischen Versammlungen und in der Presse ein entscheidendes Wort führte; endlich der dämonische Mann, der die Lüge, den Verrath und die Treulosigkeit im europäischen Völkerleben zum System erhoben hat.

Abgesehen hievon war die Aufgabe eine riesengroße und zu ihrer Lösung fehlten die tauglichen Männer; seit Radezky hatte, mit Ausnahme des Erzherzogs Albrecht, Oesterreich keinen Feldherrn und seit Felix Schwarzenberg, welcher der Monarchie zu früh entrissen wurde und der an Thatkraft und Begabung dem Grafen Bismark gleich stand — keinen Staatsmann mehr!

Die Hauptschwierigkeit aber wurzelte in der Vergangenheit und um Ihnen diesen meinen Gedanken klar zu machen, muß ich Sie in die Vergangenheit und zwar in längst verschwundene Zeiten auf einen Augenblick zurückführen.

Wenn Sie eine Linie von der Mündung der Elbe bis zum adriatischen Meere ziehen, so finden Sie die Grenze, bis zu welcher nach dem Vordringen der germanischen Stämme gegen Westen und Süden das weite Land von slavischen Völkerschaften in Besitz genommen wurde. Jenseits

Digitized by Google

dieser Linie sind die beiden „deutschen Großmächte" entstanden. Nach der Gründung des deutschen Reiches handelte es sich darum, diese Länder nicht blos wieder zu erobern, sondern auch zu germanisiren und zu bevölkern. Es geschah dieses im Ganzen und Großen mit bewunderungswerthem Geschick und Erfolg. Dem Kreuze des Priesters und dem Schwerte des Ritters folgte der Pflug des Ansiedlers und das deutsche Bürgerthum entfaltete seine ganze Tüchtigkeit. Es gründete im Osten, wohin damals die Auswanderung ging, Städte bis zum finnischen Meerbusen in der Nähe des heutigen Petersburg; deutsches Stadtrecht wurde eingeführt und so stolz war der deutsche Bürger, daß nur deutsche Abkunft zur Aufnahme in die Zünfte berechtigte. Dabei ist bemerkenswerth, daß im Norden weit rücksichtsloser verfahren und darum auch gründlicher germanisirt wurde als im Süden.

Im Süden gründete Kaiser Otto der Große, nachdem er die Ungarn auf dem Lechfeld geschlagen, (i. J. 970) die Mark Ostrich oder Oestrich, welche die Bestimmung hatte den alten Völkerweg längs der Donau zu bewachen, das verheerte Land zu bevölkern, was von Bayern aus geschah, und deutsche Cultur und deutsche Herrschaft immer weiter gegen Osten auszudehnen.

Schon anderthalb hundert Jahre später erbaute Heinrich Jasomirgott die St. Stephanskirche und war die Mark so erstarkt, daß sie zum deutschen Herzogthum erhoben wurde. In einer verhältnißmäßig kurzen Zeit war somit für Deutschland eine Erwerbung gemacht, welche den Kern des großen Reiches bildet, dem sie den Namen gab.

Sie werden die Bedeutung dieses Moments leicht erkennen: das von Deutschen und auf deutsche Cultur gegründete, von einer deutschen Dynastie beherrschte Reich mußte in allen seinen später angewachsenen Theilen auch ein deutsches werden und kann nur als ein deutsches bestehen. Es wird Ihnen demnach auch das Grundübel der österreichischen

Digitized by Google

Monarchie klar seyn. Obgleich die Habsburger Jahrhunderte lang auch die deutsche Kaiserkrone trugen, so standen doch stets die Erblande nur neben und nicht in Deutschland, eine innige Verbindung, eine Verschmelzung wurde nicht einmal angestrebt.

Ich begreife vollkommen die Gründe der damaligen Staatsweisheit und eine andere Dynastie würde nicht anders gehandelt haben; ich begreife auch die ungeheure Schwierigkeit bei dem Umfange der außerdeutschen Länder. Allein mit der Größe der Aufgabe mußten auch die Kräfte wachsen und je weniger in dazu geeigneten Zeiten diese Aufgabe gelöst wurde, um so schwerer mußte in der Zukunft, die jetzt Gegenwart geworden, die einheitliche Regierung eines Mischreichs werden.

Von der langen Reihe der Regenten haben nur Maria Theresia und ihr Sohn Joseph II. Erhebliches hierin geleistet und die Unterlassungssünden der Ahnen muß nun der Enkel büßen, Franz Joseph, der seit 1849 die Dornenkrone Oesterreichs trägt und sich abmüht, das Chaos zu ordnen!

Als vor 50 Jahren der deutsche Bund gestiftet wurde, da hatten die dazu gehörigen österreichischen Länder eine Bevölkerung von 9½ Millionen, die preußischen Bundesländer eine solche von 8 Millionen; 45 Jahre später zählte Preußen 14,139,000, Oesterreich nur 13,300,000, also weniger 839,000. Wäre in Oesterreich die Bevölkerung in demselben Maße gewachsen, so hätte sie annähernd der des gesammten Königreichs Preußen gleich kommen müssen.

Man sollte glauben, daß die Natur selbst im Bunde gegen Oesterreich sei! Jedenfalls ist diese Erscheinung eine äußerst merkwürdige, der genauesten Untersuchung werth. Ich habe nirgends eine Aufklärung gefunden, kann aber die Ursache dieser geringeren Zunahme nur in socialen und politischen Uebelständen erblicken.

Viel leichter ist die stetige Abnahme des deutschen Elements zu erklären, welche in der ganzen Monarchie stattfindet. Constatiren wir zuerst die Thatsache selbst. Ein

Digitized by Google

förmliches Zurückdrängen der deutſchen und Vorrücken der italieniſchen Sprache zeigt ſich in Südtyrol, welches früher ganz deutſch geweſen; Trient, früher eine deutſche, iſt jetzt eine italieniſche Stadt. Ja ſchon in Botzen wird nun italieniſch geſprochen und ein neueſter Reiſebeſchreiber erzählt, daß, höchſt charakteriſtiſch, die Ankündigungen am Bahnhof in italieniſcher Sprache verfaßt ſeien. In allen andern Theilen der Monarchie mit gemiſchter Bevölkerung iſt nicht blos keine Zunahme, ſondern eine Verminderung der Deutſchen zu bemerken. Trieſt, obgleich ſchon ſeit 1382 zu Oeſterreich gehörig und ihm ſeine Blüthe verdankend, obgleich eine Seeſtadt mit deutſchem Hinterland, iſt keine deutſche Stadt geworden. In Siebenbürgen, in welchem die Deutſchen alle Städte gründeten, die ſammt und ſonders noch deutſche Namen führen, betrug die deutſche Bevölkerung noch im vorigen Jahrhundert 400,000, im Jahr 1861 nur noch 200,000. Wo der Deutſche mit einer fremden Nationalität zuſammenwohnt, beugt er ſich dieſer und wird Magyare, Tſcheche oder gar Slovake. Die Meiſten überſetzen ſogar ihre Namen in's fremde Idiom und dieſe Renegaten ſind dann gerade die leidenſchaftlichſten Gegner des Deutſchthums. In Ungarn, beſonders nach den Erfolgen der Magyaren, geſchieht der Abfall maſſenhaft. Leider gehen gerade die höheren Stände mit dem Beiſpiel voran, und in Böhmen bietet ſich das traurige Schauſpiel, daß der Adel, der die ſchönſten und ruhmreichſten deutſchen Namen trägt, auf der Seite der Tſchechen, gegen die Deutſchen und Kaiſer und Reich ſteht. Statt der deutſchen Sprache wird vielfach in Böhmen die tſchechiſche, in Galizien die polniſche Sprache in den Schulen eingeführt. In Lemberg ſoll der Pole Goluchovski, früher Miniſter jetzt Statthalter, die deutſche Zeitung unterdrückt haben. Alle Städte haben an ihrem deutſchen Charakter verloren. Ja Krakau, als es noch polniſche Hauptſtadt war, ſchloß mehr Deutſchthum in ſich als in der Gegenwart.

Noch franzöſiſche und italieniſche Berichte aus dem 16. Jahrhundert ſchildern die Deutſchen als ſtolz und hoch-

Digitized by Google

fahrend, die mit Geringſchätzung auf andere Völker herabſchauen und in jener Zeit war es, daß der nichtdeutſche Adel in Oeſterreich deutſche Namen wählte. Es iſt anders geworden und dieſe Aenderung haben zum großen Theil die Sorgloſigkeit, der Unverſtand und ſelbſt der böſe Wille der Regierenden verſchuldet. Allerdings waren die fremden Nationalitäten zu achten, aber man hat mehr gethan, man hat die Unterdrückung der deutſchen Nationalität geſchehen laſſen und vielfach begünſtigt. Ich habe mich bei dieſem Gegenſtand länger verweilt, weil ich ihn für ſo außerordentlich wichtig und die Verkümmerung des deutſchen Elements für das eigentliche Grundübel der Monarchie erachte.

Bevor ich jedoch zur Darſtellung der Wirkſamkeit der jetzigen Regierung übergehe, muß ich den Charakter der vorausgegangenen bis zum Jahre 1848 ſkizziren.

Das Metternich'ſche Syſtem beruhte auf Egoismus und Indolenz, man wollte nur Ruhe um jeden Preis, Erhaltung des Statusquo, ſchob alles Unangenehme bei Seite, vermied ängſtlich jede Neuerung und berührte keine der brennenden Fragen, die einmal gelöst werden mußten, die ganze Laſt auf die Zukunft wälzend. Ganz bezeichnend für den Diener und den Herrn iſt die Aeußerung, die man dem Miniſter in den Mund legt: „Majeſtät Uns hält es noch aus."

Eine Verläumdung aber iſt es, daß dieſes Regiment ein hartes und drückendes geweſen; man kann ihm vielmehr den entgegengeſetzten Vorwurf machen: Mangel an Ernſt, Strenge, Zucht, Ordnung und Sparſamkeit in allen Zweigen der Verwaltung und Pflege eines verderblichen Materialismus. Die Loſung war: „Leben und Lebenlaſſen", ging es auch aus öffentlichen Kaſſen. Um die Unterthanen nicht höher zu beſteuern, beſtritt man die wachſenden Staatsbedürfniſſe im tiefſten Frieden ganz vergnüglich durch Anleihen, bei denen immer ein Erkleckliches begünſtigten Herren zufiel. Dagegen lag im Syſtem allerdings die Fernhaltung aller liberalen Ideen, deßhalb die möglichſte Unterdrückung derſelben auch in

Deutschland und die Absperrung von demselben, sowie die Niederhaltung einer Nationalität durch die andere im Inland.

Zu dieser Zeit gründete Preußen den Zollverein, die eigentliche Grundlage seiner Macht, den Fußschemel seiner Größe. Man hätte damals den Beitritt Oesterreichs nicht verweigern können; es suchte ihn aber natürlich nicht, es hätte die Absperrung aufgeben und einzelne Interessen, namentlich einflußreicher Fabrikanten verletzen und das Volk zur Arbeit anspornen müssen.

Allein dieses System hat nicht einmal seinen Schöpfer ausgehalten; er sah es noch am Abend seines Lebens dem Einsturz verfallen. Und was waren die Früchte davon? Im ganzen weiten Reiche ein furchtbarer Ausbruch der verschiedenen Nationalitäten die nach Unabhängigkeit strebten, und mitten in der wilden Bewegung die Deutschösterreicher als politische Kinder oder Idioten, die in die Hände klatschten wenn die Flamme wieder ein Stück des gemeinsamen Hauses verzehrte, die wärmsten Sympathien für ihre Feinde hegten, laut jubelten, wenn Italiener oder Magyaren über das kaiserliche Heer gesiegt hatten und die eigene Hauptstadt zum Mittelpunkt des Aufruhrs machten, nur weil sie alles das für „liberal" hielten. Dieser Mangel an politischer Bildung, dieselbe Abgötterei mit Allem was als „liberal" verzollt wird, wenn es auch das eigene Interesse verletzt, zeigt sich bis zur Stunde in der österreichischen liberalen Presse und die Presse richtet sich doch im Ganzen nach ihrem Publikum. Die liberale österreichische Presse war, so unglaublich es ist, nationalvereinlich und ignorirte die großdeutschen, Oesterreich freundlichen Bestrebungen als ultramontan oder reaktionär. Denn nationalvereinlich galt als liberal und die guten Oesterreicher schöpften ihre Kenntnisse über Deutschland nur aus Blättern, welche sich ein Geschäft daraus machten Oesterreich zu verunglimpfen, und auf dessen Sturz hinarbeiteten. Erlauben Sie mir aus neuester Zeit zwei Beispiele anzuführen.

Ein großes Wiener Blatt hatte einen eigenen Bericht-

Digitized by Google

erstatter in Venedig, als es seine Vereinigung mit Italien feierte und dieser Berichterstatter beschreibt diese Feste mit einem solchen Enthusiasmus, einem solchen Entzücken, daß man seine Freude darüber, daß endlich Oesterreich Venetien verloren, in jedem Worte zu erkennen glaubt. Ein anderes Wiener Blatt hat einen Correspondenten in München, der regelmäßig gegen die „reaktionäre antipreußische Partei" in Bayern eifert. Und solche Leute, jeden National- und Ehrgefühles baar, denen es selbst an jedem Verständniß für die Interessen ihres Landes fehlt, beherrschen die öffentliche Meinung!

Sie kennen nun den Boden, auf welchem seit 1849 der Neubau Oesterreichs aufgeführt werden sollte. Bei diesem Unternehmen, dem Versuche die innern Verhältnisse zu ordnen, vermissen wir vor Allem das zähe unerschütterliche Festhalten an einmal angenommenen Grundsätzen, was sonst selbst den Gegnern Respekt einflößte und als eine österreichische Erbtugend galt. Man sieht vielmehr, daß, wie in der äußern Politik, so auch in der inneren über Grundsätze und Ziele keine festen Entschlüsse mehr bestehen, daß man sehr oft zwischen widersprechenden Ansichten schwankt, über die Wahl der Mittel unklar ist, nur tastend vorgeht, und bei jedem Widerstand wieder zurückweicht, um zu Entgegengesetztem überzuspringen. Es folgten sich:

die Verfassung vom 4. März 1849;

die Aufhebung derselben vom 31. Dezember 1851 und Wiederherstellung der absoluten Regierung;

das Diplom vom 20. Oktober 1860 mit seinen Landes-Verfassungen;

das centralisirende Grundgesetz vom 26. Februar 1861;

die Sistirung desselben im Oktober 1865 und die Versuche sich mit den Magyaren zu verständigen;

endlich der völlige Ausgleich mit Ungarn und Herstellung des Dualismus in neuester Zeit.

Es war ein Fehler, die einmal eingeführte Reichsver-

ed by Googl

faſſung von 1849 wieder zu beſeitigen, und zwar aus dem doppelten Grunde: einmal weil man Mißtrauen in die redlichen Abſichten der Regierung erweckte; zum andern weil es mit der Verfaſſung wahrſcheinlich gelungen wäre die Reichseinheit herzuſtellen; auch die widerſtrebendſten Elemente würden ſich, ohne Ausſicht für ihre Sonderbeſtrebungen, gefügt haben.

Man glaubte aber mit dem Abſolutismus raſcher zum Ziele zu gelangen. Ich läugne gar nicht, daß, zumal bei den deſperaten Verhältniſſen wie ſie einmal in Oeſterreich waren und ſind, ein abſolutes Regiment ſehr wohlthätig wirken kann und daß auch Vieles durchgeſetzt wurde. Allein eine abſolute Regierung erfordert große Capacitäten, auch war der öſterreichiſchen Regierung die Zeit zu einer feſten und nachhaltigen Ordnung nicht vergönnt. Immerhin hat ſie in keiner Weiſe thatſächlich bewieſen, daß ohne Verfaſſung beſſer regiert werde.

In dieſe Zeit fällt der Abſchluß des Concordats, als politiſche Maßregel ebenfalls eine verfehlte. Denn wenn man beabſichtigte, den geſammten Klerus und alle Katholiken des Reichs zu gewinnen, ſo ſah man ſich leider getäuſcht, während man allen Gegnern einen reichhaltigen Stoff zur Beſchimpfung, Verdächtigung und Verläumdung verſchaffte. Nebſtdem hat auch die Kirche nichts gewonnen und die Schmähungen aller katholiſchen Inſtitutionen überbieten noch die im Großherzogthum Baden.

Der italieniſche Krieg machte die innere Fäulniß offenkundig und ſein Ausgang veranlaßte den Kaiſer zu dem Oktober-Diplom vom Jahre 1860, dem ſchon nach vier Monaten die centraliſirende Verfaſſung vom Februar 1861 folgte, angeblich als Ergänzung, in Wahrheit aber im Widerſpruch mit dem erſteren.

Der eine oder der andere Schritt war ein Fehler. Thatſache iſt es, daß das Oktober-Diplom die Februar-Verfaſſung unmöglich gemacht hat; durch das erſtere wurde

Digitized by Google

die alte ungarische Verfassung vor 1848 mit allen ihren Mißbräuchen wiederhergestellt und die Magyaren zögerten nicht, sich aller eingeräumten Positionen zu bemächtigen, die eingeführte wohlthätige Ordnung in Justiz und Verwaltung abzuschaffen, die eingesetzten „fremden" Beamten zu verjagen und zum Dank selbst den kaiserlichen Adler herabzureißen.

Die Februarverfassung aber, welche dem Uebel abhelfen sollte, konnte nicht zum Vollzug kommen, weil sich die Ungarn hartnäckig weigerten den Reichstag zu beschicken und die Verfassung lahm legten. Nachdem man vier kostbare Jahre in unnützen Versuchen vergeudet hatte, wurde die Verfassung sistirt, um den Ausgleich mit Ungarn zu versuchen. Die hochfahrenden unerbittlichen Magyaren aber erkannten leicht, daß sie die Herren der Situation seien; keine Concession konnte sie befriedigen und die Kaiserin selbst war in Pesth Demüthigungen ausgesetzt.

Jetzt d. h. nach der Niederlage in Böhmen ist der vollständige Ausgleich zu Stande gekommen und zwar in der Weise, daß zugestanden wurde, was die Magyaren forderten, die volle Selbstständigkeit Ungarns mit der revolutionären Verfassung von 1848. Es ist dieß kein Fehler: weil eine Nothwendigkeit. Wer keinen freien Willen mehr hat, der kann auch keinen Fehler begehen!!

Es leuchtet ein, daß bei einer solchen Gestaltung der innern Verhältnisse der Versuch, in Deutschland das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, ein äußerst schwieriger war und ohne Felix Schwarzenberg — der, als in der Zeit der größten Noth England die Abtretung der Lombardei vermitteln wollte, erklärt hatte, kein Dorf dürfe aufgegeben werden — würde schon 1849 geschehen seyn, was 1866 geschehen ist.

Der König von Preußen hatte zwar die von der Frankfurter Versammlung gebotene Kaiserkrone ausgeschlagen, aber durch die von ihm sanktionirte Unionsverfassung Oesterreich ausgeschlossen. Es war dieß offenbar ein casus belli, und

Digitized by Google

Schwarzenberg hob den Handschuh auf, die siegreiche Armee unter Radetzky wurde in Böhmen aufgestellt. Die Uebereinkunft zu Olmütz, wohin sich der preußische Ministerpräsident begeben — 29. November 1850 — beseitigte den Ausbruch des Kriegs: Preußen entsagte der Durchführung der Union, Oesterreich und Preußen, so wurde ausgemacht, sollten mit allen ihren Besitzungen dem Bunde beitreten, und dessen Verfassung reformirt werden. Schwarzenberg glaubte dem preußischen Worte; die Conferenzen wurden zu Dresden eröffnet. Preußen nahm sein Wort nicht zurück, aber die lieben Kleinen mußten protestiren, und es demonstrirte insbesondere der mecklenburgische Minister, daß die Selbstständigkeit der kleinen Staaten allzu große Gefahr laufe. Der Bundestag wurde wieder eingesetzt, den Preußen fortan lahm zu legen suchte. Das geschah zu der Zeit, als Louis Napoleon Selbstherrscher der Franzosen wurde. Dieser fand im J. 1854 die erwünschte Veranlassung, um im Bunde mit England Rußland zu bekriegen.

Die Allianz Oesterreichs wurde eifrig gesucht. Was that nun Oesterreich, nachdem ihm eine Vermittlung nicht gelungen und Preußen mit dem deutschen Bunde zu einer Aktion nicht zu bewegen war? Es beobachtete eine bewaffnete Neutralität, d. h. es besetzte die Moldau und Wallachei, stellte in Gallizien und in Siebenbürgen eine Armee auf, beschützte dadurch die Türkei, hielt Rußland im Schach und ermöglichte die Expedition nach der Krim. Durch sein Ultimatum nach dem Fall Sebastopols zwang es Rußland zum Frieden im Jänner 1856.

Welchen Dank es ernten würde, hätte ein Staatsmann sofort erkennen müssen, als urplötzlich schon im Dez. 1854 Piemont der westmächtlichen Allianz beitrat und ohne alle Kriegserklärung an das befreundete Rußland 15,000 Mann in die Krim schickte. Wie war es möglich zu verkennen, daß jetzt schon das französisch-italienische Bündniß gegen Oesterreich vorbereitet und die französische Hülfe zugesagt war?!

Digitized by Google

Die sofortigen Folgen der österreichischen Haltung aber waren: ein Menschenverlurst so groß, als wenn es am Kriege aktiv Theil genommen, die Vergeudung der Nationalanleihe von 500 Millionen, der tödtliche, unversöhnliche und nachhaltige Haß Rußlands, die Verstimmung und der Undank Frankreichs, die Gründung des französisch-italienischen Bündnisses zur Beraubung Oesterreichs und die freie Hand Preußens, das sich ferne gehalten!

Auf den Pariser Conferenzen stand Oesterreich isolirt, auch Preußen stimmte mit den Gegnern. Zum erstenmal saß Piemont im Rath der Großmächte und Cavour hatte nicht nur die Erlaubniß, sondern auch den Auftrag den bekannten Schmerzensschrei Italiens ertönen zu lassen, d. h. gegen alle diejenigen zu deklamiren, welche den piemontesischen Vergrößerungsgelüsten im Wege standen. Von nun an häuften sich die schamlosen Provokationen gegen Oesterreich und Cavour hatte mehrfache Unterredungen mit Napoleon, der endlich am Neujahrstage 1859 die Maske abwarf, so daß auch ein österreichischer Diplomat die Lage der Dinge hätte erkennen mögen. Allein zu Wien war man noch immer vertrauensselig; man baute auf die englische Vermittlung, die jedenfalls wenn nicht den Zweck doch den Erfolg hatte Oesterreich länger hinzuhalten. Die letzte Illusion war erst verschwunden, als die französischen Regimenter marschirten und jetzt noch scheute man sich vor dem Vorwurf, die Feindseligkeiten begonnen zu haben. Man wußte nicht, daß nur ein siegreiches Schwert das Lügengewebe durchhauen konnte, das über ganz Europa ausgesponnen war. Als endlich der Einmarsch erfolgte, war es noch nicht zu spät, allein Gyulai blieb in den Sümpfen der Lomelina liegen, bis die gesammte französisch-piemontesische Streitmacht bei Alessandria vereinigt war. Der Ausgang ist bekannt, auch daß die Hoffnung auf Bundeshülfe, die Preußen hinderte, nur eine schädliche Illusion gewesen!

Napoleon glaubte nun den Kaiser mürbe genug, um

Digitized by Google

seinen Verlockungen Gehör zu geben und sich der deutschen Sorgen zu entschlagen. Allein Franz Joseph wies den Versucher zu Villafranka mit den Worten zurück: „ich bin ein deutscher Fürst". Und gerade von jetzt an begannen in Deutschland die Wühlereien gegen Oesterreich und zu Gunsten der preußischen Oberherrschaft mit erneuter Kraft. Von nun an begegnen wir einer größeren Annäherung zwischen Frankreich und Preußen.

Der preußisch-französische Handelsvertrag wurde vorbereitet und 1862 abgeschlossen. Er hatte einen dreifachen Zweck: die gewünschten Concessionen an Frankreich zu machen, die Abhängigkeit der Mittelstaaten zu erproben und im Falle des Gelingens festzustellen und auszunutzen, endlich Oesterreich definitiv vom Zollverband auszuschließen. In Wien wurde diese Gefahr erkannt und durch das Anerbieten des unbedingten Eintritts in den Zollverein zu pariren gesucht. Eine schroffe Abweisung und die Anerkennung des italienischen Königreichs waren die Antwort.

Ein glänzender Versuch zur Regeneration Deutschlands mit Einschluß Oesterreichs auf föderativer Grundlage war die Berufung des Fürstentags durch den Kaiser zur Berathung einer Reformakte im August 1863. Es ist unbestreitbar, daß dieser Schritt von der unverfälschten öffentlichen Meinung mit Jubel aufgenommen wurde, daß die letztere dem Projekt günstig war. Die preußische Partei war bestürzt, doch bald wieder gefaßt und wühlte so erfolgreich, daß es möglich wurde den Widerstand gegen die Bundesreform als eine nationale und freiheitliche That zu verherrlichen! Preußen hatte sich bekanntlich fern gehalten, der Kaiser aber sein Ansehen und Gewicht, den guten Willen und den Muth der übrigen Regierungen, die Einsicht und die Thatkraft des Volkes überschätzt; er ließ sein Werk, das er mit Energie begonnen, verdrossen fallen.

Ganz unversehens bot das Schicksal die letzte Gelegenheit, Alles wieder zu gewinneu und die Hegemonie in Deutsch-

Digitized by Google

land zu erlangen. Man hat sie nicht nur unbenutzt gelassen, sondern sogar zum eigenen Verderben verwerthet.

Der König von Dänemark war ohne Leibeserben verstorben und dadurch Schleswig-Holstein selbstständig geworden. Die ungeheure Majorität der Nation forderte die Unabhängigkeit dieser Länder und die Einsetzung des Prinzen von Augustenburg als Herzog; es herrschte hiefür eine unverkennbare Begeisterung, besonders genährt durch die Oesterreich feindliche Partei. Der Bund war zur Aktion bereit. Preußen aber hatte, ohne auch nur den Schimmer eines Rechts, gleich Anfangs den Plan, die Herzogthümer für sich zu erwerben.

Hätte Oesterreich auch diesesmal — wie sonst immer — Bundestreue gehalten, auch diesesmal mit den Mittelstaaten gestimmt, die den ernstlichen Willen hatten für die Ehre und die Interessen Deutschlands einzustehen, hätte es sich der Bewegung bemächtigt, es würde seine Feinde selbst gezwungen haben, ihm dienstbar zu seyn. Statt dessen hat es sich in heilloser Verblendung zum politischen und militärischen Vasallen Preußens degradirt, ist es willen- und ziellos dessen Kreuz- und Querzügen gefolgt und mußte selbst geschehen lassen, daß die Bundesgenossen schimpflich mißhandelt wurden. Alle Nachgiebigkeit gegen die unbilligsten und rechtswidrigsten Ansprüche Preußens diente nur dazu, dessen Forderungen zu steigern. Als die Besinnung wiedergekehrt, war es zu spät. Mit Noth wurde der völlige Bruch durch die Gasteiner Uebereinkunft beseitigt, während sie den Keim weiteren Zerwürfnisses schon in sich trug. Als sich endlich Oesterreich auf den Rechtsboden stellte, den es nie hätte verlassen sollen, war der Krieg von Preußen längst vorbereitet, beschlossen und zwar im Einverständniß mit L. Napoleon. Dieser dirigirte hinter der Scene, während Preußen und Italien, die sich schon im März v. J. geeinigt, auf offener Bühne spielen sollten.

Das Ruhe bedürftige Oesterreich bot Frieden. Da stellte

Preußen eine ähnliche Forderung, wie einſt Rom an Carthago: Oeſterreich ſollte auch Italien gegenüber jede Rüſtung einſtellen. Aber Oeſterreich handelte nicht wie Carthago, das ſich zum Kampf auf Tod und Leben bereitete, es ſetzte allen bisherigen Mißgriffen durch das, was nunmehr geſchah, die Krone auf.

Die Verwicklung war ſo weit gediehen, daß Napoleon den Zeitpunkt für günſtig erachtete, ſeine Lieblingsidee eines europäiſchen Congreſſes wieder aufzunehmen. Dieſer ſollte über die brennenden Fragen in Bezug auf Venetien, Schleswig-Holſtein und die deutſche Reform entſcheiden. Preußen war damit einverſtanden, auch Oeſterreich nach einigem Sträuben erklärte ſeine Bereitwilligkeit, jedoch mit dem Vorbehalt, daß keine Territorialänderungen zur Sprache gebracht würden und dem Bemerken, daß es die holſteiniſchen Angelegenheiten dem Bund überwieſen, der auch über ſeine Reform allein zuſtändig ſei.

Gewiß dieſe Antwort war eine würdige. Allein ſie berechtigte auch zu der Erwartung, daß Oeſterreich der Gefahr gewachſen, mindeſtens dagegen gerüſtet ſei; andernfalls war ſein Verhalten nur unklug. Der Congreß bot ihm günſtige Chancen; mußte Venetien aufgegeben werden, ſo war doch eine reiche Entſchädigung gewiß; die Entſcheidung über die Herzogthümer wäre höchſt wahrſcheinlich gegen Preußen ausgefallen, und die Einmiſchung fremder Mächte in deutſche Angelegenheiten fernzuhalten, dazu hatte doch wahrlich Oeſterreich am wenigſten Veranlaſſung. Das konnte es der Macht überlaſſen, welche ihren „deutſchen Beruf“ ſoeben durch das Bündniß mit Italien bethätiget hatte!

Allgemein verlautete, noch nie habe Oeſterreich eine ſolche Armee aufgeſtellt, 800,000 Mann ſeien kampfbereit, und davon war man auch in Hannover und Kaſſel feſt überzeugt. Es wäre Thorheit geweſen daran zu zweifeln, denn ſoviel mußte es auch haben. Das Wiener Kabinet mußte wiſſen, daß es ſich um Seyn und Nichtſeyn handle, daß der

Digitized by Google

Sieg die Weltlage umgestalte und Oesterreich aller Verlegenheiten enthebe, eine Niederlage in unabsehbare Verwicklungen stürze und seine Existenz gefährde. Hier durfte nichts dem Zufall, dem Glück oder dem Talent des Heerführers überlassen bleiben.

Wir wissen aber jetzt, daß die gesammte österreichische Heeresmacht gegen Preußen und Italien 407,000 Mann betrug, nicht einmal soviel, als die Nordarmee hätte zählen müssen. Hat doch erst vor wenigen Tagen der Chef des preußischen Generalstabs in der Abgeordneten-Versammlung des norddeutschen Bundes erklärt, daß Preußen nach der Schlacht von Königgrätz 664,000 Mann unter den Waffen gehabt habe!

Und wie stand es mit der Führung? Es gibt keine schneidendere Kritik, als daß man für die Vorgänge bis zum 3. Juli keine andere Erklärung wußte, als daß ein geheimer Plan bestehe, wornach es auf die Vernichtung oder Gefangennehmung der ganzen preußischen Armee abgesehen sei. Das Geheimniß hat sich schrecklich enthüllt.

Preußen hat die Oberherrschaft in Deutschland und ist eine Macht ersten Ranges geworden, Oesterreich ist ausgeschlossen, hat trotz der glänzenden italienischen Siege zu Wasser und zu Land Venetien verloren und sieht sich im Innern der Revolution preisgegeben, welcher die Zweitheilung des Reichs schon gelungen ist.

Der Kaiser mußte Ungarn die revolutionäre Verfassung von 1848 bewilligen, das Werk Kossuths, des wegen Hochverraths Verurtheilten, sanktioniren*)!

---

*) Daß den Magyaren Alles bewilligt und Ungarn, wie sich die Agramer Zeitung bezeichnend ausdrückt, Magyarien wurde, ist als ein nothwendiges Uebel anerkannt worden. Nun sollte aber eine nur mäßige Ueberlegung sagen, daß man ein Uebel auf den engsten Kreis beschränken und nicht ohne zwingende Noth weiter ausdehnen müsse. Anders aber handelt die kaiserliche Regierung. Sie fordert, und

Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen ſagte einſt mit Rückbeziehung auf die ſchreckliche Stunde, da er den Leichen der im Straßenkampf Gefallenen ſeine Ehrerbietung bezeugen und ſeine Gemahlin, die Königin, auf den Balkon ſchleppen mußte, um das Gleiche zu thun: „Die Wege der Könige ſind thränenreich und thränenwerth.“ Wahrlich kein Monarch Europa's iſt mehr als Franz Joſeph in der Lage zu ſprechen: „Mein Lebensweg iſt thränenreich und thränenwerth!“

IV.

Zur achtzehnten Säcularfeier des Martyriums Petri und Pauli.

Das Jahr des Martyrtodes der Apoſtel Petrus und Paulus. Von Pius B. Gams, O. S. B. Regensburg 1867. p. 97.

Aus Anlaß des in dieſen Tagen ſtattfindenden Jubiläums in Rom ſind in und außerhalb Deutſchland eine Anzahl Gelegenheits-, beziehungsweiſe Feſtſchriften erſchienen, welche theils in allgemeinen Zügen die geſchichtliche Bedeutung des Papſtthums, theils ſpecielle hiſtoriſche Fragen behandeln*).

---

zwar mit wenig Dankbarkeit gegen treue und erprobte Länder, daß auch Siebenbürgen und Kroatien trotz ihres Widerſtrebens einen Theil Magyariens bilden ſollen. Es erregt dieſes eigenthümliche Vorgehen den Gedanken, als beabſichtige die kaiſerliche Regierung jenſeits der Leitha ein möglichſt großes einheitliches Reich zu ſchaffen, in der Ueberzeugung daß die Länder dieſſeits der Leitha früher oder ſpäter doch verloren ſeien und das Kaiſerthum zerfallen werde.

*) Das ſchöne Ausſchreiben des hochw. Herrn Erzbiſchofs Hermann von Vicari: „Das Papſtthum in der Geſchichte. Zur achtzehnten Säcularfeier des Martyrfeſtes des heil. Petrus“ iſt durch die Ver-

Digitized by Google

Wir müſſen uns für heute darauf beſchränken, die der letztern Gattung angehörige wiſſenſchaftliche Unterſuchung von Dr. Gams über das Jahr des Martyrtodes der beiden Apoſtelfürſten zur Anzeige zu bringen.

Die Schrift iſt eine gelehrte Abhandlung, welche neben ihrem angegebenen Zweck zugleich die Grundzüge einer Chronologie der Apoſtelgeſchichte geben will. Der Verfaſſer ſetzt die Bekehrung Pauli in das Jahr 35, die Gründung der erſten aus Judenchriſten beſtehenden Gemeinde zu Antiochien in das Jahr 36; in das Jahr 38 Pauli erſte Reiſe nach Jeruſalem, in das Jahr 41 den Tod Jakobus des Aeltern und Petri erſte Reiſe nach Rom, in das Jahr 44 den Tod des Herodes Antipas; Pauli zweite, im Galaterbriefe nicht erwähnte Reiſe nach Jeruſalem in das Jahr 45, in das Jahr 52 ſeine dritte (reſp. zweite) Reiſe nach Jeruſalem und das Apoſtelconcil, welchem der durch Claudius aus Rom vertriebene Petrus anwohnte; Petri zweite Reiſe nach Rom in das Jahr 54—55; Pauli Ankunft in Rom in das Jahr 61, ſeine Freilaſſung in das Jahr 63, ſeine ſpaniſche Reiſe in das Jahr 63—64, hierauf ſeine letzte Reiſe in den Orient, und ſeinen Martyrtod in Rom am 29. Juni 67. Dagegen ſetzt er die erſte Ankunft Petri in Rom vor den 29. Juni 41, und ſein Martyrium auf den 29. Juni 65, ſo daß für das

---

breitung im Verlage des Frankfurter Broſchüren-Vereins bereits allgemein bekannt. Außerdem verzeichnen wir noch:

Der heilige Petrus in Rom und Rom ohne Petrus. Eine Feſtſchrift von P. Karl Brandes. O. S. B. Einſiedeln 1867.

Der Papſt, das Oberhaupt der Geſammtkirche. Von P. Gerhard Schneemann. Freiburg 1867.

San Pietro in Roma, ossia la verità storica del viaggio di San Pietro a Roma dimostrata da Gio. Perrone, S. J. Torino 1864. p. 147 in 12.

Sopra l'anno 67 dell' era volgare, se fosse quel del martirio dei gloriosi principi degli apostoli, Pietro e Paulo. Osservazioni storico-cronologiche di M. Bartolini. Rom. 1866 p. 47 in 4.

Digitized by Google

römische Pontifikat Petri 24 Jahre und unbestimmt viele Tage sich ergeben, d. h. daß Petrus das 25. Jahr seines römischen Pontifikats angetreten hätte. Paulus sei nur 2¼ Jahre in Ephesus gewesen und sage dennoch, daß er 3 Jahre daselbst geweilt, und die dreitägige Grabesruhe des Herrn sei eben nur der zu Ende gehende erste und anfangende dritte Tag mit dem dazwischenliegenden zweiten Tage.

Die Abhandlung will dadurch zu einem sichern Resultate gelangen, daß sie die Zeit der ersten Reise des Petrus nach Rom festzustellen sucht, indem der Verfasser das Todesjahr Jakobus des Aeltern auf den 12. April 41 ansetzt. Jakobus wurde Martyrer nicht vor dem Jahr 41, weil Agrippa nicht früher König von Judäa wurde; nicht nach dem Jahr 44, weil Agrippa in diesem Jahre starb. Früher nahm man das Jahr 44 als Todesjahr des Jakobus an, weil die Apostelgeschichte den Tod des Agrippa unmittelbar nach dem Tode des Jakobus berichtet. Die Bollandisten z. B. sagen, Jakobus müsse im Jahr 44 Martyrer geworden seyn, denn es lasse sich nicht denken, daß Gott dieses Verbrechen an Agrippa, der es begangen, längere Zeit ungestraft gelassen habe. In neuerer Zeit nimmt man das Jahr 42 an, aus dem Grunde weil Agrippa, der sich durch den Tod des Jakobus und Petrus den Juden einschmeicheln wollte, diese Popularität offenbar eher am Anfang als am Ende seiner Regierung gesucht habe. Man würde sachgemäß auf das Jahr 41 zurückkommen, aber man glaubt nicht annehmen zu dürfen, daß Agrippa an Ostern des J. 41 von Rom, wo er zur Zeit der Ermordung des Kaisers Caligula weilte, schon nach Palästina heimgekehrt sei. Aber gerade diese frühere Rückkehr im März und April des J. 41 nimmt der Verfasser an. Agrippa wurde im Februar, spätestens im März 41 König von ganz Judäa, durch Kaiser Claudius. Gegen die Annahme, Agrippa sei erst im J. 42 aus Rom zurückgekehrt, sprechen die Worte des Josephus Flavius (Jüd. Alterth. 19, 6): „Claudius entließ sogleich den Agrippa, damit er in sein Königreich

Digitized by Google

zurückkehre. Dieſer aber kehrte in Eile zurück, als einer der Beſitz von einem neuen Reiche ergreift.“

Ein zweites Argument für das Jahr 41 findet der Verfaſſer in der gleichzeitigen Regierung des Königs Agrippa und des römiſchen Statthalters Petronius von Syrien, der ſpäteſtens im Frühjahre 42 die Provinz verließ. Ferner, nach der neueſten Ausgabe der Chronik des Euſebius von Schöne erſcheint die Reiſe Petri nach Rom als erſte Thatſache unter der Regierung des Claudius, fällt alſo eher in das J. 41 als 42. Auch Oroſius ſagt, daß Petrus im Anfange der Regierung des Claudius nach Rom gekommen. Gegen dieſe Beweiſe könne die Angabe des Hieronymus, daß er im zweiten Jahre des Claudius nach Rom gekommen, nichts entſcheiden; denn derſelbe Autor laſſe den Paulus im zweiten Jahre des Nero, im J. 56 nach Rom kommen, mit welcher Behauptung er ganz allein ſtehe. Das wichtigſte Argument für unſern Verfaſſer iſt aber die Fixirung des Todestages des Jakobus auf den 12. April. Es ſei allgemeine Annahme und Ueberlieferung, wenigſtens iſt es die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß Jakobus am Tage der Parasceve, an dem Vorabend vor dem jüdiſchen großen Sabbat enthauptet worden, d. h. am chriſtlichen Charfreitag. Dieſer Tag fiel im J. 41 auf den 12. April, im J. 42 auf den 28. März, im J. 43 auf den 17., im J. 44 auf den 8. April. Nun frägt der Verfaſſer, an welchem Tage in der Kirche das Gedächtniß des Jakobus gefeiert werde; denn in der Regel wenigſtens bezeichnet dieß den Todestag der Heiligen. Am 25. Juli kann der Apoſtel nicht geſtorben ſeyn, auch nicht am 30. April, an welchem Tage die Griechen ſein Feſt begehen; denn Oſtern fiel nie nach dem 30. April. Die Verlegung von einem Tage des März oder April erkläre ſich aber daraus, daß man innerhalb der öſterlichen Zeit das Gedächtniß des Apoſtels nicht habe feiern können (wie das Fronleichnamsfeſt aus einem gleichen Grunde von dem Gründonnerſtage verlegt wurde). Er hält eben Umſchau bei den verſchiedenen

Digitized by Google

Kirchen des Orients und findet, daß eine derſelben, die abyſſiniſche, das Feſt des Jakobus am 12. April begeht. Dieſe Kirche wurde von Alexandrien aus gegründet, um 316—326, und erhielt von daher auch ihren chriſtlichen Kalender. Es iſt kein Zweifel, daß die Kirche von Alexandrien und die des Orients in den erſten Jahrhunderten das Gedächtniß Jakobus des Aelteren am 12. April begangen, und da die übrigen Beweismomente für die Reiſe Petri nach Rom auf das J. 41 hinweiſen, ſo glaubt der Verfaſſer für dieſes Jahr ſich entſcheiden zu müſſen; indem er indeß ſelbſt ſagt (S. 20): „Dieß Alles iſt kein ſchlagender Beweis, aber ein ſehr ſtarker Beweis aus Gründen der Wahrſcheinlichkeit.“

Es geht nicht an, dem Verfaſſer in ſeine weiteren gelehrten Unterſuchungen zu folgen. In Betreff des Todesjahres Petri ſtimmt Dr. Gams mit dem Verfaſſer des Artikels in Band 40 S. 585—599 dieſer Blätter: „der Episcopat des Apoſtels Petrus zu Rom nach dem älteſten Verzeichniſſe der römiſchen Kirche.“ Indem beide Verfaſſer das Jahr 65 als Todesjahr Petri annehmen, ſtützen ſie ſich beſonders auf den älteſten römiſchen Papſtkatalog vom J. 354 flg., welcher den Apoſtel Petrus im J. 65 ſeine Laufbahn vollenden ließ. Uebrigens wird gegenwärtig nicht das 18. Säculargedächtniß des Apoſtels Petrus, ſondern der beiden Apoſtel Petrus und Paulus in Rom gefeiert, die beide ſtets ungetrennt als Gründer der römiſchen Gemeinde verehrt wurden. Deßwegen könnte und kann auch nach der Annahme des Verf. dieſe Gedächtnißfeier allein am 29. Juni 1867 ſtattfinden, da die Todesfeier der beiden Apoſtel erſt dann gefeiert werden kann, wenn beide im Tode vollendet und durch den Tod vereinigt ſind. Auch diejenigen, welche die Ausführungen des gelehrten Benediktiners nicht genehmhalten, werden ihm das Zeugniß geben müſſen, daß er wenigſtens neue, bis jetzt nicht vorgebrachte Argumente für ſeine Unterſuchungen angeführt, welche die volle Beachtung in Anſpruch nehmen.

Digitized by Google

V.

Professor Thiersch und die Freimaurerei in Bayern.

In unserm Artikel über den 2. Band des Lebens „Friedrichs von Thiersch“ haben wir aus unsern Collektaneen und Memorabilien eine Thatsache angeführt, welche man im Heft vom 1. Januar d. Js. (S. 47) mit folgenden Worten erzählt findet. „Hr. Thiersch gab dem (verstorbenen) König den Rath: um überhaupt eine neue Stütze für seinen Thron zu gewinnen und um insbesondere die bayerische Mission einer allgemeinen confessionellen Nivellirung zu befördern, möge er den Freimaurer-Orden in Bayern officiell einführen und sich selber zum Großmeister der bayerischen Logen machen. Als Freimaurer-Großmeister, behauptete Thiersch, würde sich der König ein sehr wesentliches Machtelement beifügen. Von diesem Vorgange steht freilich nichts in dem vorliegenden Buche. Aber Staatsrath von Pfistermeister wird sich wohl noch erinnern, wie er Auftrag erhielt über den Thiersch'schen Vorschlag Gutachten einzuholen und wie er zu diesem Zwecke namentlich an — Herrn von Abel abgesendet wurde. Der einst gewaltige Minister war damals bereits vom Schlage

gerührt und körperlich sehr elend. Er gab dem Vertreter des Kabinets den mündlichen Bescheid: wenn Se. Majestät Freimaurer-Großmeister in Bayern werden wolle, so würde er als solcher der Untergebene des Prinz-Regenten von Preußen seyn, denn Prinz Wilhelm sei bereits Großmeister aller deutschen Logen" ꝛc.

Darauf hin erhalten wir von dem Verfasser der Thiersch'schen Biographie, Professor Dr. Heinrich Thiersch dem Sohn, ein Schreiben vom 7. Juni d. Js., welches wir im Folgenden wörtlich wiedergeben:

Hochlöbliche Redaktion der Historisch-politischen Blätter!

Im 59. Bande Ihrer Zeitschrift, 1. Heft S. 47, wird als „Thatsache" angeführt, Friedrich Thiersch habe dem verewigten König Maximilian II. den Rath gegeben, er möge den Freimaurerorden in Bayern officiell einführen und sich selber zum Großmeister der bayerischen Logen machen. Als Gewährsmann für die „Thatsache" wird Herr Staatsrath von Pfistermeister genannt.

Ich habe Ihren Wink befolgt und mich an den Herrn Staatsrath mit der Bitte um Auskunft gewendet. Ich sende Ihnen hiemit die von ihm an mich ergangene Antwort im Original, mit dem Ersuchen, dieselbe als eine thatsächliche Berichtigung in dem nächsterscheinenden oder dem darauffolgenden Hefte der Histor.-polit. Blätter abzudrucken, indem ich das Vertrauen festhalte, daß es Ihnen um Feststellung geschichtlicher Wahrheit zu thun ist.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. Heinrich W. J. Thiersch.

Der von Herrn Professor Dr. Heinrich Thiersch angezogene Brief des Herrn Staatsraths von Pfistermeister lautet gleichfalls wörtlich wie folgt:

Digitized by Google

Hochwohlgeborner, hochverehrter Herr!

Mit Bezug auf die im letzten Januarheft der Historisch-politischen Blätter enthaltene Angabe, wie ich mich wohl noch erinnern werde, vom höchstseligen Könige Max den Auftrag erhalten zu haben, über den Thiersch'schen Vorschlag, der König möge den Freimaurerorden in Bayern officiell einführen und sich selber zum Großmeister der bayerischen Logen machen, Gutachten einzuholen, und wie ich zu diesem Zwecke namentlich an Herrn von Abel gesendet worden, — stellen Ew. Hochwohlgeboren an mich die Anfrage, ob ich mich erinnere, daß ein solcher Rath je von Ihrem seligen Hrn. Vater ausgegangen sei? Ich muß diese Anfrage mit Nein beantworten. Die Fragen, über welche der höchstselige König mit Ihrem verlebten Hrn. Vater, dem von ihm hochverehrten Geheimrath v. Thiersch, zu verkehren pflegte, lagen auf ganz anderen Gebieten. Es ist mir höchst unwahrscheinlich, daß der König mit Hrn. v. Thiersch über Freimaurerthum jemals sich besprochen. Mir wenigstens ist, meines Erinnerns, nicht bekannt geworden, daß solches der Fall gewesen.

Ich überlasse es Ew. Hochwohlgeboren, von dieser meiner Erwiderung, wenn nöthig, auch den geeigneten öffentlichen Gebrauch zu machen.

Hochachtungsvoll verharrend

Ihr

ergebenster

Stör. v. Pfistermeister.

München, den 21. April 1867.

Nachdem der Herr Staatsrath diese abgeforderte Erklärung bereits unterm 21. April abgegeben hatte, wird uns dieselbe von Herrn Thiersch jun. unter dem 7. Juni in dem Vertrauen zugesendet, daß es uns um Feststellung geschichtlicher Wahrheit zu thun sei. So ist es in der That. Nur aus diesem Grunde haben wir uns überhaupt und insbesondere in unserm Artikel vom 1. Januar der vielfach odiosen Auf-

Digitized by Google

gabe unterzogen die Regierung des verſtorbenen Königs einer freimüthigen hiſtoriſchen Kritik zu unterwerfen. Vielleicht gibt es im ganzen Bereich der neueſten Geſchichte keinen Punkt auf dem dichtere und dumpfere Nebel des Vorurtheils und beſtochener Parteianſichten laſten als auf dieſer Regierung, und in ſolchen Nebeln taſtend und tappend iſt unſer ſchönes Bayerland zu dem ſchweren Fall gekommen, den es gethan. Hat aber die nun der Geſchichte anheimgefallene Periode des Königs Max ſo außerordentliche Wichtigkeit für uns, dann kann es uns auch nur erwünſcht ſeyn, wenn jede unſerer thatſächlichen Angaben von Außenſtehenden ernſtlich geprüft wird. Inſoferne wiſſen wir denn auch Herrn Dr. H. Thierſch für ſeine Aufmerkſamkeit aufrichtigen Dank.

Was aber die vermeintliche Berichtigung betrifft, ſo haben wir nur in einem nebenſächlichen Betreff unſern Irrthum zu bekennen. Wir meinten: Herr Staatsrath von Pfiſtermeiſter „werde ſich wohl noch erinnern". Der Herr Staatsrath aber erinnert ſich nicht. Dagegen iſt nun nichts einzuwenden und am Ende iſt auch gar nichts daran zu verwundern. Der damalige Chef des königlichen Kabinets war ein unendlich geplagter und viel beſchäftigter Mann. Staatsrath von Abel hingegen war keinerlei Zerſtreuungen mehr ausgeſetzt. In ſeinem Krankenzimmer ſah er nur noch einige treuen Freunde aus früheren Tagen und vielleicht dann und wann einen Sonderling, der mit gefallenen Größen immer noch mehr ſympathiſirte als mit ſtehenden Mittelmäßigkeiten. In dieſer Einſamkeit mußten vereinzelte Berührungen mit der officiellen Welt, namentlich ſolche von ſo eigenthümlicher Natur wie die hier in Rede ſtehende, den Geiſt des einſt gewaltigen Staatsmannes um ſo lebhafter beſchäftigen. Und in Wirklichkeit haben nicht wir allein die beſtrittene Thatſache aus ſeinem Munde vernommen. Wir haben Zeugen, und wir halten unſere Angabe, ſoweit ſie das Faktum betrifft, in ihrem vollen Umfange aufrecht.

Digitized by Google

Dem Zeugniß des Herrn Staatsraths glauben wir damit, wie geſagt, nicht zu nahe zu treten. Daſſelbe beantwortet ohnehin mehr als Herr Thierſch jun. gefragt hat, und es behauptet mehr als der verehrte Briefſteller menſchenmöglicher Weiſe wiſſen kann. Wer hat ihm denn geſagt und wer konnte ihm ſagen, daß der verlebte König ſich mit dem ältern Thierſch nie über Freimaurerthum beſprochen habe, und daß die Fragen über welche beide zu verkehren pflegten, „auf ganz andern Gebieten lagen?“ Hätte der Herr Staatsrath nur einen eingehenderen Blick in die zwei Bände des Thierſch'ſchen Lebens geworfen, ſo wäre ihm eine ſolche Behauptung ſicherlich ganz unmöglich geworden. Das höchſt intereſſante Werk des jüngern Thierſch ſelber hätte ihn am beſten vor der Gefahr bewahrt, zu viel beweiſen zu wollen.

Wir wiederholen daher, daß wir keinen Grund haben, die von uns berichtete Thatſache zu widerrufen, außer ſoweit wir uns auf das Erinnerungsvermögen des Herrn Staatsraths von Pfiſtermeiſter berufen haben.

VI.

Zeitläufe.

Der fortschreitende Mediatisirungs-Proceß im deutschen Süden.

Als die Mehrheit der zweiten bayerischen Kammer am 24. April 1865 in der Lage war, zu der vollendeten Thatsache des preußisch-französischen Handelsvertrags wohl oder übel Ja zu sagen, da erschöpfte sich der Minister Baron von der Pfordten in kräftigen Trostgründen über diese, wie er zugab, allerdings sehr unangenehme Nothwendigkeit. Er verwahrte sich insbesondere gegen den Gedanken, daß die neueste Entwicklung im Zollverein die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des eigenen Landes bedrohen könnte. „Die Unabhängigkeit, die Selbstständigkeit dieses glücklichen Landes, das Wohl dieses Volkes und die Aufgabe dieses Volkes für die Zukunft Deutschlands zu wirken, und die Kraft desselben für dieses Ziel zu wirken, werden wir dem Zollverein nie und nimmer zum Opfer bringen, und das wird keine bayerische Regierung thun, mögen ihre Organe seyn welche sie wollen." So sprach Baron von der Pfordten:

Ein wie trauriger Prophet der einst so maßlos überschätzte Minister in der vorliegenden wie in mancher anderen Frage gewesen, das haben wir jetzt vor Augen. Die Verhandlungen welche in diesem Augenblicke zu Berlin über die

neue Organisation des Zollvereins gepflogen werden, bedingen einen neuen Verzicht auf die Freiheit der politischen Entschließungen Bayerns. Und zwar einen Verzicht welcher dem Lande unmittelbar viel schwerer fallen muß als die drückende Thatsache des militärisch-politischen Verzichts in dem Vertrag vom 22. August. Denn um es kurz zu sagen: über das materielle Wohl und Wehe des Landes, welches der Minister vor zwei Jahren noch ein „glückliches" nennen konnte — „glücklich" wie sich von selbst versteht, durch das Verdienst und die verständige Fürsorge der Regierung — wird fortan nicht mehr in München in letzter Instanz entschieden werden sondern in Berlin. Was den materiellen Verhältnissen Bayerns frommt oder nicht frommt, was unsere Landesökonomie fördert oder sie benachtheiligt, das wird ein erleuchtetes Handelsministerium in München nach wie vor zwar wissen; aber nichts wird im neuen Zollverein durchgesetzt und nichts verhindert werden können als was Preußen will oder nicht will. Also abermals die Geschichte vom Hund und seinen Flöhen.

Nach dem Vertrag vom 22. August hat Bayern aufgehört im diplomatischen Sinne zu den souverainen Ländern zu zählen. Aber die Wirkung des Verzichts träte doch nur ein von Fall zu Fall. Wir sind vertragsmäßig verpflichtet in den Feinden Preußens ohne weiters auch unsere Feinde zu sehen und zur Bekämpfung derselben die bayerische Militärmacht unter das preußische Obercommando zu stellen. Aber es ist dabei doch stillschweigend verstanden, daß der gemeinsame Feind kein anderer als Frankreich seyn werde, und es liegt in der Natur der politischen Dinge, daß die erste unglückliche Schlacht, südlich oder nördlich des Mains geschlagen, den Vertrag vom 22. August verschwinden machen würde. Auch ladet uns der vielbeklagte Vertrag für den Moment weiter keine lästigen und drückenden Bedingungen auf, wenn wir anders klug genug sind den militärischen Raptus der seit Sadowa aller Welt den Kopf verrückt, erst

Digitized by Google

verdunſten und abkühlen zu laſſen, ehe wir zu einer die finanziellen Kräfte des Staats und der Landesökonomie überſteigenden Militärorganiſation uns herbeilaſſen, bloß um der ſchönen Augen des Grafen Bismark willen. Mit Einem Wort: ſo demüthigend auch der militäriſch-politiſche Verzicht vom 22. Auguſt für uns iſt, es ließe ſich mit Preußen trotzdem immer noch reden. Aber ganz anders ſteht die Sache bei unſerer neueſten Unterwerfung, bei der Beugung unter die neue Organiſation des Zollvereins.

Das iſt kein Vertrag auf Kündigung, ſondern es iſt eine Inſtitution deren abſorptive Kraft wir vom erſten Moment an zu verſpüren haben werden. Eine Inſtitution bei der alle Vortheile auf preußiſcher Seite liegen und die Anderen der finanzpolitiſchen Plusmacherei des norddeutſchen Bundesherrn auf Discretion preisgegeben ſind; eine Inſtitution bei der alle Andern ihr Veto einbüßen, mit Ausnahme des Mächtigſten im Bunde, der ſich ſonach ohnehin ſchon in der gebornen Majorität befände. Man muß geſtehen: wenn es jemals einen Löwenvertrag gegeben hat, ſo iſt's der; und wenn es jemals nur aus dem eiskalten Hohn unſerer Zeit zu erklären iſt, daß die Wiſſenden und Könnenden unbedenklich wagen dürfen dem ſchneidendſten Deſpotismus vor den Augen des großen Haufens die phrygiſche Mütze aufzuſetzen, dann iſt es hier. Ich meine die parlamentariſche Verbrämung des neuorganiſirten Zollvereins; wozu das Poſſenſpiel? Wollte man das Weſen der neuen Inſtitution in einfachen und ehrlichen Worten ausdrücken, ſo müßte man ſagen: die oberſte Leitung der bayeriſchen Finanzen und Volkswirthſchaft iſt nach Berlin verlegt und die maßgebende Richtſchnur dieſer Leitung iſt einzig und allein das preußiſche Bedürfniß.

Die neue Inſtitution des Zollvereins fängt damit an, daß ſie unſer Land mit neuen Steuern auf den Conſum belaſtet, die noch vor Jahr und Tag als eine wirthſchaftliche Unmöglichkeit erachtet worden wären. Es iſt unfraglich,

Digitized by Google

daß wir diese Steuern nicht bekommen hätten ohne den preußischen Sieg bei Sadowa. Es ist ebenso unfraglich, daß Preußen selbst solcher neuen Steuern nur bedarf zur Deckung der enorm gesteigerten Militärforderungen, welche durch die Verstärkung der Hohenzoller'schen Hausmacht und durch die preußische Annexions-Politik nothwendig geworden sind. Weil Preußen zur Vertheidigung seiner rechtswidrigen Usurpationen stets bis an die Zähne gerüstet seyn muß, deßhalb müssen wir den Tabak, den Zucker und wer weiß was noch theurer bezahlen. Endlich drittens ist die neue Steuer nicht nur für uns gänzlich unproduktiv und ein Schlag in's Gesicht aller volkswirthschaftlichen Grundsätze, sondern ihr Ertrag fällt gemäß dem zollvereinlichen Austheilungs-Princip sogar auch direkt zum größern Theil in die preußische Kasse. Preußen nimmt uns und gibt sich selber.

Wie heißt man nun einen solchen Zustand bei einem Privatmann, wenn derselbe nicht mehr eigener Herr ist über seine Einnahmen und Ausgaben, über die gesammte Anordnung seiner Häuslichkeit? Genau in der gleichen Lage wird sich die bayerische Nationalökonomie im künftigen Zollverein befinden. Das ist das Ende einer Politik, welche die Stärkung der Souverainetät und die Sicherung des Thrones viel gewisser in der „Förderung der materiellen Interessen" zu erreichen hoffte als auf dem geistigen Wege der alten Tradition. Man hat jetzt die natürliche Folge des grundverkehrten Treibens vor Augen, in dem die bayerische Politik oder vielmehr Nichtpolitik fünfzehn Jahre lang in den Tag hinein lebte. Der hochmüthigen Verblendung dieser jüngsten Vergangenheit ist es zu danken, wenn sich das Land jetzt vor der unermeßlichen Tragweite des Verzichts entsetzt, durch den Bayern die Fortsetzung des Zollvereins hat erkaufen müssen. Es ist der Verzicht auf die Freiheit der eigenen Entschließung in den wichtigsten Fragen der Staats- und Landesökonomie. Welchen Eindruck wird aber ein Volk von der Souverainetät des eigenen Staats endlich empfangen, wenn demselben täg-

Digitized by Google

lich die Thatſache zu Gefühl kommt, daß eine fremde Regierung über ſeine wirthſchaftlichen Angelegenheiten das letzte Wort zu ſprechen hat, und daß unſere Handels- und Gewerbe-Kammern am beſten thäten ihre Eingaben gleich direkt in Berlin einzureichen?

Als es ſich im Jahre 1852 um die Erneuerung des Zollvereins-Vertrags handelte, da hat Bayern an der Spitze der ſogenannten Darmſtädter Coalition ſeinen Willen gegen das entſchiedenſte Widerſtreben Preußens durchgeſetzt. So ſehr ſich auch die fridericianiſche Berliner-Politik mit Händen und Füßen dagegen ſträubte, Preußen mußte nicht nur den bekannten Handelsvertrag vom Februar mit Oeſterreich eingehen ſondern auch die gänzliche Einbeziehung Oeſterreichs in den Zollverein vertragsmäßig zuſichern. Noch in der gedachten Kammerſitzung vom 24. April 1865 hat Miniſter von der Pfordten ſich dieſes glänzenden Sieges der bayeriſchen Politik hoch berühmt. Er hat aber vergeſſen, daß inzwiſchen zu München die principielle Baſis aufgegeben worden war, auf der es allein möglich geweſen den Sieg von 1852 über die preußiſche Zollvereins-Politik zu erfechten. Die Waffe mit der man damals geſiegt, hatte man inzwiſchen eigenhändig zerbrochen.

1852 hat noch ein letzter Nachklang der politiſchen Tradition die bayeriſche Diplomatie geleitet. Man wußte in Berlin, daß Bayern entſchloſſen ſei lieber aus dem Zollverein auszutreten, als die handelspolitiſche Ausſchließung Oeſterreichs aus Deutſchland ruhig hinzunehmen und definitiv geſchehen zu laſſen. Man wußte überhaupt, daß in München noch höhere politiſche Erwägungen ſich geltend machen dürften und die zweifelhafte Politik der materiellen Intereſſen keineswegs unter allen Umſtänden maßgebend ſeyn würde. Preußen hatte mit Einem Wort noch einen Reſt von bayeriſcher Staatsraiſon zu fürchten. Ja, man lebte damals in Bayern noch vielfach der Ueberzeugung, daß Preußen bei einer Auflöſung des Zollvereins viel mehr zu verlieren hätte als Bayern,

Digitized by Google

und daß wir überhaupt durch alle Bedingungen unſerer natürlichen Lage vor Allem auf die commercielle Einigung mit Oeſterreich angewieſen wären. Man lächelte daher bei uns über die preußiſchen Drohungen mit der Sprengung des Zollvereins; Preußen werde es wohl bleiben laſſen damit Ernſt zu machen, ſo glaubte man und man beſorgte keineswegs, daß die Dinge in Berlin auf die Spitze würden getrieben werden.

Und man hatte vollkommen recht. Erſt als das neue Schaukelſyſtem in München ſich öffentlich fixirt und die Politik der materiellen Intereſſen alle höhere Raiſon erſtickt hatte, erſt da erſah man in Berlin ſeinen Vortheil und gebrauchte fortan den Zollverein förmlich als Daumſchraube, um die politiſchen Entſchließungen Bayerns nach Belieben zu erzwingen. Als die bayeriſche Regierung im J. 1862 an Preußen die unbedingte Vollmacht zur Verhandlung des franzöſiſchen Handelsvertrags gegeben hatte, ohne auf die Beziehungen zu Oeſterreich die mindeſte Rückſicht zu nehmen, ja ohne ſich in den anderthalb Jahren der preußiſchen Verhandlungen mit Frankreich um deren Gang und Richtung eigentlich nur zu kümmern: da wußte Jedermann, wie viel es in München geſchlagen habe, und am beſten wußte man es in Berlin.

Allerdings gab es großen Lärm bei unſerer Regierung und im Lande, als der preußiſch-franzöſiſche Vertrag endlich zum Vorſchein kam. Im erſten Moment ſchien die politiſche Raiſon in Bayern wieder aufzuwachen. Auch die Behauptung wollte ſich wieder geltend machen, daß im Grunde doch Preußen des Zollvereins viel bedürftiger ſei als Bayern, daß nicht letzteres ſondern erſteres die Auflöſung des Verbands zu fürchten habe. Aber die Oppoſition wurde täglich ſchwächer und unſicherer. Eine entſchiedene Schwenkung nach der öſterreichiſchen Seite getraute ſich kaum Jemand zu rathen, denn man kannte die Antipathien des Hofs. An dieſem capricirten Vorurtheil ſcheiterte Alles. Schließlich reducirte ſich die ganze

Digitized by Google

Diskuſſion auf den Streit, ob durch den Vertrag die materiellen Intereſſen Bayerns wirklich überwiegend geſchädigt werden würden oder nicht. Auf den Geſichtspunkt zurückgeführt war aber die Sache ſchon verloren. Denn vom Standpunkt der ſich durchkreuzenden materiellen Intereſſen konnten die Einen mit ebenſo gutem Gewiſſen für den Vertrag ſprechen wie die Andern gegen. Als politiſche Frage, nicht als wirthſchaftliche, als eine Frage von der höchſten politiſchen Tragweite hätte die große Angelegenheit behandelt werden müſſen — einer politiſchen That hätte es bedurft. Dazu aber war bei der latitudinariſchen Schaukelpolitik Jungbayerns die Einſicht und Kraft nicht mehr vorhanden.

Noch viel weniger konnte ſolch eine politiſche That, um die Daumſchraube der preußiſchen Zollvereins-Politik ein- für allemal abzuſchütteln, nach der Niederlage von Sadowa und nach dem Berliner Vertrag vom 22. Auguſt erwartet werden. Preußen erſah und kannte ſeinen Vortheil, es benützte ihn ganz in dem unnobeln und raffſüchtigen Geiſte, der uns unwillkürlich an das Sprichwort erinnert: „wenn der Bettler auf's Roß kommt, ſo reitet er es todt“. Einſtweilen zieht man nun in Berlin allen Vortheil von uns, als wenn wir mit zu den Hörigen des norddeutſchen Bundes zählten, während man andererſeits gar keine Laſt mit uns und für uns zu übernehmen hat. Umgekehrt trägt das bayeriſche Volk demnächſt alle Koſten, welche mit ſeinem Eintritt in den Norbund verbunden wären — wenn nämlich die beabſichtigte Armeereform auch noch durchgeſetzt werden wird — während wir nicht den mindeſten Gewinn davon haben, nichteinmal das Bewußtſeyn zur Wiedervereinigung deutſcher Nation beigetragen zu haben, und nichteinmal das Gefühl erhöhter Sicherheit gegenüber dem feindlichen Ausland. Was bleibt uns noch zu geben und was haben wir dafür gewonnen? das iſt die Frage. Nichts und wieder nichts! das iſt die Antwort.

Das iſt das Schmerzlichſte, ich möchte ſagen das Schmerz-

Digitized by Google

liche überhaupt, daß wir alle die enormen Opfer bringen und uns bis auf das Hemd ausziehen laſſen ſollen nicht für die nationale Sache, nicht für die Erleichterung des geſammten deutſchen Volkes und der unnützen Laſten die es trägt, nicht zur endgültigen Befeſtigung des Anſehens deutſcher Nation, nicht für eine imponirende Stellung Deutſchlands gegen das Ausland. Sondern ausſchließlich zur „Verſtärkung der Hohenzoller'ſchen Hausmacht" und nur dieſer Hausmacht. „Nicht das deutſche Reich entſteht wieder ſondern das preußiſche Reich wird gegründet": ſo bemerkt la France vollkommen zutreffend. Und was dieſes Reich für die Ehre und Freiheit der Nation zu leiſten verſpricht, abgeſehen von den hochtrabenden Worten, das iſt jetzt kaum mehr ein ſo dunkles Problem wie voriges Jahr in den heißen Juni-Tagen.

Es iſt die Todſünde der preußiſchen Politik, daß ſie bei ihrer Ausbeutung des böhmiſchen Sieges einzig und allein an die territorialen Mängel und Lücken des Staats Preußen gedacht, auf Deutſchland aber und die Idee der deutſchen Nation abſichtlich vergeſſen hat. Wie groß und unanfechtbar könnte jetzt die Monarchie Friedrichs des Großen an der Spitze des engern Deutſchlands daſtehen, wenn die Reichsidee im vorigen Jahre ihr hochpolitiſcher Leitſtern geweſen wäre anſtatt der rohen Vergrößerungsgier des Großpreußenthums. Man hätte ſich dann die abſtoßende Schergenwirthſchaft in Hannover erſpart, die im Grunde doch ſelbſt den ehrlichen Mitgliedern der Fortſchrittspartei den Magen und Appetit benimmt für eine ſolche Art und Weiſe durch Aufbauung eines neuen Deutſchland die Wünſche der Nation befriedigen zu wollen. Wer kann ſich denn auch in Wahrheit bei der Betrachtung der enormen Opfer die unſere diplomatiſche und unſere handelspolitiſche Abdankung uns auferlegt, des Gedankens erwehren, daß doch im Grunde Alles und Alles nur dazu gut ſei, um der gewaltſamen Unterdrückung freier deutſcher Männer in den unterjochten Gebieten zum definitiven Ziele zu verhelfen und mit unſerm eigenen Leib das Hohenzoller'ſche

Digitized by Google

Schreckensregiment gegen unſere ehemaligen Bundesbrüder zu decken.

Als das einzig ſichere Kriterium für die richtige Löſung der deutſchen Frage haben wir von jeher die Befreiung unſeres Volks von der verderbenden Militär-Ueberlaſt betrachtet. Nicht mehr Soldaten ſondern weniger Soldaten mußte ein wahrhaft wiedergebornes Deutſchland zählen. Ein ſolches Deutſchland brauchte nicht bis an die Zähne gerüſtet zu ſeyn, um dem Ausland zu imponiren und vor ſeinen Grenzen ringsum den tiefſten Reſpekt einzuflößen. Unter dem Einfluß eines ſolchen Deutſchland hätte vielmehr ganz Europa entwaffnet und die Arbeiten des ewigen Friedens aufgenommen. Jetzt hingegen denken alle großen und kleinen Mächte an die Verdoppelung ihrer ſtehenden Heere. Ein Land nach dem andern verwandelt ſich in eine ungeheure Kaſerne und wenn es ſo fortgeht, ſo wird der Continent bald ausſchließlich mit Militärſtaaten und in folgerichtiger Entwicklung mit Militärdeſpotien bedeckt ſeyn. Es iſt ein enormes Unglück welches Preußen durch die unwürdige Ausnützung ſeines Sieges über die europäiſche Menſchheit gebracht hat, und im Namen der Humanität wird dieſer Militär-Epidemie die Schranke gezogen werden müſſen.

Allmählig fehlt es nicht an Zeugniſſen, daß ſelbſt in den alten preußiſchen Provinzen die Bevölkerung den Druck des neuen Verhältniſſes ſchmerzlich empfindet. Trotz der langen Gewohnheit hat das preußiſche Volk die enormen Militärlaſten nur deßhalb ſo geduldig ertragen, weil es hoffte zur Erreichung beſſerer Zuſtände in Deutſchland mitzuhelfen, nach Erreichung des Ziels aber von der unerträglichen Laſt befreit zu werden. Unter dieſem Geſichtspunkt haben die Parteien dereinſt ihre deutſche Politik und hat die Regierung ſelbſt ihre Armeereform von 1860 gerechtfertigt. Anſtatt deſſen ſpannt nun Preußen den Militarismus in ganz Norddeutſchland immer noch höher und es iſt ſchlechthin ein gutwilliges Ende deſſelben nicht abzuſehen. Vielmehr

verlangt die Berliner Politik von den süddeutschen Staaten, daß auch sie die ihrer ganzen Natur widerstrebende Bürde einer auf preußischem Fuß eingerichteten Militär-Organisation auf sich nehmen sollen, und nur einstweilen begnügt man sich damit, durch unsere diplomatische und handelspolitische Abdankung den Alpdruck mit dem das Unwesen des Großpreußenthums auf Europa lastet, verstärkt zu haben.

Und wenn diese enormen Opfer uns wenigstens eine imponirende Stellung gegenüber dem Ausland verliehen hätten — dann ließe sich im Hinblick auf die deutsche Idee Alles noch verschmerzen. Aber das Gegentheil ist der Fall. Dafür liegt der augenscheinliche Beweis in dem Ausgang des Streites wegen Luxemburg. Ein uralt deutsches Land ist für den deutschen Namen und die deutschen Grenzen verloren: hierin besteht die erste Leistung die Preußen als Ersatzmann des alten Bundestags geliefert hat und diese erste Leistung wird nicht ohne Nachfolge bleiben. Schon steht Nordschleswig auf der Tagesordnung. Was haben die Parteien dereinst für ein betäubendes Geschrei erhoben für „Deutschland bis zur Königsau"; der alte Bund hat wirklich die deutsche Fahne bis an die Königsau getragen; der neue Bund aber muß nun bestrebt seyn Dänemark durch Wiederabtretungen zu befriedigen, ehe der französische Imperator mit der Pariser Weltausstellung fertig seyn wird. Denn es ist vorauszusehen, daß die Tuilerien dann andere Saiten aufziehen werden, so sehr sich auch die stolzen Machthaber in Berlin zuvorkommende Mühe geben und demüthige Schritte thun, um Frankreich mit dem neuen Zustand der Dinge in Deutschland zu versöhnen.

Preußen fürchtet den Zusammenstoß mit Frankreich: das hat die jüngste Geschichte der europäischen Diplomatie zweifellos herausgestellt. Trotz aller Opfer die wir von unserer staatlichen Unabhängigkeit der preußischen Politik bringen, wird man in Berlin nicht aufhören den Zusammenstoß mit Frankreich zu fürchten: das weiß der Gebieter in den Tui-

Digitized by Google

lerien und er wird ſeine Anforderungen darnach einrichten. Preußen wird entweder, um ſein großpreußiſches Schäflein ins Trockene zu bringen, das deutſche Recht und die deutſche Ehre vollends in den Wind ſchlagen; oder der gefürchtete Zuſammenſtoß wird dennoch erfolgen, ein kriegeriſcher Zuſammenſtoß von 140 Millionen Menſchen, wie der engliſche Miniſter jüngſt ganz richtig bemerkt hat. Dann aber wird Preußen uns nicht helfen können, es wird Süddeutſchland ſich ſelbſt überlaſſen müſſen. Im Frieden wie im Kriege wird das Opfer unſerer diplomatiſchen und handelspolitiſchen Abdankung weder uns noch der deutſchen Sache nützen. Im Falle gütlicher Verſtändigung zwiſchen den zwei Mächten würde unſere ſtaatliche Exiſtenz der Preis des Schachers mit Frankreich ſeyn; im Falle des Kriegs würden wir trotzdem auf uns ſelber angewieſen bleiben.

Es iſt ganz bezeichnend für unſere Lage, daß von München aus der amtliche Troſt zur Beruhigung herumgegeben wird: Bayern denke gar nicht an den Eintritt in den norddeutſchen Bund und auch Preußen denke nicht an einen ſolchen Anſchluß, um ſo weniger als derſelbe für Frankreich unmittelbar ein casus belli wäre. Alſo Preußen dürfte die Mainlinie nicht überſchreiten, wenn es auch wollte — aus Furcht vor Frankreich! Das iſt die Glorie, welche der Nation von dem „deutſchen Beruf“ Preußens bereitet worden iſt; die innern Angelegenheiten der deutſchen Nation fanden ſich nie in beſchämenderer Abhängigkeit vom Ausland als jetzt, unter der Aegide der „verſtärkten Hohenzoller'ſchen Hausmacht.“

Zunächſt fragt es ſich ſchon, ob nicht auch die neue Organiſation des Zollvereins und gerade ſie erſt recht in Paris als eine vertragswidrige Ueberſchreitung der Mainlinie betrachtet werden wird, als eine neue Fineſſe des Grafen Bismark, wodurch es ihm möglich wäre Süddeutſchland für preußiſche Zwecke auszubeuten ohne die entſprechenden Laſten des Anſchluſſes zu tragen. In der That hat man es ſich

Digitized by Google

zu Berlin ſehr bequem gemacht mit uns: wir dienen in's Hohenzoller'ſche Haus ohne dort Jemand zu incommodiren, und die Gegenleiſtung berechnet ſich auf nichts. Es wird denn auch verhältnißmäßig nicht leicht ſeyn in Paris den Beweis zu führen, daß uns noch die „unabhängige internationale Exiſtenz" zukommt, welche der Prager Friede für Süddeutſchland vorſchreibt.

Der muß einen beneidenswerthen Glauben haben, welcher ſolche Zuſtände für eine europäiſche Möglichkeit anſieht. Der furchtbare Schlag von Sadowa war — das läßt ſich jetzt mit Händen greifen — noch lange nicht die Kataſtrophe welche Deutſchland unter allen Umſtänden zu überſtehen hatte, um zu einer definitiven Neugeſtaltung zu gelangen. Die rechte Kataſtrophe liegt noch in der Zukunft. Wie Preußen dieſelbe zu beſtehen oder zu beſchwören gedenkt, das wiſſen wir nicht, vielleicht wiſſen es die Berliner Staatsmänner ſelber nicht. Das aber iſt gewiß, daß es für uns nur Einen nicht höchſt unglücklichen Ausweg gibt, den mit Hülfe Oeſterreichs. Unſer ceterum conseo und das Thema unſerer nächſten Betrachtung.

Digitized by Google

VII.

Peter Cornelius.

V. Cornelius' Aufenthalt in Berlin.

Der große Meister war innerlich während seines Münchener Lebens noch nicht zur vollen Läuterung und Reife gelangt. Der Cult der ihm dort gezollt wurde, die Weihrauch-Wolken die seine Person meist umgaben, konnten nicht verfehlen seinen Geist doch zu erheben, zum stolzen Selbstbewußtseyn zu veranlassen; sie hinderten ihn sich und die Wahrheit unverschleiert zu erkennen. Das mußte anders werden. Er mußte noch einen Trank erhalten, wenn auch einen bittern, der seine Seele reinigen und läutern, der sie mehr zu Gott, zum Heiligen und zur Kirche, der Schatzkammer der göttlichen Gnaden, hindrängen sollte.

Dazu führte ihn die erbarmende Hand Gottes nach Berlin. Das war für seine Seele der Reinigungsort! In München war Cornelius Direktor einer reichbesetzten und berühmten Akademie, einer der Mittelpunkte der geistigen Strömungen, mächtiger Freund des Königs, hochverehrt und gesucht von Nah und Fern, während er in Berlin zunächst als Privatmann dastand, ohne Anstellung, bald angefeindet, geringgeschätzt, verkleinert, ohne öffentliche, monumentale, effekt-

Digitized by Google

machende Arbeiten, bloß still in seinem Atelier arbeitend; er war dort nach seiner eigenen Erklärung wie der einsame Sperling auf dem Dache! Das war aber zum Heile und zur wahren Größe des Meisters nothwendig.

Anfangs schien es auch in Berlin trefflich zu gehen. Am 12. April des Jahres 1841 hatte Cornelius mit Frau und Kindern München verlassen, wo man ihm in trauriger Stimmung noch ein Abschiedsfest gegeben; in Dresden wurde er auf der Durchreise gleichfalls mit einem Fackelzug der Künstler gefeiert; endlich am 23. April kam er

Hin nach Berlin mit seinem dicken Sande
Und dünnen Thee und seinen witz'gen Leuten,
Die Gott und Welt und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit hegelschem Verstande*).

Auch hier feierlicher Empfang! Akademie und Museum veranstalteten ihm zu Ehren besondere Feste. Er besuchte die geistigen Größen der Stadt alsbald, Humboldt, Grimm, Rauch und Schinkel, der bereits geisteskrank dalag, und trat mit ihnen in engen Verkehr. Bald kamen auch höchst ehrenvolle Aufträge vom Ausland. Wie die Königin von Portugall durch ein eigenhändiges Schreiben den Meister bat, Schüler nach Portugall zu senden zur Ausführung von Freskomalereien daselbst, so wurde er auch nach England von Lord Monson eingeladen, dessen Schloß mit Fresken zu schmücken. Cornelius reiste auch wirklich nach England. Aber der unerwartete Tod des Lords und eine heftige Augenkrankheit nöthigten den Meister schnell nach Berlin heimzukehren.

Bald begannen nun bittere Stunden anzubrechen. Schon die socialen, aristokratischen Zustände Berlins sagten dem freien Manne nicht zu. Er ging in das Bierhaus und trank unterm blauen Himmel lieber bayerisches Bier statt den Thee des Geheimrathviertels. Daran nahm die hochgebildete Gesellschaft Aergerniß. Dann verstand er nicht bei den kritisirenden Kunst-

*) H. Heine.

Digitized by Google

kreisen sich einzuschmeicheln, ihnen schöne Worte und Artigkeiten zu sagen, auf ihre Orakelsprüche zu lauschen. „Er naht sich uns nicht!“ war die Klage, und bald begannen Nergeleien und herbe Kritiken gegen ihn und seine Werke.

Cornelius hatte längst ein Oelbild für den Grafen Raczynski begonnen. Das vollendete er in Berlin (1843) und brachte es zur Ausstellung. Es zeigte die Befreiung der Altväter aus der Vorhölle durch den Heiland. Wenn auch die Farbe schwer und unangenehm wirkend genannt werden muß, so ist doch die Gruppirung und der Ausdruck der Altväter höchst charakteristisch und fast unübertrefflich. Aber nun erscholl durch die ganze Linie der Kunstkritik der Ruf: „Wie, diese körperlosen, widernatürlichen Formen sollen kunstvolle Zeichnung, diese schweren Farben Malerei seyn?“ Und alsbald sah man mit Naserümpfen auf den alternden Meister, betrachtete ihn als Gefallenen, bereits einem überwundenen Standpunkte Angehörigen. Ein berühmter Porträtmaler Berlins that den verächtlichen Ausspruch: „Fände ich ein Bild von Cornelius auf der Straße, ich höbe es nicht auf.“ Dieses kecke Urtheil machte bald die Runde durch die hohen Kreise von Berlin. Das war sicher zum Heile des Meisters und seiner Kunst. Er zog sich mehr zurück von der Welt zur innern Sammlung und Steigerung der Schöpfungskraft.

Nur kleinere Offenbarungen seines Geistes sah man in nächster Zeit. So betraute ihn der König mit einer Arbeit, in der er seine Phantasiefülle und Gestaltungskraft im Kleinen in kurzer Zeit bekunden konnte. Es war der Entwurf zu einem Schilde, den Wilhelm IV. dem neugebornen Prinzen von Wales als Pathengeschenk zur Tauffeier geben wollte. Cornelius machte den Entwurf in sechs Wochen. Es war ein Rundschild, dessen Mitte Christus am Kreuze bildet; an den Ecken sieht man die vier Evangelisten und darüber die vier Cardinaltugenden, zwischen den vier Kreuzesarmen die Taufe und das Abendmahl sowie die Vorbilder dieser Geheimnisse im alten Bunde, das Sprudeln des Wassers aus dem Felsen

Digitized by Google

und den Mannaregen. Rings um den Schild waren aus Cameen geschnitten die Brustbilder der zwölf Apostel angebracht. Am Rande reihten sich Scenen aus dem Leiden und Siege Christi aneinander, vom Einzuge in Jerusalem bis zur Aussendung der Apostel. Um die Verbindung jener Urzeit der Kirche mit der Gegenwart herzustellen, landet einer der Apostel mit der vornehmen Gesellschaft aus dem Preußenlande, um die Taufe am Prinzen vorzunehmen. Auch dieses kleine Werk athmet den Geist des Meisters; es ist genial, ernst, bewegt, stylvoll, nur durch die Beiziehung der modernen Elemente und Trachten (Königin Viktoria, Wellington, Humboldt treten auf) manchmal seltsam und barok.

Aber diese Schöpfung von kleinen Formen war so wenig genügend und entsprechend für den Adlerflug seines Genius, als seine Zeichnungen zu Medaillen und seine Entwürfe für Glasfenster in Schwerin (1844) und in Aachen (1851). Auch die Leitung der Freskomalereien nach Schinkels Entwürfen in der offenen Vorhalle des neuen Museums in Berlin war keine Aufgabe für den selbstschöpferischen Geist des Mannes. Selbst die Zeichnungen zum Tasso, die er in Berlin entworfen, sind in weniger glücklichen Stunden geschaffen. Seine volle Genialität, seine ewige Geistesjugend und gigantische Gestaltungskraft konnte er erst wieder zeigen, als der große königliche Auftrag ihm wurde, einen Bildercyklus zu entwerfen für den neu zu bauenden Dom und die Begräbnißstätte der königlichen Familie in Berlin.

Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte nämlich beschlossen den Plan seines Vaters auszuführen, zum Danke für den göttlichen Schutz in den Befreiungskriegen statt des kleinen unansehnlichen Tempels einen neuen großartigen Dom zu bauen, der mit der Peterskirche in Rom und der Pauls-Cathedrale in London an Größe und Herrlichkeit wetteifern sollte. Stüler hatte den Plan bereits entworfen. An diesen Dom sollten sich nach Innen zu offene Hallen im Quadrat anschließen (180′ lang, 40′ hoch), bestimmt zur Begräbniß-

Digitized by Google

stätte der königlichen Familie. Und alle diese Wände sollte Cornelius mit großen Fresken aus der heiligen Geschichte schmücken. Das war der Auftrag, der ihm im Jahre 1843 zuging. Jetzt fühlte der alte Löwe wieder heimathlichen Boden und die alte Jugendkraft. Jubelnd schrieb er damals an die Akademie zu Münster, welche dem großen Künstler das Diplom eines Doktors der Philosophie zur Anerkennung seiner tiefsinnigen Schöpfungen gesendet*), die Worte: „Ein großes heiliges Feld, Campo santo, ist mir durch die Gnade der Vorsehung und die Huld meines erlauchten Königs und Herrn angewiesen worden, um dort mich auszuschreiben und darzustellen, was Gott mir in die Seele legt. Möge er meinen Geist erleuchten und mein Herz durchdringen mit seiner Liebe, mein Auge erschließen für die Herrlichkeit seiner Werke, für heilige Anmuth und Wahrheit, und jeden Strich meiner Hand leiten“**)!

Um aber wieder zu diesem Riesenwerke die nöthige Stille und geistige Anregung zu haben, reiste Cornelius immer wieder in das Paradies der Malerei, in das Reich der Naturschönheit, nach Italien und Rom. Vom Frühling des Jahres 1843 bis zum Mai 1844, dann wieder vom März 1845 bis 1846 lebte er***) in der Hauptstadt der katholischen Welt, wo man nach Göthe alle Dinge von höherm Standpunkte aus beurtheilen lernt, ganz versenkt in die geistigen Visionen und Vorarbeiten zu seinem malerischen Epos.

Er schrieb nach der Rückkehr aus Rom von Berlin aus

---

*) Das Diplom sagt: er erhalte dieses erste Doktordiplom „als einer der ersten Künstler unseres Zeitalters, dessen unsterbliche Werke so lange dauern werden, als man Kunst und Wissenschaft, Tugend und christliche Frömmigkeit gebührend zu ehren wissen wird, als ein Mann reich an Gaben des Geistes und Gemüthes, geschmückt mit den höchsten menschlichen Ehren, und geliebt nicht bloß von Königen und Fürsten, sondern auch von allen Musen und Grazien.“

**) Wieder ein schönes Zeugniß seiner lautern Frömmigkeit.

***) Er wohnte damals an der Ripetta.

Digitized by Google

am 8. Juni 1844 nach München: „Ich habe in Rom das glücklichſte halbe Jahr meines Lebens verlebt; ich wünſchte, ich könnte Ihnen die Reſultate zeigen. Ich fühlte bis in die Gebeine die heiligſte Nähe, wie ſie denn ſo oft dem Unwürdigen naht. Hier (in Berlin) fängt die Hölle an, ihre Krallen gegen mich auszuſtrecken; was habe ich mich zu fürchten, wenn der Herr für mich iſt?“

Im Juli des Jahres 1845 ſchickte er aus Rom durch Schraudolph ſeine letzte Zeichnung zum Campo ſanto nach München und von da nach Dresden an Thäter, der ſie in Kupferſtich ausführen ſollte. Er ſchrieb dazu an Schlotthauer: „Noch immer denke ich mit innigſter Freude und Erhebung an meinen letzten Aufenthalt in München*), es gehört zum Schönſten, was ich erlebt habe. Ich bin hier fleißig bei meinem Carton, erſt jetzt überſehe ich das Rieſenhafte dieſes Werkes. Das Sprichwort: Was in der Jugend man wünſcht, hat man im Alter in Fülle, trifft bei mir im reichſten Maße ein! Gott gebe Kraft, Segen und Gedeihen!“

Nach ſeiner Rückkehr vom Lande der Kunſt arbeitete dann der Meiſter zu Berlin raſtlos an der Fortſetzung der Bilder und verwandelte die Skizzen in die großen Cartons. Im Januar 1845 war der erſte Entwurf vollendet, im Jahre 1846 der herrliche, unvergleichliche Carton mit den apokalyptiſchen Reitern, der in Rom, Berlin, Gent und Wien

---

*) Er war hier vom 23. bis 26. März. Es wurde mit Fackeln vor ſeine Wohnung gezogen und ihm ein voller Humpen hinaufgetragen zum Andenken und zum Beſcheid. Er trank und ſagte in heiterer Laune: er könne auf einmal ihn nicht leeren, aber er wolle, wie Milo mit dem Kalbe gethan, alle Tage etwas mehr daraus trinken, bis er gelernt den ganzen Becher zu bezwingen. Darauf zog man zur Glyptothek, wo die Fackeln gelöſcht wurden. Alles bewunderte ſeine damals neuen Zeichnungen zum Campo ſanto. Damals ſagte er auch den Staunenden: „Die chriſtliche Kunſt iſt noch nicht abgeſchloſſen, ſie beginnt erſt!“

Digitized by Google

ausgestellt wurde und zu dessen Füßen die ganze Künstlerschaft Belgiens einen Lorbeerkranz niederlegte. Die Regierung hatte ihm unterdessen zu seinen Arbeiten ein eigenes passendes Haus am Königsplatz erbauen lassen.

So entstand also allmählig jene Reihe von monumentalen Entwürfen heiliger Malerei, die zu den umfassendsten Schöpfungen der Kunst überhaupt gehören. Es sind 17 Haupt-, 15 Lunetten- und 15 Predella-Bilder, wozu noch 8 kolossale Gruppen zählen. Der Inhalt dieses einzigen Bildercyklus ist bereits weithin bekannt*) und erklärt. Ich kann mich daher kurz fassen.

Dem ganzen Epos liegt die Schriftstelle zu Grunde: Der Sünde Sold ist der Tod, Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus Jesus**). Für einen christlichen Kirchhof gewiß ein herrliches, tiefsinniges Thema! Es ist der Kern der Religionsgeschichte, die Seele der Welt-Geschichte!

Die Ausführung sollte also geschehen: Die Ost- und Westwand sollten oben den Sündenfall und darunter die Geburt des Erlösers, dann den Preis der Erlösung selbst, Tod und Grablegung Jesu vor Augen führen (der Sünde Sold). Die Südwand war bestimmt für Aufnahme der Glaubensbilder, der Schilderung des Lebens der Gnade; die Gründung der Kirche durch den heil. Geist, Ausbreitung der Kirche durch Predigt und Wunder der Apostel (Petrus und Paulus), Fortsetzung der Kirche bis an's Ende sollte hier zur Darstellung kommen. Die Nordwand endlich sollte die letzten Dinge, das Ende der Weltgeschichte zur Anschauung bringen, die vier großen Drangsale vor dem Weltende (die

*) Die Bilder in Umrissen erschienen im Stich von Thäter in Leipzig, den Text dazu schrieb Dr. Th. Brüggemann, der Schwager des Cornelius. Die beste Erklärung findet sich im christlichen Kunstblatt (Jahrgang 1865).

**) Römerbrief VI. 23.

Digitized by Google

apokalyptiſchen Reiter) und den zum Gerichte erſcheinenden Heiland, umgeben von den klugen und thörichten Jungfrauen.

Um alle dieſe Hauptbilder aber ziehen ſich als Umrahmung in geiſtreicher Weiſe Parallelen aus dem alten Bunde, ethiſche Beziehungen, myſtiſche Symbole. So ſind beim Gerichte ſinnig die Werke der Barmherzigkeit angebracht, beim himmliſchen Jeruſalem die acht Seligkeiten. Das Ganze als Eine Compoſition iſt ein Rieſenwerk, entſprungen der glühendſten Phantaſie, voll Empfindung, von ergreifender Wahrheit, Charakteriſtik, Bewegung und Lebendigkeit; es ſind die alten Thatſachen und Ideen der Kirche, aber in neue Formen gegoſſen, ganz originell, grandios in der Weiſe des Michel Angelo, manchmal ſelbſt eine Schönheit und Anmuth der Form zeigend, welche bei Cornelius ſelten zu finden war*).

Wenn dieſe Bilder für den Campo ſanto beſtimmt waren, ſo ſollte auch der neu zu ſchaffende Dom ein großes Wandbild durch die Hand des Cornelius erhalten. Das Thema wurde dem Meiſter angegeben vom Könige ſelbſt: die Erwartung des jüngſten Gerichts. Der König ſchien nach der Anſchauung der Chiliaſten in nächſter Nähe das Gericht ſich zu denken, hatte es immer im Geiſte vor Augen, und wollte dieſen Glauben auch zum Ausdruck bringen laſſen. Das Bild ſollte eine Höhe von 90′ erreichen.

Den colorirten Entwurf dazu vollendete Cornelius im Jahre 1853 in Rom**), die Ausführung der Cartons geſchah in Berlin im J. 1866. Oben erſcheint auf dem für rieſige Verhältniſſe beſtimmten Bilde der Richter der Welt mit ſeinen Apoſteln und Heiligen, die Könige der Völker legen ihre Kronen ihm zu Füßen. Am Abſchluſſe des Bildes kniet die königliche Familie von Preußen mit ihrem Hofſtaate

*) Alle wirklichen oder vermeintlichen Fehler des Bildes, Verzeichnungen und dergl. zählt wieder Wolzogen S. 107 auf.

**) Alles in Rom war voll Bewunderung des Werkes, nur die Genre- und Veduten-Maler klätſchten.

Digitized by Google

und einem vertrauten Kreise! Auch dieses Werk enthält wunderbare Einzelnschönheiten, wie z. B. die Könige welche ihre Kronen demüthig niederlegen, zum Großartigsten gehören was man sehen kann, aber der ernstfeierliche Eindruck des Ganzen wird gestört durch die chiliastische Idee der unmittelbaren Nähe des Gerichts und durch die Häßlichkeit der modernen Costüme der hohen Herrschaften am Fuße des Gemäldes.

Das Alles schuf Cornelius im Zeitraume von 25 Jahren. Er arbeitete mit unsäglicher Lust und Freudigkeit, obwohl keines dieser Bilder wirklich an dem bestimmten Orte zur Ausführung kam, ja obwohl zuletzt die Hoffnung der Ausführung auch dem Meister ganz entschwunden war*). Er schuf ohne Rücksicht auf äußere Anerkennung und Bewunderung von Seite der Welt. Er zeichnete wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet; das Werk das aus der Hand ihm quoll, war Lohn der reichlich lohnet. Da keines seiner Bilder im Großen und in Fresko an einem öffentlichen Orte Berlins ausgeführt wurde, blieb er so ziemlich unbekannt beim Volke; er arbeitete still fort im Atelier und fand seine Seligkeit im künstlerischen Schaffen allein. Nur der Beifall der alten Münchener Freunde war ihm tröstlich. Er schrieb darüber nach München**): „Die liebevolle Anerkennung die man bei Euch für mich hegt und ungeschwächt bewahrt, ist für mich wahrlich stärkend und erhebend; vergebens suche ich nach Ausdrücken des Dankes und der höchsten Rührung die mich ergriffen. Sage diesen Herren, meinen theuern Freunden und Kunstgenossen, alles Erbauliche von mir, sage ihnen, daß ich auch noch der alte Kerl bin und Fuchsschwänzereien noch immer nicht für etwas halte, und hätten sie auch den größten Erfolg."

---

*) Erst jetzt nach seinem Tode erwacht wieder die Hoffnung durch das Schreiben des Königs von Preußen in Betreff des Dombaues.

**) An Schlotthauer am 10. August 1851.

Digitized by Google

Das genüge über sein letztes unsterbliches Werk. An der Ausführung des Cartons für das Pfingstfest arbeitete Cornelius bis in die letzten Monate; der Carton sollte nach Paris zur Ausstellung*) wandern als Hauptvertreter der ächtdeutschen Malerei. Er ist aber gleichsam der Grabstein des Meisters geworden.

Noch einige Striche wieder zur Schilderung seines äußern Lebens, seiner reinmenschlichen Verhältnisse in dieser Zeit! Vor Allem bemerken wir, daß Cornelius seine treue Gattin Karolina etwa um das Jahr 1833 durch den Tod verlor. Es war eine stille, Gott und dem Gemahl innigst ergebene Seele, deren uns vorliegende italienischen Briefe den Eindruck machen wie ein ruhiger, im Sonnenschein lieblich glänzender, durch keinen Luftzug bewegter See des Gebirges. Sie litt am Uebel des Brustkrebses. Aber um den Gemahl nicht zu stören in seinen Schöpfungen und heitern Gesellschaften, die seinem Geiste Bedürfniß waren, verbarg sie ihr Leiden fast bis zum Ende. Selbst der behandelnde Arzt erklärte sie für eine Heldin!

Als Cornelius dann später wieder in Rom sich aufhielt, lernte er die Tochter eines Fleischers kennen, mit Namen Geltrude, welche durch Schönheit und Tugend gleich ausgezeichnet war. Sie wurde seine zweite Gemahlin. Leider entriß auch sie der Tod ihm schon im J. 1859 nach einem ähnlichen höchst schmerzlichen Leiden. Ebenso starb seine geliebte Tochter Marie, welche an den Marchese Marcelli verheirathet war. So hatte er einen Kelch voll Bitterkeit damals zu leeren! Als der alte Meister dann zum letztenmale zur ewigen Stadt gezogen war, ging er am 14. April 1861 nochmal eine eheliche Verbindung ein mit der jugendlichen

*) Im J. 1859 bat man ihn von München aus, seine Cartons zur Ausstellung zu senden. Er sagte, er müsse es im höhern Auftrag verweigern, werde aber seinen neuesten Carton für den Kölner Dombau ausstellen.

Digitized by Google

Thereſa aus Urbino, die er im Hauſe ſeiner Tochter kennen und ſchätzen gelernt und die ihm nach vier Wochen auch nach Deutſchland folgte. Sie iſt es die als treue Pflegerin die letzten Jahre des Lebens und beim Tode ihm zur Seite ſtand. Aus Urbino gebürtig ſoll ſie von der Familie dei Santi abſtammen, wie Cornelius mit Stolz immer in München erzählte.

Vom damaligen Aufenthalte des Meiſters in Rom iſt uns noch manche Nachricht erhalten. So hat er in den Jahren 1853—56 in Rom auch zwei Handzeichnungen vollendet, welche größere Verbreitung gefunden haben. Er zeichnete nämlich den Hagen der den Hort der Nibelungen in den Rhein verſenkt, und die ſchlafwandelnde Lady Macbeth, ein erſchütterndes Bild welches dieſe hohe Verbrecherin zeigt, wie ſie vom Schmerze der Gewiſſensbiſſe wie verſteinert daſteht, im Wahnſinne die Augen furchtbar rollt und die vermeintlichen Blutflecken von den Händen wegzureiben ſucht *). Von Rom aus leitete er auch die Vervielfältigung ſeiner Werke durch den Kupferſtich, die in Deutſchland geſchah **). So arbeitete Merz damals an den Bildern des Heldenſaales der Glyptothek. Als er dem Meiſter den erſten Abdruck der Platte geſchickt, ſchreibt Cornelius die ganz treffende ſcharfe Kritik nach München ***):

„Vor einiger Zeit ſchickte mir Merz einen Abdruck ſeiner letzten Platte nach dem Untergang von Troja und nannte mir die beſten Künſtler, die mit dieſer Arbeit ſehr zufrieden wären. Leider kann ich mich nicht an dieſes Urtheil anſchließen, habe vielmehr ein wahres Mißvergnügen an dieſem Machwerk, ob-

---

*) Vom Herrn Kunſthändler Fr. Bruckmann in München in Rom ſelbſt gekauft und durch den Stich von Felſing veröffentlicht.

**) Mit Schäfer war er unglücklich und hatte ſelbſt deſſen Schulden zu tilgen. Auch auf Meyr in Hildburghauſen iſt er nicht gut zu ſprechen.

***) An Schlotthauer am 14. Mai 1855.

Digitized by Google

ſchon ich einſehe, daß etwas dazu gehört, eine ſolche Uebung zu erlangen, die ſich in demſelben zeigt. Aber es iſt Alles ſo verſteinert und gefühllos, hart und ſchwarz, die Köpfe verzeichnet, bei allen ſtehen die Augen zu nahe zuſammen, was einen unangenehmen Ausdruck bewirkt. Ich habe in dieſem Bilde Alles ſtark accentuirt, ja Manches übertrieben; ſtatt nun ſo etwas zu mildern, hat er's erſt recht durch Johann Ballhorn vermehrt und verbeſſert, namentlich in den Köpfen der Hekuba und des Priamus."

Mit König Ludwig von Bayern, der ſich damals gleichfalls in Rom aufhielt, hatte Cornelius wieder vielfachen Verkehr. Er ſchreibt darüber: „Der König Ludwig iſt nun hier und wir freuen uns ſeiner Gegenwart. Er iſt jetzt ſo milde und freundlich, beſonders gegen mich, es iſt als fühlte er, daß er etwas gut zu machen habe. Ich meinerſeits komme ihm dann auf's herzlichſte entgegen und ſo iſt dann auch unſer Verhältniß wieder wie in der erſten Zeit, worüber ich mich ernſtlich freue." Bald darauf hielt König Ludwig ein heiteres Künſtlerfeſt in der Villa Albani, wo er Winkelmanns Büſte im Garten aufſtellen ließ. Den Mittelpunkt der Künſtlerwelt bildete wieder der alte Cornelius, der damals ſeine berühmte Rede hielt*), eine feurige Proteſtation gegen die Kaulbach'ſche Darſtellung der modernen deutſchen Kunſtgeſchichte an der Außenſeite der neuen Pinakothek in München. Er erklärte feierlich, das damalige Streben der deutſchen Künſtler in Rom ſei heiliger Ernſt und aus höchſter Begeiſterung entſprungen geweſen, nicht aber Kinderſpiel und des Hohnes würdig.

Leider war nämlich durch jenen Bildercyklus in München ein Mißton in das Verhältniß des großen Meiſters zu ſeinem großen Schüler gekommen, der ſich nicht mehr ausgleichen ließ, obgleich Cornelius ſelbſt auf jenen Bildern in ſehr

*) Mitgetheilt bei Riegel.

Digitized by Google

ehrenvoller Stellung als Sieger über den Zopf, als Befreier der Künste erscheint. Wie mir dünkt, lag der Fehler schon darin, daß solche Culturbilder, Genrescenen ohne Thaten als monumentale Gemälde ausgeführt werden mußten. Um in diese monotone Zusammenstellung von Figuren einigen Geist und Interesse zu bringen, hat Kaulbach sein ihm eigenthümlichstes Talent des Humors und ätzenden Spottes spielen lassen und so ist der Charakter dieser berühmten Bilder entstanden, wobei freilich manche der edlen Mitkämpfer in einer falschen und ungerechten Beleuchtung zur Anschauung kommen. Cornelius sagte sich von da an los von seinem genialsten Schüler, dem er im J. 1847 in Berlin noch einen hochehrenvollen Empfang bereitet hatte, und sprach sich immer in höchster Entrüstung über dessen Verfahren aus. So schreibt er in einem Briefe von Berlin*):

„Alles ist empört über die Malereien an der neuen Pinakothek, statt einer Kunstgeschichte ist es ein Pasquil auf dieselbe. Wie eine Viper sticht er in die Brüste, die ihn genährt und großgezogen. Die edelsten Männer der Nation sind dem Spott und Hohn preisgegeben. Daß er mich mit einem blauen Auge hat davon kommen lassen, danke ihm der T—."

Damit hängt auch ein interessantes Gespräch zusammen, das Cornelius mit Flir, dem Rektor des deutschen Hauses all' Anima in Rom damals hielt. Flir gibt hievon selbst folgenden Bericht**): „Vor einigen Wochen ließ mich Cornelius, der damals noch kränklich war, zu sich rufen. Er wollte Aufschluß über das Verfahren der Kirche gegen Dr. Günther. B. (Balzer) hatte ihn oft besucht und für die Freiheit der Wissenschaft um so leichter eingenommen, da ein Genius wie Cornelius allem geistigen Streben und Fluge

*) Vom 10. August 1851.

**) Briefe aus Rom von Al. Flir (1864) S. 72. Der Brief vom 8. März 1857.

Digitized by Google

nicht gerne die Fittige unterbinden läßt. Ich ſagte: Der Papſt verfährt genau ſo auf ſeinem Gebiete, wie Sie auf dem Ihrigen. Dieſes Paradoxon entwickelte ich nach dem hiſtoriſchen Princip und deutete an, daß Cornelius gegen Kaulbach weit ſtrenger verfahre, als Pius IX. gegen Günther. Der alte Herr lächelte und antwortete: Nun bin ich im Klaren und beruhigt!" Flir deutete alſo mit großer Gewandtheit darauf hin, wie Cornelius den Kaulbach nicht mehr als Schüler anerkenne, weil er von ſeiner großen Lehre und Tradition abgewichen und weil er die Geſchichte der neuen Kunſt durch ſeine Darſtellung corrumpirte. So habe Papſt Pius IX. den Dr. Günther, aber in den mildeſten Formen cenſurirt, weil er von der Lehre und Tradition der Kirche und Schule in mehreren Punkten abgegangen.

Einen ſchönen Zug aus dem damaligen Leben des Cornelius, den uns auch Flir mittheilt, kann ich nicht verſchweigen. Cornelius lebte den Sommer jenes Jahres in Albano. Ebenſo brachte Flir mit ſeinem kranken Freunde Profeſſor Al. Meßmer aus Brixen dort einige Wochen zu. Einmal beſuchten ſie nun die Familie Cornelius. Die Frau des Meiſters ſetzte voll Liebe und Güte ihnen Erfriſchungen vor. Da ſagte Flir zu Meßmer: He, Freund, eine ſolche Pflege würde dir behagen? Darauf erwiderte der Kranke: Ach, wenn ich nur einen bequemen Lehnſtuhl im Zimmer hätte, wäre ich ſchon zufrieden! — Als ſie nun Abends nach Hauſe kamen, fanden ſie ſchon den bequemen Lehnſtuhl vor. Cornelius hatte ihn unterdeſſen geſendet.

Eine große Anzahl von Fremden beſuchte damals den Meiſter in Rom; er war immer geſprächig*), geſellig und geiſtvoll. Er ließ ſich auch noch neuerſchienene Bücher aus

*) Alban Stolz erzählt, daß auch er den Meiſter beſucht und von ihm gehört, daß er alle ſeine polemiſchen Schriften geleſen. Dr. Sepp war ſchon früher bei ihm und hatte ein intereſſantes Geſpräch über Dante und Parcival mit ihm.

Digitized by Google

Deutschland bringen*) und verfolgte so mit Interesse das geistige Leben in der Heimath.

Wenn er dann jedesmal nach Berlin zurückgekehrt war aus Italien, lebte er wieder rüstig der Arbeit, zurückgezogen von dem Markte der Welt, aber junge Künstler und Gelehrte gerne um sich sammelnd. Aber recht heimisch fühlte Cornelius sich nie in Berlin. Sein Herz hing noch immer viel mehr an Bayern und München. Als ihn daher König Max II. unter die Ritter des neugegründeten Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst im J. 1853 aufnahm**), schrieb er an den König einen Brief des Dankes, in welchem er seine alte Liebe zum Bayerlande offen bekannte. Auch in andern Briefen spricht sich oftmals die Vorliebe für diese Stätte seiner ersten großen Wirksamkeit aus. So schreibt er einmal an den Freund nach München (10. August 1851):

„Grüße mir den theuern Muckerl***), dieses Herz von Gold, den Schubert und die Fräulein Linder. Wenn ich an Euch alle denke, ist's mir als wäre Sonntag und das schönste Wetter. Naßkaltes Wetter ist hier und immer Wind. Ich komme extra einmal wieder nach München, um unter Euch mir einen Haarbeutel zu trinken — hier ist Alles nüchtern und mit den Wölfen muß man heulen! — Ich umarme Dich, Du mein alter Ego im Geiste! Gott gebe Dir eine Renozeroshaut (sic)! Ich habe schon längst eine, befinde mich sehr wohl dabei und präparire mich auf's Fegfeuer!"

Man sieht, der Meister erhält im Gespräche mit seinen Münchener Freunden sogleich wieder seine alte übersprudelnde Munterkeit und Jovialität! Daher benützte er jede Gelegen-

---

*) In einem Briefe dieser Zeit sagt er: „Den Kallistus unsers Döllinger habe ich mir von München kommen lassen und sogleich mit Heißhunger verschlungen!"

**) Cornelius war, um es beiläufig zu erwähnen, Mitglied zahlloser Orden und Akademien.

***) Es ist v. Ringseis gemeint.

Digitized by Google

heit, um nach und durch München zu kommen. Da war dann immer Jubel und Festfeier. Bei dem Feste des Jahres 1852 hielt er eine Rede und brachte zum Schlusse ein Pereat aus den Schacherjuden in der Kunst mit Rücksicht auf moderne Kunstschöpfungen in München. Ein anderes Mal sprach er das schöne Motto seines Lebens aus:

Die Kunst hab' ich geliebt,
Die Kunst hab' ich geübt
Mein Lebenlang;
Den Schein hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit stets getrachtet,
Darum ist mir nicht bang!

Zum letzten Male war der Meister hier im Sommer des Js. 1864. Zum letzten Male wurde dem Lebenden in München ein großes Fest von der Künstlerschaft bereitet in der Tonhalle. Fräulein Emilie Ringseis an der Spitze edler Jungfrauen trug ein sinnvolles Gedicht mit gewohnter Meisterschaft vor und überreichte ihm einen Lorbeerkranz. Tiefgerührt dankte der Meister, indem er bemerkte: „In den kühnsten Träumen der Jugend habe ich nicht geahnt, daß solche Ehren mir zu Theil würden!"

Auch noch ein anderer Brief der Zeit zeigt, wie Cornelius immer an Bayern hing, es zu schätzen verstand und auch für's große deutsche Vaterland noch immer ein warmes Herz hatte. Er schrieb am 10. Juli 1862 an Fräulein Emilie Ringseis:

— — — „Das Jubilar-Fest Ihres theuern Vaters hat uns allen hier die größte Freude gemacht. Es hat sich da wieder gezeigt, was ein einziger wahrhafter Mann auch noch in unserer Zeit vermag. Aber es macht auch München alle Ehre, daß es ihn so zu würdigen weiß. Die Gesundheit in der bayerischen Natur stößt früher oder später alles Unächte und Wesenlos-Flitterhafte aus."

„Unter allen modernen Völkern sind wir Deutsche es, die durch einen tiefeingehenden Zwiespalt zerrissen sind, der uns

Digitized by Google

ſchon öfter an den Rand des Verderbens gebracht hat und nun wieder furchtbarer als je ſein Meduſenhaupt erhebt. Der Drang vieler Völker nach Freiheit und Nationalität iſt eine Krankheit, die an Wahnſinn grenzt. Aber dieſer Paroxismus wird ſich austoben und kann dann ſo manches Gute zurücklaſſen. Doch die furchtbaren Diſſonanzen in unſerem Vaterlande werden ſie ſich je in eine höhere Harmonie auflöſen?“ — —

„Die Erinnerung an die ſchönen Tage in München ſtehen wie ein holder Traum uns noch immer vor der Seele.“

„Ein passero solitario arbeite ich ſoviel meine Augen erlauben, aber mit hoher Luſt und urkräftigem Behagen. Gerade Ihnen möchte ich meine jetzige Arbeit zeigen. Es ſind die klugen und thörichten Jungfrauen! Nun Gott befohlen!“ —

Mit den letzten Worten iſt wieder eine Saite angeſchlagen, die ich nochmal in Kürze berühren muß. Je mehr der Meiſter die Höhen des Alters erreichte, wo die meiſten Täuſchungen ſchwinden, wie er ſelbſt ſagte, deſto mehr wuchs ſeine religiöſe Stimmung, ſeine katholiſche Geſinnung, die Liebe zu ſeiner Kirche, die früher flauer und weniger ausgeprägt geweſen. Dafür haben wir viele Zeugniſſe.

Schon im J. 1851 ſchrieb er von Berlin nach München: „Mit der unſichtbaren Kirche bei den deutſchen Proteſtanten hat es ſeine Richtigkeit. Wie ſehr ich hier auch nach einer Kirche ſuche, ſo habe ich ſie bis dato nicht finden können. In Rom bin ich immer ein halber Ketzer (weil er über dieſes und jenes etwas auszuſetzen hatte), hier aber werde ich von Tag zu Tag katholiſcher!“ Und als der Meiſter zum letzten Male nach Rom reiste, kam er alsbald nach der Ankunft in München zu ſeinem Freunde Schlotthauer, ihn auf der Akademie beſuchend, und machte ihm die Mittheilung: „Freund, nun bin ich ganz Einer Geſinnung mit Dir und Ringseis in religiöſer Hinſicht. Berlin hat mich ganz katholiſch gemacht. Jetzt weiß ich den Katholicismus erſt zu ſchätzen. Wäre der König von Bayern hier, ich würde ihn beſuchen und ihm offen ſagen: Majeſtät, Bayern iſt noch

ein katholisches Land, darin beruht seine Stärke und Größe. Suchen Sie es mit diesem religiösen Kerne zu erhalten! Das ist die beste Politik!" Auch seinem Freunde Ringseis gab er dieselbe Versicherung, indem er beisetzte: er sei zumal deßwegen über München gereist, um diese Erklärung seinen Freunden geben zu können.

Auch in anderer Hinsicht zeigte er seine warme Hinwendung zum christlichen Glauben und Leben. Als das katholische Hedwigspital im Entstehen begriffen war, schenkte Cornelius ein ergreifendes Bild der heil. Elisabeth, welche einen Kranken in ihrem Bette verpflegt und vom Gemahl überrascht wird, dem Comité. Das Bild ward verkauft, zuerst aber in Holz geschnitten und verbreitet und hat zum guten Zwecke eine schöne Summe eingebracht.

Dann als vor einigen Jahren in Berlin nach dem Vorgange vieler Diöcesen Deutschlands auch ein Verein für christliche Kunst für die Mark Brandenburg sich gebildet hatte, an dessen Spitze Männer wie Fürst Radziwil und Olfers sich befanden, blieb der greise Malerfürst nicht zurück, sondern er nahm die Wahl eines Vorstandes an und wirkte nach Kräften für die Interessen des Vereines. Ebenso nahm Cornelius Antheil an der Thätigkeit des evangelischen Vereines für christliche Archäologie in Berlin, an dessen Spitze Professor Dr. Piper steht. Er zeichnete daher auch für den evangelischen Kalender des J. 1853 eine Darstellung des jüngsten Gerichtes, wobei er die altchristlichen Motive zu Grunde legte. Christus steht da ernst und feierlich auf dem Felsen, aus dem die vier Ströme des Paradieses fließen. Die Linke ist abweisend gegenüber den nahenden Böcken, die Rechte segnend erhoben gegen die Lämmer, die zur Rechten geschaart sind.

In seiner christlichen Glaubensfrische war er daher auch empört über das Unternehmen des Franzosen Renan, der in seinem bekannten Werk, dem verspäteten Abklatsch der Schriften des deutschen Rationalismus und Pantheismus, dem Heilande

Digitized by Google

wieder einmal den Nimbus der Göttlichkeit entreißen und ihn zum liebenswürdigen Demagogen und Schwärmer stempeln wollte. Als Professor Piper im archäologischen Vereine in Berlin mit beredten Worten nachwies, welche zerstörende Wirkung für die christliche Kunst es haben müßte, wenn diese Ansicht in weiten Kreisen Geltung gewönne, indem schwerlich ein Künstler mehr die nöthige Begeisterung schöpfen könnte das Leben eines betrügenden oder betrogenen Schwärmers oder gar die sogenannten Wunder, die nur auf Täuschung beruhten, künstlerisch darzustellen: so war Cornelius ganz damit einverstanden. Er beschäftigte sich gerade damals mit dem Carton der Auferstehung für den Campo santo. Er hatte den Moment gewählt, wo der bisher ungläubige Thomas vor dem auferstandenen Heilande niederfällt und ausruft: Mein Gott und mein Herr! Mit besonderer Lust und eigentlicher Andacht führte der alte Meister dieses Bild aus und als er das vollendete Werk, das zum Herrlichsten zählt was er je geschaffen, den Besuchern zeigte, sagte er mit Entschiedenheit und innerer Befriedigung: „Das ist gegen Renan!" Er wollte ein lautes Bekenntniß der Gottheit Jesu ablegen und Ihm so eine Art Genugthuung für die moderne Blasphemie geben.

So verlebte Cornelius also die letzten sechs Jahre in Berlin in ziemlicher Zurückgezogenheit, rüstig schaffend wie Plato bis in's höchste Alter*), stets heiter und gesprächig und noch immer gesellschaftliebend, weßwegen er auch junge Künstler und Gelehrte noch gerne um sich versammelte.

Nur durch einige Reisen wurde dieses Stillleben noch unterbrochen in dieser Zeit. So war er im J. 1862 an den Rhein und nach Düsseldorf, im J. 1863 nach Trier in Berufsgeschäften gereist. Im J. 1864 aber hat er München, wohin ihn nach seinen eigenen Worten das Herz zog, zum

*) Alle Werke des Meisters aus der Berliner Epoche zählt wieder Riegel auf S. 412.

Digitized by Google

letzten Male besucht, wovon wir oben schon Erwähnung gethan haben.

Man will in Berlin wissen, daß diese Liebe zu München dem Greise den Tod bereitet hat. Er war in München schon sehr ermüdet von der weiten Reise angekommen. Hier aber wurde er mit Besuchen, Ehren und Ovationen überhäuft, so daß er sich selbst scherzend darüber beklagte*). Er zog sich bei einem solchen Feste in München eine heftige Erkältung zu und kam leidend nach Berlin zurück. Doch erholte er sich damals wieder von einer heftigen Krankheit, die sich daraus entwickelt hatte. Im Winter des J. 1866 trat abermals eine Verschlimmerung im Gesundheitszustande ein. Ein Herzleiden hatte sich angemeldet, heftiges Herzklopfen mit arger Beängstigung wurde häufig. Man verbot dem leidenden Greise alle Aufregung. Die bisherigen Besuche mußten ferngehalten werden was dem Kranken sehr schwer fiel. In München verfolgte man mit innigster Theilnahme den Verlauf der Krankheit. Die Verehrer und Freunde des Meisters fragten öfters durch Telegramme nach dem Befinden des Kranken. Allmählig schöpfte man wieder Hoffnung**).

Aber gegen Ende des Februars 1867 trat eine Verschlimmerung des Zustandes ein. Es wird berichtet, Cornelius habe die Thronrede des Königs vor dem Reichstage des norddeutschen Bundes mit solcher Theilnahme vernommen, daß wieder das Herzklopfen mit Erbrechen sich einstellte. Eine Woche hindurch lag er unter wiederholten Krankheits-

---

*) Bei den endlosen Besuchen der Künstler klagte er einer Freundin mit dem Dichter:

Des Lebens Leiden
Wollt' ich ertragen,
Aber mit Freuden
Bin ich geschlagen!

**) Von da an fasse ich mich kurz, da ich nur die bekannten Berichte des Dr. Riegel in der Augsburger Allg. Zeitung und Karchers Grabrede über die letzten Tage des Meisters zusammenstellen kann.

Digitized by Google

anfällen darnieder. Er dachte in dieser Zeit noch an die geliebte Kunst und sagte einmal: „Zwei Compositionen habe ich im Kopfe, wenn ich aufstehen kann, will ich sie zeichnen!"

Aber bald täuschte er sich nicht mehr, daß seine Stunde nahe sei. Cornelius zitterte jedoch nicht als ächter Mann und christlicher Ritter. Die Frau, welche in treuer Pflege des Kranken den Adel ihrer Seele bewährte, wollte den Todesgedanken aus ihm nochmal verscheuchen. Nein, sagte er, das Röcheln bedeutet Sterben! Nun verlangte er selbst einen Priester und empfing andachtsvoll die Sterbsakramente der Kirche; etwa 24 Stunden vor seinem Hinscheiden. Von da an erfaßte ihn immer größere Schwäche, obwohl er bis zum Ende bei vollem Bewußtseyn blieb. Er nahm Abschied von den Seinen, ergriff das Crucifix und dieses festhaltend, hauchte er seine große Seele aus. Seine letzten Worte waren: Betet! Betet! So hat der große Meister seiner Frömmigkeit und katholischen Gesinnung im Tode das Siegel aufgedrückt. Er starb am 6. März um 10 Uhr des Morgens. Es war ein Buß- und Trauertag der Kirche in diesem Jahre, der Aschermittwoch! An seinem herrlich geschmückten Sarkophage war, wie einst bei Raphaels Leiche das Bild der Verklärung Christi, so hier der Carton des Pfingstfestes ausgestellt mit seinen tiefempfundenen wunderbar edel gehaltenen Gestalten der Apostel!

Am 9. März bei trüber Witterung unter reger Betheiligung der Aristokratie des Geistes von Berlin fand das Begräbniß am katholischen Gottesacker der Liesenstraße statt. Es geleiteten die Leiche auch sein Sohn Hauptmann Cornelius von Wetzlar, der ihm in München geboren war, und dessen Frau, eine geborne Paulitzky; sein Vetter Professor Karl Cornelius in München; Abgeordnete der Akademie von Düsseldorf und der deutschen Künstlerschaft, deren Ehrenvorstand Cornelius gewesen.

In der kraftvollen Leichenrede pries Propst Karcher an der katholischen Hedwigskirche die volle Männlichkeit, tiefe

Digitized by Google

Religiosität und katholische Gesinnung des Heimgegangenen, der die Kunst nicht um ihrer selbst willen, sondern um Gottes willen betrieb, dem die Kunst ein Gottesdienst war. Nach ihm sprach Bildhauer Knoll von München im Namen der deutschen Künstlerschaft einige tiefempfundene gewählte Worte der Anerkennung für den Hingeschiedenen, ebenso noch ein protestantischer Pastor.

So haben sie also in Berlin jene geliebte Gestalt zur Erde gesenkt, die wir so lange unter uns in München wandeln sahen, jene nicht hohe, aber feste gedrungene Gestalt mit der übergroßen Schädelentwicklung, vorquellenden Stirnknochen, mit der Adlernase und dem blitzenden Auge*), eine entschiedene Diktatorennatur der man sich frei oder unfrei ergeben mußte! Aber der Tod, das wilde Thier hat, mit St. Bernardus zu sprechen, nur das Kleid des großen Mannes zerreißen können, sein Geist lebt! Er lebt fort, nun hoffentlich in der Anschauung Gottes im himmlischen Jerusalem! Er lebt aber auch fort in seinen Werken, in der Kunstgeschichte und in seinen Schülern auf Erden, welchen die Fahne der idealen deutschen, tiefsinnigen Kunst hoffentlich niemals auf die Dauer von der fremden französisch-belgischen, materialistischen, effekthaschenden Malerei wird entrissen werden! Sie alle werden immer dafür Zeugniß geben: Cornelius ist der Mann gewesen der die deutsche Malerkunst in der Neuzeit von fremder Manier und Entartung befreit, der der großartigen, monumentalen Malerei Bahn gebrochen, der die drei Welten

*) In München sind noch viele Porträts des Meisters erhalten, die besten aus früherer Zeit besitzen Geheimrath v. Ringseis und Professor Anschütz. Die Porträts von Dr. Heuß und Bendemann sind bekannt. Den Kopf der Leiche zeichnete noch sein letzter hochbegabter Schüler Lohde, welche Zeichnung in der Zeitschrift für bildende Kunst mit ehrenden Beiworten von Lützow gegeben ist (II. Jahrgang Nr. 5). Unter sein Brustbild schrieb der Meister einst die Worte: „Die Natur ist das Weib, der Geist der Mann; wenn beide sich in Liebe zusammenfinden, erzeugen sie unsterbliche Kinder."

Digitized by Google

des Klassischen, Deutschnationalen und Christlichen mit gleicher Genialität umfaßte und in seinen Werken darstellte, der die tiefsten Gedanken in den großartigsten, erhabensten Formen wiedergab, dessen Werke an Colossalität, Gedankenreichthum, scharfer Charakteristik, architektonischem Aufbau, dramatischem Leben von wenigen Werken anderer Zeiten erreicht werden, während die Anmuth und Modellirung der Gestalten und die Schönheit der harmonischen Färbung häufig vermißt werden. Cornelius, ein Recke und Held ohne Gleichen seit Langem, strebte eben nach dem Höchsten, nach der „Gerechtigkeit des Gedankenausdrucks", der Composition und Zeichnung — er glaubte, alles Uebrige falle ihm von selbst zu, oder sei von geringer Bedeutung!

Die Kunde seines Todes erregte allüberall die lebendigste Theilnahme. In München veranstaltete die Akademie der Künste eine großartige Todtenfeier in der Ludwigskirche, wobei unter ungeheurer Betheiligung aller Gebildeten Mozarts Requiem gesungen und das jüngste Gericht des Meisters beleuchtet wurde. Nachmittags wurden am selben Tage die Säle der Glyptothek, die der Meister mit den unsterblichen Fresken geziert hat, dem Publikum geöffnet. Abends hielt Professor Carriere eine öffentliche Lobrede auf den Meister im Liebig'schen Hörsaale. Nach einigen Tagen sprach auch Professor Sepp in begeisterten, treffenden, auf persönlicher Bekanntschaft sich erbauenden Worten von der Bedeutung des Meisters im Lokale des Vereins für christliche Kunst, indem er ihn als den Shakespeare der Malerei bezeichnete, während Overbeck als Calderon neben ihm prange*).

Aus Stuttgart vernahmen wir, daß bei der Todtenfeier für Cornelius daselbst der Saal mit allen vorhandenen Stichen nach den Gemälden des Meisters verziert war. Die Festrede hiebei hielt Lübke, der eine scharfsinnige Vergleichung des

*) In München trägt auch schon eine Straße den Namen des Meisters. Sein Standbild in Erz wird bald die Maximiliansstraße schmücken.

Digitized by Google

deutſchen Meiſters mit Phidias und Michel Angelo durchführte. Auch Dresden blieb nicht zurück, eine Gedächtnißfeier für den deutſchen Helden der Kunſt zu veranſtalten, wobei H. Hettner die ehrende Rede übernahm. Endlich in Rom, der ewigen Stadt, von der Cornelius ausgegangen um eine neue Welt der Kunſt zu erobern, und wohin er immer wiederkehrte um die ſinkende Flamme künſtleriſcher Begeiſterung und Intuition wieder anzufachen, wurde in der deutſchen Nationalkirche all' Anima am 26. März ein feierliches Requiem veranſtaltet, welchem König Ludwig I. von Bayern der dem Meiſter die Bahn zur Unſterblichkeit geöffnet, Overbeck der ſeit 56 Jahren in ungetrübter Liebe wie Jonathan an David an Cornelius gehangen, und faſt die ganze Künſtlerſchaft Roms anwohnte. Einige Tage zuvor hatte ſchon König Ludwig I. nach Berlin an die Wittwe Cornelius geſchrieben: „Seien Sie meiner innigen Theilnahme überzeugt an dem unerſetzlichen Verluſt, den Sie erlitten, aber nicht Sie, wir alle haben ihn erlitten. Die Sonne am Himmel verfinſterte ſich, als er erloſch, der der Kunſt eine Sonne war. Jene ſcheint wieder, aber ſchwerlich kommt ein Cornelius mehr!"

So hat die Welt dieſſeits und jenſeits der Alpen Kränze der Ehren in Fülle auf das Grab des hingeſchiedenen Meiſters gelegt. Das herrlichſte, großartigſte, von ihm ſelbſt immer gehoffte Denkmal wäre ihm aber geſetzt, wenn der Dom ſammt dem Campo ſanto in Berlin wirklich entſtehen und mit den wunderbaren Compoſitionen des Meiſters geſchmückt würde, wie jetzt wieder auf das königliche Wort hin einige Hoffnung hiezu vorhanden iſt!

Der Seele des Heimgegangenen aber, der in heitern Augenblicken des Lebens öfters äußerte, er erwarte nach dem Tode ſicher das Fegfeuer, wünſchen wir aufrichtigen Herzens nicht dieſen herben Aufenthaltsort, ſondern die ewige, ſelige Ruhe in Gott!

Digitized by

VIII.

Studie über den Kaiser Karl V.*)

II.

Bei der Erledigung der römischen Kaiserkrone — eine deutsche Kaiserkrone hat es bekanntlich nie gegeben — im J. 1519 war es für die Neuwahl eine der wesentlichsten Fragen: welcher der Bewerber den Schutz von Deutschland und der Christenheit überhaupt gegen die heranwachsende Türkengefahr zu übernehmen der befähigtste sei. Sowohl Karl von Oesterreich und Spanien als Franz von Frankreich betheuerten ihre Bereitwilligkeit. Die Wahl entschied für Karl. Nur in Bezug auf die Bewerbung um die Wahl darf man die beiden Häupter als Rivalen bezeichnen. Denn die Rivalität setzt ein gemeinsames Ziel voraus. Die Wahl Karls nahm dieß Ziel hinweg. Von da an gehen die Wege der beiden Fürsten auseinander. Der Gedanke der Abwehr ist das Fundament der politischen Thätigkeit des Kaisers. Franz von Frankreich ist nach einigen Jahren mit den Türken im Bunde.

Der junge Kaiser kam nach Deutschland. Es ist nicht unwichtig hervorzuheben, welchen Eid er dann in Aachen schwor. Vor der Krönung richtete der Erzbischof von Mainz

*) Von einem protestantischen Forscher.

Digitized by Google

nach altem Brauche an ihn die Frage: „Willst Du an dem heil. katholischen Glauben, wie er von den Aposteln her überliefert ist, festhalten und ihn bewähren durch Werke die des Glaubens würdig sind?“ — Die Antwort lautete: „Ja, ich will es.“ — Weiter fragte der Erzbischof: „Willst Du dem Papste und der heil. römischen Kirche gebührenden Schutz in Treue gewähren?“ — Der Kaiser legte zwei Finger der rechten Hand auf den Altar und sprach: „Ja, ich will es, und im Vertrauen auf den göttlichen Schutz, unterstützt durch die Bitten aller Christen, will ich nach besten Kräften das Versprochene treu erfüllen. So helfe mir Gott und sein heil. Evangelium.“ Dann wandte sich der Erzbischof zu den in der Kirche Versammelten: den Fürsten, der Geistlichkeit, dem Volke und fragte: „Wollt ihr diesem Fürsten und Herrn euch unterwerfen, sein Reich befestigen, in Treue es erbauen, seinen Befehlen gehorchen, gemäß dem Gebote des Apostels der spricht: eine jegliche Seele sei unterthan der Obrigkeit?“ — Auf diese Frage erwiderten alle Anwesenden, von den Fürsten bis hinab zum letzten: „Ja, wir wollen es.“

Es ist ferner nicht unwichtig zu bemerken, daß damals, bei der Krönung des Kaisers Karl V., eine kirchliche Spaltung in Deutschland noch nicht da war. Der Eid von Aachen war gegenseitig, und sämmtliche deutsche Fürsten haben ihn geleistet. Wenn sie nicht alle anwesend waren, so verstand er sich, nach altem Brauche, für die abwesenden von selbst. Der Kaiser Karl V. hat diesen seinen Eid gehalten.

Von Aachen begab sich der neue Kaiser auf seinen ersten Reichstag nach Worms 1 21. Dort sprach er zu den deutschen Fürsten und Ständen: „Als geborener Deutscher bin ich dieser meiner Nation von meiner Jugend an mit besonderer Liebe zugethan gewesen. Viele meiner Vorfahren von deutscher Abkunft haben das heil. Reich lange Jahre regiert. Darum und weil Gott mich mit vielen Königreichen und Ländern gesegnet, habe auch ich nach der Krone des Reiches getrachtet, nicht um Eigennutzes willen, nicht um meine Länder

Digitized by Google

zu erweitern, sondern um des Reiches selber willen. Es ist nur ein Schatten mehr dessen was es einst gewesen. Aber mein Gemüth und Wille steht dahin, daß, wenn nur die Stände des Reiches mir treulich helfen, ich das Reich wieder emporbringen will, nicht um meinen eigenen besonderen Nutzen zu suchen, sondern denjenigen des Reiches. Daran will ich Leib und Leben setzen, meine Königreiche und Länder, nach allem Vermögen."

Auch dieses sein Gelübde hat der Kaiser Karl V. gehalten. Er hat das Besitzthum seines Hauses in Deutschland nicht um einen Fußbreit Landes vermehrt. Er gab vielmehr sofort die deutschen Erblande ab an seinen Bruder Ferdinand. Er selbst hatte vom Reiche ein Einkommen von jährlich zehntausend Gulden. Er hat gegen den König von Frankreich eine Reihe von Kriegen geführt, immer nur zur Vertheidigung deutscher Interessen. Er hat dazu nur in wenigen Fällen eine Beihülfe vom Reiche erhalten. Er hat die deutschen Interessen vertheidigt mit den Mitteln seiner nichtdeutschen Erbländer. Dagegen hat er mehr als einmal das nicht kaiserliche, sondern ständische Reichskammergericht in Deutschland erhalten auf seine Kosten, er der Kaiser dessen Einkommen vom Reiche nicht ein Zehntel desjenigen eines der Kurfürsten betrug.

Karl als römischer Kaiser beanspruchte für sich die Führerschaft der Christenheit. Als das bestimmte Ziel aber, welches dem Kaiser in dieser seiner Führerschaft vermöge seiner Würde nach außen hin vorschwebt, spricht er selbst, so öffentlich wie geheim, in officiellen Aktenstücken wie in den vertrautesten Briefen, von Anfang bis zu Ende immer dasselbe aus: nämlich der Schützer und der Vorkämpfer der Christenheit zu seyn gegen die Türken.

Dieß war, nach der damaligen Anschauungsweise, die Pflicht des Kaisers. So spricht es namentlich Martin Luther nachdrücklich aus in seiner Heerpredigt wider die Türken. „Gegen den Türken, sagt er, ruft den Kaiser seine besondere

Pflicht als höchste Obrigkeit auf Erden, die nur von dem Stolze etlicher Könige und Fürsten nicht geachtet wird, weil sie gern wollten daß der Kaiser nichts wäre, sie dagegen die Herren und Meister."

Dieser Primat der Ehre und Würde des römischen Kaisers deutscher Nation war damals über allem Zweifel. Als Karl im J. 1540 durch Frankreich zog, sah man an dem Thore, durch welches er in Paris eintrat, die Inschrift:

Ouvre, Paris, ouvre tes portes
Entrer veut le plus haut des chrétiens *).

Gemäß der Ueberlieferung und der Anschauung jener Zeit war die Aufgabe des Hauptes der Christenheit in erster Linie diejenige des Schutzes derselben gegen die Türken.

Bei dem Kaiser Karl V. traf in dieser Beziehung Pflicht und Neigung zusammen. „Du weißt, mein Bruder", schreibt er 1524 an Ferdinand, „und es ist ja Allen bekannt, daß es beständig mein Wunsch und all mein Streben ist, Frieden und Ruhe in der Christenheit zu haben. Und alles was ich gethan habe und noch thue, hat nur diesen Zweck, damit die Waffen und die Kraft der gesammten Christenheit sich einigen können, nicht bloß um die Türken und Ungläubigen abzuwehren, sondern auch um sie zurückzudrängen, und das Gebiet der christlichen Religion zu erweitern."

Dieß ist im Leben Karls V. der Brennpunkt in welchem alle Strahlen seiner Thätigkeit sich vereinigen, der Schlüssel ohne welchen sein Walten gar nicht begriffen werden kann. „Alles was ich gethan habe und noch thue", sagt der jugend-

*) Der Franzose Voltaire hat später diesen Anspruch des Kaisers und die Berechtigung desselben vollkommen anerkannt. Ich wiederhole hier seine Worte: Par ces arrangements et par ces concessions (von Bologna im J. 1529/30) il est évident que Charles-Quint n'aspirait point à être roi du continent, comme le fut Charlemagne: il aspirait à en être le principal personnage, à y avoir la première influence, à retenir le droit de la souveraineté sur l'Italie etc.

Digitized by Google

liche Mann im J. 1524, „hat nur dieſen Einen Zweck der Vorbereitung dazu.“ Und wiederum iſt der Grundton in der Abſchiedsrede des vor der Zeit gealterten Kaiſers die Klage, daß es ihm nicht vergönnt geweſen ſei, dieſen Einen Lieblingswunſch ſeiner Seele auszuführen. „Ich habe meinen Vorſatz nicht halten können“, ſagt Karl V. im J. 1556 in Brüſſel zu den Ständen der Niederlande, „denn einerſeits der Zwieſpalt in der Religion, andererſeits die Eiferſucht und der Neid der Nachbarn die mich in die ſchwerſten Kriege verwickelten, haben mich daran gehindert.“

Suchen wir dieſen Zwieſpalt in der Religion zu charakteriſiren. Auf dem erſten Reichstage in Worms im J. 1521 ward Martin Luther zur Verantwortung vorgeladen. Es iſt unzweifelhaft, daß die Popularität des kühnen Mönches damals ungemein groß war. Aber man darf andererſeits dabei nicht vergeſſen, daß ſeine Lehren damals noch keine praktiſchen Conſequenzen nach ſich gezogen hatten. Nirgends noch waren die Bande der alten Kirche gelöst. Die Meſſe dauerte ungeſtört fort, ſelbſt noch in Wittenberg. Auch nicht in dem kleinſten Punkte war bis dahin etwas an dem alten Cultus geändert, viel weniger denn an der kirchlichen Verfaſſung. Die Negation Luthers gegenüber der Kirchenlehre war, der Thatſache nach, nur erſt eine theoretiſche. Dieß iſt ein wichtiger Umſtand, der in der Regel allzu wenig beachtet iſt.

Erſt gegen das Ende deſſelben Jahres begannen die praktiſchen Conſequenzen ſich zu äußern, und zwar zuerſt in Wittenberg. Dann griffen ſie weiter um ſich. Nacheinander verſuchten verſchiedene politiſche Lehensſtände die kirchliche Bewegung für ſich auszunutzen. Zuerſt der Stand der Reichsritter 1523. Es kommt hier nicht darauf an zu unterſuchen, in welcher Verbindung Martin Luther mit Franz von Sickingen, Hartmuth von Kronberg u. A. ſtand oder doch geſtanden hatte. Wir heben nur die Thatſache hervor, daß Franz von Sickingen das Wort „Evangelium“ auf ſeine Fahne ſchrieb, mochte er darunter verſtehen was er

Digitized by Google

wollte. Herr Ranke geht so weit zu sagen, daß zuerst auf der Ebernburg Sickingens der Gottesdienst nach evangelischer Weise eingerichtet sei. Lassen wir dieß dahingestellt. Aber dem ganzen Sachverhältnisse nach ist es begründet zu sagen, daß Sickingen und die Anderen die kirchliche Bewegung auszunutzen suchten auch für politische Zwecke.

Sickingen unterlag. Sein Fall traf mittelbar den ganzen Stand der Reichsritterschaft mit. Ja man darf sagen, daß dieser Schlag der Anfang des Siechthums war, an welchem zuletzt dieser Stand verblichen ist. Dagegen kam der Gewinn des Sieges nicht bloß den einzelnen Ueberwindern, nicht bloß dem Landgrafen Philipp von Hessen, sondern dem gesammten Stande der Reichsfürsten zu gute. Die Aussicht für denselben, die gesammte Reichsritterschaft unter sich zu brechen, rückte näher.

Dann erheben sich die Bauern. Auch sie schreiben das „Evangelium" auf ihre Fahne. Martin Luther rief zu den Waffen gegen den Aufruhr. Erasmus erwiderte ihm: „Du erkennst diese Bauern nicht an; aber sie erkennen Dich an, und Deine grimmige Schrift wider sie entkräftet nicht die Ansicht, daß Du zu diesem Unheile die Veranlassung gegeben hast." Sei es auch in diesem Falle damit wie es sei: Thatsache ist, daß die Bauern für ihre Forderungen und Artikel sich berufen auf die Bibel, daß sie ihre Erhebung in ein religiöses Gewand zu hüllen suchen.

Auch die Bauern erliegen, wiederum durch dieselbe Macht, die geordnet und bewußt auch ihnen ebenso entschieden gegenüber tritt, wie zwei Jahre zuvor dem Sickingen und seinen Verbündeten. Und wiederum kommt auch dieser Sieg nicht bloß den einzelnen Ueberwindern zu gute, sondern mit ihnen dem gesammten Stande der Reichsfürsten. Und andererseits fiel die Wucht der Niederlage nicht bloß auf diejenigen die für die Maßlosigkeit ihres Beginnens büßten mit dem eigenen Blute, sondern auf ihre Kinder und Kindeskinder, und was mehr ist, auf den ganzen deutschen Bauernstand.

Digitized by Google

Nach diesem Siege verging noch wieder über ein Jahr und mehr, bis sich zuletzt auch der Stand der Reichsfürsten principiell und consequent der kirchlichen Bewegung für sich annahm. Es war nicht der Kurfürst Friedrich von Sachsen, den man den Weisen genannt hat. Während die Flammenzeichen des Bauernkrieges allabendlich den Himmel rötheten, starb Friedrich im Mai 1525 als Glied der alten Kirche. Er hatte Aenderungen tolerirt, nicht sie gutgeheißen, noch weniger selber sie gemacht. Erst sein Nachfolger Johannes unternahm dieß, aber nicht gleich, nicht von Anfang an, sondern erst nach wiederholten eindringlichen Bitten Martin Luthers.

Denn hier ist der Punkt, wo Martin Luther umschlägt. Er hatte bis dahin lediglich und nur seine eigene subjektive Auffassung des Christenthumes gepredigt. Man darf nicht sagen, daß Martin Luther der Subjektivität des Individuums überhaupt unbedingt freien Raum vergönnt hätte. Er verwarf nicht bloß die objektive Lehre der Kirche, sondern er verwarf nicht minder jegliche andere subjektive Auffassung die nicht übereinstimmte mit der seinigen, vor Allem nicht mit seiner jetzt fast vergessenen Fundamentallehre, daß die Rechtfertigung des Menschen vor Gott erlangt werde allein durch den stellvertretenden Versöhnungstod Christi, mit allen Correlaten dieses Satzes. — Martin Luther glaubte in den ersten Jahren, daß mit und bei dieser Lehre oder gar durch dieselbe eine Gemeinde, eine Kirche möglich sei, mit einer Lehre, mit einem Cultus, mit einer Verfassung. Und bei unseren deutschen Historikern, groß und klein, gilt sogar die Tradition, daß um dieser Lehre willen Tausende und Millionen freiwillig sich abgewendet hätten von dem Glauben und dem Cultus ihrer Väter, ihrer eigenen Jugend. Diese Tradition steht im Widerspruche mit den Analogien im Leben des Einzelnen wie der Völker, zu allen Zeiten und an allen Orten.

Aber es kommt nicht auf Analogien, nicht auf Beweise a priori hier an, sondern auf die Zeugnisse von Thatsachen.

Digitized by Google

Und für dieſe Zeugniſſe von Thatſachen kann, damit ſie von Allen als unwiderleglich anerkannt werden, nur eine einzige Perſönlichkeit uns maßgebend ſeyn, nämlich Martin Luther ſelbſt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſeine Verehrer, bei dem immerhin dankenswerthen Studium fremder Geſandtſchaftsberichte, wenn ſie nämlich daraus das entnehmen was darin ſteht, dennoch auch ſeine eigenen Worte als eine der weſentlichſten Quellen für die Geſchichte der durch ihn angeregten Umgeſtaltung nicht unbeachtet ließen. Wir reden hier nämlich nicht vom J. 1521, wo der Zuruf des Volkes den kühnen Mönch nach Worms geleitete, aber das alte Kirchenweſen noch unberührt ſtand, ſondern von dem J. 1526, wo in Folge der Wirkungen, welche im unmittelbaren und mittelbaren Zuſammenhange mit der Predigt Martin Luthers ſtanden, im Sachſenlande eine allgemeine kirchliche Desorganiſation eingetreten war. Niemand hat dieſelbe ſo nachdrücklich, ſo eindringlich geſchildert wie Martin Luther, und ſogar, obwohl er ſich über die Tragweite ſeiner eigenen Worte ſicherlich nicht ganz klar bewußt geweſen iſt, nicht ohne Hindeutung auf den eigentlichen Grund dieſer Zerſetzung.

Nachdem Martin Luther ſeinem Kurfürſten ſchon wiederholt die Bitte ausgeſprochen, daß er ſich des zerfallenen Kirchenweſens annehmen möge, ſchüttet er am 22. November 1526 abermals ſeine Klagen und ſein Flehen aus mit der eindringlichſten Mahnung. Der Brief*) iſt eines der wichtigſten Aktenſtücke jener Zeit, ja er iſt mehr als das: er iſt das Fundament des damals neu gebildeten Kirchenthumes. Und um dieſer Wichtigkeit willen möge dieß Aktenſtück, ſo oft es auch ſchon gedruckt iſt, dennoch, damit kein Satz desſelben als aus dem Zuſammenhange geriſſen erſcheine, ganz und unverändert hier folgen.

„Ich habe E. K. G. lange nicht Supplication bracht, die haben ſich nu geſammelt. Ew. K. G. wollte Geduld haben; es will und kann nicht anders ſeyn.

*) de Wette: Luthers Briefe Bd. III. S. 135 u. f.

Digitized by Google

„Erſtlich, gnädigſter Herr, iſt des Klagens über alle Maß viel der Pfarrherrn, faſt an allen Orten. Da wollen die Bauern ſchlechts nichts mehr geben, und iſt ſolcher Undank unter den Leuten für das heilige Gottes Wort, daß ohne Zweifel eine große Plage fürhanden iſt von Gott; und wenn ichs mit gutem Gewiſſen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß ſie keinen Pfarrherrn oder Prediger hätten, und lebten wie die Säue, als ſie doch thun: da iſt keine Furcht Gottes, noch Zucht mehr, weil des Pabſts Bann iſt abgegangen, und thut jedermann, was er nur will.

„Weil aber uns allen, ſonderlich der Oberkeit, geboten iſt, für allen Dingen doch die arme Jugend, ſo täglich geboren wird und daher wächst, zu ziehen, und zu Gottesfurcht und Zucht zu halten, muß man Schulen und Prediger und Pfarrherrn haben. Wollen die Aeltern ja nicht, mögen ſie immer zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend verſäumt und unerzogen bleibt, da iſt die Schuld der Oberkeit, und wird dazu das Land voll loſer, wilder Leute, daß nicht alleine Gottes Gebot, ſondern auch unſer aller Noth zwingt, hierin Wegs fürzuwenden.

„Nu aber in E. K. F. G. Fürſtenthum päbſtlich und geiſtlicher Zwang und Ordnung aus iſt, und alle Klöſter und Stift E. K. F. G., als dem oberſten Häupt, in die Hände fallen, kommen zugleich mit auch die Pflicht und Beſchwerde, ſolches Ding zu ordnen, denn ſichs ſonſt niemand annimmt, noch annehmen kann, noch ſoll. Derhalben wie ich alles mit E. K. F. G. Kanzler, auch Herr Niclas von Ende geredt, will es vonnöthen ſeyn, aufs förderlichſt von E. K. F. G., als die Gott in ſolchem Fall dazu gefodert und mit der That befället, von vier Perſonen laſſen das Land zu viſitiren: zween, die auf Zins und Güter, zween, die auf die Lehre und Perſon verſtändig ſind, daß dieſelbigen aus E. K. F. G. Befehl die Schulen und Pfarren, wo es noth iſt, anrichten heißen und verſorgen.

„Wo eine Stadt oder Dorf iſt, die des Vermögens ſind, hat E. K. F. G. Macht ſie zu zwingen, daß ſie Schulen, Predigtſtühle, Pfarren halten. Wollen ſie es nicht zu ihrer Seligkeit thun noch bedenken, ſo iſt E. K. F. G. da, als oberſter Vormund der Jugend und aller die es bedürfen, und ſoll ſie mit Gewalt dazu halten, daß ſie es thun müſſen; gleich als

Digitized by Google

wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zur Brücken, Steg und Weg, oder sonst zufälliger Landsnoth, geben und dienen müssen. Was das Land bedarf und noth ist, da sollen die zu geben und helfen, die des Lands gebrauchen und genießen. Nu ist kein nöthiger Ding, denn Leute ziehen, die nach uns kommen und regieren sollen. Sind sie aber des Vermögens nicht und sonst zu hoch beschwert, so sind da die Klostergüter, welche fürnehmlich dazu gestift sind, und noch dazu zu gebrauchen sind, des gemeinen Mannes desto bas zu verschonen. Denn es kann E. K. F. G. gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein bös Geschrey würde, auch nicht zu verantworten ist, wo die Schulen und Pfarren niederliegen, und der Adel sollte die Klostergüter zu sich bringen; wie man denn schon sagt, und etliche thun. Weil nun solche Güter E. K. F. G. Kammer nichts bessern, und endlich doch zu Gottesdienst gestift sind, sollen sie billig hierzu am ersten dienen. Was hernach übrig ist, mag E. K. F. G. zur Landes Nothdurft, oder an arme Leute wenden." — (Der letzte Absatz des Briefes handelt von Carlstadt.)

Zur Vervollständigung dieser Schilderung von Martin Luther über die Haltung des Volkes, fügen wir aus einem gleichzeitigen Berichte*) von Phil. Melanchthon an denselben Kurfürsten Johannes sein Urtheil über die Prediger hinzu. „Es ist leider jetzt solcher Frevel bei dem mehrern Theile Prädicanten, daß jeder ein neues Spiel will anrichten, so doch in unnöthigen Sachen eine solche Maß gehalten sollt werden, daß es bei alter Gewohnheit um Friedens willen bleibe."

Obiger Brief Martin Luthers ist, wir können es nicht genug wiederholen, eins der wichtigsten Dokumente zur Geschichte jener Zeit. Und zwar in doppelter Beziehung. Nämlich zunächst durch die anschauliche Schilderung des Zustandes, der — man wolle sich doch darüber keinen Illusionen mehr hingeben — die Consequenz der Predigt seines neuen Evangelii war. Auch die noch immer landläufige Tradition

*) Corpus Ref. I. p. 834, vom Dezember 1526.

Digitized by Google

von der allgemeinen Begeisterung und Opferwilligkeit, mit welcher die neue Lehre aufgenommen sei, stellt sich, wenigstens für das J. 1526, wo Martin Luther sie nicht kennt, als eine später aufgekommene Menschensatzung dar.

Allein, wenn auch immer dieser Zustand die Consequenz der Predigt von der Rechtfertigung durch den Glauben allein an den stellvertretenden Versöhnungstod Christi war, wenn auch mit dieser Lehre, die sowohl das Individuum lediglich auf sich stellt als auch in dem Individuum die Nothwendigkeit der Bethätigung nicht absolut fordert — wenn auch dieser Zustand, sagen wir, die Consequenz seiner Predigt war: so war das doch nicht seine Absicht gewesen. Er wollte ein kirchliches Gemeinwesen erhalten. Aber er sah vor sich den Atomismus, die vollständige Desorganisation. Die gegenwärtige Generation gab er preis. Aber es erbarmte ihn die Jugend der kommenden Geschlechter. Wenigstens sie suchte er zu retten. Er suchte nach einem Mittel.

Und hier berühren wir die zweite, noch gewichtigere Seite des Briefes. Was im Einzelnen hie und da längst geübt und geschehen war, das bringt Martin Luther hier in ein System. Er legt das Kirchenwesen der weltlichen Gewalt zu Füßen. Er fordert, daß der Fürst desselben sich annehme, wie der Brücken, Wege und Stege. Und von hier an erst gewinnt die kirchliche Bewegung jener Zeiten einen festen Halt. Nicht die Lehre Martin Luthers hat ein neues Kirchenthum geschaffen: sie hat nur vermocht das bestehende aufzulösen, zu zersprengen. Eben so wenig oder auch noch weniger hat der neue Cultus, die Predigt ein neues Kirchenthum schaffen können. Ein solches war nur möglich durch die Dahingabe der noch vorhandenen Trümmer an eine bestehende geordnete Gewalt. Die Kirche trat als Magd in Dienst. Damals war es der Landesherr, dem sie diente und gehorchte nach seinem Willen. In unserer Zeit pflegt man statt des Landesherrn zu sagen: der Staat. Auch er nimmt sich, um mit den Worten Martin Luthers zu reden, gleich-

Digitized by Google

wie im 16. Jahrhundert der Landesherr, der Kirchen an wie der Brücken, Wege und Stege.

Es ist der Geburtstag des Principes: cujus regio, ejus religio. Nur durch dieses Princip hat das neue Kirchenthum werden und sich gestalten können.

Wir haben indessen hier zunächst einen besonderen Irrthum neuerer Zeiten in's Auge zu fassen und zu berichtigen. Es ist der Irrthum, als ob das neue Kirchenthum seine rechtliche Grundlage finde in dem Reichsabschiede von Speyer, im Sommer 1526.

Martin Luther hat schon vor jener Aufforderung vom 22. November 1526 an den Kurfürsten Johannes verschiedene andere in derselben Richtung ergehen lassen, und zwar die erste sofort nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich, im Hinblicke auf die Universität Wittenberg, die sich aufzulösen drohete, im Juni 1525. Die Beweisführung ist immer dieselbe: sie geht aus von der Noth, und dann bald auch von einem vermeintlichen idealen Rechte, welches Martin Luther dem Kurfürsten beilegt.

Wenn nun Martin Luther derselben Ansicht gewesen wäre, wie die modernen Historiker, nämlich daß durch den Reichsabschied von Speyer im Sommer 1526 für die Ueberweisung des Kirchenthums an die weltliche Gewalt auch eine positive Rechtsgrundlage geschaffen wäre: so, scheint es uns, würde er für seine Bitte im November 1526 von dieser neuen so sehr wichtigen Stütze seiner Bitte Gebrauch gemacht, für seine Forderung des Territorialkirchenthums auf diesen Reichsabschied sich bezogen haben. Martin Luther hat dieß nicht gethan. Mithin hat der Reichsabschied von Speyer im Sommer 1526 in den Augen Martin Luthers *nicht* die Bedeutung, welche die neuere preußische oder preußisch seyn wollende Geschichtschreibung demselben beigemessen hat.

Ebenso wenig aber wie in den Augen Martin Luthers, scheint auch in den Augen des Kurfürsten Johann von Sachsen der Reichsabschied von Speyer so betrachtet worden

Digitized by Google

zu seyn, wie moderne Historiker es wünschen daß er betrachtet worden wäre, und wie sie demgemäß in ihren Büchern ihren Wunsch sofort auch zur That gestalten.

Wir reden nur von Kursachsen, weil nur dort wo der Proceß, den man die Reformation genannt, begonnen, fortgesetzt und bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen wurde durch die Persönlichkeit Martin Luthers selbst, der Hergang in allen seinen Phasen dem beobachtenden Blicke offenliegt. In anderen Ländern hat man durchweg mit dem Principe des cujus regio ejus religio, welches Martin Luther erst spät in dem Anblicke der vollendeten kirchlichen Desorganisation in Sachsen als das Rettungsmittel gefunden, von vornherein die Sache angefangen.

Wenn nun dem Kurfürsten Johannes das Princip, welches Martin Luther ihm im November 1526 darbot, daß er sich der Kirche annehmen möge gleichwie der Brücken, Wege und Stege — wenn dieses Princip dem Kurfürsten sofort eingeleuchtet hätte: so, scheint es, würde er sich auch dasselbe sofort zu Nutze gemacht haben. Er würde dieß um so eher gethan haben, wenn, wenigstens nach seiner Ansicht, der Reichsabschied von Speyer eine positive Rechtsgrundlage gegeben hätte. Es ist nicht geschehen. Der Kurfürst Johannes hat nicht gleich zugegriffen. Es dauerte noch viele Monate, bis zum Juli 1527, daß der Akt der sogenannten Visitation, die principielle Ordnung des Kirchenthums durch die weltliche Gewalt in's Leben trat. Nicht bloß hatte die Sache inzwischen geschwankt*), sondern auch nach dem Beginne derselben wurden Hoffnungen laut, daß sie wieder aufhören werde**).

Es ist hier nicht der Ort auf die Einzelnheiten dieser Sache einzugehen. Aber es scheint uns nicht überflüssig, für

---

*) Luthers Briefe h. von de Wette III. S. 160.

**) a. a. O. S. 219.

Digitized by Google

das Zögern Johanns ein besonderes Moment hervorzuheben, welches allerdings in den Akten der Archive weniger hervortritt, aber dennoch nach der Natur der menschlichen Dinge nicht ganz unthätig geblieben seyn kann. Wir möchten um so lieber dieß Moment hervorheben, weil sich die zur Zeit in Deutschland der Zahl nach herrschende Geschichtschreibung gewöhnt hat, für die wahren oder vermeinten Helden, denen sie Lob und Preis darbringen will, in der Regel nicht dieß besondere Moment, sondern nur den Erfolg als Maßstab des menschlichen Thuns anzunehmen. Dieses besondere Moment ist das menschliche Gewissen. Es ist undenkbar, daß nicht diesem Kurfürsten Johannes das Gewissen geschlagen habe bei dem bis dahin unerhörten Gedanken, daß er als weltlicher Fürst sich zum Richter aufwerfen solle für die kirchlichen Angelegenheiten. Immerhin hatte er in die Eigenthumsrechte der Kirche bis dahin eine Menge Eingriffe theils selbst gethan, theils von Anderen geschehen lassen. Allein so viel dessen auch verübt war: es blieben immer doch nur einzelne Handlungen. Hier jedoch ward ein Anderes, ein bis dahin nicht dagewesenes Neues ihm angesonnen: das Princip selbst. Er sollte die Kirche ordnen, sowohl in Beziehung auf ihre Besitzthümer als auf die Lehre, und alles was damit zusammenhing, d. h. er sollte ein Kirchenwesen gestalten nach seinem Gefallen. So viel auch der Kurfürst im Hinblicke auf den entsetzlichen kirchlichen Nothstand seines Landes sich selber zur Entschuldigung sagen mochte: die Neuerung war gar zu ungeheuer.

Eben darum wiederholen wir, daß, wenn der Reichsabschied von Speyer vom J. 1526 ihm einen Rechtsgrund geboten hätte, er um so begieriger denselben ergriffen haben würde.

Aber endlich, prüfen wir denn die Worte dieses Reichsabschiedes von Speyer, die man in neuerer Zeit als so günstig für die Constituirung des Territorialkirchenthumes hat ansehen wollen: was besagen sie?

Digitized by Google

Vergegenwärtigen wir uns zuerst das J. 1526. Der Kaiser war fern. Für Deutschland gab es Gefahren von außen und innen. Noch zitterten die Länder unter den nächsten Nachwehen des unglücklichen Bauernkrieges. Der Sultan Suleiman hatte Belgrad genommen, die Donau überschritten. Die Boten des Königs Ludwig von Ungarn erschienen in Speyer. Sie baten nicht bloß um Hülfe, sie forderten sie gemäß der Solidarität der Interessen der Christenheit.

Die Altkirchlichen bestanden in Speyer auf die Ausführung des Ediktes von Worms von 1521. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß dieß Edikt erlassen war zu einer Zeit als die Lehren Martin Luthers und der Anderen nur noch erst theoretisch bestanden, als sie praktisch noch keine Consequenzen nach sich gezogen hatten. Die Altkirchlichen behaupteten, daß die Nichtausführung dieses Ediktes, dem doch Jedermann Gehorsam schuldig sei, allen Jammer der letzten Jahre verschulde. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen widersprachen. Sie schickten sich an den Reichstag zu verlassen. Der Erzherzog Ferdinand, der Bruder des Kaisers, suchte, im Hinblicke auf das Heranwachsen der Türkennoth, zu vermitteln. Unter seiner Führung fand man den Beschluß, daß binnen einem Jahre oder längstens anderthalb ein allgemeines Concil oder wenigstens ein deutsches National-Concil gehalten werden solle. „Mittlerer Zeit vergleichen und vereinigen sich die Stände, in Sachen die das Wormser Edikt angehen, mit ihren Unterthanen für sich also zu leben, zu regieren und zu halten, wie ein Jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und getraue."

Der Beschluß ward gefaßt am 27. August 1526. Am selben Tage unterlagen fern im Osten bei Mohacz die Ungarn den Waffen der Türken. Der König Ludwig fiel. Sein Flehen und Drängen war von den deutschen Fürsten nicht vernommen. Von da an ward für 160 Jahre lang ein großer

Theil von Ungarn türkisch. Der 27. August ist nicht ein Ehrentag der deutschen Nation.

Prüfen wir indessen den Wortlaut jenes Vergleiches der Reichsstände von Speyer im J. 1526. So groß auch immer der Spielraum ist, den diese Worte nicht zwar der Subjektivität der einzelnen Deutschen überlassen, sondern der Subjektivität der Reichsstände, das ist der Fürsten und Stadt-Magistrate: so setzt doch die Concession voraus, vermöge der Inaussichtnahme eines Conciles, nicht die Auflösung, sondern die Anerkennung der Jurisdiktion der alten Kirche. Den Rechtsboden zur Begründung eines Territorialkirchenthumes können sie mithin nicht gewähren.

Das Einzige, was den Betheiligten, welche diese Worte für die Gründung eines Territorialkirchenthumes ausnutzten, zur Entschuldigung gereichen kann, ist, daß man sich über die Tragweite dessen was man that, doch nicht vollkommen klar war. Wir werden bei der Confession von Augsburg und beim J. 1530 darauf zurückkommen.

Diejenige Form, in welcher die Unterwerfung des Kirchenthumes unter die weltliche Gewalt in Sachsen durchgeführt wurde, war die der sogenannten Visitation. Martin Luther schrieb zu den Artikeln derselben die Vorrede. Diese spricht die Hoffnung aus, daß „alle fromme und friedsame Pfarrherrn — solchen unseres Landesfürsten und gnädigsten Herren Fleiß, dazu unsere Liebe und Wohlmeinen nicht undankbarlich und stolziglich verachten, sondern sich willig, ohne Zwang, nach der Liebe Art, solcher Visitation unterwerfen werden“ u. s. w. Dann aber folgt die andere Seite der Sache. „Wo etliche sich muthwillig dawider setzen würden, und ohne guten Grund ein Sonderliches wollten machen, wie man dann wilde Köpfe findet, die aus lauter Bosheit nicht können etwas Gemeines oder Gleiches tragen, sondern ungleich und eigensinnig seyn ist ihr Herz und Leben — solche müssen wir wie Spreu von der Tenne sich von uns sondern lassen.“

Digitized by Google

Dieß ist nicht so sehr figürlich gemeint, wie es auf den ersten Blick leicht scheinen könnte. Es war vielmehr sehr reell zu verstehen. Denn „die Obrigkeit ist schuldig darüber zu halten, daß nicht Zwietracht, Rotten und Aufruhr unter den Unterthanen sich erheben."

Diese sächsische Kirchenordnung ist vorbildlich für alle späteren. Drängen wir den Hauptgedanken kurz zusammen, so lautet er: in Kursachsen wird fortan nur diejenige Lehre geduldet, welche durch die Visitation vorgeschrieben ist; wer anders denkt, hat als Unruhstifter das Land zu verlassen, mithin auch derjenige welcher die Kirche der Väter und seiner eigenen Jugend nicht verlassen will.

So trat die Freiheit des neuen Evangeliums praktisch in's Leben. Das Wort: protestantisch kannte man noch nicht. Es kam erst einige Jahre später hinzu.

Auf dem nächsten Reichstage nämlich, im April 1529, kam diese Sache zur Sprache. Die Mehrheit erklärte, daß aus der willkürlichen Auslegung des Reichsabschiedes von Speyer viel Mißverstand und andere Nachtheile erfolgt seien. Man wolle nochmals auf ein allgemeines Concil dringen. Bis dahin sollten diejenigen Stände, die bisher das Wormser Edikt gehalten, auch ferner dabei verharren. Die anderen Stände aber, in deren Landen die neue Lehre eingeführt worden und ohne Aufruhr, Beschwerde und Gefahr nicht wieder abgeschafft werden möchte, sollten bis zum künftigen Concile alle weiteren Neuerungen, so viel nur immer möglich, verhüten. Besonders sollte an solchen Orten, wo die neue Lehre überhand genommen, Niemanden verwehrt noch verboten werden, Messe zu halten oder zu lesen.

Der Beschluß gestattete mithin die Beibehaltung des neuen Kirchenwesens, und verlangte zu Gunsten der Anhänger des alten Kirchenwesens nur die Duldung. Gegen diesen Beschluß protestirte am 25. April 1529 die Minderheit: der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen

und einige kleinere Reichsstände. Daher stammt der Name der Protestanten.

Die in unserer Zeit gemeinhin übliche Tradition innerhalb des Protestantismus pflegt die Ansicht so zu fassen, als ob diese fünf Fürsten — denn nur von diesen und nicht von den einzelnen Individuen kann die Rede seyn — protestirt hätten gegen die Unfehlbarkeit der Kirche. Es ist darum nicht unwichtig sich das Objekt, gegen welches protestirt wurde, wohl klar zu machen. Das Objekt war, wir wiederholen es, die Duldung des Gottesdienstes derjenigen welche beharren wollten in dem Glauben und bei dem Cultus ihrer Väter und ihrer eigenen Jugend. Mithin müssen, dem Ursprunge gemäß, die Worte Protestantismus und Unduldsamkeit für damals als synonym gelten.

Die Protestation ist in neuerer Zeit in treffender Weise charakterisirt durch Herrn Leopold Ranke. „Was ließ sich, fragt er*), davon (d. h. von der Wiederzulassung der Messe) anders erwarten als eine völlige Auflösung des eben Gegründeten?“ Er erörtert diesen Gedanken noch weiter, und sagt (S. 122): „Es ist unläugbar, daß, wenn die Abgewichenen den Reichsabschied annahmen, die noch in den Anfängen ihrer Bildung begriffene evangelische Welt dadurch in kurzem wieder zu Grunde gehen mußte.“

Demnach entscheidet sich Herr Ranke für die Protestation. Man sieht, daß er argumentirt von dem Standpunkte der Zweckmäßigkeit, nicht von demjenigen des Rechtes. Doch auch dieses zieht er dann zur Erwägung. Er beginnt nämlich mit den Worten: „Wenn auf gesetzlichem Wege eine Gründung vollzogen, ein lebendiges Daseyn gepflanzt worden ist, darf alsdann die höchste Gewalt, in einem oder dem anderen Momente anders constituirt, die Befugniß in Anspruch nehmen, das Gegründete wieder umzustürzen und zu ver-

*) Deutsche Geschichte u. s. w Bd. III. S. 121.

Digitized by Google

nichten? Hat nicht vielmehr das zum Daseyn Gelangte nun auch das Recht zu seyn, sich zu vertheidigen?"

Es bedarf kaum eines Hinweises um zu zeigen, daß der anscheinend so prächtig aufgeführte Bau dieses Satzes auf Sand beruht. „Wenn auf gesetzlichem Wege eine Gründung vollzogen ist" u. s. w., sagt Herr Ranke. Aber eben dieß ist ja die petitio principii, welche die Reichsversammlung zu Speyer im J. 1529 ausdrücklich verneinte, und welche in der That mit den klaren Worten von 1526 in geradem Widerspruche steht.

Ueberlassen wir also immerhin dem Herrn Ranke seine hier in Rede stehende Argumentation von der Zweckmäßigkeit aus: der eigentliche Gedanke, daß das neue Kirchenthum, ebenso wie es nur durch die Unduldsamkeit gegen alle Anderen in's Leben getreten war, auch nur dadurch sich behaupten konnte, daß namentlich auch nur die Duldung der alten Messe es sofort wieder erdrückt hätte — dieser Gedanke des Herrn Ranke ist darum nicht weniger wahr.

Aber vielleicht ward dieser Zustand von den Unterthanen willig ertragen, sogar mit Freuden begrüßt? — Denn es ist ja doch ein nicht unwichtiges Stück der Tradition, daß die Begeisterung damaliger Zeiten für das neue Evangelium eine überschwängliche gewesen sei.

Auch hier könnte man erwidern, daß diese Begeisterung sehr unwahrscheinlich. Denn das Wesen des Menschen bleibt dasselbe zu allen Zeiten und an allen Orten. Nicht erst seit gestern und heute empört sich das menschliche Gefühl gegen jeden Zwang in Glaubenssachen, sondern überall und immer.

Indessen nicht die Logik wird etwas vermögen gegen jene versteinerte Tradition, sondern höchstens, wenn überhaupt das möglich ist, der Beweis der Thatsachen. Und da ist zunächst an die Bewahrer und Fortpflanzer der Tradition die Aufforderung zu richten, daß sie die Existenz jener Begeisterung, nicht mehr mit Behauptungen, sondern mit den

Digitized by Google

Aussagen der Zeugen darthun, vor allen Dingen, wie sich von selbst versteht, mit den Aussagen von Martin Luther und Philipp Melanchthon.

Die Thatsache ist die, daß bis zum Bauernkriege von 1525 bei Martin Luther sich vielleicht noch Aeußerungen finden, die als Zeugniß für die Existenz einer Begeisterung beim Volke für das neue Evangelium angesehen werden könnten: nach 1526 ist der Grundton aller Briefe und Predigten der Schmerz und die Klage über die Verachtung seines Evangelii. Er nimmt davon keinen Lebensstand aus, nicht den Adel, nicht den Bürger, nicht die Bauern, als nur seinen Fürsten. Ja er gebraucht wohl einmal den Ausdruck, daß jene alle nur darauf ausgehen die Geistlichen todt hungern zu lassen, damit das Evangelium wieder abkomme*).

Demgemäß muß man annehmen, daß auch Martin Luther persönlich nicht beliebt war. Und in der That, es ist ein merkwürdiger Abstand zwischen dem Martin Luther der im J. 1521, vor jeglichem Akte der sogenannten Reformation, wie im Triumphe nach Worms zieht, und dem Martin Luther der neun Jahre später, nach der reformatorischen Einrichtung des sächsischen Kirchenwesens, über die Confession nachsinnt, welche die Fürsten des neuen Kirchenthumes zu Augsburg dem Kaiser überreichen wollen. Wir legen hier wie immer das schwerste Gewicht nur auf das direkte Zeugniß von Martin Luther selbst. Seine damalige Stellung in Sachsen wird klar erkannt aus einem Briefe**) vom 15. Februar an seinen Vater. Der alte Vater hatte gemeldet, er sei krank und wünsche die Gegenwart seines Sohnes. Martin Luther erwidert, auch er sei wegen dieser Krankheit besorgt. „Deßhalben, fährt er fort, ich aus der Maßen gern selbst wäre zu euch kommen leiblich: so haben mirs doch meine guten

*) Walch: Luthers Werke I. 2444. III. 620.

**) de Wette: Luthers Briefe Bd. III. S. 550.

Digitized by Google

Freunde widerrathen und ausgeredet, und ich auch selbst denken muß, daß ich nicht auf Gottes Versuchen in die Fahr mich wagte; denn ihr wisset, wie mir Herren und Bauern günstig gesinnt sind." Zur klaren Hervorhebung dessen was er meine, fügt er nach dem Durchlesen des Geschriebenen am Rande hinzu: „Zu euch möcht ich kummen können; aber wieder heim wollt es fährlich seyn."

Dieser eine Brief wiegt für die Kenntniß jener Zeiten und Menschen schwerer als ein ganzes Fuder derjenigen Bücher, die täglich über dieselben neu geschrieben werden. Ja man wird, im Gegensatze zu der Tradition der Begeisterung, zu der Frage gedrängt: wie nur dieß neue Kirchenthum sich habe halten können.

Wenn von Anfang an es dem damaligen Volke klar vor Augen gestanden hätte, daß die Consequenz der Bahn, in die man es hineingeführt, die Verewigung der kirchlichen Zerspaltung sei: so dürfte es schwerer geworden seyn. Aber man war sich dessen nicht klar, und konnte sich damals dessen auch kaum klar werden, weil ja auch selbst die Confession von Augsburg die Jurisdiktion der alten Kirche anerkannte. Man hoffte auf ein Concil. Der lange Aufschub desselben, der nicht dem Kaiser Karl V. zur Last fällt, wirkte in dieser Beziehung höchst nachtheilig. Denn inzwischen starb diejenige Generation, welche in dem alten Kirchenthume auferzogen war, welche dasselbe aus eigener Anschauung kannte, fast völlig hinweg. Eine neue Generation wuchs empor, welche von früher Jugend an in Kirche und Schule nichts Anderes kennen lernte, als was die Artikel der neuen Lehre vorschrieben. Denn wenn auch theoretisch noch entschieden verneint wurde, daß man sich losgesagt habe von der alten Kirche: so galt doch praktisch der Satz des cujus regio ejus religio von 1527 an, und die reichsrechtliche Anerkennung dieses Satzes im J. 1555, in Folge des Verrathes von Moritz an Kaiser und Reich, fand die nach diesem Satze geschaffenen Zustände bereits als fertig vor. Dem damaligen Volke ist

Digitized by Google

das Kirchenthum seiner Väter, nicht nach einem überall bestimmten Plane, aber mit Hülfe des Zusammenwirkens vieler Umstände von innen und von außen, wegescamotirt, ohne daß es sich von Stufe zu Stufe der Umwandlung bewußt wurde.

Nur dadurch ist die Umwandlung erklärlich. Der alte Cultus war verboten; aber im Herzen der Menschen blieb die Anhänglichkeit. Martin Luther sagt im J. 1532*): „es stehe in seiner Macht, mit zwei oder drei Predigten das ganze Volk wieder in's Papstthum zurückzuführen, und neue Messen und Wallfahrten einzurichten." Wir haben kein Recht anzunehmen, daß er mit dieser Aeußerung übertrieben hat. Denn es stehen derselben so viele andere von Luther zur Seite. Es würde hier, wo es nur darauf ankommt, den Gang der Dinge zu skizziren, allzu weit führen darauf näher einzugehen.

Nur eins wollen wir hervorheben. Es gehört mit zu der Tradition des Protestantismus, als seien die Heirathen der Geistlichen ein wesentliches Mittel zur Förderung des neuen Evangeliums gewesen. Martin Luther verneint dieß indirekt sehr entschieden. „Man sieht nichts Gutes, sagt er**), noch Freude an den Kirchendienern. Die so im ehelichen Stande leben, werden verachtet und verjagt." Demgemäß müssen wir annehmen, daß die Ehe der Geistlichen ein hauptsächlicher Grund der Verachtung gewesen sei, die Martin Luther immer als eine allgemeine darstellt. Aber dann erhebt sich die Frage, wie eine Mißachtung möglich war, wenn doch diese Ehen zu Rechte bestanden. Ja freilich: wenn. Denn gerade dieß war der Streitpunkt. Die Juristen in Wittenberg erklärten nach wie vor öffentlich in ihren Vorlesungen, daß die Ehe der Geistlichen nicht volles

*) Walch VII. 913.
**) Walch XXII. 49.

Digitized by Google

Recht habe, mithin im Grunde nichts anderes sei als ein Concubinat. Dieser Rechtsansicht entsprechend wollten nach dem Tode solcher Geistlichen die Verwandten die Kinder derselben nicht als erbfähig anerkennen, sondern nahmen die Habe an sich*). Diese Gefahr rückte auch für den Reformator selbst heran. Er wußte sich indessen zu helfen. Er ergriff das Auskunftsmittel, sein Testament mit ausdrücklicher Willenserklärung an den Kurfürsten zu richten, und diesen zum Vollstrecker einzusetzen. Der Kurfürst bestätigte das Testament, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß wenn dasselbe auch der juristischen Formalitäten ermangele, es dennoch für gültig gehalten werden sollte.

Wir haben kurz nachzuweisen gesucht, daß das neue Kirchenthum in den Ländern, wo es durch den Willen des Landesherrn bestand, noch für Jahrzehnte lang nach der Einführung nicht die erforderliche moralische Anerkennung fand. Die Consequenz ist, daß eine Begeisterung für dasselbe nicht gedacht werden kann, daß die Tradition von einer solchen durchaus unhaltbar ist.

Wir haben ferner zu sehen, daß dieß neue Kirchenthum auch nicht rechtlich bestand, und dann vor allen Dingen, welches Verhältniß der Kaiser Karl V. zu demselben einnahm.

*) Man vergl. z. B. Corp. Ref. III. 366, vom J. 1537.

Digitized by Google

IX.

Zeitläufe.

Europa aus der Vogel-Perspektive.

Es wird täglich toller in unserm alten Welttheil. Die politischen Dinge verwirren sich immer mehr, die Conflikte der fürstlichen Kabinette steigern sich zu Conflikten der Völker und Nationalitäten, groß und klein, und alle Mißverhältnisse Europa's verwachsen sich in einen einzigen großen Weichselzopf. Fast ist es schon unmöglich eine einzelne Frage herauszuziehen, um darüber eine gesonderte Betrachtung anzustellen, denn Eines hängt unlösbar am Andern. Man wird z. B. die heillos verfehlte und verfahrene Politik Preußens nicht mehr besprechen können, ohne daß das Auge unwillkürlich abschweifen müßte auf der ganzen Länge von Konstantinopel bis Washington und auf der ganzen Breite von Petersburg bis Florenz. Von einer glatten Lösung dieses europäischen Weichselzopfs kann keine Rede mehr seyn; so oft die Welt-Geschichte bei solchen Momenten angekommen ist, treten Feuer und Schwert in ihr Recht und in ihre endgültige Uebung.

Das ungeheure Prunkfest welches die Weltindustrie soeben noch in Paris gefeiert hat, eröffnet nicht eine neue Welt-Periode, es bildet ebensowenig die Sonnenhöhe eines civilisa-

Digitized by Google

toriſchen Zeitalters, ſondern es ſchließt eine Weltperiode und läßt die bangende Menſchheit an der Schwelle einer ungekannten Zukunft ſtehen. Es war ein ſinnverwirrender Taumel dort in dem modernen Babel an der Seine. Aber keine ahnende Seele konnte froh davon angeregt werden. All der unerhörte Pomp hat den Pariſer Feſtivitäten doch nicht den Eindruck eines Leichenmahles benehmen können, oder einer Abſchiedsfeier wo die herrſchenden Mächte der bisherigen Welt ſich ein letztes Lebewohl ſagten. Zuletzt aber iſt noch als düſteres Mene Tekel die Trauerbotſchaft aus Mexiko an den Wänden der ſtrahlenden Pariſer Feſtſäle erſchienen.

Das erſchütternde Zuſammentreffen war kein Zufall, wie uns ſcheint. Wohl liegt das anarchiſche Reich Montezuma's weit ab und Ihm, dem gemordeten Fürſten, iſt's wohl wohl unter der kühlen Erde von Queretaro. Als warmer Idealiſt hat er den Zug über den Ocean gewagt, um eines der ſchönſten Länder beider Hemiſphären von der grauſamen Verwüſtung des liberalen Parteiweſens zu erretten; ſeine Anſichten waren nicht immer unſere Anſichten; aber auch ſeine Feinde müſſen ihm nachrühmen, daß er als Mann von Ehre ausgeharrt hat und als Held geſtorben iſt. Die europäiſche Monarchie dürfte unter andern Umſtänden ſtolz ſeyn auf einen ſolchen Märtyrer aus ihrer Mitte. Aber ihr iſt der Stolz vergangen. Sie zittert unter dem Fauſtſchlag, der ihr durch die Ermordung Maximilians mitten in's Geſicht verſetzt worden iſt, nicht von dem rothhäutigen Banditen Juarez, ſondern von dem hochmögenden Protektorat des Wütherichs: dem herrſchenden Radikalismus in Waſhington.

Juarez wäre nicht Sieger geworden ohne die offene und heimliche Unterſtützung Nordamerika's, und Juarez hätte die Frevelthat an dem erlauchten Sprößling des deutſchen Kaiſerhauſes ſicher unterwegs gelaſſen, wenn er nicht des geheimen Beifalls von Seite der Diplomatie in Waſhington gewiß geweſen wäre. Die Kugeln von Queretaro — ſie ſind von

dem transoceanischen Republikanismus auf das monarchische Princip Europa's abgefeuert worden; sie sind der entsetzliche Hohn den der Yankee-Uebermuth in das fürstliche Stelldichein zu Paris hineingeschleudert hat. Die alte Welt wird noch, und vielleicht bälder als man glaubt, erfahren, was sie an dem jungen Riesen jenseits des Oceans großgezogen hat, großgezogen durch ihre Nicht-Politik in den Jahren des Unterdrückungskrieges der amerikanischen Nordstaaten, und großgezogen durch ihre Nicht-Politik in dem Vertilgungskrieg den der Völker-Riese an der andern Grenze der Civilisation gegen das arme Polen geführt hat. Polen und die amerikanischen Südstaaten haben soviel für uns bedeutet als Rußland und die westliche Union gegen uns bedeuten werden.

Der revolutionäre Radikalismus in Amerika hat wie bekannt nur Einen europäischen Freund, aber gar einen dicken Busenfreund. Dieser ist das moskowitische Czarthum. Ueber die Frage von der Naturwidrigkeit oder Wahlverwandtschaft einer solchen Freundschaft ist schon viel hin und her geredet und geschrieben worden, aber die Thatsache bestand schon unter dem Czaren Nikolaus. Der amerikanische Bürgerkrieg hat das Herzensband zwischen Washington und Petersburg nur verstärkt, und sonderbarer Weise! in dem Augenblick wo die herrschende Macht in der westlichen Union siegestrunken vom Blut des Bürgerkriegs den europäischen Anschauungen jeden Hohn und Trotz zu bieten wagt, geräth auch die ganze Slavenwelt in Bewegung. Und zwar unter der offen eingestandenen Leitung des Czarthums. Der Panslavismus ist lange genug als Gespenst in der Welt umgegangen; vielleicht war er bis dahin wirklich nichts Anderes als ein Gespenst ohne Fleisch und Blut. Aber er ist das jedenfalls nicht mehr seit den Scenen in Petersburg und Moskau aus Anlaß der ethnographischen Ausstellung der slavischen Civilisation. Seitdem die Czechen und Mähren an der Spitze aller Slaven-Stämme der österreichischen Monarchie Rußland für ihr

Digitized by Google

Vaterhaus, für ihre rettende und helfende Heimath erklärt haben; und seitdem die russische Regierung ohne Umschweife auf die ihr obliegende Pflicht des Protektorats über alle Slaven hinweist: seitdem ist der Panslavismus kein Gespenst mehr, sondern eine erschütternde Thatsache.

Keine Macht Europa's wird sich dem Einfluß der neuen Erscheinung entziehen können, welche sich in der leibhaften Erhebung einer panslavischen Politik Rußlands repräsentirt. Das Phänomen tritt auch schon von der Wiege an mit dem entsprechenden Aplomb in's Leben, nicht viel weniger ungestüm und verwegen als das bundesverwandte Yankeethum jenseits des Oceans. Ein merkwürdiger Beweis ist die jüngst bekannt gewordene Note des Fürsten Gortschakoff, worin er zu London erklären läßt, daß jetzt — nach der glücklichen Beilegung der Luxemburger Sache — nur noch zwei Fragen die Ruhe Europa's bedrohten, nämlich die Lage Candia's und die Lage — Irlands. Jeder unbefangene Mensch kennt die grausame Mißhandlung des irischen Volkes unter der protestantischen Suprematie Englands; aber es ist doch eine colossale Unverschämtheit, wenn ein russischer Reichskanzler „von der vollkommensten Harmonie zwischen der Regierung und den Regierten in Polen" spricht, und im Gegensatze dazu die gefahrenschwangere Lage Irlands hervorhebt, wo „seit beinahe zwei Jahren die constitutionellen Bürgschaften zu existiren aufgehört, die Aufstände Einer nach dem andern sich folgen und nur mit Mühe durch zermalmende Militärgewalt erstickt werden." Ist eine solche Sprache Rußlands in London wirklich laut geworden, dann hat man einen zuverlässigen Maßstab sowohl für den schwellenden Uebermuth der neuen panslavischen Hegemonie und keimenden Universalmacht, als für die grenzenlose Verachtung welcher das alte England bei den Zukunftsmächten beider Hemisphären verfallen ist.

„Die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung — was Andere denken oder thun ist mir im

Grunde von wenig Wichtigkeit“: so hat Czar Nikolaus am 9. Januar 1853 zum englischen Gesandten Lord Seymour gesprochen. Scheint nicht eine ganze Ewigkeit zwischen dem Datum dieser Czaren-Worte und all den diplomatischen Beziehungen des heutigen England zu liegen? Freilich war England damals noch der Wächter des europäischen Gleichgewichts, während die englische Politik von heute ein Pasquil ist auf diese große Tradition. Das hat die Geschichte der Luxemburger-Garantie neuerdings wahrhaft haarsträubend bewiesen. Kaum war die Luxemburger Neutralität unter den Schutz der europäischen Mächte gestellt, so erklärten die englischen Minister um die Wette, daß diese Garantie England in keinem Falle zu einem Einschreiten verpflichte und überhaupt nicht incommodiren könne. Denn so lange die garantirenden Mächte das neutrale Luxemburg achteten, sei das Ländchen ohnedieß sicher; wenn aber der Angriff von einer der Garantie-Mächte ausgehe, von Frankreich oder Preußen, dann könne eben von einer Collektiv-Vertheidigung nicht mehr die Rede seyn. Das sei der Sinn der collektiven Garantie.

So ein spöttliches Resultat hat also eine mit enormem Geräusch in's Werk gesetzte europäische Conferenz geliefert, und man wollte unter solchen Umständen überhaupt noch von einer europäischen Rechtsbasis reden! Nach einem derartigen Ausgang einer Verwicklung die mit knapper Noth ohne den allgemeinen Krieg verlaufen ist, bedarf es keines Beweises mehr, daß die europäischen Zustände einem Kleide gleichen welches keinen Stich mehr hält, und daß die unhaltbaren Stellungen sämmtlicher Mächte mit Riesenschritten der allgemeinen Conflagration entgegenreifen. Hier liegt die große Gefahr. Nicht mehr darum handelt es sich zunächst, ob der französische Imperator das kecke Umsichgreifen Preußens und die pfiffigen Umgehungen des Prager Friedens sich gefallen lassen kann, ob er nicht Angesichts der kommenden Neuwahlen und der wachsenden liberalen Agitation im ei-

Digitized by

genen Lande den Krieg haben muß: ſondern die Baſis iſt verſchwunden auf die eine längere Friedensdauer gegründet werden könnte, wenn auch alle Monarchen Europa's wollten. Es iſt kein moraliſcher Fond und kein ſittlicher Ernſt mehr vorhanden in der geſammten hohen Politik. Und bei einem ſolchen Stand der Dinge naht die größte Frage des Jahrhunderts ihrem definitiven Ausbruch!

Drei große Monarchen haben ſich in Paris ſcheinheilig umarmt; der vierte hat dem Schauſpiel als Dekoration gedient wie ein bekränztes Opferthier. Der arme Padiſchah mußte mit den Wurzeln losgeriſſen ſeyn aus dem mütterlichen Schooße des Islamismus, ehe er die Supplikanten-Reiſe über's Meer antreten konnte zu der Schauſtellung in Paris. Dieſe Demüthigung wird kein ächter Moslemin dem Nachfolger des Propheten vergeſſen. Man darf ſich von nun an auf innere Erſchütterungen in der Türkei gefaßt machen, welche den morſchen Körper zerreißen werden, und wenn auch die weſtmächtliche Politik ihn noch einmal mit eiſernen Reifen zu umfaſſen vermöchte. Sie vermag es aber nicht. Die allgemeine Empörung der chriſtlichen Stämme im Pfortenreich dürfte bereits weniger zu fürchten ſeyn als die Entrüſtung der orthodoxen Moslims und der Abfall der liberalen Muhamedaner. Der Ausbruch der orientaliſchen Kriſis iſt nicht mehr länger aufzuhalten als von Einem Tag zum andern, heute aber wird die orientaliſche Frage ungleich mehr als vor dreizehn Jahren die panſlaviſche Frage ſeyn.

Das iſt die ebenſo hoch bedeutſame als hoch gefährliche Wendung unſerer Geſchicke. In dieſer neuen Faſſung trifft die orientaliſche Frage nicht nur äußerlich mit der deutſchen Frage zuſammen — wie längſt vorauszuſehen war, daß es in letzter Inſtanz geſchehen werde — ſondern wie die Dinge jetzt liegen, iſt die orientaliſche Kriſis in ihrer Eigenſchaft als panſlaviſche Erhebung zugleich die deutſche Kriſis im eminenteſten Sinne des Wortes.

Digitized by Google

Je nach der Haltung Preußens in dieser Frage wird — um unsere Meinung nur gleich auszusprechen — seine Politik das vollendete Verderben der deutschen Nation seyn. Selbst wenn Preußen Sieger bliebe an der Seite Rußlands, so würde zwar im Westen nicht mehr vom deutschen Boden als bereits geschehen ist, an das Ausland verloren gehen; dagegen müßte die tausendjährige Arbeit unserer Nation im Osten preisgegeben werden. Selbst Böhmen wäre nicht mehr zu halten; ja der preußische König hat eigentlich schon während des vorjährigen Krieges die böhmische Krone dem Slaventhume zugesprochen. Der bayerische Wald wäre die Grenze der großen slavischen Universalmonarchie. Oesterreich würde aufhören zu existiren, sehr wohl! Aber Niemand hätte den Vortheil davon als die mongolische Barbarei. Als deren Schutzbefohlener könnte eine „preußische Nation", selber eine zwieschlächtige Mischung halb slavischen Blutes, in Mitteleuropa ihr bescheidenes Daseyn fortführen; aber eine deutsche Nation gäbe es nicht mehr außer im Andenken der Geschichte, die das Großpreußenthum für alle Zeit als Verräther und Mörder der großen Mutter Germania brandmarken würde. Soweit nämlich dann noch eine andere Geschichtschreibung möglich wäre als die des borussisch-moskowitischen Preßbureau's. Neben der panslavischen Universalmonarchie und ihrem großpreußischen Pförtner würde auf dem Continent und überall in Europa das Reich der Freiheit unmöglich seyn; der despotische Monarchismus dießseits des Rheins und der despotische Radikalismus jenseits des Oceans würden wie zwei zermalmende Mühlsteine alle Ideen und Ehren der alten Welt in ihre Mitte nehmen und erdrücken. Auch England würde nicht länger seines Benefices als Insel genießen, noch viel weniger Frankreich des Ruhmes der großen Nation. Die neue Weltperiode wäre eröffnet in der traurigsten Gestalt, und die politisch geknechteten Staaten der alten Aera stünden dem socialen Umsturz am nächsten.

Digitized by Google

Wir ſchreiben kein Phantaſieſtück. Wir ſuchen nur die politiſche Lage der Welt ihrer fürchterlichen Großartigkeit entſprechend aufzufaſſen. Auch ſchreiben wir nichts Neues. Was ſich jetzt entwickelt hat und noch weiter entwickeln wird, das haben vorausſchauende Politiker längſt vorhergeſagt von der Zeit, wo der Panſlavismus zur leibhaften Wahrheit werden und das fahrige Amerikanerthum anfangen würde in die europäiſchen Verhältniſſe einzugreifen. Napoleon III. war im Anfange ſeiner Herrſchaft von einem wunderbar richtigen Inſtinkt geleitet und dem Gefühl davon verdankte er die Jahre ſeines unbeſtrittenen Ruhmes. Er wollte jener wie dieſer Entwicklung Schranken ſetzen; darum unternahm er 1854 den Krimkrieg und 1861 die mexikaniſche Expedition. Die blinde Eiferſucht Englands hat ihn hier wie dort im Stiche gelaſſen. Beide Fiasko's ſuchte er nun anderweitig zu decken. Das Eine durch die verbrecheriſche Verſchwörung mit Graf Cavour, das andere durch ſein Deckenſpiel mit Graf Bismark und die ſo tragikomiſche Berührung mit deſſen preußiſchen Pfiffen. So iſt es ihm gelungen Oeſterreich zwei ſchwere Niederlagen beizubringen; aber es waren im Grunde ſeine Niederlagen.

Die letzte Schwächung Oeſterreichs war unmittelbar und folgerichtig die Auferſtehung des Panſlavismus. Was der Imperator zuerſt mit richtigem Takt verhindern wollte, das hat er nachher mit eigenen Händen herbeigeführt, und er muß jetzt zittern ſooft ein Oppoſitionsredner in der Legislative auf die letzten zehn Jahre ſeiner franzöſiſchen Politik zu ſprechen kommt. Denn ſo wie er ſich die Ruthe ſelber gebunden mit der er nun gezüchtigt wird, ſo hat noch ſelten in der Geſchichte ein großer Monarch fehlgegriffen. Ob und wie er ſich aus dem Meer der Verlegenheiten herausziehen wird, das iſt die große Frage. Aber es iſt keine Frage, daß die Zeit ſich erfüllt hat und die neue Situation als vollendet angeſehen werden darf ſeit dem Slavencongreß von Moskau

und seit dem Mord von Queretaro. Im Mittelpunkt der Situation aber steht wieder und wieder Oesterreich.

Leider ist diese Stellung nicht so fast aktiv als passiv. Ich will sagen: es fragt sich weniger was Oesterreich thun wird, als was mit Oesterreich gethan werden wird. Vor einigen Wochen, kurz vor dem Besuche des Czaren in Paris hatte sich in England das Gerücht verbreitet, der französische Imperator strebe in allem Ernst dahin für den Fall eines Krieges mit Preußen sich die Neutralität Rußlands in Mitteleuropa zu gewinnen. Darum sei das türkische Kabinett in großer Angst, denn es sei auffallend mit welchem Eifer sich Frankreich an den russischen Schritten wegen Candia betheilige. Nun war vor zehn Jahren allerdings viel die Rede von einer französisch-russischen Allianz. Aber das ist schon lange her, und es bedarf nur eines Blickes um den Beobachter darüber in Erstaunen zu setzen, wie sehr in Europa seitdem Alles anders geworden. Damals war die Welt noch der Ansicht, daß es vor Allem im Plane des Imperators liege den Onkel und Frankreich an England zu rächen. Heute denkt kein Mensch mehr an eine solche Lächerlichkeit. Napoleon III. kann auch füglich die Strafe der gehäuften Todsünden und Perfidien Englands anderen Mächten anheimstellen, politischen und socialen Mächten, dem nordamerikanisch-russischen Einverständnisse oder den Arbeiter-Vereinen in den drei Reichen Ihrer brittischen Majestät. England wird seinem Geschicke vor dem Einen Richterstuhle so wenig entgehen als vor dem andern, ohne alles Zuthun des Imperators.

Es wirft ein grelles Streiflicht auf unsere Lage, wenn man sich fragt und einen Moment lang erwägt, was eine französisch-russische Allianz, und wäre es auch nur ein Neutralitäts-Bund, heute bedeuten würde? Frankreich müßte den Orient den russischen Absichten preisgeben, das versteht sich von vornherein. Aber das würde schon nicht mehr genügen, Frankreich müßte auch die österreichische Monarchie den rus-

Digitized by Google

ſiſchen Abſichten preisgeben. Denn ſeitdem dieſe Abſichten identiſch geworden ſind mit der revolutionären Bewegung des Panſlavismus, iſt es gar nicht mehr möglich dem Czarthum in der Türkei in einer ſolchen Weiſe zu genügen, daß die öſterreichiſche Monarchie daneben noch fortbeſtehen könnte. So und nicht anders ſtellt ſich jetzt die Frage, und man kann nicht ſcharf genug den radikalen Wechſel der Umſtände betonen.

Was hätte aber Frankreich davon wenn es, um Preußen zu demüthigen, Arm in Arm mit Rußland ebenſo das Pfortenreich wie das kaiſerliche Oeſterreich zerſtören wollte? Die Antwort ergibt ſich leicht von ſelbſt. Durch die Schöpfung der italieniſchen Einheit hat der Imperator Preußen in den Stand geſetzt ihm die coloſſale Naſe am Rhein zu drehen; durch die widerwillige Förderung des Großpreußenthums iſt die Geltung Frankreichs als erſte Macht des Continents ernſtlich in Frage geſtellt; der Mann brauchte ſich nur zu entſchließen, auch noch mit der letzten, größten und gefährlichſten Nationalitäten-Bewegung den trügeriſchen Bund einzugehen, wenn er die Degradirung Frankreichs zu einer Macht zweiten Rangs definitiv beſiegelt ſehen wollte. Dieſes Reſultat wäre ihm vollkommen ſicher; und wenn ſelbſt der Eſel nicht dreimal über's Eis geht, ſo wird um ſo mehr Napoleon III. wiſſen, daß Frankreich ſo wenig ein Intereſſe hat, ſich die panſlaviſche Anſchauung von der öſterreichiſchen Monarchie anzueignen, daß es vielmehr für den Imperator kein anderes Mittel gibt als die Hülfe Oeſterreichs, wenn das durch die preußiſchen Impertinenzen hart geſchädigte Anſehen der großen Nation wieder hergeſtellt werden ſoll.

Was ich nun hier von der Eventualität einer franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz geſagt habe, das gilt mutatis mutandis geradeſo von dem kriegeriſchen Auftreten einer preußiſch-ruſſiſchen Allianz. Preußen müßte den Orient den ruſſiſchen Abſichten preisgeben. Aber das würde unter den heutigen Umſtänden

Digitized by Google

bei Preußen noch weniger genügen als bei Frankreich. In der Türkei vermag das Czarthum auch ohne die Berliner Diplomatie fertig zu werden, aber der Panslavismus bedürfte allerdings der preußischen Hülfe oder Connivenz um nach seinen Gelüsten die österreichische Monarchie in Trümmer zu schlagen. Der deutsche Machtbereich würde dann mit Einem Schlage um 20 Millionen verkürzt und was von der weiland sogenannten deutschen Nation unter großpreußischem Scepter, nach Befriedigung aller slavischen, scandinavischen, italienischen Ansprüche, noch übrig bliebe, das hätte als dienstthuender Mameluk auf der Schwelle des westlichen Ausfallsthores am Hause der großen gesammtslavischen Völker-Familie zu schlafen. Der Kettenhund des Panslavismus zu sein, das wäre das glorreiche Resultat des „preußischen Berufs", das Finale der Tragödie von Sadowa.

Aber wäre es möglich, daß eine deutsche Macht die sich rühmt Deutschland großartiger wiederherstellen zu wollen, als es seit Jahrhunderten war — daß diese Macht in das augenscheinliche Verderben des panslavistischen Revolutions-Bundes sich hineinziehen ließe? Ach, warum nicht? Die bornirte und verbissene Leidenschaft welche die eigentliche Athmosphäre der preußischen Zone ist, macht zu gar Allem fähig, und Hochmuth kommt vor dem Falle. Unter dem Eindruck des unerwarteten ersten Erfolgs bewundert man heute noch die Finesse des Grafen Bismark; vielleicht wird man in Jahr und Tag über die Tölpelhaftigkeit seiner Politik die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Ich möchte gar nicht gutstehen gegen solch einen Wechsel der Scenerie; ist es ja auch dem Imperator selber nicht besser ergangen, und an dem ist doch immerhin noch mehr als an einem pfiffigen Gelegenheitsmann.

Trüge die gegenwärtige Berliner Politik nur Einen ehrlich deutschen Faden an sich, ja hätte ihr der Uebermuth den bloßen Verstand der Selbsterhaltungs-Politik nicht hoff-

Digitized by Google

nungslos umnebelt: so hätte man dort schon an der ersten Probe des selbstständigen „Berufs", an dem lächerlichen Fiasko der Großsprechereien in Sachen Luxemburgs, Witzigung genug, und wir würden seit Wochen in den Zeitungen lesen, daß und welche Anerbietungen Preußen in Wien gemacht habe und fortwährend mache, um eine ehrliche Wieder-Vereinigung mit der andern deutschen Macht herbeizuführen. Eine Wiedervereinigung zu dem Zwecke, damit Deutschland wirklich in sich selber stark genug sei zur Vertheidigung gegen so ehrlose Zumuthungen wie die waren, welchen man in Berlin soeben noch in Bezug auf Luxemburg und Limburg nachgeben mußte; eine Wiedervereinigung, auf daß Preußen anderer Bündnisse nicht bedürfte, und es sich insbesondere ersparen könnte in der Allianz mit dem Panslavismus seine eigenen Errungenschaften oder die ganze Zukunft der deutschen Nation auf's Spiel zu setzen. Denn, wie gesagt, im Bunde mit Rußland unter den heutigen Umständen ist unbedingt die Zukunft der deutschen Nation verloren, selbst im Falle des Sieges, wie es denn überhaupt keinen andern Weg gibt diese Zukunft zu retten, als die loyale Wiedervereinigung der Kabinette von Wien und Berlin.

Was liest man nun anstatt dessen in den Zeitungen über die Absichten der Berliner Politik? Man liest, daß Preußen die Galgenfrist eilfertig ausnützt, um immer neue unerlaubte Erwerbungen zu machen und die alten durch ein auf deutschem Boden unerhörtes Schreckensregiment und Ausbeutungssystem sicher zu stellen; Alles ohne sich im Mindesten um den verbitternden Eindruck zu kümmern, den diese Maßregeln in Wien nothwendig hervorbringen müssen. Man liest, daß Graf Bismark sich neuerdings nach einem Deckmäntelchen umsehe, um durch die Befriedigung Dänemarks das zweite Donnerwetter zu beschwören, welches er von Paris her aufsteigen sieht. Freilich nimmt man im Augenblicke auch wegen Nordschleswigs den Mund wieder so voll,

Digitized by Google

wie man ihn vor zwei Monaten wegen Luxemburg genommen. Hintennach wird sich ja doch, mit dem gefälligen Beistand der „National-Liberalen", unschwer nachweisen lassen, daß die schleswigischen Bezirke von Hadersleben und Tondern noch weniger deutsch seien als Luxemburg und Limburg. Hätte man Nordschleswig wirklich mit preußischen Waffen vertheidigen wollen, so hätte der natürliche Verstand geboten es vor zwei Monaten in Luxemburg zu vertheidigen, und nicht erst zu warten bis der Imperator die Weltausstellung geschlossen und eine halbe Million Hinterlader aus seinen Fabriken bezogen haben würde.

Das und Aehnliches liest man in den Berichten aus Berlin. Vielleicht wird man demnächst auch noch lesen, daß Graf Bismark allerdings das deutsche Recht auf Luxemburg nicht preisgegeben haben würde, wenn die panslavistische Propaganda Rußlands in den österreichischen Ländern schon weit genug vorgeschritten gewesen wäre. Hingegen liest man aus Paris: daß Herrscher und Volk in Frankreich den Gang der innern Umgestaltung Oesterreichs mit dem wärmsten Interesse verfolgen; daß der Imperator insbesondere beflissen sei die mexikanische Katastrophe nicht zum entfremdenden Zwischenfall für die beiden Kaiserhöfe werden zu lassen. In der That ist dieses Ereigniß weniger seine Schuld als sein Unglück, und das conservative Gefühl der Wiener Hofburg wird sogar die Correktheit seines Gedankens anerkennen müssen, daß der alten Europa Schranken nothgethan hätten sowohl gegen die Ueberschwemmung des Anglo-Amerikanismus als gegen die des Panslavismus.

So verhält man sich zu Paris im Unterschiede von Berlin, und man sieht in Paris vor Allem auch ein, daß es den österreichischen Zuständen pressirt mit einem tüchtigen Succurs von außen. Was hier geschehen soll, muß bald geschehen; sonst kommt die Hülfe zu spät. Kann die panslavistische Propaganda Rußlands noch länger fortwühlen

Digitized by Google

wie bisher, dann dürfte Oesterreich bald Niemanden mehr viel nützen oder schaden können. So stehen die Dinge. Man hat über den liberalen Pfauenrädern des neuen Reichskanzlers in Wien, über dem Aussöhnungs-Getümmel in Ungarn und dem Reichsraths-Parteigetriebe in Cisleithanien bei uns so ziemlich überall eine Hauptsache vergessen, die österreichische — Slavenwelt nämlich. Wir unsererseits sind dieser zwei Drittel der Bevölkerung der Monarchie stets eingedenk gewesen, und allem Anschein nach war der französische Imperator in demselben Falle.

In der That war es gar keine Kunst die Magyaren zu befriedigen und mit dem Liberalismus der Wiener Presse in's Reine zu kommen. Man brauchte nur diesen beiden Mächten Alles hinzuwerfen was sie begehrten, und was man ihnen im J. 1848 in blutigen Feldzügen vorenthalten oder wieder abgenommen hatte. Wenn das die rechte Lösung der österreichischen Verfassungsfrage war, daß man sich dem ungarischen Advokatenthum und dem Wiener Reformjudenthum auf Gnade und Ungnade unterwarf: dann ist allerdings Baron Beust auf allen Punkten Sieger geblieben. Aber es gibt noch andere Elemente in Oesterreich als die liberale Doppelallianz des sächsischen Freiherrn; mit Hülfe jener Elemente hat der Kaiser vor achtzehn Jahren die Monarchie gerettet vor den Gräueln der magyarischen Insurrektion und der Wiener Aula. Gerade diese treuen Stützen der Monarchie mußte man jetzt ihren Tyrannen auf Diskretion preisgeben, wenn man so wie Baron Beust die österreichische Verfassungsfrage lösen wollte. Und man hat hierin sogar noch ein Uebriges gethan; man hat nicht nur alle Hochverräther von 1848 amnestirt, und zwar dießseits der Leitha ganz bedingungslos, sondern man belohnt jetzt die Thaten welche von den kaiserlichen Gerichten damals als todeswürdige Verbrechen abgeurtheilt wurden. Man hat den Kaiser für die Wittwen und Waisen der magyarischen Insurrektionsarmee, der sogenannten

Digitized by Google

Honveds, eine fürstliche Summe schenken lassen; und in Cisleithanien rutscht der Reichskanzler auf den Knien vor den Genossen der weiland Gefangenen im sächsischen Zuchthaus zu Waldheim. Er bittet und beschwört sie, daß sie ihm mit ihren rettenden Personen ein „parlamentarisches Ministerium" möchten bilden helfen, dem die Mehrheiten allein und keine Grundsätze mehr Maß geben sollen. Denn „wenn Oesterreich forterisiren will, muß es der liberalste Staat in Europa werden"; und um im Beust'schen Oesterreich als regierungsfähiger Staatsmann zu gelten, muß man unbedingt als Hochverräther in contumaciam zum Tode verurtheilt gewesen seyn.

In jedem andern Staat hätte eine politische Charakterlosigkeit solcher Art vielleicht nur einen Systemwechsel bedeutet. In Oesterreich bedeutet sie die tödtlichste Beleidigung aller der Nationalitäten welche Anno dazumal nicht zu den Aufständischen und Hochverräthern zählten; bedeutet sie die Unterwerfung aller dieser treu gebliebenen Völkerstämme unter die Magyaren und die Deutschliberalen, also der Sieger unter ihre Besiegten; bedeutet sie mit Einem Worte den innern Krieg zwischen den Völkern der habsburgischen Monarchie. Wir haben auf diese größte aller Schwierigkeiten längst und unaufhörlich hingedeutet. Neuestens erheben sich selbst in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" warnende Stimmen*). Es muß hiernach in allen slavischen Strichen des Reichs gegen das Beust-Deak'sche Regiment eine Erbitterung herrschen, zu deren Beschreibung die Worte fehlen. Nicht nur in Galizien wo die sonst allzeit treuen Ruthenen auf offenen Abfall sinnen; nicht nur in Croatien wo man sich zum Dank für die unter Jellachich geleisteten Dienste nun schnöde an das Magyarenthum verrathen sieht; nicht

*) Man lese nur den merkwürdigen Artikel in der Nummer vom 4. Juli: „Die Ungarn und die Slaven in Oesterreich."

Digitized by Google

nur in Serbien, an der Militärgrenze, ganz zu geſchweigen von Böhmen und Mähren, rührt ſich die ſlaviſche Welt, und zwar in ſo übereinſtimmender und genau berechneter Weiſe, daß an der einheitlichen Leitung gar nicht mehr zu zweifeln iſt. Sondern auch die Sachſen in Siebenbürgen und die Deutſchen in Ungarn können ſich der Bewegung nicht länger entziehen gegen die bereits wieder in's Werk geſetzte Regierungs-Tendenz des Magyarismus, das Land zu centraliſiren und Hand in Hand damit ſyſtematiſch zu magyariſiren. Ja, der oben angeführte Artikel verſichert, daß ſogar die Rumänen, an aller Hoffnung auf Wien verzweifelnd, ſich an Rußland gewendet und vom Czarthum die bereitwilligſte Unterſtützung zugeſichert bekommen hätten. Alſo ſelbſt die Rumänen die vor achtzehn Jahren unter den kaiſerlichen Bannern Ströme Bluts gegen die ungariſche Inſurrektion vergoſſen haben — ſelbſt die Rumänen ziehen jetzt unter der Fahne des Pan-ſlavismus!

Ich habe geſagt: geht es in Oeſterreich noch eine Zeitlang ſo fort, dann dürfte dieſes Reich bald Niemanden mehr viel helfen oder ſchaden können. Die gefährliche Verrückung des innern Gleichgewichts iſt aber die Folge äußerer Niederlagen geweſen, und nur durch eine ſieghafte Klärung des Verhältniſſes zu den großen Nachbarn iſt das rettende Gleichgewicht wiederherzuſtellen. Preußen könnte auf friedlichem Wege dazu helfen im dringenden Intereſſe der allgemeinen deutſchen Sache. Wird es?

Wird Preußen nichts thun und beeilt es ſich nicht in dieſer Richtung ſeine Politik zu ändern, dann wird Frankreich nicht verfehlen ſeines Vortheils wahrzunehmen. Für Oeſterreich aber iſt das Friedensbedürfniß unter ſolchen Umſtänden nur mehr eine Phraſe und der Staatsbankerott ohnehin bloß eine Frage der Zeit. Mit der panſlaviſtiſchen Wühlerei in ſeinen Eingeweiden hört für Oeſterreich jede andere Erwägung auf. Wer fortan noch zu Rußland hält,

Digitized by Google

ist der Todfeind der Monarchie, das ist eine sehr einfache Politik; und wenn der Kaiser gegen einen solchen Bund die dargebotene Hand Frankreichs ergreift, so wird die unparteiische Geschichte dereinst urtheilen: er habe nur gethan, was er nicht zu lassen vermochte aus Preußens Schuld.

Preußen könnte heute noch das Unglück wenden, und die Aufgabe der süddeutschen Diplomatie wäre es in Berlin unablässig zu drängen, daß man dort endlich den einzigen Weg einschlage, auf dem die deutsche Nation noch vor dem äußersten Verderben bewahrt werden kann. Fänden diese Mahnungen — die einzige politische That derer wir zur Zeit noch mächtig sind — kein Gehör, nun dann könnten wir unsere Hände in Unschuld waschen. Patriotische Pflichten haben wir nur gegen Deutschland, nicht gegen Preußen!

Nachschrift.

Obige Auseinandersetzung war bereits in die Druckerei gegeben, als uns aus der „Neuen Badischen Landeszeitung" eine Mittheilung „diplomatischer Geheimnisse" zukam, welche ein eigenthümliches, wenn auch uns nicht überraschendes Licht auf die Politik des Grafen Bismark wirft. Darnach hätte dieser Mann dem Imperator zuerst Mainz und die bayerische Pfalz in Aussicht gestellt, dann als Ersatz Luxemburg und Belgien angetragen, inzwischen aber die Verhandlungen mit Frankreich benützt um die süddeutschen Staaten in's Bockshorn zu jagen. Zuletzt habe er die Zertrümmerung Oesterreichs und dessen Theilung zwischen Rußland, Preußen und Italien in Vorschlag gebracht. — Wir pflegen nicht viel Gewicht auf derlei Enthüllungen zu legen. Aber die Symptome eines frevelhaften Spieles um die Zukunft der deutschen Nation häufen sich. So wird der „Neuen Freien

Digitized by Google

Presse“ in Wien unterm 6. Juli aus Paris geschrieben: „Man betrachtet hier die preußisch-russische Allianz, kraft welcher Preußen so rasch als möglich Süddeutschland, Rußland Galizien absorbiren, und Oesterreich noch eher als die Türkei getheilt werden soll, als eine zwischen Berlin und Petersburg längst schon vertragsmäßig festgestellte Thatsache . . . In den Tuilerien ist man der Meinung, daß dieser preußisch-russischen Allianz ein Gegengewicht in einer Allianz zwischen Oesterreich, Italien und Frankreich gegeben werden solle, deren nächster Zweck wäre, vor Allem die Absorbirung Süddeutschlands durch Preußen zu verhindern. Sollte derlei ernstlich versucht werden, so würde dieß als Kriegsfall betrachtet werden. Frankreich besetzt Süddeutschland, welches späterhin bestimmt ist mit Oesterreich vereinigt zu werden. An Italien tritt Oesterreich das Trentino ab, und wenn der Verlauf des Krieges der Wiederherstellung Polens günstige Chancen eröffnet, so würde Oesterreich Galizien an Polen überlassen . . . Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Märchen erzähle. Die österreichisch-französisch-italienische Allianz wird die naturgemäße Consequenz des preußisch-russischen Bündnisses seyn, und die vorerwähnten Grundzüge sind in Wien in den maßgebenden Kreisen kein Geheimniß mehr, ja man versichert hier, daß die Einigung zwischen Wien und hier bereits erfolgt ist . . . Ich zweifle nicht, daß man Sie, wenn Sie diese Angaben veröffentlichen, dementiren wird. Aber lassen Sie dementiren und warten Sie ab.“

Digitized by Google

X.

Aus meinem Tagebuch *).

Correspondenz mit dem Bourgeois-Freimaurer.

In den Flitterwochen des Jahres 1867.

Hu, welche Stürme! Wie das heult und pfeift, braust und gellt und tosend herumfährt! Wären die mit seltener Wuth angreifenden, davon sausenden, sich einander nach allen Richtungen jagenden Luftwogen unsern Augen sichtbar, welch prächtiges Schauspiel von der Erde bis empor zu den Wolken, die in rasender Panik stets ostwärts fliehen! Und seit Monden befinden die Elemente sich im Aufruhr, Herr Aeolus scheint alles Ernstes sich in Permanenz gesetzt zu haben. Seit Monden zwingen seine wildesten Gesellen Schiffe à la Great-Eastern auf den unwirthlichen Meeren zu tanzen gleich Nußschalen. Complimentirsüchtig sind sie geworden, die unbeugsamsten Riesen des Waldes, trotz Kammerherren bei einer Hofcour oder trotz manchem liberalen Schreier von gestern, der sich in die Uniform eines Abgeordneten des nordbündischen Reichstages gesteckt. Trotzdem werden sie von den Gewalthabern des Tages geknickt und entwurzelt als wären sie aus dem Stoffe, woraus Hollundermännchen gemacht werden, oder wilde Blüthen im lockersten

*) Fortsetzung aus Band 55 S. 853 ff.

Digitized by Google

Grunde. Und tritt eine Pause ein, so scheint es nur zu seyn, damit die verstimmende und beängstigende Musik ihr crescendo desto eindringlicher zum fortissimo steigere.

Stürmisch hatte das Unglücksjahr 1866 begonnen, stürmischer noch hat es geendiget, auf den Fittigen der Windsbraut rast sein Nachfolger über Land und Meer. Nicht einige hundert, wie in gewöhnlichen Zeitläuften, sondern einige tausend Schiffbrüche hatte die Londoner Admiralität in ihre Register pro 1866 einzutragen, und wer möchte diesen trauervollen Registern Anspruch auf Vollständigkeit vindiciren? Und selten nehmen wir ein Zeitungsblatt in die Hand, ohne Hiobsposten absonderlicher und ungeheuerlicher Art zu begegnen, ohne daß der vulgäre Einwand, derlei sei zu allen Zeiten ebenso häufig vorgekommen wie jetzt und bloß die Nachricht in Folge mangelhafter Verkehrsmittel davon ausgeblieben, einen in der Geschichte auch nur schülerhaft bewanderten Menschen zu beruhigen vermöchte.

Was soll dieß Alles bedeuten, wo will es hinaus? Nähern wir uns dem Anfange des Endes der Dinge und sollen Swedenborg, Bengel und andere Chiliasten des vorigen Jahrhunderts an der Neige des unserigen nachträglich gerechtfertiget werden? Hat die Weltgeschichte einen Sturmlauf begonnen, um verblendeten Machthabern und irre geleiteten geveinigten Völkern der modernen Culturwelt alle Sätze des Syllabus vom 8. Dezember 1864 durch Eisen und Blut und die verzehnfachten Plagen Aegyptens als völlig wahr und zeitgemäß zu erhärten? Wurden Legionen des Abgrundes entfesselt, um ein Gottesgericht in Vollzug zu setzen, welches die Titanen und Pygmäen, Regierende und Regierte des Antichrist und deren Satelliten im Frack und in der Blouse lange und frech genug herausgefordert haben? Oder schreit Abels Blut von den Schlachtfeldern der nordamerikanischen Union, aus den paradiesähnlichen Gefilden Mexikos, aus den böhmischen Wäldern und vom Mainufer vieltausendstimmig zum Himmel empor um Rache und bedeutet der unaufhörliche Weststurm für uns zunächst, daß die Rache eisernen Schrittes binnen kürzester Frist aus Westen an uns herantreten werde? Oder sollen wir eine verschlimmerte neue Auflage der

Digitized by Google

Christenverfolgung im Style der Juliane und Diokletiane durchmachen müssen, auf daß der Spreu vom Waizen sich vollends sondere?

Gott allein weiß es. Den feinsten Wettermachern und Spürnasen der hohen Diplomatie hat das Jahr 1866 einen Schnupfen von noch nie dagewesener Stärke und Hartnäckigkeit gebracht. Die vorlautesten Lichtpäpstlein der Intelligenz stehen als erbarmungswürdige ABCschützen vor dem Publikum, die „gesinnungstüchtigsten" Maultrommler des liberalen Fortschrittes aber als Windfahnen, deren Ignoranz und Ohnmacht höchstens mit ihrer Charakterlosigkeit sich vergleichen läßt. Wo ein wirklich divinatorischer Blick für unsere Zeiten sich geoffenbart hat, da ist er zu spät als solcher anerkannt worden. Zu spät — ein schlimmes Wort. Wie ein Alp lastet die Ahnung neu hereinbrechenden, allgemeinen und langwierigen Unglückes mehr oder minder auf den Gemüthern Aller. Dem seit dem Sündenfalle alle Adern der Natur durchdringenden allgemeinen Weinen tritt heutzutage ein ganz besonderes Bangen und Beben in den Herzen der Menschen zur Seite ob den bevorstehenden unbekannten, der scharfsinnigsten Combinationsgabe ferne und nebelhaft liegenden Ereignissen. Dem Wüthen der Elemente aber sekundiren Zuckungen und Hallucinationen in der politischen und moralischen Welt, deren Schmerzen wir alle empfinden, von welchen aber kein Staubgeborner mit voller Zuversicht zu sagen vermag, ob es Zuckungen und Hallucinationen eines langwierigen Todeskampfes oder der Wiedergeburt der Gesellschaft seien.

In solch grauenhafter Zeit büßt man, wenn auch nimmer den in's Gefühl der Ewigkeit getauchten und von ihm unverwundbar gestählten Muth, so doch den Humor ein. Wie Blech legt sich's vor die Stirne, sobald man die neuesten Nachrichten liest; Leute vom Schlage des den Kennern des „Tagebuchs" wohlbekannten Herren Rathes Blech um ihre unverwüstliche Unzurechnungsfähigkeit zu beneiden, wird man schier versucht. Flüchten wir in solche Kreise, um mindestens zur Abwechslung ein Stündchen „des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen." Erneuern wir die alte Bekanntschaft, orientiren wir

Digitized by Google

uns zunächst bezüglich der momentanen Anschauungen und Meinungen des würdigen Rathes Blech und seiner Standes- und Lebensgenossen. Doch ziehen wir ähnlich dem in die Moschee eintretenden Muselmann respektvoll Schuhe und Stiefel ab, indem wir den Salon der Rentiers und Fabrikanten und Spekulanten à la Blech belauschen. Es sind Männer des Volkes, allerdings, denn sie domininen in Regierungskreisen, ihnen widmet die Bureaukratie ihre tiefsten Bücklinge, sie bestimmen Zinsfuß und Arbeitslohn, in ihren Augen gehört nicht zum Volke sondern zur misera plebs contribuens, wer kein eigenes Reitpferd zu halten oder mindestens den Beitrag zur Loge aufzubringen vermag.

Während im Ganzen und Großen — gährende und sich erst kristallisirende Elemente der christlichen Welt, wie zum Beispiele Kolpings Schöpfung abgerechnet — die Gesellschaft täglich sichtbarer und fühlbarer in Individuen sich auflöst, des Sinnes und im besten Falle der Energie des Handelns für Interessen des cidevant deutschen Vaterlandes baar und ledig, selbst für philisterhafte Kirchthurmspolitik von Tag zu Tag unbrauchbarer, in omne servitium prompti, für die Sklavenpeitsche reifer als für irgend eine Art von Freiheit, dabei aber gefahrdrohend auf die materiellen Interessen mit dem letzten Reste ihrer von Genußsucht gestachelten Energie bedacht; während die alten Staatenbauten in allen Fugen krachen und dort unter Kanonendonner hier durch die Ukase wahnwitzig gewordener Minister und Kammermehrheiten zerbröckeln; während unser armes Vaterland blutend und zerrissen von der Nordsee bis zur Adria zu den Füßen des Auslandes liegt; während Graf Bismark bald die hellen Angsttropfen von der Stirne wischt, welche ihm die Haltung desselben im Bunde mit den innern Schwierigkeiten des neu zu schaffenden Reiches auspreßt, bald mit verzweifeltem Uebermuthe als allmächtiger Majordomus des werdenden Kaiserreiches borussischer Nation sich gerirt, nebenbei als Simson des tief gedemüthigten doktrinären Philistervolkes mit dem Eselskinnbacken des Parlamentarismus leider nicht bloß den Parlamentarismus nach französisch-revolutionärer Schablone sondern jegliche Autonomie todtschlagend — während dieß alles

vor unsern Augen vor sich geht, was treibt und steht und redet Herr Rath Blech mit den Seinen?

Ach, Kälbern ähnlich werden die hellen Ehrenmänner den Schlachtbänken der socialen Revolution bereits entgegen gezerrt und zwar an den Stricken ihrer eigenen Gottverlassenheit und Selbstsucht. Von Tag zu Tag mehr enthüllt sich die Bedeutung der socialen Frage, welcher in gar nicht ferner Zeit die größten politischen untergeordnet seyn werden. Von Tag zu Tag näher tritt die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit socialer Revolutionen an uns heran, das Chaos vollendend in welches in letzter Instanz durch den Abfall von Gott und Gottes Geboten die Gesellschaft bereits gestürzt worden ist. Allein Herr Blech und die Seinen scheinen eher des Himmels Einsturz als andauernde Trübungen ihrer Erdenherrlichkeit für möglich zu halten. Für sie existirt entweder keine sociale Frage oder sie glauben dieselbe durch Palliativmittelchen à la Schulze-Delitzsch lösen zu können. Die Erfahrung hat bereits zur Genüge gelehrt, wie diese Mittelchen allerdings den Vorzug haben die großen Capitalisten nichts zu kosten, manchen kleinen auf den Beinen zu halten und mitunter vielleicht auch in die Höhe zu bringen, nebenbei aber die Massenverarmung nur befördern und die Katastrophe beschleunigen. Wollte man Herrn Blech aber auseinandersetzen, auf friedlichem Wege könne die sociale Frage einzig und allein gelöst werden durch die Rückkehr der Gesellschaft zu den ewigen Geboten Gottes, durch deren Anwendung auf alle, alle gesellschaftlichen Verhältnisse, durch Schöpfung eines neuen christlichen Rechtes, er würde uns schwerlich verstehen. Weisen wir ihm in Zahlen die große sociale Bedeutung der einzelnen Eigenschaften und Tugenden des ächten Christen, z. B. der Mäßigkeit nach, so würde er uns gähnend mit der Bemerkung unterbrechen, wir könnten die ultramontane Grille, Gottes schöne Erde in ein ungeheueres mit lauter Heiligenbildern, Rosenkränzen und Todtenknochen garnirtes Kloster zu verwandeln, nicht los werden und er bitte, ihn damit zu verschonen. Unsere Versicherung aber, die Reichen würden eben zu großartigen Opfern und mancherlei Verzichtleistungen gezwungen werden, falls sie solche nicht aus Motiven der Klug-

Digitized by Google

heit und christlichen Liebe freiwillig zu bringen gedächten — würde Herrn Blechs „gerechteste sittliche Entrüstung“ herausfordern. Der Appetit wäre ihm für heute geraubt. Der uralte verschimmelte Dekalog als oberstes Gesetzbuch, christliche Pflichten und Rechte nicht bloß für die Arbeiter sondern auch für die von den Zinnen der Culturentwicklung mitleidig auf den „Pöbel“ herabschauenden Arbeitgeber, großartige Opfer und Verzichtleistungen, nein, das sind Hirngespinste die man nicht anhören, geschweige genießen kann!

Doch wozu meiner Correspondenz mit dem würdigen Rathe Blech vorgreifen, während ich gerade gesonnen bin zunächst einige Bruchstücke derselben mitzutheilen? Kommen wir damit keinem dringenden Wunsche des Publikums entgegen, so wird mindestens unser würdiger Freund uns Dank wissen und zwar aus den bereits im 54. Bande S. 499 von ihm selbst angegebenen Gründen, deren Stichhaltigkeit kein Leser anzuzweifeln wagen wird. Seit unserer ersten Bekanntschaft im Sommer 1864 hat Herr Blech aus Geschäftsrücksichten seinen ständigen Aufenthalt in Oesterreich genommen. Er glänzt in den achtbarsten und intelligentesten Kreisen Wiens, insbesondere steht er mit mehreren Mitgliedern des Gemeinderathes der Kaiserstadt in den intimsten Beziehungen, mit dem Oberbürgermeister Zelinka soll er sogar Brüderschaft getrunken haben. Gemäß dem etwas platten Sprichworte: Berg und Thal kommen nicht zusammen wohl aber die Leute, haben wir Beide uns seitdem zweimal getroffen, das einemal in der Schweiz, das anderemal in den wunderlieblichen Anfängen des Donauthales, nämlich in „Mußpreußen“, wie die Hohenzollern'schen Lande von den Schwaben bis in die jüngste Zeit genannt zu werden pflegen. Herr Rath Blech und meine Wenigkeit haben seit 1864 auch manchen Brief gewechselt.

Er hat sich anerkennenswerthe Mühe gegeben, mir nicht bloß die weltgeschichtliche Bedeutung der Freimaurerei anschaulich sondern auch das Segensreiche ihrer Mission für die Menschheit glaubwürdig zu machen. Um meinetwillen hat der gute Mann in seinen Episteln nicht bloß die besten Fachschriftsteller der Loge, sondern manchen Klassiker geplündert, denen

Digitized by Google

freilich die Leipziger Herren Verlagsbuchhändler selbst einen Gutzkow, Waiblinger und dergleichen anzureihen sich als Pächter des modernen Parnaß keineswegs entblödeten. Für den Harrassprung aus dem heiligen Dämmerlichte unserer gothischen Dome in das von stinkendem Gaslicht grell beleuchtete, erdhaft üppige Mistbeet der Loge bin ich freilich viel zu alt, viel zu wenig von Lebesucht, Habsucht oder Ehrgeiz geplagt. Von der unrettbaren Verblendung des armen Rathes mehr und mehr durchdrungen, war ich mehr als einmal gesonnen, mit dem Bettelmannsspruche: Gott helfe Euch! der mitunter lästigen Correspondenz ein Ende zu machen. Ich habe es bis heute unterlassen in Folge der Erwägung, welch naiver Mann mein guter Rath denn doch ist und wie schwer es fällt einer katholischen Stimme innerhalb der Loge Gehör zu verschaffen. Herr Blech aber pflegt meine Episteln regelmäßig in seiner Loge cirkuliren zu lassen und kann durch nichts bitterer gekränkt werden als durch die Abweisung seines Antrages, ihm besonders interessant vorkommende der öffentlichen Vorlesung zu würdigen. Gewiß ein triftiger Grund, meinen Freund zärtlich zu lieben. Delikatesse verbietet mir aus stylistischen und sogar aus orthographischen Gründen auch nur Bruchstücke aus den Briefen des Herrn Rathes mitzutheilen, obwohl seine Handschrift eine kaufmännisch gewandte und sehr saubere ist. Der geneigte Leser muß sich nolens volens mit Hauptstellen meiner Antwortschreiben begnügen.

November 1864.

— — Sie tadeln mich, verehrtester Herr Rath, weil ich die Sammlungen für Schleswig-Holstein um keinen Heller bereichert habe. Nun, ein Peterspfennig für den heiligen Vater erscheint mir sachgemäßer als ein Narrengroschen für den Augustenburger, und die Armen in meiner Nähe liegen mir mehr am Herzen als dieser oder jener abgesetzte Pastor, dessen Hauptkunst leichtmöglich darauf hinauslief, allsonntäglich die katholische Kirche als den verabscheuungswürdigsten Popanz aller Popanze herauszuputzen und seine Schafe im heilsamen Schrecken vor demselben recht zu bewahren. Noch mehr: hätte ich ganze

Digitized by Google

Schäffel Goldstücke zum Fenster hinauszuwerfen, so würde ich trotzdem keinen Heller zu irgend einer von den Gothaern und Freimaurern ausgehenden Sammlung beisteuern. Und wahrhaftig nicht aus Mangel an Patriotismus oder aus blindem Hasse gegen die genannte Partei, sondern durch Erfahrungen dahin belehrt, daß diese Herren den geringsten Theil der mitunter bedeutenden Summen, welche sie dem gutherzigen Michel aus der Tasche geschwatzt und herausgeschwindelt haben, im Sinne der Geber verwenden. Michel dürfte auch jetzt wieder das Vergnügen haben nicht sowohl Schleswig-Holsteiner zu unterstützen, zumal diese derzeit sich in gar keinem Nothstande befinden, sondern die beschäftigungslosen Advokaten und Maultrommler, die Zeitungsschreiber und Geschäftsreisenden des Gotha- und Maurerthums mästen zu helfen. Eine ehrliche Rechnungsablage wird schwerlich jemals stattfinden, es wäre die erste. Wie wenig man überhaupt im liberalen Lager sich scheut, auch das patriotische Gefühl des Deutschen geschäftsmäßig auszubeuten, hiefür durchläuft ein brühwarmes Beispiel die Tagesblätter. Abermals wird Schleswig-Holstein vorgeritten, dieses Paradepferd des liberalen Professoren-, Advokaten- und Literatenthums. Um angeblich nothleidenden Brüdern in den Fürstenthümern mit einem Scherflein im Betrage von 80,273 Thalern auf die Beine zu helfen, hat das nationalvereinliche Samaritanerthum sich für eine Koburger Lotterie begeistert. Um die genannte Summe herauszubringen, werden nicht weniger als eine halbe Million Loose zu je einem halben Thaler ausgegeben, so daß die Gesammteinnahme volle 250,000 Thaler betragen würde. Was soll nun nach Abzug der 80,000 Thaler für die verschämten Armen der Elbherzogthümer mit dem Gelde angefangen werden? Nun die Veranstalter der Lotterie haben 23 größere Gewinnste im Gesammtwerthe von 6500 Thalern festgesetzt, ihr verschämter Armer sitzt weniger zu Altona oder Kolding als in Koburg selbst und zwar in der Gestalt eines Handlungshauses, das mit dem Auftrage beglückt wurde als Nebenpreise der Lotterie nicht weniger als 45,431 Stück Oeldruckbilder zu liefern im Werthanschlage von 128,227 Thalern; endlich sollen auch den Colporteuren des

Digitized by Google

Unternehmens 35,000 Thälerchen in die Küche getrieben werden. Laut Adam Riese sind somit 169,727 Thaler von vorneherein für ganz andere Leute und zu ganz andern Zwecken verwendet als für bedrängte Schleswig-Holsteiner!

Sie, verehrtester Herr Rath, finden zweifelsohne solche Geschäftsroutine vollkommen in Ordnung und schlagen etwaige Einwürfe der Ehre und des Gewissens mit der Phrase nieder, daß ja Niemand zur Abnahme auch nur Eines Looses gezwungen werde. Meine Gedanken dagegen gerinnen zusammen in die Gestalt von Zuchthauskitteln für helle Ehrenmänner, welche in Patriotismus machen, und von Stockprügeln für alle, insbesondere für katholisch getaufte Christen, welche sich fort und fort übertölpeln und beschummeln lassen. Und weil Ihre Zartheit, Herr Rath Blech, sich zu dem Complimente verstiegen hat, ich sei viel zu intelligent und gelehrt, um aufrichtig dem sinnlosen und unzeitgemäßen Quark ergeben zu seyn, den man katholische Kirche nenne, so will ich Ihnen denn doch meine Herzensmeinung bezüglich der Kreise, in denen Sie sich hauptsächlich bewegen, mindestens andeuten. Eine Ehre dürfte der andern werth seyn. Ihr Compliment ist Ihnen sicherlich von diesem oder jenem Herrn eingeblasen worden, der jeden Nebenmenschen mit der Elle des eigenen Ichs bemißt und deßhalb listige Heuchelei im Bunde mit vielgestaltiger Selbstsucht, Alles mit dem Firniß des äußerlichen Anstandes so glänzend als möglich übertüncht, als die vornehmsten Prädikate des Mannes von Bildung und Welt erachtet.

In Ihren Kreisen, Herr Rath, pflegen der Börsencours und die Rentabilität des Geschäftes, der Comfort sowie die Befriedigung der Forderungen einer „gesunden Sinnlichkeit" die einzigen Angelegenheiten zu seyn, um welche man sich ernstlich bekümmert und denen man Alles unterordnet. Ihnen opfert gar Mancher Zeit und Bequemlichkeit, Gewissen und Ehre, Leib und Seele, kurz Alles und veranlaßt oder zwingt nach Kräften alle in seiner Machtsphäre Gebannten dasselbe zu thun. Und bei aller sonstigen Inconsequenz und Grundsatzlosigkeit sind solche Bourgeois — ein guter Freund von mir hat dieses französische Wort, wenn nicht eben elegant so doch um so treffender

Digitized by Google

mit Maſtbürger überſetzt — durchſchnittlich doch in einem Punkte conſequent, conſequent mit eiſerner Beharrlichkeit: in der Geringſchätzung aller über Fabrikſchlote und Comptoirbücher hinausreichenden höheren Fragen und Abrechnungen, in der Verachtung des Kreuzes, in einem Haſſe wider die Kirche und deren Diener, der gar nicht ſelten und ganz nach Gelegenheit zum wüthenden, mit allen Humanitätsphraſen im grellen Contraſte ſtehenden, alle Schönheitspflaſterchen des Anſtandes und der Geſittung wegreißenden Fanatismus ſich ſteigert. Selbſt Ihnen, verehrteſter Herr Rath — Sie entſchuldigen meine Offenherzigkeit! — einem von Natur aus wohlwollenden und rechtlich denkenden Manne, ſcheint der Irrthum lieb und der Unglaube Herzensbedürfniß zu ſeyn. Ganz begreiflich. Mit allem rein erdhaften Treiben und Streben will das Chriſtenthum aufgeräumt wiſſen, ſeine erſten Gebote laſſen ſich mit der heutigen Handels-, Induſtrie- und Geſchäftswelt vielfach nicht zuſammenreimen. Sie entſchuldigen, Herr Rath! ehrliche Großhandelsleute haben das Geſtändniß abgelegt und den Nachweis geliefert, daß ſie in Folge der Concurrenz ohne Betrug nicht mehr zu beſtehen vermöchten. Für ſolche Menſchen iſt der mehr und mehr herangewachſene Affe der chriſtlichen Kirche, nämlich das Maurerthum, der Träger des allein noch paſſend gebliebenen Religiönchens. Der ganze Zwieſpalt, alle Uebel und Schreckniſſe der Natur müſſen mit wohlklingenden Phraſen à la Zſchokke aus der Wirklichkeit hinausekamotirt, das tiefe und vielgeſtaltige Elend, welches in den Lebenserinnerungen des Fürſten und Millionärs wie des Bettelmanns zerſtreut haftet, ſammt dem innern Wehe und der Sehnſucht nach einer beſſern Heimath als der irdiſchen, muß vergeſſen, die jammervolle, blutgedüngte Geſchichte der Menſchheit zu einem Theaterſtück verfälſcht werden, worin der Lebensernſt höchſtens als Hanswurſt figurirt, die Kirche als unheimliche Ahnfrau oder noch lieber als eine vom odium generis humani beſeſſene Hexe. Ja, Herr Rath, das Gewiſſen der Intelligenten und Gebildeten Ihrer Kreiſe bedarf des Mohntrankes der neuheidniſchen Weisheit. Für ſie taugt weder der Donnergott vom Sinai noch ein auf Golgatha ſterbender Erlöſer der ſündigen Menſchheit. Ihr Gott

Digitized by Google

muß, wenn nicht zum menschheitlichen Geiste Hegels oder gar zu der modernsten Urmaterie und Urkraft eines Vogt, Büchner, Moleschott u. s. f., so doch zu einem Heli degradirt werden, der als herzensguter Großpapa im Sorgenstuhle duselt und zur Abwechslung die unartigen Erdenkinderchen schaukelt und hätschelt, von denen alter Berechnung zufolge von Sekunde zu Sekunde je Eines die große Reise von der Welt unter dem Monde in die furchtbare Ewigkeit antreten muß. Muß, Herr Rath, das ist ein bitteres, ein unerquickliches Wort. Wie alt gedächten Sie wohl zu werden, Verehrtester! falls es Ihnen frei stünde, nicht etwa Jugendkraft und Gesundheit sondern nur bloß armselige Lebensjahre armen Leuten abzukaufen? Wie würde es auf dieser Welt überhaupt aussehen und zugehen, falls solch ein Privilegium den Reichen und Großen jemals zu Theil geworden wäre? Ich denke, Lentulus und Crassus und wie die Rothschilde der alten Welt alle geheißen, würden wahrscheinlich mit Nero und Heliogabal heute noch leben, ja sie würden Rosenkränze nicht bloß tragen, sondern jedenfalls um den Preis weiterer Verlängerung der Galgenfrist abbeten, leichtmöglich den Observanzen von la Trappe sich mindestens äußerlich unterwerfen. Da es ihnen an zeitgenössischer Gesellschaft niemals gebrechen würde, so wären die Qualen Ahasvers, der mit ingrimmiger Sehnsucht die Arme unablässig nach seinem Grabe ausstreckt und dasselbe nirgends zu finden vermag, für sie ohne besondern Sinn. Zum Glück für die Menschheit, mein lieber Herr Rath, existirt kein derartiges Privilegium. Bruder Cagliostro ist längst verfault, seine Nachfolger sind des Rufes elender Charlatanerie sicher. Der Sensenmann ist der uralte Herrscher geblieben, der Napoleon III., die Kaiser Alexander und Franz Joseph sammt den wackern Häusern Rothschild, Sina in allen ihren Gliedern so gründlich pulverisirt als weiland die ägyptischen Pharaone und die jeunesse dorée von Babylon. Auch Sie und ich, mein verehrtester Blech, müssen unsere Correspondenz bald und für immer unterbrechen. Das Wann, Wie und Wo ist das X unserer Zukunft, sicher wissen wir bloß, daß wir sterben müssen und daß der Lauf der Jahre mit immer größerer Geschwindigkeit sich dreht, je mehr Geburtstage wir bereits gefeiert haben. Wie

Digitized by Google

viele sind von den Vielen schon jetzt noch übrig, mit denen wir die Freuden und Leiden unseres Lebensfrühlings getheilt haben?

Der Tod sowie die Ungewißheit dessen, was nachher mit uns wird, das sind die großen unbezwinglichen Störenfriede des Erdendaseyns, die treuesten Verbündeten des „Ultramontanismus". Allerdings sind Tröster erstanden für die Kinder dieser Welt, massenhaft erstanden und rührig Tag und Nacht. Unter dem Zauberstabe der Sophisten des zeitgemäßen Lichtes hat das unheimliche Grab in ein nahezu behagliches Eiderdaunenbett sich verwandeln müssen, in welchem wir entweder in den neutralen Zustand des Nichts vor unserer Geburt zurückkehren oder aus welchem wir uns nur erheben, um an der table d'hôte der verklärten Natur die leckersten déjeûners à la fourchette einzunehmen, aus diamantenblitzenden Kelchen den Champagner ewiger Wonnen zu schlürfen und allliebend selbst die Gebrüder Schusterle und Compagnie per omnia saecula saeculorum zu umarmen. In der That ein wahrhaft freudenreiches, einleuchtendes Evangelium, nicht wahr Herr Rath Blech?

Leider verkündigt und droht die uralte Offenbarung Gottes ganz Anderes. Neben den zeitgemäßen Aposteln des Evangeliums der Natur und Angesichts ihrer erstaunlichen Armuth an annehmbaren Beweisen und stichhaltigen Gründen haben die majorenn gewordenen Söhne der Reformation, das unabsehbare Heer der vernunftgläubigen Theologen, allerdings aufgeräumt mit dem absoluten Köhlerglauben einer untergeordneten Entwicklungsstufe, mit dem positiven Christenthum. Während sie taub gegen die beste Widerlegung das Tendenzlied gimpelhaft fortträllern, durch den theuern Gottesmann Martin Luther sei die dem Staube der Vergessenheit anheimgefallene Bibel unter der Bank hervorgelangt worden, haben sie Alles gethan den übermenschlichen Werth des Buches der Bücher in Vergessenheit zu bringen, dasselbe seines positiven Inhaltes zu entleeren und es in kleine, nicht einmal mehr für den Käseladen nütze Stücke zu zerreißen. Ganz Jungisrael und Jungdeutschland klatschte Beifall, alle Advokaten der Welt und Sünde rannten herbei, um solch entzückendes Schauspiel in der Nähe zu be-

trachten und für sich und ihre harrende Clientel Capital daraus zu schlagen. Das Evangelium Jesu Christi zerrissen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, untergetaucht im trüben Schlamme antichristlicher Theoreme von Direktoren evangelischer Prediger-Seminarien, von Professoren, Doktoren und Pastoren des lautern Evangelii — das heißt einmal ein Fortschritt, den unser Jahrhundert gemacht!

Allein die Früchte dieses Fortschrittes, verehrtester Herr Rath, die Früchte? In Deutschland allein bemühen sich Tag für Tag einige tausend Blätter und Blättchen im regsten Geschäftsverkehr mit Bücherfabrikanten und Wanderpredigern, dem armen Volke als gesunde Kost und baare Münze aufzudrängen was sie in den weitläufigen Magazinen der Propaganda des Neuheidenthums umsonst erhalten oder gelegentlich stehlen. Dieses neue Heidenthum, mein lieber Herr Blech, ist unvergleichlich verderblicher und verdammungswürdiger denn das alte naive, weil seine innere Unruhe und Unsicherheit gefoltert wird von der Macht des bösen Gewissens, vom Bewußtseyn des Abfalles von einer Auktorität, deren Ursprung, tausendjährige Geschichte und Ansprüche auf Unfehlbarkeit immer und immer auf den außer- und überweltlichen Gott hinweist. Hussens bekannte Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen am Werke der sogenannten Reformatoren des 16. Jahrhunderts. Täglich geringer an Zahl, machtloser, in Sektlein zerfahren stehen diejenigen, welche wirklich des Namens Evangelische noch würdig sind, indem sie den Glauben an Christum den Gottessohn, das *A* und *O* des Christenthumes sich bewahrt haben. Vor leeren Bänken schreien gutmeinende Prediger Zeter ob dem eingerissenen Unglauben und der schauerlich wachsenden Unsittlichkeit; von ehemals katholischen Kanzeln herab sucht mehr als ein „evangelischer" Stadtpfarrer andächtigen Zuhörern einzuprägen, das „Wort" sei bloß Menschenwort, Christus der Herr bloß ein großer Mensch, das Sakrament ein äußerer Brauch ohne höhern Werth, Himmel und Hölle wesentlich bloß in der Brust des Menschen. Ganz folgerichtig aber strömten sie hinaus aus den weiland evangelischen Kirchen in den neu aufgeputzten Tempel der Natur und Vernunft: Fürsten und Bettler, Minister und

Digitized by Google

Schnapslumpen, steife Doktoren der Theologie und literarische Wegelagerer, Vertreter des Volkes und des Schreiberregimentes, Rentiers und zerlumpte Proletarier, Industrielle und Arbeiter-Weiber, ausgediente Kantianer und frühalte Jünglinge, Blumen des Salons neben Gassendirnen. Hosianna! riefen ihnen entgegen die Triarier und Apologeten des modernen Heidenthums, Hosianna! der unzählbare journalistische und literarische Troß, welcher schon lange harrend gestanden, bis der zeitgemäße Tempel gefüllt seyn würde. Jetzt füllt er sich. Karl Vogt besteigt als Oberpriester der wieder einmal souverän gewordenen Vernunft die Festtribüne, ihm zunächst stehen als Leviten Renan und Schenkel, Bluntschli und Oskar Schmidt, alle mit Rauchfässern und in röthlich schimmernden Talaren. Im Hintergrunde schreibt David Strauß in sein Notizbuch, denn er gedenkt, er der nur vom „Ultramontanismus" geschlagene Riese, er gedenkt mit der Keule seiner unerbittlichen Logik die Vogt'schen Geisteskinder nach ihrer Geburt sofort zu zerschmettern, falls dieß der Mühe werth seyn würde. Und Karl Vogt predigt anstandsvoll, blumig, sophistisch gewandt, überaus cynisch trotz alldem sein Leibthema: „Vivat der Koth, hoch unsere bestialische Herkunft, nieder mit der Angst vor Tod und Gericht und Ewigkeit!" Und écrasez l'infame! à bas les jésuites! à bas Jésus-Christ! ertönt es tausendstimmig im weiten Festsaale. Und beifällig horchen die noch vor der Thüre stehen gebliebenen Verehrer des unhistorischen Christus auf. Denn der Haß gegen die katholische Kirche und deren tapfere Prätorianer ist das letzte und einzige Band, welches alle vom leibhaftigen Christus Abgefallenen verknüpft: vom dämonischen Gotteshasse besessene Atheisten und die zweibeinigen Borstenthiere des Materialismus, Schweinefleischjuden und Colporteurs der Evangelical Alliance, Rongeaner und Neutäufer, Freimaurer, Auchkatholiken, Mormonen, kurz alle bis hinauf zum Allerweltsmaier und Allerweltsmüller, die fort und fort sich abquälen, zwischen unserm Herrgott und Belzebub, zwischen der positiven und zeitgemäßen Religion zu vermitteln.

Karl Vogt hat geendet, die Soiree hebt an. Man ordnet sich zum Tanze. Als Ballcommissäre funktioniren, auf dem Kopfe einherwandelnd, sämmtliche Begriffe von Recht und Moral. Die

Digitized by Google

Vortänzer sind Minister und Oberhofprediger, die Spitzen der Behörden, Stuhlmeister und Kammerkoryphäen, denn die allerhöchsten Herrschaften geruhen gnädigst sich vorerst mit Blindekuh-Spiel zu amusiren, zum Tanze kommen sie immer noch früh genug. Als Kapellmeister in Gestalt einer ewig leeren und hungrigen Null im aschgrauen Frack tritt vor sein Notenpult der Zeitgeist. Wohlgefällig blickt er in das gräuliche Durcheinander seiner Partitur, wirft einen zufriedenen Blick auf die zahlreiche Künstlerbande, schwingt einen Uhrenpendel als Taktstock und los bricht sie die uralte Tarantella des von Gott abtrünnig gewordenen Fortschrittes. In immer rasenderem Wirbel drehen sich die Paare um das goldene Kalb des eigenen Ich. Geheimräthe und Professoren kratzen die erste Violine, sogenannte Classiker und Volksschriftsteller handhaben einschmeichelnde Flöten und schrille Klarinetten, die Trompeten und Posaunen pausbackiger Zeitungsschreiber schmettern unaufhörlich, auf schmutzigen Trommeln und verstimmten Pauken handtirt der literarische Pöbel und Troß der gewöhnlichsten Sorte. Und immer wilder, immer höllischer, ein chaotisches Durcheinander aller möglichen und unmöglichen Töne, eine Mark und Bein durchdringende, die Glieder schüttelnde Weltkatzenmusik erfüllt die weiten Festhallen. Immer wirbelnder schwingt der Kapellmeister seinen Stock, immer heftiger werden seine Bewegungen, immer diabolischer seine Grimassen. Immer höllischer wird der Tanz, immer babylonischer die Verwirrung der Tänzer, bis alle Ordnung ein Ende nimmt, Jeder für sich tanzt und Einer über den Andern stolpert und herfällt. Bald wälzen, zerbläuen und zerfleischen sich in wirren Knäueln die vom Geiste der Verneinung besessenen Propheten und Anbeter der Vernunft, die Schleppträger der Humanität interpretiren vermittelst der Fäuste und Waffen jeglicher Art ihre süßen Redensarten. Die einigermaßen noch nüchtern Gebliebenen fliehen. Bald vermag das grelle Licht von tausend Gaslustres die aufwirbelnden Staubwolken kaum noch dämmerhaft zu durchdringen. Zerschlagene Kronen, an den Haaren herumgeschleifte Majestäten, mit Fußtritten regalirte Würdenträger des Staates, erwürgte Volksvertreter, ausgeplünderte Bourgeois, mißhandelte Wortführer, Handlanger und

Digitized by Google

Federfuchser des Zeitgeiſtes. Der Zeitgeiſt aber ſtiert mit gläſernen Augen ſeelenvergnügt in das gräßliche Gewühl, ein Glas Angſtſchweiß und Menſchenblut um das andere ſchenkt er ſich ein und leert es auf das Wohl ſeiner Nebeljungen. Theilweiſe iſt der Fußboden bereits eingeſunken, Hunderte hat mit dem Geſchrei der Verzweiflung und unter dem hölliſchen Hohngelächter des Zeitgeiſtes — von unſern dummen und groben Vorfahren Satanas geheißen! — der Abgrund verſchlungen, die Raſenden toben und kämpfen fort am gähnenden Rande, Stück um Stück ſinkt der Boden des in allen Fugen krachenden und berſtenden Vernunfttempels, haufenweiſe kollern ſie hinab, die Verblendeten, und verkommen in die bodenloſe Tiefe. Ihr Schickſal ſcheint die Wuth der Uebrigbleibenden nur zu vermehren. Jetzt legen Kriegsnoth und Hunger, die Cholera und das Laſter Feuer an den Bau. Feuer! sauve qui peut! Viele drängen über die Leichname der eigenen Kinder, über die Leiber der Nachbarn mit verzweifelter Haſt nach den Ausgängen, Manchem gelingt es mit Aufbietung der letzten Kraft erſchöpft, zerſchlagen, mit Brandmalen bedeckt in's Freie ſich zu retten, die Meiſten aber werden zurückgeſcheucht von den Flammen, die mit wachſender Gier ihnen entgegenziſchen und züngeln. Viele haben auch des Schreckensrufes „Feuer" nicht geachtet, bis zur Raſerei berauſcht von Zerſtörungswuth. Schwächer und ſchwächer wird das Geheul der Angſt und Verzweiflung, dichte Rauchwolken verdunkeln den Nachthimmel, der ungeheure Dachſtuhl leuchtet als lebendig gewordene Flammenkrone weithin durch die Lande, die langen Fenſterreihen heiſchen als gräßliche Gluthaugen Hülfe, doch — Niemand kommt, um zu helfen und zu retten.

Neu auf athmen die Völker bei ſolch furchtbarem Schauſpiel. Sie preiſen das Gericht, welches Gott endlich über den ſtolzen Bau verhängte. Denn nur zu lange haben die Herren und Nutznießer deſſelben den Völkern Bildung, Freiheit und Wohlſtand unaufhörlich verheißen, ebenſo unaufhörlich aber gebracht Verdummung und Sittenverwilderung, Rechtsloſigkeit, Bevormundung und Knechtſchaft jeglicher Art, Ausplünderung und weiße Sklaverei. Und er ſinkt in Trümmer, der profane Tempel der ſich ſouverän dünkenden Vernunft, ſein Gluthmeer wird zur

Digitized by Google

Grabdecke der luſtigen Muſikanten und übermüthigen Tänzer des Zeitgeiſtes, es verglostet und erliſcht allmählig — ſchwarze Brandſtätten, ſtinkender Qualm bleiben als einziges Erbe der Nachwelt. Herrlicher als je aber ſteigt die Sonne hinter dem nächtlichen Gebirge hervor, freundlicher als je lacht der alte Himmel im Azur des jungen Lenzes, lauter als je preist die ganze Natur ihren Schöpfer mit ihren uralten und ewigneuen Rieſenpſalmen, hundert Glocken ringsumher, fern und nah, rufen melodiſch ſingend die Gläubigen zur Frühmeſſe. Iſt doch ein neuer Oſtertag angebrochen nach langen Wochen des Faſtens und der Buße. Der gewaltige Brand der Nacht hat die Atmoſphäre ungemein gereinigt und erfriſcht, wir dürfen anhaltend gutes Wetter hoffen!

Verſtanden, Herr Rath Blech? — —

Januar 1865.

Ich kannte einen Pfarrer (ſo erzählt Alban Stolz mit ganz unnachahmbarer Naivetät), der bei ſchwacher Geiſtesconſtitution und ſcheinbarer Gutmüthigkeit vor allem ſeine Hunde liebte; dieſe bekamen nach dem Mittageſſen „Kaffee mit Zucker“, nicht weil ſie es gerne ſoffen, ſondern weil ſie an dieſe Zärtlichkeit ſich gewöhnen mußten. Seine Hunde waren gleichſam die vorderſte Region ſeines Bauches. Dann kam er; die tägliche Tafel war höchſt üppig beſetzt; er ſuchte darin nicht bloß ſinnlichen Genuß, ſondern auch eine Ovation für ſeinen hungerigen Ehrgeiz; er wollte in Ermangelung der Möglichkeit anderer Geltung, für einen prächtig gaſtfreundlichen Pfarrer gelten. Nach den Hunden und ihm kamen die Dienſtboten; dieſe waren (wenigſtens zwei davon) fett wie Schweine. Hingegen den Vikar hielt er außer Speis und Trank ſpärlich, wenn er auch noch ſo viel arbeiten mußte; den Armen aber gab er bei großem Vermögen faſt gar nichts. Zugleich hörte er ſich unendlich gern reden, ſo daß ſeine Unterhaltung bei dem magern blöden Inhalt unbeſchreiblich langweilig wurde, wie Manchelkraut in Waſſer gekocht. Und was das Unerträglichſte war: der Mann wähnte, die ſeichte joſephiniſche Aufklärung, in welche ſeine Jugendzeit

Digitized by Google

gefallen, sei die höchste Weisheit; darum gab er frömmeren Leuten herbe Antworten, als wäre strengeres Christenthum eine größere Sünde als dieses oder jenes Laster.

Ich richte nicht, verehrtester Herr Rath Blech, sondern ich vergegenwärtige nur, indem ich Ihnen freimüthig gestehe, das Bild dieses Pfarrers verfolge mich wie ein Gespenst, seitdem ich Ihren Neujahrsgruß gelesen. Die Gründe für solche Ideen- oder vielmehr Gestaltenassociation wollen wir als beinahe handgreifliche bei Seite lassen. Indem Sie gutgemeinten Neujahrswünschen, die ich nur theilweise zu acceptiren vermag, derbe Nasenstüber für mich anhängen wollen, setzen letztere mich darüber in's Klare, wie Ihnen trotz mehrmaligem Durchlesen kaum ein Hohllicht bezüglich des Inhaltes meines Schreibens aufgegangen seyn kann. Wäre dieß anders, so könnte meine unglückliche Wenigkeit unmöglich vor den Eisengittern Ihres Gedankenkäfigs nahezu als ein rother Republikaner in der Kapuze am Pranger stehen, als ein communistische Eier ausbrütender Feind der besitzenden Classen, als ein blinder und unbelehrbarer Dschingis-Chan des Maurerthums, der von Rechtswegen zur Warnung aller honnetten Leute stets mit einem Bunde Heu zwischen den Hörnern durch die Straßen wandeln sollte. Ich laborire wahrhaftig nicht an der hochmuthgeschwollenen Einbildung gewisser demüthigen Schriftsteller, als ob himmlische Mächte und Gewalten extra commandirt seien auf ihrem Gänsekiel zu sitzen, auf daß lauter unfehlbare Gedanken, göttliche Einfälle und unsterbliche Witze zur Erquickung der geistig ausgedörrten Menschheit so rasch und zahlreich als möglich in die Druckerei getragen werden. Allein einer ziemlich klaren Schreibart glaube ich mich denn doch einigermaßen rühmen zu dürfen, geliebter Herr Blech. Ihr kolossales Mißverständniß ist wohl die Frucht der Eingenommenheit für die Weisheit der Loge einerseits, des Hasses wider den Jesuitenorden andererseits, die mich aus Ihrem jüngsten Schreiben heraus widerlicher als je angrinsen. Soll unsere Correspondenz Ihren Wünschen gemäß fortdauern, so muß ich in Zukunft Ihnen gegenüber rein im Gebiete des alltäglichen Lebens, auf dem weiten Schlachtfelde objektiver Thatsachen manöveriren. Aus diesem Grunde verzichte

Digitized by Google

ich sofort auf eine direkte Bekämpfung Ihrer Vorurtheile und Meinungen. Sie sollen mit wenigen Fragen davon kommen, deren vollständige Beantwortung ich mir als einziges Neujahrgeschenk erbitte.

Das Volk glaubt keineswegs an eine besondere Weisheit des Maurerthums. Sein praktischer Blick weilt auf den bekannten Mitgliedern des Bundes und entdeckt nirgends, daß Einer klüger oder besser geworden wäre, als er bereits gewesen bevor er die Kelle schwang. Die kleinen Flugschriften von Alban Stolz: der „Mörtel für die Freimaurer" sowie der „Akazienzweig" haben das Volk über den wahren Sachverhalt mehr aufgeklärt als alle Bibliotheken und Zeitschriften Ihres Ordens die eigenen untergeordneten Mitglieder belehren. Das Todtschweigen ging dießmal nicht an, deßhalb trachtete man den kühnen Verfasser in Fluthen der sittlichen Entrüstung zu ersäufen, vergaß jedoch seine Anschuldigungen auch nur in einem einzigen Punkte zu entkräften. Die Maurerei ist für das consumirende Publikum, für das Staats- und Gemeindeleben was ein bösartiges Geschwür für den menschlichen Körper, was die Schmarotzerpflanze für den Baum. Zur Religion verhält sich dasselbe genau wie eine mephitische Gaslampe am hohen Mittag angezündet, zur Kirche wie ein wohldressirter, mit Komödiantenflitter aufgeputzter bösartiger Affe zum gesund organisirten wohl erzogenen Menschen.

Ich appellire an Ihre eigenen Erfahrungen, mein lieber Blech. Der Bruder Geschäftsmann kritzelt das übliche Zeichen unter seine Geschäftsbriefe und siehe da, er kauft erstaunlich billig ein; natürlich muß der Ausfall durch die Abnehmer gedeckt werden. Die Empfehlungsbriefe sind die besten Wechsel für den Inhaber in allen Culturländern, so weit der Geist des Wuchers dringt, die Loge ihre Lieder singt. Ungleich größer als in früheren Jahrhunderten der Einfluß katholischer Ordensmänner ist heutzutage der Einfluß Ihrer Brüder in fürstlichen Kabinetten, Ministerien, sogenannten Volksvertretungen. Zu ihren Gunsten werden überflüssige und gemeinschädliche Neuerungen beliebt und kostspielige Unternehmungen dekretirt. Die Preßlakaien des Ordens aber werden nicht müde das Volk zu

Digitized by Google

verdummen und zu verderben, indem sie demselben heimlich lachend Tag für Tag vorposaunen, das Joch sei Freiheit, die Bürde eine fortschrittliche Errungenschaft, die Steuererhöhung beruhe auf der sorglichsten Wahrung seiner materiellen Interessen. Der Bruder Minister schiebt im Staatsdienste Ignoranten und zweideutige Charaktere auffallend vorwärts, weil sie das Lied der Loge pfeifen und sich selbst zu zweibeinigen Maschinen degradirt haben, welche dem jeweiligen Commando der Obern gemäß ihre jeweiligen Ueberzeugungen über Nacht vertauschen und heute verwünschen was sie erst gestern noch mit vollen Backen gepriesen.

Doch ich will nicht schimpfen, Herr Rath Blech; weiß ich ja längst, wie das Aussprechen nackter, sonnenklarer Wahrheiten regelmäßig und mit rührender Naivetät als „Schimpf" aufgenommen wird! Sondern ich will bloß um Beantwortung folgender Fragen dringend gebeten haben. Erstens befindet sich Ihr Orden im Besitze einer besondern und beglückenden Erleuchtung oder auch nicht. Ist letzteres der Fall, nun dann laufen alle geheimnißvollen Andeutungen und Prahlereien auf eine infame Lüge hinaus, ob welcher jeder wirkliche Ehrenmann bis hinter die Ohren erröthen muß. Erfreuen sie sich dagegen wirklich des Besitzes einer über das Niveau gewöhnlicher Menschenkinder hinausgehenden, sogar das Christenthum überflügelnden Weisheit, verehrter Herr Blech, dann möchte ich doch fragen: weßhalb wird diese Weisheit der profanen Welt fort und fort vorenthalten? Ist solche Vorenthaltung nicht der Superlativ inhumaner Liebloſigkeit von Seite eines Ordens, der zwar keine Helden der Entsagung und der werkthätigen Menschenliebe in seinen Reihen sichtbar werden läßt, trotzdem aber ein Wohlthäter der Gesellschaft zu seyn hartnäckig behauptet? Ist die Inconsequenz nicht um so ärger und um so unbegreiflicher, da in der Kundgebung zugleich der Todesstoß für die Antipoden der Loge, nämlich für das „Pfaffenthum" jeder Sorte liegen müßte? Zweitens wollen wir heutzutage die verschimmelte Lüge nicht mehr reproduciren, es befasse sich das Maurerthum weder mit Politik noch mit Religion. Seine Leute sind als die Elite der Feinde des Gottessohnes und Papstthums offen

auf das Welttheater getreten, trunken von scheinbar großen Erfolgen und Siegesgewißheit, blind für die hehren Gestalten, welche im entscheidenden Momente zwischen den Coulissen heraus auf die Bühne treten und den consternirten Komödianten das ganze Spiel verderben und verkehren. Sie selbst belieben sich als Prophet aufzuthun und mir den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, den Nordpolarstern meiner politischen Meinungen in Berlin zu suchen und mich in meinen „Losbrüchen" zu Gunsten der „ausgesungenen Grillen" recht sehr zu mäßigen, weil der König von Preußen unfehlbar deutscher Kaiser, Oesterreich bis auf das Erzherzogthum eingeschmolzen und dem Papstthum längstens dann der Garaus gemacht werde, nachdem der angeblich von Jesuiten höllisch umstrickte Pius IX. mit seinem ärgerlichen non possumus die Augen für immer geschlossen. Alles sei dermaßen tief ausgedacht, eingerichtet und voraus berechnet, daß am Erfolge nur Thoren zu zweifeln vermöchten. Meine Wenigkeit sei lange genug Thor geblieben und habe es deßhalb auch zu nichts bringen können. Denn das greise der Blinde mit Händen, daß den Führern im ultramontanen Lager Literaten stets recht widerwärtige Geschöpfe seien, die man so energisch als möglich hübsch unten halte und bloß nothgedrungen tolerire. Besten Dank, Herr Rath, für diese Lichtblitze, die leider zu spät kommen. Aber jetzt noch eine Frage.

Zu allen Zeiten haben die Logenmänner ihren Pferdefuß dem denkenden Theile des Publikums durch den tiefen Haß wider die Jesuiten und das Viele, was sie falschmünzerisch als Jesuitismus auszuprägen beliebten, verrathen. Ihnen selbst, werthester Freund, klebte trotz Ihrer wohlwollenden Natur dieser Haß längst an und scheint nunmehr durch die Epidermis bis in das Innerste vorgekrochen zu seyn, obwohl Ihnen ein Jesuite niemals das geringste Leid zugefügt hat. Ich möchte nun fragen, auf welche Art und Weise Sie solch infernalischen Haß mit den stets so laut proklamirten Principien der Toleranz und Gleichberechtigung aller Confessionen, der Religionsfreiheit und Humanität zusammenreimen? Kommen Sie mir ja nicht mit der logengeläufigen Phrase, der Jesuitismus könne als Träger aller Intoleranz unmöglich tolerirt, er müsse gerade um

Digitized by Google

der Toleranz willen verfolgt und ausgerottet werden. Sie würden mit diesem Einwand lediglich die Intoleranz Ihres Ordens constatiren und den Unsinn behaupten, um die Eiterbeulen Anderer zu heilen, sei das beste Mittel, sich solche am eigenen Körper zu verschaffen!

Habe ich mit derlei Fragen Ihnen die Pistole auf die Brust gesetzt, so seien Sie überzeugt daß ich schonungslos losdrücke, falls Ihre Antwort lange ausbleiben oder mit ungenügender Klarheit und klarer Ungenügendheit sich verschwistern sollte.

Ich eile zum Schlusse. Um mir das Licht ächter Toleranz aufzustecken, haben Sie den glücklichen Einfall, verehrter Herr Blech, mich an Leichenprediger und Grabmonumente zu weisen, bei diesen sei die Sprache der Wahrheit und Nächstenliebe noch am ehesten zu finden. In der That hat ein Leichenprediger, falls er nicht etwa von einem Schaffotte herab sich hören ließ, seinen Sermon noch niemals etwa begonnen: „Heute, in Freuden versammelte Mitchristen, haben wir unsern Mitbürger N. N. zu begraben. Preisen wir zunächst die Erbarmung des Herrn, welche uns von dem grauköpfigen Scheusal endlich erlöst hat. Athmet neu auf, ihr Bürger, euer Alp drückt nicht mehr, euer Vampyr ist entflogen hinein in die furchtbare Nacht der Ewigkeit. Trocknet eure Thränen, ihr Wittwen und Waisen, da er euch nicht länger betrügt" u. s. w. Die Grabsteine ihrerseits schweigen oder loben: ungerechte Richter, schlechte Hausväter, undankbare Kinder, verkommene Weiber trifft man bloß im Leben, nimmermehr auf Kirchhöfen. Allein zu Ihrem und meinem Ungemach, bester Herr Rath, pflegen Leichenredner dem de mortuis nil nisi bene und den Rücksichten auf Honorar und andere Dinge dermaßen zu opfern, daß man in der katholischen Kirche nur selten (?) und ausnahmsweise eine Leichenpredigt hört. Grabsteine aber werden bekanntlich von den nächsten Angehörigen und lachenden Erben des Verstorbenen gesetzt. Obendrein gedeiht auf stillen Kirchhöfen die Palme der Versöhnlichkeit und das Vergißmeinnicht ruhiger Erinnerung sehr leicht, im Getümmel und in den Kämpfen des Alltaglebens sehr schwer.

Was Ihre röthlich schillernden Phantasien bezüglich meiner politischen und socialen Meinungen betrifft, so haben mich die-

selben zu köstlich amusirt, als daß ich nicht bald und vielleicht ausführlich mit dem Lichthute nüchterner Wirklichkeit dieselben auslöschen sollte.

Ihren haarsträubenden Perspektiven in die Zukunft der katholischen Kirche räume ich gerne den Vorzug ein, dieselben seien keineswegs nur aus Dunst und Nebel gewoben; nein, sie sind von sehr greifbarem und grobem Stoffe. Meine Antwort ist seit Jahren fertig. Hat Christus der Herr dem Häuflein der Seinigen dereinst Hülfe gebracht, als es im schwanken Kahne auf den Wogen des galliläischen Meeres des Unterganges erbleichend gewärtig war; hat Er achtzehn Jahrhunderte hindurch den Stürmen immer im rechten Augenblicke Halt geboten, welche dem Schiffe der Kirche so oft Tod und Verderben drohten im schlammigen Riesenstrome der Zeit; und hat Er die Piraten des jeweiligen Zeitgeistes gezwungen, an der Erweiterung, Festigung und Verschönerung desselben Schiffes als Handlanger zu arbeiten, das sie zu entern und im Hafen der zeitgemäßen Intelligenz zu lichten gedachten — nun so mag abermals der von allen Furien des Abgrundes gepeitschte Zeitenstrom seine trübste Gischt sturzwellenartig ergießen und emporspritzen bis in die oberste Takelage; die Planken des zum Weltschiffe herangebauten galliläischen Kahnes mögen erbeben, ächzen und krachen unter dem tagtäglichen Anpralle der Stromungeheuer Irrthum und Lüge, Unglaube und Laster: der alte Steuermann ist noch da wie Er es verheißen, und bedarf des Lootsen weltlicher Macht keineswegs, um Sein Fahrzeug in den sichern Port zu bugsiren. Und weil dem also ist, deßhalb erachten wir Ruhe als erste Pflicht des Bürgers im Reiche Christi.

Grüßen Sie mir gefälligst die schönere Hälfte Ihres Ich sammt Ihren herzigen Blechlein, verehrter Herr Rath!

Digitized by Google

XI.

Zur „Geſchichte des Photius“ von Hergenröther*).

Der Orient nimmt heutzutage das regſte Intereſſe für ſich in Anſpruch. Bei dem drohenden Zuſammenſturze des türkiſchen Reiches werfen die Politiker neugierig ihre Blicke dorthin und erſehen ſich ſchon im Voraus den Antheil ihrer Beute. Der Kanal von Suez wird dem Welthandel eine Straße wieder eröffnen, auf welcher der große Verkehr vor Entdeckung des Seeweges nach Indien viele Jahrhunderte lang gewandelt war. Die verſchiedenen chriſtlichen Religionsparteien ſuchen mit der Kirche um die Wette Anhänger unter den orientaliſchen Gläubigen. Rußland hat ja mit ſeiner Propaganda das ganze Morgenland umſpannt, um daſſelbe im Schisma feſtzuhalten oder auch zum Schisma zu verführen und dadurch unauflöslich an ſich zu ketten. Der Proteſtantismus, insbeſondere der anglikaniſche und nordameriſkaniſche, hat überall, von Korfu bis nach Bagdad hin,

*) Photius, Patriarch von Conſtantinopel. Sein Leben, ſeine Schriften und das griechiſche Schisma. Nach handſchriftlichen und gedruckten Quellen von Dr. J. Hergenröther. I. Band Regensburg bei Manz 1867.

Schulen eröffnet und eine wahre Fluth von Bibeln und Traktaten über diese Gegenden ergossen. Auch die katholische Kirche verdoppelt in neuerer Zeit ihre Thätigkeit, um die so lange schon von der Mutter getrennten Kinder in ihren Schooß zurückzurufen.

Gegen ein Problem von solcher Anziehungskraft konnte auch die Wissenschaft nicht gleichgültig bleiben. Wir wollen gar nicht davon reden, daß sie zur Erforschung desselben von der Politik, der Industrie, der Religion, die alle wetteifernd daraus Nutzen zu ziehen trachten, dringend angeregt wird; die Forschung wählt ja auch von selbst am liebsten zum Vorwurfe ihrer theoretischen Studien dasjenige, woran das lebendigste und allgemeinste Interesse der Gegenwart sich knüpft?

So hat sich denn wirklich die Wissenschaft mit großem Eifer auf die Orientalia geworfen. Manches Vortreffliche ist dadurch zu Tage gefördert; das ließ sich von vornherein erwarten. Aber auch manches Mittelmäßige, manches Schlechte ist erschienen. Um so mehr dürfen wir uns freuen, von der hervorragend competenten Hand welche das vorliegende Werk verfaßte, in die Geschichte des griechischen Schisma eingeführt zu werden.

Es liegt indeß nur der erste Theil der großen vor Jahren unternommenen Arbeit vor uns. Derselbe handelt über die byzantinischen Patriarchen bis Photius, über die Jugend des letztern, über seinen Kampf mit Nikolaus I. und die Herbeiführung des offenen Schisma auf der pseudoökumenischen Synode von 867. Die beiden folgenden Bände werden die Darlegung der weitern Schicksale des Photius, die Untersuchung und Sichtung seiner Schriften, die Erörterung seiner Theologie zum Gegenstande haben, und endlich zur Würdigung seines weitreichenden Einflusses auf die Nachwelt auch die Zeit unmittelbar nach Photius in den Kreis der Untersuchung hereinziehen. Man sieht, der ganze Plan nimmt eine erschöpfende Behandlung der Geschichte jenes Patriarchen in Aussicht.

Digitized by Google

Die Tendenz der Arbeit steht nach dem Vorworte des Verfassers „mit den großen praktischen Fragen über die Wiederherstellung der kirchlichen Union zwischen Orient und Occident in keinem unmittelbaren Zusammenhang", sondern verfolgt „ein rein historisches, rein wissenschaftliches Interesse." Dieses springt denn auch dem unbefangenen Beurtheiler sofort in die Augen.

Das erste und nächste Ziel einer jeden geschichtlichen Forschung ist die Wahrheit. Es belehrt nun aber schon ein etwas aufmerksameres Durchlesen und noch mehr ein sorgfältiges Studium des vorliegenden Werkes, daß es dem Verfasser wirklich vor Allem um Wahrheit zu thun war, und daß seine großen Anstrengungen und Opfer mit Erfolg gesegnet wurden. Nicht als ob er in der Hauptsache etwas Neues entdeckt hätte, was früher nicht gefunden war; es ist dieselbe Anschauung, welche schon längst in katholischen Kreisen über Photius geltend war, die auch in dem Werke Hergenröthers herrscht. Aber wir finden hier Alles ungleich tiefer begründet, als es an andern Orten geschehen; überall wird auf die Quellen zurückgegangen, kritisch das Aechte von dem Unächten gesondert; mehrere Einzelnheiten sind berichtigt, andere genau angegeben oder in's rechte Licht gestellt. Manches endlich ward beigebracht, das in früheren Werken fehlte, so daß das vorliegende Geschichtswerk, was Vollständigkeit, Kritik, Gründlichkeit angeht, alle Vorgänger entweder in allen diesen Punkten zusammen oder doch in einem derselben merklich übertrifft.

Neben den Quellen berücksichtigt der Verfasser auch die einschlägigen Bearbeitungen von Katholiken, Protestanten und Griechen. Besonders hat es uns gefreut, die älteren katholischen Werke eines Baronius, Mabillon, Le Quien, Allatius, Thomassin so fleißig benützt zu sehen. Ein Hauptvorzug der Schrift besteht jedoch offenbar in der ebenso kritischen als unparteiischen Prüfung der Quellen, und hierauf ist ein wahrhaft eiserner Fleiß verwendet, wie ihn schon der

Digitized by Google

ungewöhnliche Reichthum von Citaten, noch mehr aber deren Verarbeitung nothwendig voraussetzt.

Wenn wir sagten, Hergenröther habe durch seine Arbeit die ältere katholische Ansicht gestützt, so wollen wir damit keineswegs behaupten, sein nächster Zweck sei ein apologetischer gewesen. Er will vor Allem den historischen Thatbestand ermitteln; aber auch so hat er der Kirche viel mehr genützt, als wenn er direkt die Absicht verfolgt hätte dieselbe zu vertheidigen. Gewiß — man verzeihe mir dieses Beispiel welches von einem tief gefühlten Bedürfniß so nahe gelegt wird — wenn zahlreiche katholische Kräfte Geologie, Astronomie und andere verwandten Wissenschaften als Fachgelehrte betrieben, so würde damit der Kirche besser gedient seyn, als wenn viele Theologen sich abmühen die Resultate fremder Arbeiten durchaus mit dem Glauben in positive Harmonie zu bringen. Es muß der katholischen Religion, da sie Wahrheit ist, ein vorurtheilsfreies Forschen nach Wahrheit immer Vortheil bringen, und je lebendiger man von seinem Glauben überzeugt ist, desto rückhaltloser kann man sich auch jenem Forschen hingeben, unbeirrt durch Schwierigkeiten, welche die Sonne unserer Religion dem menschlichen Auge wohl etwas verhüllen, aber nie ihr Licht auslöschen können. Aus demselben Grunde kann ein katholischer Geschichtschreiber der Wahrheit kühn in's Angesicht schauen; er möge nur rastlos schaffen, um das Dunkel der Vergangenheit zu zerstreuen. Je mehr dieß gelingt, um so mehr erscheint die Kirche trotz des Erdenstaubes, der bisweilen ihr äußeres Kleid beschmutzt, als die hehre von Christus selbst gestiftete Gesellschaft, welche segenspendend die Jahrhunderte durchwandelt. Warum sollte also, um einem so häufig gegen die katholische Geschichtsforschung gemachten Einwurf zu begegnen, dogmatische Befangenheit den Blick des für die Kirche begeisterten Historikers trüben? Diese hat ja keinen deutlicheren Rechtstitel als ihre mit Christus beginnende Existenz, hat keine beredteren Advokaten als ihre unter den verschiedenen Nationen entfaltete Thätig-

Digitized by Google

keit! Beides enthüllt aber die vorurtheilsfreie Geschichtsforschung.

Es bewahrheitet sich das wiederum durch die Arbeit Hergenröthers. Der objektive Thatbestand, den er aus den Quellen dargestellt hat, spricht laut für Rom und verdammt den Photius, welcher in freventlichem Stolze die beiden Hälften der Kirche von einander riß, weil der Papst in die von einem rachgierigen Wüstling geschehene Mißhandlung eines heil. Patriarchen nicht einwilligen wollte.

Ein solches Urtheil über Photius wird man eben deßhalb, weil es sich aus unläugbaren Thatsachen von selbst ergibt, nicht gegen die Wahrheitsliebe des Verfassers einwenden können. Hergenröther hatte vielmehr aus der langjährigen Beschäftigung mit den gelehrten Schriften jenes berühmten Patriarchen eine gewisse Vorliebe für denselben geschöpft, die ihn eher geneigt machte, dessen Fehler zu entschuldigen *) als zu vergrößern, die auch Manches was nach unsern ethischen Begriffen an ihm verdammlich ist, aus byzantinischen Anschauungen, Sitten und Zuständen, wenn nicht vollkommen zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen oder zu erklären trachtete. Noch bereitwilliger lobt der Verfasser „die herrlichen Gaben" des Photius, erwähnt seine Sittenreinheit, rühmt nicht nur, wie allgemein geschieht, seine immense Gelehrsamkeit, sondern spricht gar von seiner „seltenen Energie" auf dem Gebiete der Missionen. Beides scheint uns zu viel gesagt; indeß sieht man, daß Hergenröther an dem berühmten Patriarchen hervorhebt, was hervorzuheben ist. Zeigte er darin Unparteilichkeit, so forderte diese erste

*) Wir verweisen z. B. auf die Art und Weise, wie der Verfasser nach plausibeln Gründen sucht für die Opposition des Gregor Asbestes und des Photius gegen den Patriarchen Ignatius S. 359 ff., und zwar bezüglich Gregors im Widerspruch mit den Bollandisten, mit Baronius und Manfredus. Cf. Dissert. Antonii de Amico judicium p. 36 in Graevii Thesaur. antiquitt. Siciliae t. II.

Digitized by Google

[illegible] Geschichtschreibers nicht minder gebieterisch, daß [illegible] Blößen und selbst die Verbrechen jenes [illegible] aufdeckte, wo glaubhafte Zeugnisse es [illegible]

Aber vielleicht wird man gegen die Unparteilichkeit des [illegible] geltend machen, daß er Männern folgt welche [illegible] gegen Photius eingenommen sind und deßhalb keinen [illegible] verdienen, daß er häufig Niketas (David) Paphlagon [illegible] und selbst die Märchen des Symeon Magister anführt. Ist nun diese Einsprache berechtigt? Welche Bürgschaft gibt uns Niketas? Welchen Gebrauch macht Hergenröther von seinem Zeugniß?

Ueber das Leben und die Verhältnisse des Niketas wissen wir wenig. Gewiß war er aber, wie fast allgemein angenommen wird, ein gleichzeitiger Schriftsteller. Mit Recht bemerkt von ihm der Verfasser (S. 356): „in den meisten und wichtigsten Daten stimmen fast alle einschlägigen Byzantiner, auch ganz von ihm unabhängige, mit ihm überein.“ Füglich durfte ihn deßhalb Hergenröther „wohlunterrichtet“ nennen. Zudem haben die Bollandisten, denen hierin Potthast folgt, wahrscheinlich gemacht, daß Niketas noch vor der zweiten Absetzung des Photius, etwa um das Jahr 880, geschrieben hat. In dieser Zeit konnte aber eine Schrift wider Photius ihrem Verfasser keine Vortheile, sondern nur Verfolgung eintragen; gewiß keine lockende Aussicht für einen Mann, der die Geschichte absichtlich entstellen wollte. Uebrigens benutzt Hergenröther den genannten Schriftsteller nur mit großer Vorsicht; er prüft die innere Glaubwürdigkeit seiner Angaben, bringt fast überall andere Zeugnisse bei die dasselbe sagen, wo solches aber unmöglich ist, gibt er seinen Bericht nur mit einer Einschränkung wieder. So geht er in Betreff des Niketas mit der größten Behutsamkeit zu Werke und, wie uns wenigstens dünkt, mit einer größeren, als er in der Citation der gegen Vigilius und Pelagius parteiischen Afrikaner (Liberatus, Viktor und Fakundus) anwendet.

Digitized by Google

Was nun die Märchen des Symeon Magiſter betrifft, ſo bietet er ſie uns dar, um zu zeigen, „wie der dem Patriarchen (Photius) abgeneigte Theil des Volkes dachte, was er ſich über ihn in die Ohren flüſterte, wie er ſein kühnes Auftreten erklärte, ſeine Stellung und ſeine ganze Handlung ſymboliſirte.“ Einen ſolchen Gebrauch jener Sagen wird doch Niemand tadeln. Ueberhaupt erſcheint es gänzlich gerechtfertigt, wenn der Verfaſſer nicht nur die genannten, ſondern auch andere hagiographiſchen Originalſchriften häufig benutzt; denn dieſe zählen, wie Potthaſt treffend bemerkt, „zu den hauptſächlichſten Geſchichtsquellen für das ganze Mittelalter.“

Mit der kritiſchen und unparteiiſchen Benutzung der Quellen verbindet der Verfaſſer eine pragmatiſche Darſtellung ſeines geſchichtlichen Stoffes. Er ſucht den Hauptfaktor in's gehörige Licht zu ſetzen, welcher der von ihm zu ſchildernden Entwicklung zu Grunde liegt. Dieſes iſt um ſo mehr anzuerkennen, je größer die Gefahr war ſich in der Unmaſſe der Citate und Einzelnheiten zu verlieren. Hergenröther beſtrebt ſich zu zeigen, wie in Photius „eine ganze Nationalität, ein Princip, eine Idee wie in wenigen Anderen vertreten iſt. Photius iſt die Perſönlichkeit, in der ſich das Byzantinerthum des 9. Jahrhunderts auf das vollkommenſte verkörpert; in ſeinen großen und glänzenden, wie in ſeinen ſchlimmen und abſchreckenden Eigenſchaften iſt er eben nur der vollendete Ausdruck und Typus des tiefentarteten Griechenthums ſeiner Zeit . . . . Er iſt der begabteſte und tüchtigſte Repräſentant einer Geiſtes- und Lebensrichtung, die lange vor ihm im oſtrömiſchen Reiche die höhern und die niedern Schichten durchdrang, die in ihm culminirte und ſeitdem nur immer mehr ſich befeſtigt, unter ſteigendem äußeren Elend in weit größern Dimenſionen ſich ausgebreitet hat.“

Das und nur das iſt der Schlüſſel zum Verſtändniſſe des Photius und des von ihm bewirkten Schisma. Photius hätte nie ſein Spiel gewagt, wenn er nicht aus ſeinem Volke

und dessen Geschichte die Geistesrichtung gezogen, die er so traurig bethätigte, und nie hätte die von ihm ausgestreute Saat so lange fortgewuchert, wenn sie nicht im Volke empfänglichen Boden gefunden. Ebendeßhalb durfte sich aber Hergenröther, wollte er eine erschöpfende Geschichte des Photius liefern, nicht auf dessen Leben beschränken, sondern er mußte zeigen, wie das neurömische Patriarchat allmählig sich zu dem entwickelte, was es eben in der Zeit jenes Mannes war; wie verschiedene Persönlichkeiten und Ereignisse das vorbereiteten, was jener nur vollendete; wie sich immer mehr der sogenannte Byzantinismus ausbildete und Kaiser und Beamten und Patriarchen und Klerus und Volk, kurz Alles inficirte. Dieser Aufgabe unterzieht sich nun der Verfasser im ersten Buche, das eine ziemlich ausführliche Geschichte der Patriarchen vor Photius enthält (S. 1—312).

Die neurömischen Patriarchen erhoben sich von dem Grade eines einfachen Suffragans des Metropoliten von Heraklea zur ersten Würde im Oriente. Grund dieser Machtsteigerung ist nicht der apostolische Ursprung der byzantinischen Kirche, den Hergenröther in das Gebiet der Fabel verweist; sondern einzig die Residenz der Kaiser in Byzanz, welche im Interesse ihres Absolutismus eifrigst bestrebt waren einerseits dem Bischofe ihrer Hauptstadt alle übrigen im Oriente zu unterwerfen, andererseits aber ihn selbst möglichst abhängig von sich zu machen. Dieser Prozeß wirkte sich aber nur in einer langen Reihe von Kämpfen aus. Hergenröther weiß ihn meisterhaft unseren Blicken vorzuführen, indem er ihn stufenweise sich entwickeln und ausgestalten läßt.

Zunächst war es der Kanon des Concils von Constantinopel (381), welcher der neurömischen Kirche den Ehrenvorrang nach der von Altrom zusprach. „In der eigenthümlichen, vagen Fassung des Kanons lag (aber) schon die Aufforderung, denselben möglichst weit zu interpretiren, und in dem zugestandenen höheren Range hatte man einen Anhaltspunkt, die entsprechende Gewalt damit nach und nach zu vereinigen.

Digitized by Google

Schritt für Schritt ward mit mehr oder minder klarem Bewußtseyn von den Oberhirten von Byzanz beharrlich dieses Ziel verfolgt." Unvermerkt wurde die Veränderung, wie Hergenröther trefflich darstellt, durch die schiedsrichterliche Thätigkeit eingeleitet, welche man dem Bischofe der Hauptstadt und seiner stehenden Synode gern einräumte. Letztere besonders war ein mächtiges Vehikel für die successive Machterweiterung des byzantinischen Bischofes. Sie entstand daraus, daß viele Bischöfe (oft über 60), theils wegen der Angelegenheiten ihrer Gläubigen und ihrer Diöcesen, theils auch um Ehren und Vortheile am Hofe zu erlangen, sich in der Hauptstadt aufhielten. Dieselben wurden häufig versammelt, wenn Streitigkeiten, die nicht wenige Bischöfe dem Kaiser zum Austrage vorbrachten, zu untersuchen waren. In einer solchen Versammlung präsidirte der Bischof von Constantinopel als Ordinarius loci und sein Ermessen war es auch, das in der Regel den Ausschlag gab. Diese schiedsrichterliche Thätigkeit war durchaus nicht gegen das alte Kirchenrecht, selbst ein heil. Chrysostomus übte sie in weitem Umfange aus; aber sie wurde ein Präjudiz, worauf seine Nachfolger ihre Ansprüche auf größere Jurisdiktion bauten. Schon die Synode von Chalcedon (451) räumte dem Stuhle von Byzanz die Gerichtsbarkeit über den ganzen Orient ein, wenn auch nur fakultativ. Sie machte zugleich einen Versuch, den vorhin erwähnten Kanon der Synode von Constantinopel zu erneuern.

Das ehrgeizige Streben der Byzantiner war zunächst nicht gegen den römischen Stuhl, sondern gegen die Vorrechte der Patriarchen Alexandriens und Antiochiens gerichtet. Nur die Alexandriner opponirten anfangs, später regte sich kein ernstliches Widerstreben von Seiten der letzteren am meisten behelligten Bischöfe mehr; auch verloren diese Patriarchate nachdem sie von der Häresie angesteckt, und vollends nachdem ihr Gebiet von den Arabern eingenommen war, alle Bedeutung. Um so energischer und anhaltender protestirte

Digitized by Google

Rom gegen den Stolz der byzantinischen Patriarchen, gegen die beiden Kanones von Constantinopel und Chalcedon, gegen den Titel eines ökumenischen Patriarchen, gegen die Anmaßung von Jurisdiktion in Illyrien, in Sizilien, in Bulgarien. Hergenröther zeigt, wie pflichtgemäß, wie klug, wie berechtigt dieser Kampf der Päpste war, ja wie das sogar anfangs (nach dem Concil von Chalcedon) in Byzanz anerkannt wurde.

Aber die andere Seite der Stellung, in welche die Patriarchen Constantinopels durch die Nähe der kaiserlichen Residenz geriethen, war ungleich schlimmer für die Kirche. Den Glanz welcher vom Kaiserthrone auf ihren Stuhl zurückstrahlte, mußten sie mit dem Verluste ihrer kirchlichen Unabhängigkeit bezahlen. Wie verderblich und schmachvoll dieses Verhältniß war, das ergibt sich aus dem Leben der 60 Bischöfe, die vor Photius den Bischofsstuhl einnahmen, und die uns Hergenröther der Reihe nach vorführt; das erhellt aus der Geschichte all der Häresien, Schismen, Streitigkeiten die den Orient beunruhigten, wie uns der Verfasser mit großer Ausführlichkeit erzählt*). Mehr als ein Drittheil jener Bischöfe sind als Häretiker und Begünstiger der Häresie gebrandmarkt. Beinahe ebenso viele wurden aus verschiedenen Ursachen theils von häretischen, theils von orthodoxen Kaisern entsetzt; manche erfuhren dabei eine entwürdigende Behandlung.

So erlitten das byzantinische Patriarchat und die ihm unterworfene Kirche fortwährende Schwankungen je nach dem wechselnden Winde der kaiserlichen Launen oder auch der Revolutionen des Palastes. Bald im Abgrunde der Häresie, bald wieder aus demselben emporgehoben, genossen sie nur

*) Doch hätten wir gewünscht, daß der Verfasser sich etwas mehr über den Antagonismus der theologischen Schulen im Oriente und die origenistischen Streitigkeiten ausgesprochen hätte. Solches würde einiges von ihm Erzählte mehr aufgehellt haben.

Digitized by Google

kurze Zeit des Friedens. Doch zeigten gerade diese Kämpfe, daß noch viele guten Elemente im Oriente waren, und Hergenröther unterläßt niemals darauf hinzuweisen. Nichts liegt ihm ferner als Alles recht schwarz zu malen; er macht vielmehr auf gelehrte, tugendhafte, heilige Patriarchen aufmerksam. Aber auch das hebt er hervor, daß kein noch so tüchtiger Patriarch sich gegen den Willen des Kaisers zu halten vermochte, und daß nach der Absetzung eines solchen es einem Tyrannen nicht schwer fiel gefügige Werkzeuge auf den Bischofsstuhl zu heben. Unter diesen Umständen konnte die Rettung nur von Rom kommen. Davon waren denn auch alle Bessern überzeugt, wie Hergenröther durch verschiedene Citate darthut, und die Geschichte beweist es vollends. Wie oft haben nicht die Päpste den Orient aus seinen vielfachen Häresien hinausgeführt? Fürwahr, die Schismatiker haben keine Ursache sich Rom gegenüber die Orthodoxen zu nennen. In wiefern dieser Titel Wahrheit enthält, verdankt die orientalische Kirche den Anspruch auf denselben einzig und allein den so verhaßten Päpsten.

Weil der Grund des Uebels aber die Abhängigkeit der orientalischen Kirche von dem wetterwendischen Willen der bald rechtgläubigen, bald häretischen, immer aber in geistliche Angelegenheiten sich mischenden Kaiser war, so finden wir denn auch in den Briefen der Päpste die herrlichsten Proteste für die kirchliche Freiheit, von denen der Verfasser uns mehrere in seiner Schrift wiedergibt.

Aber diese unaufhörlichen Schismen hatten das Band, welches den Orient an die römische Kirche als seine einzige Retterin knüpfte, vollständig gelockert. In den Zeiten der Bilderstürmer war kein römischer Apokrisiarier in Constantinopel, und später kamen nur vorübergehend Gesandte dorthin. Auch trennten politische Ursachen, nationale Abneigungen immer mehr die beiden Hälften der christlichen Welt.

So hat uns der Verfasser an der Hand der Geschichte bis zur Zeit des Photius geleitet und Alles kennen und

Digitized by Google

würdigen gelehrt, was in dem großen Drama das er nun unſern Augen vorführen will, eine Rolle ſpielt. Zum Schluſſe gibt er uns noch eine überſichtliche Aufzählung der diſponirenden Urſachen des griechiſchen Schisma. Mit Recht hebt er unter ihnen auch die nationale Verſchiedenheit der orientaliſchen Völker von den abendländiſchen hervor, treu dem Gedanken welchen er ſchon auf der erſten Seite ſeines Werkes ausgeſprochen hatte: ganz beſonders ſei zu zeigen, wie in Photius eine ganze Nationalität repräſentirt werde. Weitreichende religiöſe Revolutionen können ohne das dabei mitwirkende nationale Element nicht gehörig erklärt werden. Jede Wirkung muß einen entſprechenden Grund haben. Der Abfall ganzer Nationen auf viele Jahrhunderte hin kann nicht einzig in den Leidenſchaften Weniger gründen. Die Urſache wird irgendwie der Nation gemeinſam ſeyn. Mögen darum immerhin die Wenigen den Anſtoß geben, jenen unheilvollen Nachdruck verleihen ſie demſelben nur durch Aufſtachelung nationaler Gefühle, durch Vorſpiegelung nationaler Intereſſen, durch Ausbeutung nationaler Laſter*).

Damit iſt nicht geſagt, daß die Verſchiedenheit der Völker und insbeſondere die Verſchiedenheit zwiſchen dem Orient und Occident nothwendig Verſchiedenheit der Religion und Trennung der katholiſchen Einheit verurſache; nein, das wäre fataliſtiſch. Auch war die Stagnation der orientaliſchen Kirche bis zum 9. Jahrhundert noch nicht in das Stadium getreten, in dem keine Heilung und Beſſerung mehr möglich geweſen wäre. Hergenröther weist hin auf Anſätze zu neuer Bildung und Erhebung, auf thatkräftige Männer welche das Uebel und ſein Gegengift ſehr gut kannten. Aber es bedurfte gewaltiger Anſtrengungen und des Zuſammenwirkens aller geiſtigen Potenzen, um eine dauernde Erhebung des griechiſchen Staats- und Kirchenweſens zu Stande zu bringen und die zum vollkommenen Bruche von der allgemeinen Kirche

*) Siehe darüber v. Döllinger Kirche und Kirchen S. 4 ff.

Digitized by Google

hindrängenden Elemente zu besiegen. Leider fand das Gegentheil statt. Hatten bisher die Dissidien das Gebiet des Glaubens nicht berührt, so trat nun ein Mann auf, der dem Zerwürfnisse eine dogmatische Grundlage und eine größere Ausdehnung gab. Es war Photius.

In dieser Weise macht uns Hergenröther im ersten Buche mit den Ursachen und Keimen des griechischen Schisma bekannt, welche in den orientalischen Völkern und der Geschichte ihrer Kirche lagen. Er belehrt uns dann im zweiten Buche über die aus der Persönlichkeit und dem Leben des Photius hergenommenen Momente, welche diesen Haupturheber der Trennung auf seine unselige Rolle vorbereiteten. Die Jugendgeschichte des Photius ist in Dunkelheit und Sagen gehüllt; man weiß mit Sicherheit weder das Jahr seiner Geburt noch die Namen seiner Aeltern und Lehrer. Gewiß ist, daß Photius welcher der aristotelischen Philosophie zugethan war, vor zahlreichen Schülern Dialektik vortrug, was den Verfasser veranlaßt, sowohl im Allgemeinen über die philosophischen Studien jener Zeit, als auch insbesondere über die des Photius zu sprechen. Wunderbar war die Anziehungskraft welche dieser Mann auf seine Zuhörer übte, und mit welcher er dieselben an sich fesselte. Auch mit juristischen und medicinischen Studien befaßte er sich, während er mit ächtgriechischer Verachtung des Ausländischen nicht einmal die lateinische Sprache sich aneignete. Seine erstaunlichen Kenntnisse welche er mit Gewandtheit und politischer Klugheit zu paaren wußte, und seine Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie öffneten ihm den Weg zu hohen Aemtern. Bald war er erster Geheimsekretär. Hierdurch aber kam er mit dem Hofe des elendesten aller Kaiser (Michael III.) in Berührung und wurde allmählig in das dort herrschende Parteigetriebe verwickelt. Das erklärt uns Alles. Hergenröther versteht es nun, mit psychologischer Kenntniß die innere Verkettung aller folgenden Schicksale des Photius aufzudecken, die innere Wahrscheinlichkeit dessen nachzuweisen

Digitized by Google

was die Zeugnisse aus so vielen Quellenwerken erhärten, und selbst ein gewisses Interesse für den Helden seines Geschichtswerkes zu erwecken. Photius ist kein Teufel, er ist ein Mensch, menschlichen Leidenschaften zugänglich, und wer verwundert sich, daß ein junger Mann im Besitze einer immensen Gelehrsamkeit, einer ungetheilten Bewunderung und hoher Aemter sein Herz dem Stolze und dem Ehrgeize öffnet? Denken wir uns einen Griechen, mit allen diesen Eigenschaften in die Verhältnisse gesetzt in welche Photius wirklich gerathen ist, so ergibt sich Alles gewissermaßen von selbst.

Photius konnte sich auf die Dauer am Hofe nicht ohne Parteistellung halten; dann war es aber ganz natürlich, daß er sich dem einflußreichsten, zugleich ihm verschwägerten und für die Wissenschaften eingenommenen Bardas anschloß. Von der anderen Seite war es unmöglich, daß der strenge Patriarch Ignatius nicht früher oder später in Conflikt mit dem ausschweifenden Hofe kam. So geschah es denn wirklich, als er dem Bardas wegen Blutschande die Communion verweigerte. Jetzt nahmen die Sachen einen in der byzantinischen Geschichte ganz gewöhnlichen Verlauf. Die Rachsucht des alles vermögenden Mannes welcher, wie es scheint, schon früher mit Photius sich zu den Gegnern des Patriarchen, der Partei des Gregor Asbestes, gehalten, wußte sich nicht mehr zu mäßigen. Ignatius wurde abgesetzt, ein Anderer zum Nachfolger ersehen, und auf wen konnten unter den damaligen Verhältnissen die Blicke des Bardas eher fallen als auf Photius? So trat eine schwere Versuchung an diesen heran. Ihm, dem kühn aufstrebenden gelehrten Manne winkte die erste, die glänzendste Würde des Reiches, eine Würde welche ihm ein ausgebreitetes Wirken für die Wissenschaft ermöglichte. Aber das Gewissen? Nun, nach der damals im Oriente herrschenden Ansicht konnte der Kaiser den Patriarchen ein- und absetzen. Photius nahm also die ihm vom Hofe angebotene Würde an. Sicher entsprach dieselbe den Wünschen seines Herzens, mochte er auch äußerlich sich

Digitized by

drängen lassen; er war seiner Sache gewiß und suchte hier, wie sein ganzes Leben hindurch unersättlichen Ehrgeiz durch erkünstelte Demuth und Frömmigkeit zu verhüllen. Nachdem er aber einmal diesen Schritt gethan, verlief sein Leben nach den Worten des Dichters:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären"

Photius hatte „die Energie eines unerschöpflichen, rastlosen, durchdringenden Genie's, das nimmer das einmal eroberte Terrain sich abringen lassen will und Schritt für Schritt vorwärts, nie rückwärts zu gehen entschlossen ist." Er fand auch „in seinem eigenen Geiste immer neue Hülfsquellen, immer neue Mittel, das einmal Errungene nun auch zu behaupten." Vor Allem war er bedacht Ignatius für eine freiwillige Abdankung zu gewinnen; doch der Heilige wollte nicht. Nun wurde Gewalt gebraucht, freilich nicht von Photius. Bardas war es welcher den Greis sammt dessen Anhängern schwer mißhandeln ließ. Aber Photius hinderte nicht energisch dieses empörende Verfahren, das in seinem Interesse geschah. Interessant sind die Briefe, welche er damals an Bardas schrieb, um das Gehässige der Behandlung des frühern Patriarchen von sich abzuwenden. Sie offenbaren uns die peinliche Situation in welche er gerathen war. Nichtsdestoweniger war sein rühriger Geist unausgesetzt thätig, um durch Schreiben, durch administrative Handlungen, durch Schmeicheleien und Drohungen den Anhang des Ignatius zu mindern oder wenigstens unschädlich zu machen, um endlich auch durch eine für den byzantinischen Stuhl ungewöhnliche Missionsthätigkeit sein Patriarchat mit äußerm Glanze zu umgeben.

Das Hauptsächlichste freilich — das sah er deutlich ein — blieb noch zu thun übrig, der Papst mußte gewonnen werden, und damals saß auf dem päpstlichen Throne ein Heiliger, welcher sich eher zerstückeln ließ, als daß er Unrecht gutgeheißen hätte. Photius schickte an ihn eine Gesandtschaft

Digitized by Google

mit einem in seiner Art meisterhaft abgefaßten Schreiben, worin theologische Gelehrsamkeit und Orthodoxie ebenso sich spreizten, als es heuchlerisch Demuth, Unschuld, Frömmigkeit zur Schau trug. Nikolaus I. wurde durch diesen Phrasenschwall nicht getäuscht, er vermuthete Trug und schickte Gesandte nach Constantinopel, denen er die gemessensten Instruktionen mitgab. Diese zeigten sich aber den griechischen Künsten und Tücken nicht gewachsen. Sie ließen sich auf einer großen Synode, der sogenannten Prima - secunda, zu Allem brauchen, obwohl die erhabene Standhaftigkeit und Freimüthigkeit des Ignatius dort selbst griechische Bischöfe erschütterte. Schließlich wurde die Unschuld von der Masse (72) falscher Zeugen erdrückt, die von mehr denn 300 Bischöfen und den päpstlichen Legaten besuchte Synode degradirte feierlich den Ignatius und erkannte Photius an. So schien letzterer dem höchsten Ziel seiner Wünsche nahe zu seyn. Doch das durch Lug und Gewalt zertretene Recht fand einen unüberwindlichen Hort an Nikolaus I., und weil auch Photius auf seiner betretenen Bahn nicht zurück wollte, so mußte ein Kampf entstehen, welchen das dritte Buch unseres Werkes (S. 505—711) in ebenso ausführlicher als anziehender Weise schildert.

Dieser Kampf erregt um so höheres Interesse, als der Verfasser in Photius alle die reichen Gaben und Talente, womit dessen Genie verschwenderisch ausgestattet war, gehörig in's Licht zu stellen gewußt hat. Wir sehen zwei wahrhaft Gewaltige miteinander ringen, Photius und Nikolaus; der eine groß durch Gelehrsamkeit, der andere durch Charakterfestigkeit; der eine mächtig durch alle irdischen Hülfsmittel welche den Menschen zu Gebote stehen können, der andere mächtig durch alles Höhere was die Sterblichen über sich selbst erhebt: durch Gnade und Autorität, durch Recht und Tugend. Photius unterschätzt nicht seinen Gegner, er ruft durch das bekannte Manifest über Bulgarien den ganzen Orient mit in den Kampf, er sucht durch den Vorwurf der

Verfälschung des Symbolums welchen er den Lateinern macht, dem Zwiespalt eine dogmatische Grundlage zu geben, er trachtet eine ökumenische Synode wider Nikolaus zu versammeln, er gibt sich alle Mühe, die Unzufriedenen unter den abendländischen Fürsten und Bischöfen zu einer Coalition wider ihren strengen Sittenrichter zu vereinigen, er erhält sich die Gunst des launischen Kaisers dem er Schreiben und Drohungen wider den Papst diktirt, er spart endlich kein Mittel, um das Volk von Ignatius abzuziehen, die Masse seiner Treuen zu vermehren und seine Gegner zu vernichten. Von der anderen Seite weiß auch Nikolaus sehr wohl, mit wem er es zu thun hat. Voll des Vertrauens auf Gott und den Sieg des Rechtes, ist er sich doch bewußt, daß er verpflichtet sei alle erlaubten irdischen Mittel anzuwenden. Er bietet darum seine ganze Beredtsamkeit auf, um den Kaiser Michael III. eines Bessern zu belehren. Kräftiger und rührender hat wohl nie Jemand einem Tyrannen an's Herz gesprochen. Der Papst schreibt an die Mutter, an die Frau des Kaisers, an einflußreiche Personen in dessen Umgebung, er sucht Ignatius und die diesem Ergebenen aufzurichten. Und weil er die ganze Bedeutung des von Photius erregten Sturmes durchschaut, ruft er seinerseits den Occident zur Vertheidigung der lateinischen Kirche auf welche Photius so schmählich angegriffen. Seine Hauptkraft fand er aber in dem apostolischen Non possumus. Und wie sollte auch der Felsen welcher den ewigen Gottesbau trägt, nach jedem Winke der kaiserlichen Willkür, nach jedem Winde des menschlichen Aberwitzes und Lasters schwanken können? **Non enim possumus aliquid contra veritatem** (II. Cor. 13, 8). Hieran muß doch zuletzt jeglicher Trug, jegliches Unrecht zerschellen.

Der besagte Kampf zeigt zugleich, wohin hohle Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit führt, welche mit Dünkel auf die weniger gelehrten, aber desto thatkräftigeren Männer und Völker herabsieht. Welche Blößen haben sich nicht Photius und seine Partei gegeben? Wir erinnern nur an die Miß-

Digitized by Google

handlung des heil. Ignatius und der ihm Getreuen, an den unglaublichen Trug wodurch Photius seine Synode von 867 als eine ökumenische darzustellen suchte, an seine kriechende Schwäche gegenüber dem erbärmlichsten Wüstling Michael III, an sein schmähliches Benehmen nach der Meuchelung seines größten Gönners, des Bardas, an die unsägliche Heuchelei womit er nichtsdestoweniger überall sich den Anschein eines heiligen Dulders zu geben suchte. Aber selbst seine Gelehrsamkeit gerieth auf große Irrwege nicht nur in den kanonistischen, seine Erhebung betreffenden Fragen, sondern ganz besonders in der Controverse über das Ausgehen des heil. Geistes, wie Hergenröther zum Schlusse mit dogmatischer Schärfe und patristischer Belesenheit nachweist.

Das wäre in einer dürftigen Skizze der reiche Inhalt, welchen der Verfasser in seiner Schrift aus zahllosen Quellentexten zusammengetragen hat. Man mag in der Deutung dieser Stellen nicht immer mit ihm übereinstimmen*); wie sollte es auch anders bei ihrer großen Menge möglich seyn? Aber ein billiger Kritiker wird hinzusetzen, daß es keine

*) Eben deßhalb glauben wir uns auch der Aufzählung einzelner Versehen und einzelner Sätze, in denen wir anderer Ansicht sind, enthalten zu dürfen. Nur auf Eines, worin wir eine etwas genauere Fassung gewünscht, wollen wir aufmerksam machen, um einer falschen Deutung vorzubeugen. S. 30 heißt es: „(Der Römische Bischof) übte seine höchste Jurisdiktion im Oriente zunächst nur über die Patriarchen, nicht über die einzelnen Bischöfe." S. 297: „Allein dieses Eingreifen des Römischen Stuhles war eben nur in außergewöhnlichen Umständen hervorgetreten; in ruhigen Zeiten trat es selten ein." Diese Worte lassen einen richtigen Sinn zu. Wollte man sie aber dahin deuten, als ob der Verfasser meine, daß der Papst seine Jurisdiktion unmittelbar nur über die Patriarchen, und auch das nur in außergewöhnlichen Umständen, ausgeübt habe, so wäre eine solche Behauptung nicht nur historisch unrichtig, sondern auch sicher gegen die Intention Hergenröthers, wie aus andern Stellen seines Werkes klar hervorgeht.

Digitized by Google

Hauptpunkte sind die in Frage kommen, daß dieselben noch dazu Dinge betreffen, deren Dunkelheit einem Jeden die Freiheit läßt anders zu denken. Man mag es auch einigen Stellen anmerken, daß es dem Verfasser mehr um die Sache als die Form zu thun war, aber sicher ist der Styl seines Werkes nicht vernachlässigt. Man mag hie und da eine andere Anordnung des Stoffes wünschen, aber man kann dem Verfasser nicht das historische Talent absprechen, die Einzelnheiten so zusammenzustellen, daß sie uns die Entwicklung des Ganzen überschauen und durchschauen lassen. Es ist wahr, eine große Liebe zur Kirche und zum heiligen Stuhle durchhaucht die Schrift, aber Niemand darf deßhalb den Verfasser einer Parteilichkeit gegen die kirchlichen Gegner beschuldigen.

Zum Schlusse unseres Referates wollen wir unsere Freude aussprechen sowohl über das recensirte Werk, welches gewaltig die Fluth ephemerer Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur überragt, als auch über die günstige Aufnahme, welche es nicht nur in Deutschland, sondern bereits im Auslande bei einem der competentesten Kenner des Griechenthums, P. Gagarin (Études relig. hist. et littéraires 1867 p. 358) gefunden hat.

XII.

Credit und Wucher.

Die Naturalwirthschaft im Mittelalter der Völker wie die Geldwirthschaft in ihrer industriellen Culturepoche haben mit dem Untergange der Mittelclassen geendet. In jener lag der Bauer wie der Handwerker in den Banden der Leibeigenschaft und Hörigkeit; der Edelhof verschlang immer mehr das Bauerngut; Verschuldung, Ueberlastung durch Frohnden, Zehnten, Gülten, Besthaupt u. s. w. drängten die Bauernschaft immer mehr hinab in den vierten Stand. Denselben Druck welchen hier der große Grundbesitz auf die ländliche Bevölkerung übte, vollzog in der Periode der Geldwirthschaft das große Capital auf die industriellen Classen; die mittleren Existenzen wurden immer mehr gelichtet, das Handwerk immer mehr zur Arbeit in die Fabrik eingeführt, vom Großbetriebe verschlungen. Durch beide Perioden zieht noch die wucherische Ausbeutung durch das Capital. Dem vierten Stande endlich in allen seinen Gliederungen: dem Gesinde, dem Taglöhner, dem kleinen Bauern, Pächter, Handwerker, den Arbeitern und anderen Bediensteten, bleibt ein menschenwürdiges Daseyn verschlossen.

So haben beide Wirthschaftsformen die Harmonie der socialen Interessen zerstört. Endlich aber bricht sich im Stillen eine weitere wirthschaftliche Entwicklung die Bahn:

Digitized by Google

die Creditwirthschaft. Der Credit führt das Capital in die arbeitenden Classen ein und ihre Genossenschaft befreit sie von der Uebermacht des individuellen Capitals. Jenem Zwecke dienen für die Bauernschaft landwirthschaftliche Credit-Banken, für die niederen industriellen Classen die Volksbanken, für die unbemittelten Classen überhaupt die Leihbanken. Dem anderen Zwecke aber dienen Consum-, Rohstoff-, Magazin-Vereine, hauptsächlich aber die Produktiv-Genossenschaften.

Das Lebensprincip der Creditwirthschaft ist der Genossenschaftsgeist mit all seinen Tugenden; ihre Wurzel und ihre Krone ist der sittliche Geist; ihr Wachsthum aber bedingt das Eingehen in die Fortschritte der Cultur. In Beidem liegt ihre Zukunft. Schon aber haben sich dämonische Elemente eingemischt, um das Creditleben zu vergiften: der Schwindel und der Wucher. Der Wucher hat die Gesetzgeber aller Zeiten zum Kampfe herausgefordert. Was haben sie gethan? Was müssen wir jetzt thun, um den Wucher zu bannen? Das ist die Frage!

Es ist Aufgabe des Credits, daß das Capital von dessen Eigenthümer auf denjenigen übertragen werde, der es besser und fruchtbarer verwerthen kann, als dieß der Eigenthümer vermag. Der Creditnehmer soll das Capital durch sein Geschäft, durch seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit, sein Talent für sich und Andere nutzbar verwenden, er soll es schöpferisch, produktiv machen. Das einfache Borgen welches man gleichfalls Credit nennt, erfüllt diese Aufgabe nicht, ist daher ein unvollkommener Credit. Es enthält nur die eine Seite des Credits, das Vertrauen daß derjenige welchem geborgt wird, seine Verbindlichkeiten erfüllen werde. Dieses Vertrauen ruht bei beiden Creditformen entweder mehr auf dem Vermögen des Creditnehmers (Realcredit) oder mehr auf dessen Persönlichkeit (Personalcredit). Im letzten Grunde sind Ehrlichkeit (Charakter), Arbeitsamkeit, Geschicklichkeit, mit Einem Wort Tüchtigkeit die Hebel und Träger des Credits. Das gilt von Einzelnen wie von ganzen Völkern. Die Holländer machten

Digitized by Google

Glück im Verkehre, sie galten überall als solide Handelsleute. Nicht so bei den Chinesen, die durch ihre Treulosigkeit berüchtigt waren.

Der produktive, persönliche Credit ist Aufgabe und Ziel der Creditwirthschaft. Damit dieses Ziel erreicht werde, müssen noch andere Faktoren mitwirken; so namentlich die Rechtspflege eines Landes. Wenn sie Vertrauen erwecken und zum Creditgeben aufmuntern soll, muß sie rasch und nicht kostspielig, muß das Richteramt unabhängig und unparteiisch seyn. Der industrielle Unternehmungsgeist, die Arbeit muß frei seyn; der Markt der Welt muß offen stehen. Die technischen Wissenschaften, Physik, Chemie, müssen aufmunternde Pflege finden. Also Gerechtigkeit im Staate, Ehrlichkeit und Bildung im Volke, Ehrlichkeit aber vor Allem! Ohne sie nur Mißbrauch des Credits, Schwindelei, Betrug und die krankhafte Sucht schnell reich zu werden, auch auf dem Grabe des Lebensglückes Anderer. Daran ist unsere Zeit leider nicht arm. Daher die Spekulation mit Staatspapieren, das künstliche Hinauftreiben und Herabdrücken der Werthe durch Manöver aller Art; daher der Ankauf von Häusern, Gütern, Miethen von Läden ohne Mittel die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, lediglich in dem Glauben dieselben in kürzester Zeit gegen Profit wieder abzugeben; daher die Ueberproduktion, das Ablassen der Waare zu Schleuderpreisen, um seine Gegner zu verderben — das Alles mit der Folge des eigenen Verderbens. Keine Gesetzgebung hat gegen diese krankhaften Auswüchse heilende Mittel. Was halfen bisher Strafgesetze gegen betrügerischen Bankerott? Was half der Personalarrest? In England waren im J. 1827 im Laufe von 2½ Jahren 70,000 Schuldner eingekerkert, und ebendaselbst stellte sich im Durchschnitt nur ein Zehntheil der Bankerotte als unverschuldet heraus!

1. Das Alterthum.

An den Schwindel schließt sich sein Zwillingsbruder, der

Wucher, beide wurzelnd in der krankhaften Sucht nach Reichthum, beide zu demſelben Ausgange führend: zum Bankerott am Vermögen, der Ehre, dem Gewiſſen. Der Schwindel aber verdirbt die geſcheidten, der Wucher die dummen Leute; denn der Wucher beutet die Noth und die Unwiſſenheit aus.

Man unterſcheidet Korn- und Zinswucher. Von jenem iſt aber bei großen Getreidehändlern keine Rede mehr. Sie kaufen in wohlfeilen Jahren ein, können in Folge ihrer Geſchäftsverbindungen wohlfeiler einkaufen, haben wegen des Verderbs des lagernden Getreides viel Riſiko zu beſtehen, und werfen wo Mangel eintritt, ihre aufgeſpeicherten Maſſen auf den Markt, drücken die Theuerungspreiſe nieder und leiſten der leidenden Welt einen Dienſt. Wucherer ſind nur jene kleinen Aufkäufer von Getreide am Orte der Theuerung ſelbſt, welche Nothpreiſe erzwingen, und durch ſie ſich bereichern. Doch der große Getreidehandel, die beflügelten Transportmittel haben dieſes kleine Treiben bald kalt gelegt. Der Zinswucher hingegen koſtet noch Schweiß.

Ueber drei Jahrtauſende geht dieſe Frage durch die Geſchichte. 1500 v. Chr. hat ſie Moſes, 888 v. Chr. Lykurg, 595 v. Chr. Solon entſchieden. In Rom wurden von 260 bis 467 u. c. Verſuche der Löſung gemacht und viermal kam es wegen Nichtbefriedigung des Volkes oder wegen ſeiner fortgeſetzten Leiden durch den Wucher zu Auswanderungen aus Rom. Dann machten ſich die Päpſte an das Werk, zuletzt die moderne Geſetzgebung und Wiſſenſchaft. Die alte Zeit iſt gegen das Zinsnehmen oder für Feſtſetzung eines beſchränkten Zinsmaßes. Die alten Geſetzgeber fürchteten die um ſich greifende, Alles ſich unterthänig machende Uebermacht des Capitals. Sie ſahen den Wucher in tauſend Formen ſchlangenartig um die Noth und das Elend ſich winden, bis es erdrückt wurde. Hier verdrängt, trat der Wucher dort wieder auf, er hat nicht nur Einzelne und Familien ruinirt, ſondern auch die Geſellſchaft zerklüftet und Bürgerkriege entzündet. Daher die Strenge der Geſetzgebungen der alten Zeit,

Digitized by Google

In Perioden mit vorherrschender Agrikultur ist das um so mehr begreiflich. Da waren Darlehen nur wegen vorhandener Noth, wegen dringenden Bedürfnisses gemachte Beleihungen von Vorräthen oder Geld; die Noth des Andern aber soll man nicht mißbrauchen, nicht ausbeuten. Moses wollte daß sein Volk eine große Familie bilde, es hatte einen Nationalgott: auch der Reiche war ein Bruder des Armen, von dem Bruder aber soll man keinen Zins nehmen. Dagegen war es gestattet von dem Fremden Zins zu nehmen. Hier tritt auch schon der Verkehr mehr in den Vordergrund. Lykurg wollte sein Volk von allen Völkern ringsum abschließen, die Genüsse die ein Handelsvolk entnerven, sollten ihm ferne bleiben. Sparta sollte seine Unabhängigkeit, seine nationale Kraft suchen und erhalten in einem festen, gegliederten Grundbesitz und in der Macht der Waffen, in der Stahlkraft des Armes, in der Frugalität der Lebensweise. Der Besitz von Silber war verboten, es gab nur Münzen aus Eisen, die man für den auswärtigen Verkehr nicht brauchen konnte. Die Spartaner halfen sich mit ihren Vorräthen gegenseitig aus, der Markt kannte nur den Tausch. Aber hat je ein Gesetzgeber es verhindern können, daß der Weltgeist auch über Mauern hinüber nicht eindrang in das Herz des Volkes? Die auswärtigen Kriege brachten das Verderben heim. Die Genußsucht und die Habsucht kamen auch über Sparta und Sparta ging zu Grabe.

Anders in Athen. Hier tritt schon die Geldwirthschaft in den Vordergrund. Sparta legte sich auf Jagd und Krieg, Athen auf Handel und Seefahrt. Selbst der Adel baute sich Schiffe und trieb Commers. Noch mehr bereicherten sich die Kaufleute durch überseeische Geschäfte. Je mehr der Verkehr über alle Küsten sich ausdehnte, um so mehr stieg der Gewinn aus dem Handel, um so größer war die Nachfrage nach Capital, um so höher stieg der Zins. Der niederste Zins betrug 10 Proc., der höchste 30 (36) Proc., in der Mitte schwankte er zwischen 12 und 18 Proc. Die Reichen

Digitized by Google

legten ihre Capitalien bei Wechslern an, und diese liehen sie wieder aus gegen Verpfändung von Häusern, Grundstücken, Sklaven, Kostbarkeiten.

Am schlimmsten stand es da mit der Bauernschaft. Die Lasten an den Staat waren groß: für sie war keine Aussicht auf Gewinn. Mißerndten und Lasten zwangen sie Schulden zu machen. Sie wurde dem Adel verschuldet und empfand am meisten den Druck des Wuchers. Die Bauernhöfe wurden dem Adel verpfändet, oder es kaufte dieser Bauerngüter an. So ging Eine freie Bauernfamilie um die andere ein. Da kam es zu gefahrdrohenden Bewegungen im Volke und an Solon wurde die Rettung des Staates übertragen.

Wir hören nichts von Wuchergesetzen, weder von Zinsverboten noch von Zinsbeschränkungen. Solon räumte zuerst mit der alten Naturalwirthschaft vollends auf; er schaffte die Leibeigenschaft ab (wie dieß auch bei uns am Ausgang aus dem Mittelalter geschah). Das Einziehen der Bauernhöfe durch den Adel (wie auch bei uns durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich II.) und die Vereinigung vieler Grundstücke in Einer Hand wurde beschränkt. Der Müssiggang ward als Verbrechen erklärt, jeder Bürger mußte ein Gewerbe treiben; der Vater, der seine Söhne ein Gewerbe nicht erlernen ließ, sollte durch sie eine Pflege im Alter nicht erhalten. Der Staat ließ seine Schuldner frei und verwirkte Geldstrafen fallen; dann wurde eine Münzveränderung vorgenommen, in deren Folge der Schuldner seine Schulden leichter abtragen konnte. Die neue Münze erhielt einen höheren Cours, als sie nach ihrem inneren Gehalte haben sollte; der Schuldner brauchte somit statt 100 Drachmen bloß 73 zu entrichten. Damit war auch der Zinsfuß herabgesetzt, während der Werth der verpfändeten Grundstücke stieg. Das Capital behielt die freieste Bewegung. Die Geschichte erwähnt nichts von wucherischer Ausbeutung. Dieß läßt sich aber auch dadurch erklären, daß Darlehen nur zu gewinnbringenden Unternehmungen hergeliehen wurden, welche auch

Digitized by Google

einen hohen Zins entrichten konnten, und daß beim Volke keine oder wenig Nachfrage nach Darlehen geschah, weil es ihrer nicht bedurfte. Der Bürger erhielt einen Taglohn für den Besuch der Volksversammlung und der Schwurgerichte. Dazu kam, daß in Athen Unterstützungen als unverzinsliche Darleihen gereicht wurden, daß ärmere Bürger Anweisungen auf Grundbesitz in einem Athen gehörigen Lande erhielten, daß an Hülfsbedürftige Kornspenden vom Staate verabreicht wurden u. s. w.

In Rom dem Ackerbaustaate finden wir wieder Zinsbeschränkungen. Das Verlangen der Mittelclasse einen Antheil an den eroberten Staatsländereien zu erhalten, ihre Klagen über das harte Schuldrecht, über den Druck durch Wucher ziehen sich durch die Jahrhunderte Roms bis in die Kaiserzeit hinein. Der innere Kampf der in Folge dieser Leiden der Mittelclasse (Plebejer) entsteht, hat zwei Perioden: eine der Gesetzlichkeit und die andere der Revolution, an deren Folgen das freie Rom verblutet. Diese socialen Leiden begannen mit den Kriegen welche Rom, nach Erweiterung des Staatsgebietes und mehr und mehr nach der Weltherrschaft strebend, mit allen Völkern ringsum führte. Des Plebejers Vieh wurde hinweggetrieben, seine Erndte zerstört; heimgekehrt vom Feldzuge mußte er Schulden machen; er machte Anleihen beim Adel (dem Patricier), der schon größeren Grundbesitz hatte und denselben durch die Eroberungen immer mehr vergrößerte. Er drückte den Plebejer durch Wucher und konnte, wenn dieser nicht bezahlte, ihn als Sklaven verkaufen um sich bezahlt zu machen; dieser Druck führte zu mehrmaligen Auswanderungen des Volkes aus Rom und das Patriciat gab wieder nach, um die Zerreißung des Staats zu verhüten. Oft war es auch die Pest was die harten Patricier zur Nachsicht und Milde stimmte. Die Staatsgewalt selbst mußte sich in's Mittel legen, um den drohenden Sturm abzuwenden, und man suchte durch Gesetze wie durch Verwaltungsmaßregeln einen dauernden Frieden zu stiften. Das war die Periode der Gesetzlichkeit in welcher je nach den

Digitized by Google

Ereigniſſen, der Größe der drohenden Gefahr die folgenden Anordnungen in das Leben traten.

Nach der Zwölftafel-Geſetzgebung betrug das geſetzliche Zinsmaximum 8⅓ Proc., d. i. 1/12 des Capitals. Auf die Ueberſchreitung dieſer Höhe ſtand die Strafe des vierfachen Betrages. Als die Plebejer das erſtemal wegen wucherlicher Bedrückung aus der Stadt gezogen waren, ſtellten ſie als Bedingung der Rückkehr Amneſtie und Schuldentilgung auf. Man bewilligte dieſe Forderung (260 u. c.). Ein ſpäterer Antrag der Volkstribunen auf Verbeſſerung der Lage der Plebejer bezweckte Aeckervertheilung und Abtragung des Schuld-Capitales in dreijährigen Terminen, nach Abzug der bereits bezahlten Zinſen vom Capitale. Auch dieſer Antrag ging durch (387 u. c.). Aber der Wucher und die Ausbeutung der Noth dauerte fort. Als die Noth eine bedrohliche Höhe erreichte, wurde eine Schuldentilgungs-Commiſſion eingeſetzt (402). Wenn der Schuldner dem Staate hinreichende Bürgſchaft gewährte, befriedigte dieſer die Gläubiger und ließ ſich ihre Forderungen gegen den Schuldner abtreten; war jene Vorausſetzung nicht vorhanden, ſo wurden die Gläubiger gezwungen an Zahlungsſtatt vom Schuldner Werthgegenſtände um einen abgeſchätzten Preis anzunehmen. Die vierte Maßregel, durch eine Peſt abgenöthigt, beſtand darin, daß man den Zins für 10 Monate auf 4⅙ Proc. herabſetzte, und dem Schuldner geſtattete, das Capital in 4 Raten abzutragen (406 u. c.). Aber die Annalen jener Zeit wimmeln von Wucherproceſſen. Wieder half die Peſt, und die Unruhe im Volke, weil man einen aus ſeiner Mitte wegen Schulden dem Gläubiger zuerkannte. Die Gläubiger wurden jetzt gezwungen ihre Schuldner, wenn dieſe ihnen taxirte Werthgegenſtände abtraten, oder baldige Zahlung eidlich zuſicherten, aus der Schuldhaft zu entlaſſen. Auch ſollte der Schuldner nicht mehr als Sklave verkauft, nicht mehr in Feſſeln gelegt werden können. Das alte, harte Schuldrecht ward gebrochen (428). Aber Alles fruchtete nicht. Die Verurtheilungen der

Wucherer dauerten fort. Bereits wurden 40,000 Bürger, wohl zumeist römische Proletarier, von Staatswegen auf andere römische Gebiete übersiedelt. Aber auch das half nichts. Eine Hungersnoth, die Besteuerung auch der untersten Volks-Classen, die wachsende Verschuldung derselben, die Pest, die Hartherzigkeit der Gläubiger — das Alles führte zur vierten Auswanderung des Volkes. Man beantragte die Maßregeln von 402 und 428 und gewährte zuletzt dem Volke wieder Amnestie und Schulderleichterung (467). Weil aber die alte Gesinnung blieb, blieb auch das alte Uebel. Auch der letzte Versuch der Gracchen mißlang.

Es begann die Aera der Revolution. Fruchtlos war die Verweigerung des Kriegsdienstes, fruchtlos die viermalige Auswanderung des Volkes. Die Zersetzung der römischen Gesellschaft in die zwei Classen der Besitzenden und Nichtbesitzenden hatte sich vollzogen und der Bürgerkrieg begann sein blutiges Spiel. Sulla und Marius wurden die großen Henker Roms. Schulden und Wucher waren die Geißeln des römischen Volkes. Da kam Catilina mit der Parole: die Schuldbücher zu vernichten und die Reichen zu ächten. Die bittere Nemesis aber lag darin, daß die Angesehensten jetzt selbst tief verschuldet waren und Plünderung der Reichen, wie Vernichtung der Schuldbücher forderten. Cölius erklärte alle Schuldverschreibungen für erloschen, aber er ward seines Amtes entsetzt; auch der Volkstribun Dolabella forderte Schuldenerlaß, er fand Widerstand; bei der Abstimmung über seine Rogation wurden 800 Menschen erschlagen oder vom tarpejischen Felsen herabgestürzt. Nach Cäsars Tod begann wieder der grause Bürgerkrieg. Güterconfiskationen, Todesurtheile, Straßenmord, Schlachtentod und Cäsarenthum schlossen der großen Roma tragische Geschichte.

2. Das Mittelalter.

Während des Verfalls des römischen Reiches, in den ersten christlichen Jahrhunderten dauerte die Ausbeutung durch

Digitized by Google

den Wucher fort. In der Kaiserzeit war noch ein Zins von 12 Proc. erlaubt, in der Praxis aber wurde auch ein Zins von 20 Proc., ja von 30 Proc. erhoben. Durch Genußsucht und Ausschweifung, durch den Fluch der Sklavenarbeit wie in Folge der Ausbeutung der Armen durch die Reichen, der Arbeit durch den Müssiggang war die heidnische Gesellschaft untergegangen. Das Christenthum stellte jener Genußsucht und Ausschweifung das Gesetz der Entsagung entgegen; es hob den Fluch der Sklavenarbeit durch die Anerkennung des Werthes der freien Arbeit wie der Ehre der Arbeit auf. Die Ausbeutung aber oder den Wucher in allen seinen Formen bekämpfte es durch das welterlösende Gesetz der Liebe, und ebenso machte es, dem Müssiggange gegenüber, die Arbeit zum allgemeinen Gesetze unseres Lebens. Das Gesetz der Nächsten- oder Bruderliebe aber gebot gegenseitige Hülfeleistung, Aushülfe in der Noth.

Das Darlehen war nun in jener Zeit eine solche Aushülfe; es mußte also unentgeldlich gegeben werden, weil außerdem in ihm eine Ausbeutung der Noth des Nächsten lag. Sagte ja doch Christus: wenn Jemand von dir entlehnen will, so schlag es ihm nicht ab. Es war daher genug gethan, wenn man so viel zurückgibt, als man empfangen hat. Das Capital diente ja damals nur zur Aushülfe; daß man mit dem Capitale sich Vortheile und Gewinn verschaffe, lag der Einsicht jener Zeit noch ferne. Bei der Unsicherheit jener Zeiten, bei dem Mangel aller Verkehrsanstalten, bei dem Vorherrschen der Naturalwirthschaft, wollte und konnte Niemand sich mit seinem Capitale auf das ungewisse, gefahrvolle Meer von Unternehmungen oder spekulativen Geschäften hinauswagen. Das Capital trug also keine Früchte (res quae non germinat), hatte keine schöpferische Kraft, wie etwa ein Acker dem man durch Arbeit Früchte entlockt. Man konnte daher auch von einem Entlehner keinen Capitalzins fordern; jede Zinsforderung enthielt eine Ausbeutung des Nächsten. Man mußte diese verbieten, und in diesem Verbote der Zinsen

Digitized by Google

waren Staat und Kirche einig. Man mußte hierin um so energiſcher vorgehen, als die Erfahrung zeigte daß Wucherdruck viele ihres Vermögens verluſtig gemacht und zur Landesflüchtigkeit gedrängt hatte (capitulare v. 819). Die kanoniſchen Zinsverbote waren auch in die ſtaatlichen Geſetze aufgenommen worden; die weltliche Geſetzgebung erklärte den Wucher für die Geißel der Völker, und die Kirche bedrohte den Wucherer mit der Strafe der Excommunikation. Wer durch den Wucher der Nächſtenliebe den Todesſtoß gab, der ſollte von der chriſtlichen Geſellſchaft dafür die Strafe des kirchlichen Todes erleiden. Der Staat aber ſprach über den Wucherer die Acht aus. Geſtattet war es, einem Anderen ein Darlehen zu geben, und von ihm einen Acker dafür zu nehmen und deſſen Früchte zu erndten, bis das Darlehen zurückbezahlt war, wo dann auch das Grundſtück an den Schuldner zurückgegeben wurde. Die Früchte des Ackers erhielt der Darleiher nicht als Zins, ſondern in Folge ſeiner Arbeit oder der Bebauung des Feldes; folglich ging dieſer Vertrag nicht gegen das Zinsverbot. Ebenſo durften die Wechsler ſich Zinſen bedingen, denn ſie mußten in ihrem Geſchäfte ſelbſt mitarbeiten, Leute dafür halten, ſie lohnen, die Transporte bezahlen u. ſ. w. Es lag überhaupt der Gedanke nahe, daß ein Darleiher, wenn er Auslagen oder Verwendungen hatte machen müſſen um das Geld zu beſchaffen, dafür billigerweiſe eine Schadloshaltung fordern dürfe, und daß man ihm Erſatz überhaupt ſchuldig ſei, wenn er einen Schaden erleiden mußte, indem er Geld ausgeliehen hatte. Jeder Darleiher kann für das von ihm in Folge der Ausleihung gebrachte Opfer in dem Zins eine Schadloshaltung fordern: dieſer Gedanke war es, dem zuerſt Thomas von Aquin Ausdruck und Bekräftigung verlieh. Jahrhunderte gingen noch hin, bis Benedikt XIV. die Zuläſſigkeit des Zinſes in einem noch allgemeineren Satze ausſprach*).

*) Die Stelle bei Denzinger: enchiridion S. 521.

Digitized by Google

Dieser Papst hält an dem Principe fest, daß ein Darlehen unverzinslich sei; er fügt aber bei, daß man der allgemeinen Uebung gemäß etwas mehr als die Darlehenssumme fordern dürfe, wenn neben dem Darlehen noch andere Titel vorliegen die nicht zur Natur des Darlehens (als Aushülfemittels) gehören. Daß man beim Daseyn solcher Titel etwas mehr fordern dürfe, dafür sprechen gesetzliche wie sehr gerechte Gründe, die daher auch in der allgemeinen Uebung Anerkennung gefunden hätten. Es wurde die Zulässigkeit eines Zinses anerkannt in folgenden Fällen: 1) wenn die Landesgesetze den Darlehenszins als zulässig erklären; 2) wenn dem Darleiher durch das Darleihen ein Schaden zugefügt wird, oder 3) ein Gewinn ihm entgeht, oder 4) er Gefahr läuft das Capital selbst zu verlieren. Gesetzt, ich kann jetzt Getreide wohlfeil einkaufen; mein Nachbar aber braucht Geld und ich leihe ihm solches, muß aber später mein Getreide theurer einkaufen, so ist er mir Zins vom dargeliehenen Gelde, Schadloshaltung schuldig. Diese Schadloshaltung tritt überhaupt in den Fällen ein in welchen dem Gläubiger durch das Versäumniß des Schuldners, durch verzögerte Erfüllung seiner Pflicht, d. i. des Vertrags ein Nachtheil erwachsen war. Nimmt er ferner von mir Geld auf, um ein rentables Geschäft damit zu machen, so kann ich Zins fordern, weil mir ein Gewinn entgeht; ich begebe mich dieses Gewinnes und bringe ein Opfer, indem ich mein Capital einem Andern geliehen habe.

Durch die große Entwicklung des Handels und der Industrie ist aber in der Regel die Gelegenheit geboten sein Geld nutzbringend anzulegen; das Geld ist in einer industriellen Zeit kein unproduktives Gut mehr, im Verkehre trägt es immer Früchte. Wenn man daher einem Anderen darleiht, hat der Darleiher immer einen Gewinn-Entgang, und er ist daher berechtigt Zins zu fordern. Man hat deßhalb bei Kaufleuten die Sache schon früher nicht so streng genommen, weil sie die aufgenommenen Gelder nur für ihre Geschäfte verwendeten, und in den Fällen wo das Geld im Interesse der

Digitized by Google

industriellen Spekulation verwendet wird, bei der Stipulirung eines mäßigen Zinses von einem Nothstande keine Rede seyn kann.

Der letzte Fall der Zulässigkeit der Zinsforderung ist endlich die Verlustgefahr, die Uebernahme eines Risiko, z. B. bei der Zahlungsunfähigkeit des Entlehners, bei Darlehen für gewagte Unternehmungen, in Zeiten allgemeinen Geldmangels, oder großer Rechtsunsicherheit, beim Herannahen eines Krieges u. s. w. Hier sollte der Darleiher von dem Entlehner nur eine Sicherstellung in einer Caution, einem Pfande, einer Hypothek fordern für den Fall daß das dargeliehene Geld verloren ginge; vermag aber letzterer diese Sicherheit nicht zu leisten, so bleibt ihm nur die Stellung einer persönlichen Bürgschaft übrig. Der Bürge kann einen Preis für diese Sicherheitsleistung fordern. Sollte nun nicht auch der Darleiher diesen Preis fordern dürfen, wenn er die Tragung der Gefahr gleich dem Bürgen übernähme? Oder der Gläubiger kann dieses Darlehen bei einer Assekuranzgesellschaft versichern lassen, und muß dafür eine gewisse Einzahlung in deren Kasse machen; diese Einzahlung müßte auch der Schuldner ihm vergüten. Aus gleichem Grunde ist der Schuldner auch eine Vergütung schuldig, wenn solche Gesellschaften nicht bestehen; der Gläubiger fordert diese Assekuranz oder Bürgschaftsleistung in der Form des Zinses, in gewissen Procenten des Capitals. Im letzten Grunde handelt es sich auch hier nur um Abwendung eines Schadens oder des Verlustes der ganzen Forderung. Aber in all diesen Fällen bleibt eine Voraussetzung unerschüttert: in dem Zins den sich der Gläubiger bedingt, darf keine wucherische Ausbeutung enthalten seyn, das Ausbedingen der Zinsen muß den Gesetzen der Billigkeit entsprechen. Der Zins muß gerecht und mäßig seyn, er muß daher auch dem Antheil des Arbeiters oder Unternehmers der das Darlehen aufgenommen, am Gewinn Rechnung tragen; er soll nur den Ersatz des wirklich erlittenen Schadens in sich tragen, die Vergütung für einen Gewinn enthalten der dem Gläubiger nach sicherer Annahme

Digitized by Google

entgangen ist, oder die Vergütung einer Gefahr darstellen welche wirklich und nicht bloß vermeintlich ist u. s. w. Außer diesen Fällen, insbesondere in der Noth soll das Darlehen seinen unentgeldlichen Charakter bewahren.

3. Die Neuzeit.

Die Neuzeit hat, wie sie Freiheit in der Veräußerung, Theilung, Vererbung im Grundbesitz, Freiheit im Betriebe des Gewerbes und Handels forderte, auch die Freiheit und Freigebung des Zinses von allen gesetzlichen Beschränkungen, somit Aufhebung der Wuchergesetze gefordert. Die Vertreter dieser Richtung suchen ihren Standpunkt durch nachfolgende Gründe zu rechtfertigen.

Niemand macht Vorschriften, wenn es sich darum handelt, daß wir unsere Felder verpachten oder unsere Wohnungen vermiethen; die Höhe des Pacht- und Miethzinses wird durch Vertrag zwischen beiden Theilen abgemacht. Warum soll nun der Einzelne durch Vertrag nicht auch die Höhe des Zinses feststellen können? Warum will man hier eine Schranke aufrichten? Wenn der Einzelne mit seinem Capitale eine Fabrik errichtet die ihm 20 Proc. abwirft, warum soll er, wenn er sein Capital einem Anderen zu diesem Zwecke leiht, den Reingewinn nicht mit ihm theilen dürfen, wenn dieser auch den gesetzlichen Fuß des Zinses übersteigt?

Verbietet man das, so ist wohl die nächste Folge, daß der ehrliche Capitalist sein Geld dem geschickten Unternehmer nicht mehr leiht, selbst Unternehmer wird, oder dasselbe in Staatspapieren oder Aktienunternehmungen anlegt die ihm eine höhere Rente abwerfen. Der weniger ehrenhafte Capitalist aber wird die Zinsbeschränkungen zu umgehen wissen, er wird sein Geld mit hohen Zinsen ausleihen und sich dabei noch eine hohe Gefahrprämie ausbedingen, weil er die Gefahr der Entdeckung zu tragen, die Verurtheilung zu Geld- und Arreststrafen zu gewärtigen hat; und daß man solche Zinstaxen in hundert Formen von verschleierten Verträgen zu

Digitized by Google

umgehen vermag, hat die Erfahrung längst bewiesen. Wer aber muß dadurch am meisten leiden? Nur der Schuldner den das Gesetz zu schützen vermeint. Indem der Capitalhandel von ehrlichen Menschen vermieden wird, fällt er um so mehr in die Hände ehrloser Menschen, d. i. der Wucherer die ihn erst recht zum Nachtheile der Schuldner ausbeuten.

Lassen wir aber die Zinsschranken fallen, dann betheiligen sich auch ehrliche Leute beim Ausleihen ihrer Gelder, das Angebot von Capital wird daher größer und der Zins fällt. Auch ist kein Gesetz im Stande den Zinsfuß ein für allemal zu regeln. Angebot und Nachfrage wechseln, diesen Wechsel bewirken wirthschaftliche (Krisen) und politische Verhältnisse. In gefahrvollen Zeiten verbirgt sich das Capital, finanziell gut stehende Staaten ziehen es an sich; der Sturz eines großen Hauses reißt Tausende in dessen Schicksal hinein u. s. w. Darum darf man nicht auch noch gesetzliche Hindernisse schaffen, welche sich der freien Bewegung des Capitals entgegenstellen; man muß durch Freigebung des Zinses das Capital ermuntern, daß es sich auf den Markt des Lebens wagt. Gesetzt auch, der Zins steige bei dieser Freiheit auf 5 Proc. oder 6 Proc. oder noch höher, so liegt hierin weit weniger Gefahr, als in dem Mangel des Angebots von Capital. Wo es nicht an Capital fehlt, tritt manches rentable Unternehmen in das Leben, kann Mancher vom Ruine noch gerettet werden; es ist also besser, daß derjenige der in Zeiten einer Krisis seine Waare mit 30 Proc. Verlust verkaufen müßte, ein Darlehen zu 20 Proc. erhält um jenen Verlust abzuwenden.

Auch ist nicht zu übersehen daß, wenn man in einem Staate die Zinsbeschränkungen aufrecht erhält, während sie in Nachbarstaaten gefallen sind, die inländischen Capitalien in das Ausland wandern, für die Verwendung der inländischen Industrie verloren sind. Endlich hebt der Staat die Zinsbeschränkung für sich selbst auf; seine Papiere werden nach dem Zinse von 100 berechnet, während sie doch nur

Digitized by Google

auf 70, 80 oder 90 stehen: nach welchem Rechte will man gleichwohl bei Privaten noch Zinsnormen aufrecht erhalten?

Im Allgemeinen hat dieser Standpunkt in der Gegenwart gesiegt. Die Zinsfreiheit besteht in Württemberg seit 1849, in Großbritannien seit 1854 und seit 1857 in Italien, den Niederlanden, in der Schweiz, seit 1866 in Oesterreich und Preußen.

Dieser Richtung gegenüber machen die Vertheidiger der Wuchergesetze zu deren Aufrechthaltung Folgendes geltend: Als man früher in Frankreich, Oesterreich, Norwegen die Wuchergesetze aufhob, trat sofort eine zunehmende wucherliche Bedrückung des Volkes ein. Das österreichische Wucher-Patent vom 9. Dez. 1803 sagt ausdrücklich: „daß vieljährige Erfahrung die Ueberzeugung begründet habe, daß die Freigebung der Zinstaxe durch ungemäßigte Gewinnsucht mißbraucht wurde, welche auf die Thorheit der Verschwendung und auf die Drangumstände des Bedürfnisses spekulirte, Fleiß und Betriebsamkeit muthlos machte, den Privatcredit unterdrückte und die schädlichsten Folgen auf Sitten und Gesinnungen verbreitete." An die wenig bemittelten Leute gegen Faustpfand oder auf bloßen Credit Geld auszuleihen, ist für solide Capitalisten zu lästig; sie lassen sich hiezu um so weniger herbei, als solches Geldleihen in der öffentlichen Meinung etwas Anrüchiges an sich hat. Es fallen somit jene Leute in ihrer Noth, wie unerfahrene und unwissende Menschen überhaupt, den Wucherern in die Hände und die Praxis der Gerichte sagt uns, daß da 32 Proc., 48 Proc., ja noch höhere Zinsen erhoben wurden. Diesem Schicksal unterliegt beim Geldbedürfniß nicht bloß der Arbeiter, sondern auch der kleine Geschäftsmann, der niedere Beamte, der kleine Bauer, ja der Grundbesitzer überhaupt, weil der Grundbesitz keine so hohen Renten trägt als der Capitalist Zinsen fordert, und weil der Grundbesitzer Darlehen erst nach längerer Zeit wieder abtragen kann, daher der Gläubiger seine Zinsforderung um so höher spannen wird, als er weit höhere

Digitized by Google

Zinsen erlangen kann, wenn er seine Capitalien an Handelsleute ausleiht.

Wie die unteren Erwerbsclassen und der Grundbesitzer, so steht bei unbedingter Zinsfreiheit auch ein Unternehmer in Gefahr, daß der Capitalist unmäßige Zinsen von ihm fordert, wenn er von ihm Capitalien entlehnen will, weil jedes Unternehmen ein Risiko in sich trägt. Der Capitalist kann da einen Zins fordern, der den Unternehmer am Ende um alle Früchte seines Unternehmens bringt. Diese Gefahr tritt überhaupt bei allen gewagten Geschäften ein, in welchen der Gläubiger eine Assekuranzprämie neben dem Zins noch fordert; der Capitalist kann diese Prämie so hoch stellen als das Capital selbst ist. Das Volk aber gegen wucherliche Uebervortheilung durch das Capital zu schützen ist der Staat um so mehr verpflichtet, als das Volk den größten Theil der Steuern, den größten Theil der Last der Wehrpflicht zu tragen hat. So gewiß der Staat berechtigt ist das Publikum gegen zu theueres oder schlechtes Brod und Fleisch, gegen zu hohe Apothekertaxen zu schützen, so berechtigt ist er, aus gleichen Gründen des Gemeinwohles, die Nachtheile des Wuchers von ihm abzuhalten. Der Staat kann in der Freigabe des Zinses keine Garantie hiegegen finden, weil die freie Concurrenz der Erfahrung nach den Zins nicht herabdrückt, vielmehr ungebührlich erhöht, da namentlich Verschwender und Spekulanten das größere Angebot des Capitals für sich ausbeuten, den Zins hinauftreiben, folglich die Benützung des Capitales dem Volke erschweren. Auch darf man die Wuchergesetze nicht darum verwerfen, weil sie umgangen werden können: denn der den verurtheilten Wucherer sicher treffende Verlust an der Privatehre wird gewiß Viele abhalten die Wuchergesetze nicht zu respektiren. Man kann zugeben, daß der große Industrielle der Wuchergesetze nicht bedarf; er hat die erforderliche Sachkenntniß, befindet sich nicht in einer Nothlage, er weiß wie weit er gehen kann und darf. Nicht so bei der großen Mehrheit, beim Volk.

Digitized by Google

Hier dürfen wir nicht die Freiheit zum Ausgangspunkte machen, sondern die menschliche Leidenschaft, die Gewinnsucht die allen Segen der Freiheit für sich allein ausbeutet. Im Interesse des Volkes also müssen wir uns für Aufrechthaltung der Wuchergesetze entscheiden.

So die Vertheidiger der Wuchergesetze. Wo ist nun die Wahrheit? wo finden wir die Lösung?

4. Die Lösung.

Ackerbaustaaten wie Israel, Sparta, der römische Staat, die Staaten im Mittelalter hatten Wuchergesetze; Athen und die Industriestaaten der Neuzeit haben sie abgeschafft. Je mehr die Völker aus dem mittelalterlichen Ackerbaustaate heraustraten, und der Handelsgeist das Darlehen auch zu einem fruchtbringenden Capitale zu gestalten wußte, je mehr also Darlehen industriellen Zwecken dienten, um so mehr verlor das Verbot der Zinsen seinen alten Boden, seine frühere Begründung. Ist das Capital in einer wirthschaftlichen Entwicklungsperiode einmal eine Macht geworden, dann fordert es die Freiheit; indem es sich mit der Arbeit der Spekulation und des Unternehmens vermählt, trägt es die Früchte, d. i. Interessen, und dem Gläubiger solche versagen, hieße ihm eine Vergütung für einen entgangenen Gewinn absprechen, da der Darleiher ja selbst hätte Unternehmer werden und den Gewinn für sich hätte beziehen können. Nun tragen die Unternehmungen und industriellen Geschäfte welche das Capital befruchtet, verschiedene Interessen, hier große, dort kleine, man kann daher für das in dieselbe verwendete Capital keine feste Zinsschranke aufstellen. Es werden auch die Zinsen hier größere, dort niedrigere seyn müssen, so wie auch der Zins den man wegen erlittenen Schadens fordern kann, nach der Größe des Schadens sich richten muß. Man müßte folglich die Wucher-Gesetze für die industrielle Bevölkerung aufheben, und die Zinsfreiheit als Lebensprincip industrieller Geschäfte aner-

Digitized by Google

kennen, man müßte aber die Wuchergeſetze für die ackerbauende Volksclaſſe beibehalten. Aber eine ſolche Beſchränkung oder Ausnahme würde bald vereitelt werden. Noth auf der einen, Gewinnſucht auf der andern Seite würde bald dahin führen, Darlehen an die ländliche Bevölkerung mit einer Form zu umhüllen welche denſelben einen induſtriellen Charakter aufprägen und darum auch Zinsfreiheit fordern würde. Auch dringt die Fabrik, die Induſtrie immer mehr in die ländlichen Gebiete ein und macht eine wirthſchaftliche Abgeſchloſſenheit beider Bevölkerungsclaſſen zur Unmöglichkeit, und wenn man eine ſolche doch durchführen wollte, würde das Capital ſich von der ländlichen Bevölkerung abwenden und in die Städte wandern; dann hätten aber gerade auf dem Lande die Wucherer ihr grauſes Spiel. Man muß daher die Trennung fallen laſſen, und wenn überhaupt, auch für die ländliche Bevölkerung die Wucher-Geſetze aufheben.

Die Hauptaufgabe und der Kern der Frage liegt vielmehr darin, die Macht des Wuchers zu brechen, aber die Wohlthat und den Segen des Credits zu erhalten. Geſetze können dahin führen den Wucher wie den Credit unmöglich, im Kampfe gegen den Wucher auch den Credit kampfunfähig zu machen; der Credit, das Capital braucht Freiheit, der Wucher braucht ſo weit es nur immer möglich iſt, Schranken. Die Geſetze beſtrafen die That, ſie gehen nicht in die Motive ein, ſie berühren nur die Außenſeite des Lebens, ſie treffen alſo den Wucher wie den Credit. Die Wuchergeſetze helfen nicht mehr; wir brauchen Anſtalten welche das Wuchergebiet immer enger umziehen, dem Wucher mehr und mehr das Handwerk legen. Aber mit dieſen Anſtalten erreicht man nur dann den Zweck, wenn ſie in hinreichender Anzahl in das Leben gerufen werden, auf dem Lande wie in den Städten dem Bedürfniſſe entſprechend vertheilt werden, allen Bedürftigen oder minder Bemittelten weſſen Standes oder Berufes ſie immer ſeyn mögen, offen ſtehen und insbeſondere

vor der Lüderlichkeit und Verschwendung sich ebenso verschließen, als sie verschämten Bedürftigen in einer das Ehrgefühl achtenden Form zugänglich sind.

Voran stellen wir hier die Hülfsleih- oder Rettungs-Kassen, dann die öffentlichen Leih- oder Pfandhäuser*). An sie müssen sich anschließen Boden-Creditanstalten für den kleinen Grundbesitzer, Creditkassen für das kleine Handwerk**), Assekuranzkassen zur Sicherung gewagter Darlehen gegen eine den Verhältnissen entsprechende Sicherheitsprämie u. s. w.

Neben diesen Anstalten hat auch der Staat noch seine Aufgabe: er wird den Wucher strafen, wenn er das Gebiet des greifbaren Betruges beschreitet, durch falsche Vorspiegelungen, Täuschungen, Ausstellung falscher Urkunden, Ausbeutung der Noth und Unerfahrenheit sich bereichert. Er wird alle Wetten auf das Steigen oder Fallen der öffentlichen Papiere verbieten***). Er wird den Disconto als Norm aufstellen zum Anhaltspunkte für die Richter, wenn sie Zinsen zuerkennen sollen; denn der Disconto zeigt am sichersten die Bewegungen des Geldmarkts. Die Verkürzung einer geliehenen Summe durch Zugabe von Waaren statt des Geldes, durch Mehrverschreibung als man erhalten hat, sind für ungiltig zu erklären. Bei Verträgen bei welchen ein Zins über den Disconto festgesetzt wird, ist dem Schuldner eine monatliche Aufkündbarkeit als Recht einzuräumen†). Die Anstalten sollen solche Bedingungen der Rückzahlung und Verzinsung stellen, welche ein Schuldner leicht erfüllen

---

*) Ueber diese Anstalten: de Gérando, die öffentliche Armenpflege, übersetzt von Buß, Bd. II. Abth. 2. S. 2—45. Rau, Volkswirthschaftspolitik Abth. II. Ausg 5. 1863, S 104—21.

**) Vergl. Raffeisen, die Darlehenskassen-Vereine als Mittel zur Abhülfe der Noth der ländlichen Bevölkerung, wie der städtischen Handwerker und Arbeiter. Neuwied, (Strüder'sche Buchhandlung) 1866.

***) Vergl. französisches Str.-G.-B. Art. 421, 422.

†) Rau a. a. O. §. 319. Ziff. 2 §. 323. Ziff. 7.

Digitized by Google

kann, daher ihn nie in die Lage bringen ſtatt ihrer die Hülfe des Wucherers aufzuſuchen. Die Stellung einer Bürgſchaft dürfte als Regel genügen; dieſes Sicherheitsmittel iſt um ſo mehr zu empfehlen, als es geeignet iſt die Solidität des Charakters zu fördern und ein inniges Band unter den Gliedern einer Gemeinde zu knüpfen. Ueberdieß wird die Oeffentlichkeit des Verfahrens in Wucherproceſſen nicht verfehlen, die Wirkſamkeit der Geſetze zu erhöhen.

Die gedachten Anſtalten haben den Zweck dem Wucher vorzubeugen, ihn entbehrlich zu machen und auszumerzen; die Strafgeſetze ſollen den Wucherer als Betrüger brandmarken, die bürgerlichen Geſetze dem Bewucherten den Erſatz des Schadens gewähren den er durch den Wucher erlitten hat. Auch für den mittleren und großen Grundbeſitzer, wie für den Induſtriellen gelten dieſe Geſetze; für die Grundbeſitzer iſt aber auch noch die Verallgemeinerung jener Boden-Credit-Anſtalten nothwendig die für dieſelben bereits beſtehen*). Das Creditbedürfniß für Unternehmer findet in Aktiengeſellſchaften und in den Banken eine Befriedigung; die großen Kriſen aber zeugen von der Krankheit der Ueberſpekulation und des Schwindels**). Auch hier iſt eine Reform dringend geboten. Dem Creditbedürfniß für den Einzelunternehmer iſt noch keine befriedigende Rechnung getragen.

Erſt wenn dieſe Anſtalten und Geſetze in das Leben treten, ihre Verallgemeinerung und Reform durchgeführt iſt, hat die Stunde geſchlagen, in welcher der Geſetzgeber es ausſprechen kann: die Wuchergeſetze ſind aufgehoben. Die ſicherſte und letzte Löſung der Wucherfrage aber liegt wie bei allen großen ſocialen Fragen der Zeit, in der chriſtlichen Geſinnung und Bildung.

Rch.

---

*) Zeulmann, die landwirthſchaftlichen Creditanſtalten. Erlangen 1866 und Dr. Haushofer, der landwirthſchaftliche Credit. München 1865.

**) Laveleye, die Geld- und Handelskriſen, Kaſſel 1865.

Digitized by Google

XIII.

Studie über den Kaiser Karl V. *)

III.

Im Herbste des Jahres 1529 schickte Karl sich endlich an nach Deutschland zu gehen. Sein Zweck war, nachdem Suleiman der Prächtige durch die Belagerung von Wien die allgemeine Türkengefahr so scharf in die Augen gerückt, um endlich die gesammte deutsche Kraft zur Abwehr des furchtbaren Feindes aufzubieten, und um dieß zu können, vorher den Religionszwist gütlich zu vereinbaren. Wir wissen aus der Darlegung Melanchthons, wie entschieden der Kaiser bei der Zusammenkunft in Bologna von dem Papste die Berufung eines Conciles forderte.

Es ist der gewöhnliche Fehler derjenigen, die sich vom theologischen Standpunkte aus mit diesen Dingen beschäftigen, daß sie an diesem Standpunkte bewegungslos kleben bleiben. Nicht bloß für den Kaiser Karl V. lagen die Dinge anders, sondern auch für die Fürsten des neuen Kirchenthumes. Geben wir gleich den Grundzug der Politik derselben an: sie spekulirten auf die Türkengefahr, um von dem Kaiser das Zugeständniß der rechtlichen Anerkennung ihres Thuns zu erlangen. Deßhalb stellten sie in Augsburg die

*) Von einem protestantischen Forscher.

Digitized by Google

Religionsfrage in den Vordergrund. Sie überreichten dem Kaiser die Confession. Der Verfasser der Confession, Philipp Melanchthon, hat es mit derselben ehrlich gemeint. Es war ihm um seine Lehre zu thun. Wir untersuchen hier nicht, ob nicht dieser große Gelehrte, bei aller seiner Wissenschaft, dennoch über diese seine Lehre das ganze Leben hindurch großen Schwankungen und Selbsttäuschungen unterworfen war. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an seine loci theologici, die von Ausgabe zu Ausgabe sich änderten, bis fast zum völligen Gegensatze, wenigstens in Bezug auf die Lehre vom freien Willen. Allein in einer und zwar hier der wichtigsten Beziehung unterliegt Melanchthon keinem Vorwurfe. Er ist nicht revolutionär. Es ist nicht seine Absicht und ist es nie gewesen, die Jurisdiktion der alten Kirche zu zersprengen. Man machte ihm von seiner Partei aus beim Fortgange der Beredungen in Augsburg den Vorwurf, daß er die bischöfliche Jurisdiktion herstellen wolle. „Kann ich anders, fragt er*), wenn sie die Lehre gestatten?" — Dann fährt er fort: „O, wenn ich es doch vermöchte, nicht etwa die Herrschaft der Bischöfe aufrecht zu halten, sondern ihre Jurisdiktion herzustellen! Denn ich sehe voraus, was für eine Kirche wir haben werden, wenn die kirchliche Verfassung aufgelöst wird. Ich sehe, daß hernach die Tyrannei viel unerträglicher werden wird, als sie jemals vorher gewesen ist." Er behauptet, daß Martin Luther immer ebenso gedacht habe. „Nur deßhalb lieben sie ihn, sagt er, weil sie durch ihn in den Stand gesetzt sind sich der Bischöfe zu entledigen und eine Freiheit zu erlangen, die sicherlich der Nachwelt keinen Segen bringen wird."

Wir sehen, von welcher kirchlichen Rechtsanschauung aus Phil. Melanchthon die Confession von Augsburg verfaßt hat. Das Aktenstück entspricht dieser Rechtsanschauung. Denn der Eingang stellt nicht das Princip des Territorialkirchen-

*) Corpus Ref. II. 334

Digitized by Google

thumes auf, welches thatsächlich bereits seit etwa drei Jahren in Geltung war, sondern verlangt für den Fall, daß sich die Anwesenden über den Zwiespalt der Religion nicht gütlich einigten, ein allgemeines Concil. Man beruft sich für diese Forderung auf die beiden kaiserlichen Instruktionen zu den Reichstagen von 1526 und 1529, in denen der Kaiser selbst ein solches Concil in Aussicht gestellt. Sie verlangen demnach, daß der Kaiser sich bemühe den Papst zum Ausschreiben eines gemeinen, freien, christlichen Concilii zu bestimmen.

Es sind die Worte Melanchthons, nach seinem Verhalten aufrichtig und wahr, welche die sieben Fürsten und einige Magistrate durch die Ueberreichung dieser Confession zu den ihrigen machten. Die Forderung der Berufung eines Conciles schloß der Natur der Sache nach für den Fall der Erfüllung das Versprechen der Unterwerfung unter dasselbe in sich. Oder richtiger: es konnte nach diesen Worten dem Kaiser Karl nicht eine Ahnung aufsteigen, daß möglicher Weise dieselben Personen, die damals ein Concil forderten, dann wenn es ihm gelang die Berufung durchzusetzen, auch nur daran denken würden die Unterwerfung zu verweigern. Diese Worte gestatteten dem Kaiser nicht, die Absicht der Sprengung der bisherigen kirchlichen Verfassung bei jenen sieben Fürsten und vier Magistraten vorauszusetzen.

Dieß ist, wie es uns scheint, von der größten Wichtigkeit für das Verhalten des Kaisers. Der Wortlaut der Confession mußte in ihm den Gedanken erwecken oder bestätigen, daß die Abweichung nur in Betreff der Lehre bestehe. Und auch diese Abweichung tritt in der Confession nicht scharf und schroff hervor. Die Confession ist, wir wiederholen es auch in dieser Beziehung, nicht bloß aus der Feder Melanchthons geflossen, sondern aus seiner Seele. Es ist seine Individualität, die darin sich ausprägt. Nemo tunc nos adjurabat, sagt er später einmal. Demgemäß verneint die Confession nicht bloß nicht die Jurisdiktion der Kirche, sondern sie läßt auch die Abweichungen in der Lehre möglichst wenig

schroff hervortreten. In dem vierten Artikel, der Lehre von der Rechtfertigung, fehlt bei den Worten: „durch den Glauben" der eminent lutherische Zusatz des Wörtchens: „allein". Es tritt in dieser Darstellung der Lehre immerhin eine Abweichung von derjenigen der alten Kirche, nicht jedoch der Gegensatz gegen dieselbe hervor. Dieser Gegensatz der in der Confession nicht scharf hervortritt, ist, damit wir es kurz bezeichnen, derjenige der sola fides des Lutherthumes gegen die fides formata (sc. charitate) der Kirche.

Der Kaiser, dem der eigentliche wahre Gegensatz, nämlich die Verneinung der Jurisdiktion der alten Kirche, in dem officiellen Aktenstücke der Confession nicht entgegentrat, dem dagegen in Betreff der Lehre nur eine Abweichung kund wurde, mußte dennoch den Spalt für geringer ansehen als derselbe wirklich war, zumal da es sein Wunsch und sein Interesse war denselben zu heilen. Nur dadurch erklärt sich sein Bemühen, das er von da an noch zwölf Jahre fortsetzt, die entstandene Kluft schließen zu wollen durch Besprechungen über diesen oder jenen Artikel der Lehre. Und ebenso ist dadurch erklärlich seine fortgesetzte Schonung und Milde gegen die Fürsten des neuen Kirchenthumes. Bekanntlich erhob wegen dieser Schonung und Milde der König Ludwig XIV. ein Jahrhundert später vor den geistlichen Fürsten von Deutschland, um sie zum Hasse gegen Oesterreich zu reizen, die Anklage, daß der Protestantismus sein Entstehen und sein Wachsthum verdanke der Connivenz des Hauses Habsburg.

Diese Anklage war unbegründet. Vielmehr hat der Kaiser Karl V. sich mit Mühe und Sorge und eigener Aufopferung die Heilung des traurigen Spaltes angelegen seyn lassen. Er konnte es nicht, einestheils weil er glaubte, daß es sich in erster Linie um die Lehre handle, weil er darum auf diese hauptsächlich sein Augenmerk richtete und eben deßhalb das eigentlich trennende Moment, die Veränderung der Kirchenverfassung, das faktisch seit 1527 bestehende Territorial-Kirchenthum nicht der vollen Wichtigkeit gemäß würdigte. Er

Digitized by Google

konnte es aber auch ferner deßhalb nicht, weil die Inhaber des neuen Kirchenthumes, voran die beiden Fürsten von Sachsen und Hessen, trotz ihrer Aneignung der von Melanchthon verfaßten Confession, trotz ihrer Berufung auf ein von dem Papste auszuschreibendes allgemeines, freies, christliches Concil — weil diese Inhaber des neuen Kirchenthumes von Anfang an nicht eine Ausgleichung wollten, sondern das Fortbestehen der Spaltung und mithin die Erweiterung derselben.

Diese Ansicht erscheint vielleicht manchem meiner Leser neu. Sie bedarf mithin des Beweises. Wir haben denselben zu führen. Heben wir zunächst hervor, daß von dem Tage an wo die Landesfürsten und Obrigkeiten sich des Kirchenwesens angenommen haben, gleichwie, um mit Martin Luther zu reden, der Brücken, Wege und Stege oder zufälliger Landesnoth — daß von diesem Tage an nur noch eben dieser Landesfürst über kirchliche Dinge entscheidet, nicht mehr die Theologen, daß diese höchstens nur noch eine berathende Stimme haben. Es ist der Beginn des reinen Absolutismus auf kirchlichem Gebiete, damals noch des Landesherrn, in unserer Zeit dessen was man Staat nennt.

Wir haben oben aus den Worten Melanchthons ersehen, wie er bereits im J. 1530 dieses Unheil vollauf erkennt, wie ihm zugleich sich bereits die Wahrnehmung erschließt, daß Martin Luther und er nur gedient haben als Werkzeuge für diesen Absolutismus. Es ist derselbe Grund aus welchem zwei Jahrhunderte später der Vollender dieser Richtung, der König Friedrich II. von Preußen, „diese übrigens armseligen Leute, die Reformatoren", seines Dankes für würdig hält. Nicht mehr Theologen, nicht mehr Geistliche, noch Priester unterzeichnen die Confession von Augsburg, sondern die Fürsten und Obrigkeiten, welche ein neues Kirchenthum bei sich begründet haben.

Von diesen Fürsten bewies der Landgraf Philipp von Hessen seine Abneigung, seinen Widerwillen gegen jegliche Versöhnung des Zwiespaltes dadurch daß er während der

Digitized by Google

Unterhandlungen, zum Aergerniſſe für ſeine eigene Partei, heimlich in der Nacht Augsburg verließ. Aus der Ferne ergingen dann ſeine Mahnungen an den unglücklichen Melanchthon nicht nachzugeben.

Es bedurfte deſſen nicht. Denn Melanchthon war nicht ſeiner ſelbſt Herr. Er ſtand in Dienſten des Kurfürſten von Sachſen, und dieſer wollte einen Ausgleich ebenſowenig wie der Landgraf von Heſſen. Der Kurfürſt ſelbſt äußert*) ſich einige Jahre ſpäter: das Werk der Einigung in Augsburg ſei deßhalb mißlungen, weil weder ſeine unterthänige Geſinnung für den Kaiſer, noch die Freundſchaft für ſeine Mitfürſten ihn habe bewegen können das Abendmahl unter Einer Geſtalt nicht zu verdammen, d. h. die Meſſe in ſeinem Lande zu geſtatten. Denn das ſei wider ſein Gewiſſen geweſen.

Der Gebrauch des Wortes „Gewiſſen" wird für jene Zeit nicht auffallen. Jede Zeit hat ihre beſonderen wohlklingenden Namen für Unrecht und den Frevel gegen Andere. In unſerer neuen Zeit hat man von ähnlicher Stelle aus für eine ähnliche brutale Gewalt das Wort der „Nothwendigkeit" gefunden, in die man ſich fügen müſſe mit Gebet und Thränen. Damals alſo zog man das „Gewiſſen" vor. Die Fürſten des neuen Kirchenthumes hielten ihre maßloſe Unduldſamkeit gegen diejenigen welche nicht etwas Neues einführen, ſondern dem Glauben und dem Cultus der Väter treu bleiben wollten, für Gewiſſenspflicht. Die richtige Würdigung dieſer Art von Gewiſſenspflicht haben wir oben von Herrn Ranke erfahren. Eben darum aber kann es, gemäß der Anlage der menſchlichen Natur, niemals eine Revolution gegeben haben, die in ſolcher Weiſe zerrüttend gewirkt hat wie dieſe ſogenannte Reformation. Das 16. Jahrhundert iſt dasjenige der tiefſten Zerſetzung, in die Niemand uns einen ſo tiefen Blick eröffnet wie Philipp Melanchthon. Was auch dieſer Mann, weniger aus ſich ſelbſt als unter

*) Corp. Ref. II. 900.

Digitized by Google

dem Drucke Anderer denen er nicht zu widerstehen vermochte, Unrechtes gethan, das hat er gebüßt durch das unendliche Leid und den tiefen Schmerz über das was um ihn her vorging.

Wir sehen: der Charakter des neuen Territorialkirchenthumes ist nach innen die scharf durchgeführte Unduldsamkeit, nach außen die Zersetzung der bestehenden Bande der Kirche und des Reiches, vorerst noch unter der heuchlerischen Maske der Forderung eines Conciles. Das Wort: heuchlerische Maske ist nicht zu stark. Denn wie auch immer ein Concil ausfallen, wie weit man auch die Grenzen der Worte: allgemein, christlich, frei hinaussetzen mochte — das Princip des Territorialkirchenthums hatte vor keinem Concile die Aussicht auf die Anerkennung einer Rechtsgültigkeit. Eben darum konnte dieß Princip ein Concil nicht wollen. Die Forderung war eine Lüge.

Und dieß eben ist die Täuschung, in welcher der Kaiser Karl V. befangen blieb: der Glaube daß, wenn nur es ihm gelinge die Berufung eines Conciles zu erwirken, eine Heilung des Spaltes möglich sei. Und auch nur durch diesen Glauben ist die Nachgiebigkeit, die Milde des Kaisers gegen die Fürsten des neuen Kirchenthumes, das Geschehenlassen ihrer Unduldsamkeit zu entschuldigen. Dieß nämlich ist der Punkt, der in der Regel allzu wenig beachtet wird. Der Kaiser war der Brunnquell aller Gerichtsbarkeit, der Schützer alles Rechtes sowohl für die Reichsstände als für die einzelnen Individuen unter denselben. Diese Reichsstände, die Fürsten und Obrigkeiten des neuen Kirchenthumes, mißhandelten und zertraten das Recht des Individuums: das Recht zu beharren bei dem Glauben und dem Cultus ihrer Väter. Der Kaiser Karl V. hatte die Pflicht, das Individuum in diesem Rechte zu schützen. Er ließ die Kränkung desselben einstweilen zu, weil er hoffte in der Lösung der einen großen Aufgabe, der Heilung der Spaltung, zugleich die Lösung für die Summe der vielen kleinen Aufgaben des Schutzes der Einzelnen in ihrem individuellen Rechte zu finden.

Digitized by Google

Und ähnlich stand es mit dem positiven Rechte des sachlichen Besitzes und Eigenthumes. Diese Fürsten und Obrigkeiten zertraten nicht bloß dieß natürliche Recht des Individuums, sondern zugleich die positiv rechtlichen Zustände, sei es durch die Aneignung der Kirchen- und Klostergüter, sei es durch die Verwendung derselben zu einem anderen Gebrauche und zu einem anderen Cultus, als zu welchem sie gestiftet waren. Das alte Kirchenwesen, die alten Pfarreien waren gegründet auf die Messe. Der Kurfürst Friedrich, den man den Weisen benennt, hatte beim Beginne der Umwälzung den Eiferern von Wittenberg die ernste Mahnung zugerufen, daß die Abschaffung der Messe jeglichem kirchlichen Institute, und mithin auch seiner Universität Wittenberg, die Axt an die Wurzel legen heiße. Seine beiden Nachfolger, Vater und Sohn, lernten diese Scrupel überwinden. Sie schafften die Messe ab. Aber sie ließen die auf dieselben gestifteten Einkünfte fortbestehen. Einen Theil nahmen sie selbst, ein anderer ging in der allgemeinen Desorganisation verloren, einen dritten und kleinsten erhielten die Diener des neuen Kirchenthumes.

Die Klagen über alle diese Spoliationen der verschiedensten Art gingen an das Reichskammergericht. Mehr als einmal hat der Kaiser, in der Hoffnung dadurch den Weg zu einer gütlichen Ausgleichung zu bahnen, das Verfahren sistirt.

Es war vergeblich. Die Richtung der Aggressive, der Zersetzung, der Zerstörung, die damals sich der Fahne des neuen Kirchenthumes bediente, war unersättlich. Sie sah jeden Versuch der Begütigung nur als eine Abschlagszahlung an auf das Ganze welches sie forderte. Diese Forderung war die reichsrechtliche Anerkennung des thatsächlich von Anfang an geübten Principes des Territorialkirchenthumes: des Rechtes des cujus regio ejus religio, durch welches allein der Protestantismus als neues Kirchenthum hat entstehen und sich behaupten können. Die Bauern und der Reichsadel hatten in ihrer Hoffnung das neue Evangelium für ihre

Digitized by Google

Interessen ausnutzen zu können, sich nacheinander schwer getäuscht. Nicht ihnen kam es zu gute, sondern denen gegen welche sie sich erhoben hatten: dem Stande der Reichsfürsten und einstweilen auch den Magistraten der Reichs- und selbstständigen Landstädte.

Ob es dann auf die Dauer diesen allen zu gute kam? Der Bruch des Rechtes ist niemals ohne Consequenz. Diese kann sich verzögern. Sie tritt vielleicht erst ein, wenn jener längst vernarbt erscheint, in den großen Angelegenheiten der Politik vielleicht erst nach Jahrhunderten. Aber ausbleiben kann sie nie.

Die Lockung lag damals freilich für die deutschen Fürsten vor Augen. Sie lag im Geiste der Zeit, der nicht auf die deutschen Fürsten sich beschränkte. Namentlich gaben Gustav Wasa in Schweden und dann Heinrich VIII. in England das Beispiel, welchen Gewinn die königliche Macht dadurch haben könne, daß sie das anerkannte Bedürfniß einer Reformation der Kirche ausnutze zur Zwangs-Vermählung derselben mit dem Staate. Der Vortheil dieser Ehe war ja augenscheinlich sehr auf der Seite des Bräutigams. Die Braut brachte ihm eine reiche Morgengabe mit. Sie brachte, oder vielmehr mußte ihm bringen ihren Besitz an liegender und fahrender Habe, von welchem der Bräutigam ihr so viel beließ als ihm dienlich erschien: sie brachte ihm unmittelbar zugleich einen weit reichenden und tief greifenden Einfluß auf die Gesinnungen der Menschen. Gustav Wasa in Schweden und Heinrich VIII. in England wußten sich in ausgiebigem Maße dieser Vortheile zu bedienen. Das Königthum ward stark, und die Kirche dort, einst bei allen ihren Auswüchsen dennoch die alleinige Schützerin und Pflegerin der wahren geistigen Freiheit, ward zur dienenden Magd dieses absoluten Königthumes, ohne Aussicht und Hoffnung jemals wieder dieser Fesseln sich zu entwinden.

Ganz so jedoch lagen in Deutschland die Dinge nicht. Auch hier freilich war in den Augen desjenigen Reichsfürsten,

Digitized by Google

des Reichsstandes überhaupt, der sich einmal die Schlagsätze der Reformation angeeignet hatte, durch die Consequenz derselben der Nerv des kirchlichen Besitzes durchschnitten, und glücklich erschien der, welcher möglichst viel davon erhaschte und erjagte. Allein hier trat dann wieder der große Unterschied entgegen. Die Könige von England und Schweden waren souverän. Ein deutscher Reichsfürst hatte nicht bloß in sich selber eine Schranke zu überwinden, sondern mußte sich, wenigstens in Worten, beugen vor dem positiven Rechte und dem Vertreter desselben, dem Kaiser. Anders dagegen lag die Sache, wenn der Kaiser selbst sich an der Reformation betheiligte, wenn er auch selbst für sich die Consequenzen derselben zog.

Wir berühren diese Frage, weil es in neuerer Zeit bei derjenigen Richtung in der deutschen Geschichtschreibung, welche der Zahl nach die Oberhand hat, hergebracht ist, auf den Kaiser Karl V. den Vorwurf zu bringen, daß er durch das Unterlassen dieser Betheiligung einen schweren nationalpolitischen Fehler begangen habe.

Es ist wahr, die Vortheile für den Kaiser Karl V. waren lockender als für einen der Kleinen die so eifrig waren. Nirgends war eine solche Fülle weltlicher Macht in geistlichen Händen als auf deutschem Boden. Es gab 38 kirchliche Fürsten, sämmtlich regierende Herren über Land und Leute, alle wehrlos. Wie nun, wenn der Kaiser nach dem Reichstage von Augsburg 1530, wo alle seine Vermittelung gescheitert war, die Principien des Landgrafen von Hessen sich selber angeeignet und dadurch überboten hätte? Wenn er erklärt hätte: die Bisthümer, welche entstanden seien durch die Vergabungen seiner Vorgänger am Reiche, wolle er nun als erledigtes Reichsgut wieder zur Krone ziehen? — Gewiß, eine starke Strömung in den Gemüthern hätte darin den Kaiser unterstützt. Und eben von dieser Strömung aus, deren Auswüchse in der Erhebung der Reichsritterschaft und dann der Bauern zu Tage getreten

Digitized by Google

waren, wäre vielleicht der Anfang nicht so gar schwer geworden. Der Kaiser Karl V. hat vom Beginn seiner Laufbahn an die Nothwendigkeit einer wirklichen Reformation des Kirchenwesens ebenso nachdrücklich betont wie irgend ein anderer Fürst, und mehr dafür gestrebt als sie alle. Von diesem Standpunkte aus, welcher der allgemeinen Anerkennung sicher war, hätte er dann wie Heinrich VIII. die höchste kirchliche Gewalt mit der höchsten weltlichen in sich vereinigen, hätte einen Cäsareopapismus schaffen können wie ihn die christliche Welt bis dahin nicht gesehen. Die geistlichen Fürsten wären zuerst gefallen, ihnen nach die weltlichen. Die deutsche Einheit wäre sofort dadurch hergestellt, die deutsche Macht zur herrschenden Europa's, ja der Erde gemacht worden.

So haben sich manche Deutsche der späteren Zeit die Lage gedacht, und dann dem Kaiser gegrollt, daß er nicht so gehandelt wie sie es wünschten. In der That war die Möglichkeit in den deutschen Verhältnissen vorhanden. Denn diese äußere Möglichkeit ward auch damals selbst erwogen und anerkannt. Allein stand es auch so mit der moralischen in der Person des Kaisers Karl V.?

„Wir haben Gott zu danken, meldet der Legat nach dem Reichstage von Augsburg an den Papst*), daß er uns einen so katholisch gesinnten Fürsten gegeben hat. Denn wenn wir in diesen trüben Zeiten einen Kaiser hätten wie Friedrich Barbarossa, wie Ludwig den Bayer: so würde wenig oder nichts mehr von einem großen Theile der Christenheit bleiben."

Näher tritt der Sache der Venetianer Marino Giustiniano in seinem Berichte an den Senat. „Wenn Karl und Ferdinand lutherisch würden, sagt er**), so würde der Kaiser in

*) Hugo Lämmer: Monumenta Vaticana p. 87.

**) Relazioni degli Amb. Ven. Serie I. Tom. 2. p. 142 sq.

Digitized by Google

Deutschland herrschen nach seinem Belieben", d. h. also den Absolutismus begründen. Der Venetianer denkt mit Sorge an eine solche Möglichkeit; denn dann, meint er, würden die Deutschen ganz Italien unterjochen. Aber er erörtert auch die Hindernisse. Der Papst müsse dann, meint er, das Kaiserthum auf Frankreich oder Bayern bringen. Zudem sei es doch schwer, weil alle Fürsten sich gegen den Kaiser erheben würden; denn ihre Furcht vor Oesterreich sei größer als ihre Abneigung gegen den Papst. Das heißt: wenn der Kaiser lutherisch wird, so werden die Fürsten welche jetzt ihr Streben der Auflösung und Zersetzung mit der Maske des neuen Kirchenthumes umhüllen, wieder römisch-katholisch. — Jene Frage ist, wie es nach den Worten des Venetianers scheint, damals oft zur Sprache gekommen, namentlich in Betreff des Verhältnisses von Karl und Franz. Allein eben hier findet Giustiniano das durchschlagende Hinderniß. „Der Kaiser, sagt er, ist umkleidet mit dem ehrenhaften Gewande des Schützers der Kirche und der Christenheit, der König mit dem unehrenhaften des Gönners der protestantischen Fürsten und der Türken."

Drängen wir die ganze Reihe der Betrachtungen dieses Venetianers in wenige Sätze zusammen. Die deutschen Fürsten, sagt er, fürchten die Macht des Kaisers. Diese Macht würde sich steigern durch den inneren Frieden in Deutschland. Deßhalb wollen die deutschen Fürsten diesen nicht. Um ihn zu vereiteln, bedient sich ein Theil der Fürsten des Mittels des neuen Kirchenthumes, des Protestantismus. Sie können dieß, weil gegen einen Angriff des Kaisers einerseits Frankreich ihnen den Rücken deckt, andererseits der Türke durch den König von Frankreich mittelbar ihr Bundesgenosse ist.

Wir sehen, daß diese Bundesgenossenschaft und Mitwirkung der Türken für das Zustandekommen des Territorial-Kirchenthumes, die in neuerer Zeit noch öfter übersehen wird als die Thätigkeit des Königs Franz von Frankreich für denselben Zweck, damals dem kundigen Staatsmanne offen vorlag.

Digitized by Google

Aber kehren wir zu diesem zurück. Der Venetianer erkennt die Schäden des kirchlichen Wesens an. „Wie der Ungehorsam von Deutschland, sagt er, verursacht ist durch die öffentlichen und nicht entschuldbaren Mißbräuche der Kirche: so ist zur Herstellung des Gehorsams der Protestanten erforderlich eine völlige Reformation der Sitten und des Lebens der Geistlichen. Der Kaiser beschäftigt sich eifrig mit diesem Gedanken. Wenn es gelänge, so würde alle Zwietracht aufhören, die Protestanten würden dem Papste wieder Gehorsam leisten, die Bischöfe und Priester zulassen, Messe, Beichte und Ceremonien wieder gestatten."

Der Venetianer hält also damals, im J. 1540, die Lösung der Frage in dieser Weise noch für möglich. Eine andere Lösung, sagt er, würde die seyn, wenn der Kaiser selbst zum neuen Kirchenthum überträte. Eine solche jedoch ist unausführbar. Denn der Kaiser ist ein rechtschaffener Mann.

Wir sind hier an den Punkt gekommen, über welchen hinaus jeder Versuch einer Vertheidigung des Kaisers Karl V. gegen die modernen Anklagen als ein Unrecht gegen ihn erscheinen würde.

Dieß war der Standpunkt des Kaisers Karl. Es war nicht derjenige der deutschen Fürsten, nicht derjenige des französischen Königs. Einer nach dem andern von diesen Fürsten trat dem neuen Kirchenthume bei. Aber der Gang der Dinge war dann nicht mehr wie einst derjenige in Kursachsen, wo die allgemeine Desorganisation des Kirchenwesens, der tiefe moralische Nothstand des Volkes wie eine Entschuldigung gelten mochte, wenn anders Jemandem das zur Entschuldigung gereichen kann woran er selber nicht schuldfrei ist. Dadurch aber war in Kursachsen erfahrungsgemäß, nicht nach vorher bestimmtem Plane, das Princip gefunden welches sich dann als praktisch bewährte. Die Nachahmer pflegten mit dem Principe selbst zu beginnen. Die einfach kurze Formel des cujus regio ejus religio war theoretisch noch nicht gefunden; aber man übte sie praktisch. Im J. 1539 kam ein

Digitized by Google

neuer Herzog von Sachsen-Meißen, im J. 1540 ein neuer Kurfürst von Brandenburg. Die Länder waren unter den Vorgängern und mit denselben der alten Kirche treu geblieben. Sie gaben nicht das Bedürfniß einer Aenderung kund. Aber die beiden neuen Herren begannen jeder mit einer fertigen Kirchenordnung, welche die Einheit des kirchlichen Glaubens bis an die Grenzpfähle feststellte, im Grundzuge die des Lutherthumes, nur etwas modificirt je nach der Subjektivität des regierenden Herrn. Denen welche nicht sich ändern konnten oder wollten, ward gestattet aus dem Lande zu weichen.

Es wäre unrecht zu behaupten, daß bei dieser Unduldsamkeit, mit welcher das neue Kirchenprincip überall auftrat, den Urhebern desselben leicht und frei zu Muthe war. Joachim II. von Brandenburg scheint gleich nach der Einführung seines neuen Kirchenthumes dem damaligen Versuche des Kaisers zur Ausgleichung aufrichtig geneigt gewesen zu seyn. Er schreibt*) nämlich damals an Martin Luther: „Denn wir alle sehen und empfinden, wie jämmerlich alle Religion und christliche Zucht bei diesem Zwiespalte und aus Mangel rechter heilsamer Lehre und getreuen Ausspendens derselben verfällt, und ferner, was auch wir selbst aus solcher schweren Verachtung des göttlichen Wortes, von giftigen verderblichen Sekten, von äußerem Zwiespalte und Verstörung zu befahren haben."

Eben weil diese Verstörung, weil diese Zerrüttung so entsetzlich vor Augen lag, weil dagegen der Kaiser den Papst, der vor Frankreich sich fürchtete, zu einem Concile noch nicht bewegen konnte, veranstaltete er noch einmal das Religions-Gespräch zu Regensburg. Denn auch damals noch ist der Kaiser in dem Irrthume befangen, daß ein Vergleich der Theologen über die Lehre die Brücke zu einer Verständigung seyn müsse, und erwog und erkannte nicht, daß die Instruk-

*) Corp. Ref. IV. 93.

Digitized by Google

tion der kursächsischen Theologen bezweckte, es nicht zu einem Vergleiche kommen zu lassen. Die Lage der Dinge ist sehr sonderbar. Der Landgraf Philipp von Hessen neigte sich, ob aufrichtig oder nicht, dürfte bei diesem Chamäleon zu entscheiden schwer seyn — dem kaiserlichen Plane zu. Melanchthon war vom Kaiser ausdrücklich und hauptsächlich mit erwählt. Johann Friedrich fürchtete diese beiden. Darum suchte er sich zu sichern durch eine scharfe Instruktion. „Wenn der Landgraf sich mit Melanchthon in eine sonderliche geheime Rede einlassen wollte: so solle dieser ihm anzeigen, daß er eben solchen Befehl habe wie die anderen unsere Räthe und Theologen, und endlich dabei beharren, der Landgraf sage auch was er wolle. Unsere Räthe sollen Niemand zu Melanchthon lassen, allein mit ihm zu reden." Nur in Gegenwart der Räthe darf mit ihm gesprochen werden, nur Angehörige der Partei dürfen zu ihm kommen.

Wir sehen dann Melanchthon in Regensburg. Die Persönlichkeit des Kaisers übt auf ihn denselben Eindruck aus, wie eilf Jahre früher in Augsburg. „Wunderbar, ruft er einem Freunde gegenüber aus, ist bei allem Prunke die Bescheidenheit des Kaisers, und die Milde in allem was er antwortet. Ich glaube, daß er den ernstlichen Wunsch hat die Zwistigkeiten in gütlicher Weise beizulegen, und in diesem Streben ist Granvella sein Berather." — „Wir sollen die Streitigkeiten lösen", sagt er einige Wochen später. „Denn das ist die rechte Tugend des Kaisers Karl, daß er die wahren und frommen Meinungen offenbart werden, sie in den Kirchen gelehrt wissen will, und daß er ausdrücklich die Erforschung der Wahrheit anbefiehlt."

Allein bei aller dieser Erkenntniß handelt Melanchthon gemäß seiner Instruktion, nach Befehl. Er berichtet am 30. April an Martin Luther*), der mit dem Kurfürsten Johann Friedrich völlig einig war: „Gestern hatte ich ihre

*) Corp. Ref. IV. 123 fl. 239.

Digitized by Google

ganze Einigungsformel verworfen; allein sie verbessern sie so, daß sie uns nicht gestatten den Handel abzubrechen."

Man sieht, daß es nicht richtig ist, mit Heinrich*) und Planck**) die Schuld der Vereitelung auch dieses Versuches zum Ausgleiche dem Eigensinne, der Rechthaberei, der Unduldsamkeit der protestantischen Theologen beizumessen. Nicht diese selbst trugen die letzte Schuld. Sie waren die Diener ihrer Herren und thaten was diese geboten. Denn das ja war der Charakter des neuen Kirchenthumes: die moralische Knechtschaft.

Gar Mancher wird sich geneigt fühlen hier den Stein einer schweren Anklage auf Melanchthon zu werfen. Wir können es nicht wehren. Aber das Eine wird man nicht sagen dürfen, nämlich daß dieser unglückliche Mann den unendlichen Jammer seiner Lebensstellung nicht selber auf das tiefste empfunden hätte. Sein Sohn ist krank. Ihm träumt von dem Tode desselben. Das bekümmert ihn aber nicht***); „denn der Wirrwarr der Dinge ist so groß, die Wuth der Fürsten derartig, daß es wohl steht um den Jüngling der ohne sie zu schauen abgerufen wird."

Tritt uns hier eine, ich möchte sagen, niederbeugende Resignation eines Mannes entgegen der in der Vollkraft seines Lebens stand: so werden wir ihn später auch einmal noch kennen lernen als Mann voll Muth und Selbstgefühl, und vor Allem, wie er immer war, als warmen Patrioten.

Für den Kurfürsten Johann Friedrich und in ihm, der damals die Sache allein hielt, für das Princip des Landeskirchenthumes, der Herrschaft der weltlichen Macht über die Kirche, war das Vereiteln der Friedensbestrebungen des Kaisers einem Siege gleich. Es war dem Kurfürsten gelungen, durch seinen Befehl die innerlich sich berührenden Theologen

*) Teutsche Reichsgeschichte V. 470.

**) Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs III. 2. S 126.

***) Corp. Ref. IV. 127.

Digitized by Google

äußerlich auseinander zu halten. Aber nicht noch einmal wollte er sich in diese Gefahr begeben. Fortan, erklärte er, solle bei seinem Leben von einem Vergleiche der Religion nicht wieder die Rede seyn. Das einzige Mittel des Ausgleiches sei auf jener Seite die Annahme des neuen Evangelii.

Wir haben von Giustiniano erfahren, aus welchem Grund, sowohl Johann Friedrich selbst als die Republik Venedig vor einer solchen Wandlung bei dem Kaiser Karl V. sicher war. Wiederholen wir den Grund kurz und bündig. Der Kaiser, sagt Giustiniano, ist ein Ehrenmann. Es ist wichtig dieß immer wieder auf's neue hervorzuheben, und zwar deßhalb weil die moderne Richtung in der deutschen Geschichtschreibung indem sie nachträglich von dem Kaiser Karl V. das fordert was sie eine nationale Politik nennt, diese seine Qualität allzu wenig beachtet.

Derselbe Kaiser der mit Geduld und Langmuth die endlosen Disputationen der Theologen zu Regensburg angehört hatte, darum endlos weil sie, gemäß dem Befehle der entscheidenden Persönlichkeit von der anderen Seite, zu keinem Ergebnisse kommen sollten — derselbe Kaiser begab sich dann aus der dumpfen Luft dieses theologischen Gezänkes an die Küsten des Mittelmeeres, um hier einmal wieder mit voller Kraft der Seele seinem eigensten Berufe zu leben, um der Schützer der Christenheit zu seyn, nicht mit deutschen Mitteln, sondern mit denjenigen seiner Erblande. Er unternahm den Zug gegen Algier. Die Unternehmung schlug fehl durch Wetter und Wind. Unter den Letzten die von dem feindlichen Ufer ab in das Schiff zur Rückfahrt stiegen, war der Kaiser.

Wiederum dann rief ihn die Aufgabe, Deutschland zu schützen. Und abermals begann der Handel der Fürsten des neuen Kirchenthumes, dem Kaiser ihre Pflicht für das Gemeinwohl zu verkaufen gegen Concessionen in dieser Richtung des kirchlichen Absolutismus eines Jeden innerhalb seiner Grenzpfähle. So geschah es zu Speyer im J. 1544.

Hören wir darüber Philipp Melanchthon*). „Während wir in Speyer, sagt er, hadern um allerlei Nichtigkeiten, sengt und brennt der Türke in Pannonien. Man verlangt Frieden von dem Kaiser, aber in der Art wie ihn die Lacedämonier mit mehr Anstand von den Athenern hätten verlangen können, als ihre Bürger in Pylos umzingelt waren." — „Ich kenne dieß Verfahren", sagt er scharf bezeichnend einige Tage später. „Wir machen es wie bei einem Kauf-Contrakte. Wie man dort um den Preis handelt, so wollen wir erst um unsern Frieden handeln, bevor wir unsere Mithülfe versprechen zu unserer eigenen und der allgemeinen Rettung. Dieses Markten hat allen Rechtschaffenen immer mißfallen."

„Deßhalb lobe ich, fährt er fort, den guten Willen des Herzogs Moritz, der dem Kaiser Karl entgegenkommt. Man erwidert mir, es sei nicht recht die Macht des Kaisers zu stärken, damit er nicht unsere Kirche erdrücke. Das Wort ist gottlos, ist eines Christen unwürdig. Eine Besorgniß und ein Verdacht berechtigt uns nicht schändlich zu handeln. Sollen wir darum weil wir Ferdinand fürchten, Deutschland nicht gegen die Türken vertheidigen? Ich mag nicht alles schreiben was ich denke. Nicht aus Furcht entspringt die Abneigung gegen den Kaiser Karl, sondern aus andern Regungen und Begierden. Laßt uns dagegen lieber Recht und Ehre hoch halten und dazu unsere Fürsten ermahnen." — „Aber unsere Fürsten sitzen in Speyer, zanken und hadern, ob sie Hülfe gegen die Franzosen schicken sollen, und unterdessen sengen und brennen die Franzosen deutsche Felder in der Nähe von Speyer."

Dennoch kam es damals zu einiger Hülfe. Es war eins der sehr wenigen Male, wo der Kaiser Karl V., der vom Reiche jährlich 10,000 fl. hatte, die deutschen Interessen nicht bloß mit seiner Hausmacht vertheidigte, sondern auch von den deutschen Fürsten doch wenigstens einige Unterstützung

*) Corp. Ref. V. 331.

Digitized by Google

dazu erhielt. Aber die Protestanten unter ihnen verlangten ihren Lohn. Das Ziel dieser Forderungen war einmal wie immer die kaiserliche Anerkennung des angemaßten Territorial-Kirchenthumes, mithin auch Preisgebung aller dadurch verletzten Rechte. Der Kaiser hat das Princip in Speyer 1544 ebensowenig anerkannt, wie jemals vorher oder nachher. Sein Zugeständniß von damals war ebenso wie zuvor lediglich ein einstweiliges an den thatsächlichen Bestand. In jedem Falle trugen alle diese Zugeständnisse die Bedingung in sich welche die Confession von Augsburg selber aufgestellt: bis zur Entscheidung durch ein Concil.

Endlich erfolgte das Ausschreiben eines solchen nach Trient auf den 13. März 1545.

In dem Kaiser selbst dagegen war seit dem letzten Kriege von 1544 in einer Beziehung eine Wandlung eingetreten. Der Gedanke, den er lange zurückgedrängt, nämlich daß den protestantischen Reichsständen mit Gewalt beizukommen sei, gewann Raum in seiner Seele.

Man wolle nicht sagen: „den Protestanten". Zu den Protestanten überhaupt, zu den Individuen die wohl oder übel dem neuen Kirchenthume gehorchen mußten, tritt der Kaiser Karl überhaupt nicht in ein Verhältniß, sondern nur zu den protestantischen Reichsständen, den Inhabern des neuen Kirchenthumes. Das Wort: Protestanten hatte damals noch die wahre und die Bedeutung, daß man den eigentlichen Ursprung desselben von 1529 her noch nicht vergessen hatte. Wird es dagegen allgemein hingestellt, ohne das hier ebenso wichtige Wort: Reichsstände, dann verwirrt man den richtigen Gesichtspunkt, so daß durch den fortgesetzten Gebrauch desselben die Erkenntniß der Wahrheit sehr erschwert, ja fast unmöglich wird. Dieß um so mehr, weil das Verhalten der Unterthanen, der Individuen unter den protestantischen Reichsständen, ein starkes Gewicht in die Wagschale des Kaisers gegen ihre Fürsten wirft.

Der Gedanke der Anwendung von Gewalt ist, nach den eigenen Aufzeichnungen des Kaisers für seinen Sohn, erst

Digitized by Google

nach dem Frieden von Crespy in ihm entstanden. Allein auch da noch wurde er nicht zur That. Es kamen noch neue Provokationen hinzu. Das Concil von Trient ward endlich am 13. Dez. 1545 eröffnet. Die augsburgische Confession von 1530 forderte ein Concil. Nun, nachdem es den endlosen Mühen des Kaisers gelungen war, gegen die Abneigung der päpstlichen Curie und vor Allem gegen die Ränke des französischen Königs die Berufung zu erwirken, ward das Concil von keinem der protestantischen Reichsstände beschickt. Die langen Reden ihrer ausweichenden Antworten ließen als den einen Kern derselben erkennen: Nichtanerkennung der Jurisdiktion der alten Kirche.

Der Kaiser hatte einen Reichstag nach Regensburg berufen. Er selbst erschien dort am 10. April 1546. Er fand keinen Fürsten vor. Sie kamen auch ferner nicht. Der Kaiser ließ seine Boten ausgehen durch das Reich zu abermaliger Ladung. Im Juni konnte der Kaiser eine kleine Versammlung eröffnen. Er klagte über die Vereitelung so vieler Mühen und Beschwerden. Die altkirchlichen Reichsstände erwiderten: der Kaiser möge die Kirchensache dem Concile anheimstellen und die protestantischen Reichsstände zur Unterwerfung unter dasselbe bewegen. Diese weigerten sich der Anerkennung.

Es lag klar vor Augen, daß aller guter Wille des Kaisers, alle seine Thätigkeit für einen friedlichen Ausgleich sich brach und brechen mußte an der Klippe dieser beharrlichen, unfruchtbaren Negation. Der Kaiser konnte weder stehen bleiben, noch weniger zurück: er mußte vorwärts.

Digitized by Google

XIV.

Zeitläufe.

Das allgemeine Concil und die allgemeine Verwirrung.

Während wir unſere jüngſte Betrachtung über die politiſche Phyſiognomie der Welt mit der Klage beginnen mußten, daß die Verwirrung immer toller werde, hat in der Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit ein Schauſpiel der impoſanteſten Ruhe ſtattgefunden. Mag auch die moraliſch-politiſche Auflöſung in allen andern Beziehungen des öffentlichen Lebens täglich höher ſteigen und erſchreckender um ſich greifen: Eine Macht des Geiſtes iſt doch noch da, welche ſich ewig gleich bleibt bis an's Ende der Zeiten. Man braucht nur den Verſuch zu machen ſich auch dieſe Macht noch hinwegzudenken und hineingeriſſen in den Strom der allgemeinen Auflöſung, um zu erkennen wo das letzte Rettungsbrett für die verſinkende Menſchheit zu finden iſt, wenn überhaupt.

Die jüngſte Jubelfeier des heiligen Petrus war nicht das erſte kirchliche Weltfeſt das Pius IX. in der heiligen Stadt um ſich her verſammelt hat. Aber alle Zeugen ſtimmen darin überein, daß keines noch ſo zahlreich beſucht, ſo begeiſtert gefeiert und durch innige Einigung der Herzen mehr ausgezeichnet war. Selbſt die Gegner geſtehen ſchäumenden

Mundes, daß Niemand dem großartigen Eindruck habe widerstehen können, und daß alle „Klerikalen", Priester wie Laien, in hochgehobener Stimmung zurückgeblieben oder heimgegangen seien. Der hehre Priestergreis aber auf Petri Stuhl hat in diesen feierlichen Tagen den Höhepunkt seiner Mission erstiegen; denn er hat ruhig und gemessen das große Wort ausgesprochen: „ein allgemeines Concil einzuberufen."

Papst Pius hat sicher die unberechenbaren Schwierigkeiten seiner Absicht nicht vergessen und die ganze Tragweite derselben wohl erwogen. Aber das Wort ist gefallen und es wird fliegen und schweben wie der geschleuderte Stein bis das Ziel erreicht ist. Die kirchliche Bewegung ist von nun an mit einem sichern Anhaltspunkt versehen und in ihre geordnete Bahn eingewiesen. Und zwar ganz entsprechend den Ideen unserer Zeit. Wer wird es fortan noch wagen vom „päpstlichen Absolutismus" zu sprechen, wo der oberste Hirte auf St. Petri Stuhl von Sehnsucht brennt, die latent immer vorhandene repräsentative Verfassung der Kirche in ihrem ganzen Glanze leibhaft verwirklicht zu sehen, und der Welt jene göttliche Kraft der Kirche zu zeigen welche, wie er sagt, „dann am meisten sich äußert, wenn die vom Papste berufenen Bischöfe unter seinem Vorsitz im Namen des Herrn zusammenkommen."

Aber wozu will Papst Pius ein allgemeines Concil und für welche Angelegenheiten hält er die erhabenste Verstärkung der kirchlichen Autorität für nothwendig? Das allgemeine Concil ist stets die letzte Antwort gewesen auf große Spaltungen und Häresien in der Lehre und innerhalb der Kirche. Solche bestehen zur Zeit nirgends auf dem eigentlich dogmatischen Gebiet. Es war auch von einer Agitation auf ein allgemeines Concil noch nirgends die Rede. Uns selber ist wohl das Wort mehr als einmal auf den Lippen geschwebt; aber immer wieder wollten uns gewisse Streitigkeiten welche seit einigen Jahren zwischen engbegrenzten Kreisen von Gelehrten und Theologen statthaben, als ein zu kleinlicher

Digitized by Google

Gegenstand für das Aufgebot eines allgemeinen Concils erscheinen. Andere Unruhen innerhalb der Kirche gab es nicht zu beschwören, und für die Berücksichtigung der außerkirchlichen Sekten und Parteien schienen uns diese noch nicht reif. Ein allgemeines Concil aber muß sein vorlaufendes Programm haben, ohne Zweifel — wie wird nun das Programm der von Pius IX. angekündigten Kirchenversammlung lauten und wozu will er das Concil?

„Die Irrenden werden in dieser Synode Gelegenheit zur Rückkehr finden": so drückt sich die Adresse der Bischöfe vom 1. Juli aus. Der heilige Vater aber in seiner Antwort dehnt den theologischen Begriff des Irrthums sehr weit aus. Denn indem er die Bischöfe belobt, daß sie ein ökumenisches Concil nicht nur für sehr nützlich sondern auch für nothwendig halten, fährt er fort: „Der menschliche Hochmuth welcher ein altes Wagniß erneuern will, strebt schon lange durch einen erlogenen Fortschritt eine Stadt und einen Thurm zu erbauen, dessen Spitze zum Himmel reichen soll, um von da aus endlich Gott selbst herunterziehen zu können. Aber Er scheint herabgestiegen zu seyn, um das Werk zu beschauen und die Sprache der Bauleute zu verwirren, daß keiner mehr die Stimme seines Nächsten hört. Denn das führen uns die Bedrängnisse der Kirche, die erbarmungswürdige Lage der weltlichen Gesellschaft und die Verwirrung aller Dinge zu Gemüthe in der wir schweben."

Denken wir uns um dreihundert Jahre zurück und fragen wir uns: hätte der damalige Inhaber des heiligen Stuhles mit solchen Aussprüchen die Synode von Trient ankündigen können? Gewiß nicht. Es war damals eine unselige Zeit: eine mächtige Häresie spaltete die christliche Welt bis in's Herz hinein, grausame Kriege drohten zu wüthen unter dogmatischem Vorwand; aber es war doch nur ein theologischer Streit der von weltlichen Fürsten und Herren ausgebeutet wurde zu ihrem Vortheil und zu rein politischen Zwecken. Mit Einem Worte: es war eine Häresie gegen die Kirche,

Digitized by Google

aber nicht eine Häreſie gegen die Geſellſchaft. Das letztere iſt es jetzt. Die geſellſchaftlichen Principien zu verläugnen fiel damals noch Niemanden ein; es wurde nur wider Wiſſen und Willen durch die kirchliche Spaltung und Apoſtaſie der erſte Grund gelegt zu dieſer Verneinung der geſellſchaftlichen Principien, zu jener Verneinung welche jetzt erſt ihre volle Blüthe entfaltet hat in dem Satze: daß das Religiöſe grundſätzlich zu trennen ſei von dem Politiſchen und Socialen.

Wohlerwogen und gleichſam inſpirirt läuft der Kampf gegen dieſe große Häreſie der Zeit wie der rothe Faden durch die bemerkenswertheſten Akte des gegenwärtigen Oberhaupts unſerer Kirche. Und dieſe große Häreſie unſerer Zeit wird auch der hauptſächlichſte Vorwurf der ökumeniſchen Synode des 19. Jahrhunderts ſeyn. Die Synode wird ihre rein dogmatiſche und diſciplinäre Seite haben gegenüber dem poſitiven Proteſtantismus und dem griechiſchen Schisma, überhaupt in ihren Bemühungen die abgefallenen und getrennten Glieder mit dem Leibe der Kirche wieder zu vereinigen. Aber dieſe Bemühungen ſelbſt werden wieder getragen ſeyn von dem gemeinſamen Intereſſe aller in Chriſto Gläubigen ohne Ausnahme, von ihrem unläugbaren Bedürfniß feſte Stellung zu nehmen gegenüber dem großen Irrthum der letzten Zeiten: daß das Religiöſe grundſätzlich zu trennen ſei von dem Politiſchen und Socialen.

Die außerkirchlichen Theologen denken meiſt an den bevorſtehenden Weltuntergang, wenn ſie von dem großen Irrthum der letzten Zeiten ſprechen. Wir nicht. Allerdings wird aber die ökumeniſche Synode welche Pius IX. verkündet hat, die Waſſerſcheide markiren zwiſchen einer heimgehenden Weltperiode und der aufſteigenden neuen. Die letzte Synode welche in der Chriſtenheit vor dreihundert Jahren verſammelt war, ſteht mitteninne und ſie war, wie man nun nachträglich erkennt, der Verſuch die jetzt hinſchwindende Weltperiode zu retten, welche dereinſt von großen Päpſten und großen Kaiſern und großen Concilien auf chriſtlich-germaniſcher Grund-

lage aufgebaut worden war. Die Wiedervereinigung der kirchlich getrennten Theile wäre das einzige Rettungsmittel gewesen. Es ist nicht angewendet worden durch die Verschuldung menschlicher Leidenschaft bei den Spitzen der damaligen Gesellschaft, und indem jetzt die Synode des 19. Jahrhunderts vor den nothwendigen Folgen dieser Weltsünde gegen den heiligen Geist steht, wird sie durch die Ungeheuerlichkeit ihrer Aufgabe alle ihre Vorgängerinen überragen.

Unter dem Eindruck der furchtbaren Großartigkeit unserer Zeit widert es mich fast an, durch einige Beispiele zu zeigen, wie manigfaltig und tief ihre große Häresie eingefressen hat: daß das Religiöse grundsätzlich zu trennen sei von dem Politischen und Socialen. Oder sagen wir gleich: die große Häresie des Liberalismus. Denn der eigentliche Kernpunkt unseres heutigen oder des sogenannten modernen Liberalismus ist nichts Anderes als der Satz: daß das Religiöse grundsätzlich zu trennen sei von dem Politischen und Socialen. Dieser Liberalismus ist längst nicht mehr das Streben nach politischer Freiheit und geordneter Volksherrschaft, sondern er ist der Absolutismus des egoistischen, in die Endlichkeit versunkenen Menschengeistes. Er ist die Verläugnung nach oben wie nach unten der göttlichen und der menschlichen Liebe.

Man verstehe uns wohl: es gibt Katholiken, Männer von brennendem Eifer für die Kirche und von unschätzbarer Wirksamkeit für die Sache Gottes, welche sich „liberal" nennen oder genannt werden, ohne doch mit diesem Grundirrthum das Mindeste zu schaffen zu haben. Sie trennen allerdings das Religiöse von dem Politischen und Socialen, aber nur weil sie müssen; aus einem Nothstand und nicht grundsätzlich, sondern weil sie nicht anders können als die ohne sie geschaffene Trennung zu acceptiren. Auf dieser gegebenen Voraussetzung suchen sie für die Kirche eine Stellung, welche ihr die freieste Wirksamkeit ermöglicht, eben zu dem Zwecke um die Gesellschaft geistig wieder umzugestalten und

Digitized by Google

ſo von ſelbſt die naturgemäße Einheit des geſammten Lebens, die Wiedervereinigung des Religiöſen, Politiſchen und Socialen abermals einzuführen.

Es gibt ſolche Katholiken in Belgien, Frankreich, Italien, England, Nordamerika, auch in Norddeutſchland. Etwaige Differenzen mit ihren Glaubensgenoſſen beſchränken ſich auf Fragen der politiſchen Zweckmäßigkeit. In dieſe Kategorie gehörte z. B. auch der ſeinerzeit mit ſo viel Geräuſch verhandelte Streit zwiſchen den franzöſiſchen Blättern „Univers“ und „Correspondant“. Dieſe liberalen Katholiken konnten an der berühmten Encyklika vom 8. Dez. 1864 ſo wenig Anſtoß nehmen als an dem Syllabus. Sie brauchten dieſe Dokumente nur recht und ehrlich zu verſtehen, um ſich zu ſagen, daß das Oberhaupt der Kirche über alle dieſe Fragen welche unſere Zeit bewegen, nur ſo und nicht anders ſprechen konnte. Sie werden mit ruhigem Vertrauen der ökumeniſchen Synode entgegenſehen können; denn ſie verläugnen nicht die göttliche Liebe nach oben und nicht die menſchliche Liebe nach unten.

Aber von ihnen ſind gewiſſe andere liberalen Katholiken um die Weite einer ganzen Weltanſchauung verſchieden, wie man ſie ſeit einiger Zeit namentlich in Bayern findet. Ihren entſprechenden Urſprung haben ſie aus dem Streben empfangen, den abſolutiſtiſchen Tendenzen eines nun vor den Richterſtuhl Gottes gerufenen Hofes die Schleppe zu tragen und der großen Partei des modernen Liberalismus ſich angenehm und gefällig zu zeigen. Sie beſtehen aus einer geringen Zahl von Gelehrten, die faſt ausſchließlich in jüngern Jahren ſtehen, raſch ihr Glück machen und vorwärts kommen wollten. Mit den bereitwillig angebotenen Mitteln der liberalen Partei, wozu vor Allem die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ gehört, verſtunden ſie es die katholiſche Welt weit über ihre Anzahl und Bedeutung hinaus mit Lärm und Geräuſch zu erfüllen. Wenn man dieſe Leute fragt, was ſie denn eigentlich wollen mit ihrem ärgerlichen Parteigetriebe? ſo ſagen

Digitized by Google

ſie: die „deutſche Wiſſenſchaft“ ſchützen gegen den kirchlichen Abſolutismus Roms.

Das Schlagwort iſt klug gewählt, wie man ſieht; es läßt ſich alles Mögliche dahinter verſtecken und verſteckt ſich wirklich alles Mögliche dahinter. Aber auf den erſten Blick verräth das Schlagwort ſeine Verwandtſchaft mit der großen Häreſie der Zeit; denn es enthält eine grundſätzliche Trennung des Religiöſen vom Politiſchen und Socialen. Die altkatholiſche Anſchauung von der naturgemäßen Einheit des geſammten Lebens, des perſönlichen wie des öffentlichen, bezeichnen dieſe Leute als „Ultramontanismus“ oder „Jeſuitismus“, und aus dieſem Kunſtgriff ziehen ſie allerdings namhafte praktiſche Vortheile. Sie ſchelten mit den Phraſen der Liberalen gegen den gemeinſamen Popanz, natürlich unter dem Beifall der großen Menge, und ſie ſind „treue Katholiken“ während ſie mit ihrer Wiſſenſchaft auf dem breiten Wege der Weltgunſt wandeln. Sie ſind in der That Affiliirte des modernen Liberalismus. Der Stempel deſſelben, der Abſolutismus des egoiſtiſchen, in die Endlichkeit verſunkenen Menſchengeiſtes iſt ihnen ſichtbar aufgedrückt; und indem ihr Parteiweſen ihnen über alle Noth der Kirche, des Staats und der Geſellſchaft geht, kurz über Alles mit Ausnahme des lieben Ich, iſt in ihnen nothwendig die göttliche Liebe nach oben und die menſchliche Liebe nach unten erloſchen.

Wäre die Oppoſition in dieſer Richtung irgendwo offen und unverhüllt hervorgetreten, ſo wäre ſie in der Meinung der katholiſchen Welt vom erſten Augenblicke an gerichtet geweſen. Wer etwa zweifeln wollte, ob unſere Charakteriſtik derſelben nicht doch zu grell ſei und den Leuten zu nahe trete, den brauchen wir bloß auf die drei Artikel zu verweiſen, welche die „Allgemeine Zeitung“ in den Beilagen vom 12. bis 14. März d. Js. aus München veröffentlicht hat. Der Verfaſſer dieſer lehrreichen Aktenſtücke iſt nicht der König ſondern der Kärner, er iſt nicht der Feldherr ſondern der Söldner, den man mit Waffen und Munition wohlverſehen

zum Plänkeln vorausgeschickt hat*). Und was ist es nun das der Mann an der gegenwärtigen Regierung der Kirche zu tadeln hat? Sehr einfach: alles Das was die kirchenfeindliche liberale Partei an den Maßregeln des heiligen Stuhls seit 1849 mißfällig und widerwärtig fand: alles Das macht auch dieser „treue Katholik" der Kirchenregierung zum Vorwurf. Alles Das ist auch ihm ein Dorn im Auge und in allem Dem sieht auch er, ebenso wie der liberale Kirchenhaß — und er gebraucht selbst dessen abgestandene Phrasen — die Tendenz, „den wissenschaftlichen Geist innerhalb des Katholicismus zu unterdrücken, und eine todte Autorität aufzurichten welche die Ideen des Jahrhunderts durch disciplinären Zwang und Gewaltmaßregeln bekämpfen will." Er weiß auch ganz genau, wie, wodurch und seit wann diese verderbliche Politik in die gegenwärtige Kirchenregierung hineingekommen ist. Denn in rührendem Einklang mit der Geschichtsbetrachtung des „Nürnberger Anzeigers" und ähnlicher Organe des Liberalismus belehrt er die Leser: „Zu einer ernsteren Offensive gegen die auf unseren Gymnasien und Universitäten gebotene Bildung kam es für Deutschland erst seit der Zeit, wo die Jesuiten mit ihren Anschauungen auf den zu Portici im Exil befindlichen Papst (1849) Einfluß gewannen."

*) Wie man bei der Sammlung des Materials zu der Anklage verfahren ist, beweist unter Anderm folgende Thatsache. Der schwerste Vorwurf gegen den Syllabus lautet wie folgt: „Was selbst in der Zeit des ärgsten päpstlichen Absolutismus nicht erhört worden war, dieß wird hier ausgesprochen, nämlich daß der Staat kein Recht auf das Gebiet der Sittlichkeit habe." Ist es möglich, an die bona fides solch einer Uebersetzung von Seite eines Theologen zu glauben, wenn man die Worte des Syllabus nr. 44 entgegenhält? „Civilis autoritas potest se immiscere rebus, quae ad religionem, mores et regimen spirituale pertinent. Hinc potest de instructionibus judicare, quas ecclesiae pastores ad conscientiarum normam pro suo munere edunt, quin etiam potest de divinorum sacramentorum administratione et dispositionibus ad ea suscipienda necessariis decernere.

Digitized by Google

Gleich mit dem ersten seiner Daten ist übrigens dem Manne ein sehr arger Streich begegnet. Als die erste Unthat des unter jesuitischen Einfluß gerathenen Papstthums führt er nämlich an, daß die Wahl des Professor Schmid in Gießen zum Bischof von Mainz mit schlimmen Mitteln rückgängig gemacht worden sei und an seiner Stelle Herr von Ketteler (25. Juni 1850) an die Spitze des Bisthums trat. Der neue Bischof gründete dann das Mainzer Seminar, wodurch die theologische Fakultät in Gießen verödete, und „Männer von einer so hohen Wissenschaftlichkeit wie Schmid und Lutterbeck sich ohne weiters ihrer theologischen Lehrwirksamkeit beraubt sahen." So hat der Münchener Vorkämpfer, ein jüngerer Gelehrter der den Skandal der damaligen Gießener Zustände freilich nur vom Hörensagen kennen könnte, in den Tagen vom 12. bis 14. März geschrieben und geklagt. In denselben Tagen aber erschien zu Gießen eine Schrift von dem belobten Professor Leopold Schmid, unter dem Titel „Ultramontan oder katholisch? Die religiöse Grundfrage Deutschlands und der Christenheit", worin der Verfasser seinen Austritt aus der „specifisch-römischen Kirchengemeinschaft" und seinen Anschluß an die protestantische Kirche erklärte. Und der Professor hätte durchaus Bischof von Mainz werden sollen: so wollen es die fraglichen Herren in München jetzt. Ich sage: jetzt; denn im Jahre 1849 dachten und sprachen sie, soweit sie damals schon großjährig waren, freilich ganz anders.

Herr Leopold Schmid erklärt in seiner Schrift: nachdem offenbar die der Zahl nach kleine Partei der Ultramontanen die Herrschaft des Katholicismus krampfhaft in Händen halte, und die Hierarchie somit nicht mehr an der Spitze der katholischen Christenheit als solcher stehe, so halte er es für Pflicht mit diesem Kirchenthume solange außer Verkehr zu bleiben, bis sich dasselbe eines Besseren besinne, oder bis etwa auf freiestem Wege eine neue Organisation der „rein katholisch Gesinnten" zu Stande komme. Bis dahin will er, ohne eigentlich überzutreten, an dem protestantischen Gottes-

Digitized by Google

dienſte, und wo möglich auch an dem proteſtantiſchen Abendmahle theilnehmen. Das Augsburger Blatt hat dieſe Neuigkeit ſofort der erſtaunten Welt angezeigt und es fügt ſeinem Berichte harmlos die Bemerkung bei: „Die Motive dieſes Schrittes ſind im Weſentlichen dieſelben welche vor einigen Tagen in dem Artikel der Allgemeinen Zeitung über die Schrift: „Zur Belehrung der Könige“ rückſichtlich des neueſten Benehmens des Ultramontanismus auseinandergeſetzt ſind*).“ Mit andern Worten: der Apoſtat in Gießen und der treue Katholik in München führen eine zum Verwechſeln ähnliche Sprache.

Wir haben oben geſagt: wäre dieſe Oppoſition gleich offen und unverhüllt hervorgetreten, ſo wäre ſie in der Meinung der katholiſchen Welt vom erſten Augenblicke an gerichtet geweſen. Aber ſie war von Anfang an wohlverborgen und gedeckt einerſeits hinter einem philoſophiſch-theologiſchen Schulſtreit zwiſchen den Theologen von Tübingen und von Mainz, andererſeits hinter dem mißlichen Rivalitätskampf der ſich in Bayern gegen die ſogenannten „Romaner“ entzündet hatte. In ſolchem Parteihader iſt ſelten alles Recht auf der Einen und alles Unrecht auf der andern Seite. Man konnte der letztern Controverſe parteilos zuſchauen, oder ſogar gleichfalls gegen gewiſſe Inconvenienzen auf Seite der ehemaligen Zöglinge des „Germanicums“ eingenommen ſeyn, dennoch aber mit voller Entſchiedenheit die Wendung verabſcheuen welche dem perſönlichen Streite von München aus gegen die kirchliche Autorität ſelber gegeben wurde. In dieſem Falle waren viele wohlmeinenden Männer. Sie beklagten tief eine Verbitterung welcher bald gar nichts mehr ehrwürdig und unantaſtbar war. Sie konnten auch nicht anders als mit der höchſten Entrüſtung den illoyalen Schritt verurtheilen, daß man die Wohldienerei eines Referenten im bayeriſchen Cultusminiſterium benützte, um gegen die in Rom gebildeten Theologen geradezu ein ſtaatliches

*) Allg. Zeitung vom 26. März 1867.

Digitized by Google

Verbot zu erwirken, wornach denſelben die Lehrſtühle auf den Univerſitäten verſchloſſen ſeyn ſollten ſowie ſonſtige Stellen von Einfluß. Ja, daß man ſich nicht ſchämte, dem gedachten Referenten das Buch eines ſkandalöſen Apoſtaten in die Hände zu ſpielen, deſſen Erzählungen über das Collegium Germanicum die Grundlage abgaben zu dem officiellen Bericht an den König, überdieß noch verziert und herausgeputzt mit den landläufigen Phraſen des neuen Joſephinismus.

Gegen dieſes bedauerliche Machwerk und das empörende Verfahren überhaupt dem es zu Grunde lag, iſt die oben erwähnte Schrift „Zur Belehrung der Könige“ urſprünglich gerichtet. Sie zeichnet die Gegner im Allgemeinen ganz richtig, und jedes ihrer Worte trifft die welche es angeht. Daß dem wirklich ſo iſt, konnten die Herren ſelber gar nicht ſchlagender beweiſen, als ſie es durch die Art ihrer Vertheidigung in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 12. bis 14. März gethan. Leider hat aber die Broſchüre nicht geſagt, wen ſie mit ihren Vorwürfen meint und wen nicht. Sie nennt nicht die Namen welche doch leicht an den Fingern zu zählen geweſen wären; ſondern ſie ſpricht ohne Unterſchied von einer „neuen Münchener Schule“, zu welcher ſich auch Männer denken laſſen die in der That unter allem Wechſel der Zeiten und der Hofgunſt unerſchütterlich „in ihrer Geſinnung ſich gleich geblieben ſind“, Männer welchen man bitteres Unrecht anthäte, wenn man ſie mit dem liberalen Kampfhahn in der „Allgemeinen Zeitung“ und ſeinen Auftraggebern in die entfernteſte Berührung bringen wollte. Das war die arge Blöße der Schrift — abgeſehen von den unüberlegten Zuſätzen in der zweiten Auflage — und dieſe Blöße hat der gedachte Artikelſchreiber geſchickt genug benützt. Das iſt ſeine einzige Stärke.

Zu den manigfachen Vermummungen der Oppoſition gehört auch das unerbetene Mitleid mit unſeren Biſchöfen, als welche „durch das Syſtem römiſcher Omnipotenz und ſtraffer kirchlicher Centraliſation“, um mit dem mehrerwähnten Miniſterialreferat zu ſprechen, in ihrer Autorität geſchädigt

Digitized by Google

ſeyn ſollen. Hienach ſollte man nun meinen, daß die Herren ihrerſeits den Biſchöfen und der biſchöflichen Autorität mit ganz beſonderer Bereitwilligkeit entgegenzukommen pflegen. Aber keineswegs. Man ruft die Biſchöfe auf gegen den Papſt und man ruft den Staat auf gegen die Biſchöfe, wenn die letzteren nicht tanzen wollen, wie ein Duzend Profeſſoren und Privatdocenten im Namen der „deutſchen Wiſſenſchaft" pfeifen. Unter dieſem Rechtstitel fordert namentlich der Artikel-Schreiber in der „Allgemeinen Zeitung" geradezu das Einſchreiten des Staats gegen die biſchöflichen Knabenſeminarien, wie ſie von der Trienter Synode angeordnet und eine wahre Herzensangelegenheit unſerer erleuchtetſten Biſchöfe geworden ſind. Noch ſchlagender hat ſich der Epiſcopalismus der Herren im Speyerer Conflikt zu erkennen gegeben.

Die Diöceſe Speyer hatte keine theologiſche Lehranſtalt, und da der Staat trotz langjährigen Suplicirens ſeiner concordatsmäßigen Verpflichtung nachzukommen nicht zu bewegen war, ſo wollte der ehrwürdige Biſchof aus eigenen Mitteln in ſeinem Seminar eine ſolche Anſtalt gründen. Die hohe Bureaukratie war außer ſich, wie ſich von ſelbſt verſteht. Aber nicht minder unſere „liberalen Katholiken". Das wäre ja, ſagten ſie, ein furchtbarer Schlag gegen die Freiheit der Wiſſenſchaft, wenn ein Biſchof nach eigenem Ermeſſen Profeſſoren der Philoſophie und Theologie anſtellen und wieder entfernen könnte. Solche Lehrer könnten und dürften natürlich nichts Anderes lehren als was der Biſchof billige, und damit ſei ebenſo die Freiheit der Forſchung als das erforderliche Anſehen vor den Außerkirchlichen unvereinbar. Die Würde der Wiſſenſchaft fordere durchaus die Anſtellung durch den Staat, den Schutz des Cultusminiſteriums, die pragmatiſchen Rechte des Staatsdieners. So ſprachen die Herren. Was würden aber wohl die ehrlich „liberalen" Katholiken in Belgien, Frankreich, England ꝛc. zu ſolchen Theorien ſagen?

Sie würden ſich, denke ich, mit Ekel abwenden und ſagen: das ſei weder wiſſenſchaftlich noch liberal, ſondern es

Digitized by Google

verkleide sich da nur der wohldienerische Staatskirchenmann in den Mantel der Freiheit. In der That ist es nichts weiter. Gefährlich war daher dieses Treiben nur solange, als zu befürchten war daß der Staat mit seinen Mitteln sich den Trennungsgelüsten der gelehrten Opposition zur Verfügung stellen würde; und das war es was man von Bayern erwartete. Wirklich ließen sich in der Zeit des bittersten Haders nach der Münchener Gelehrten-Versammlung und bei dem Ausbruch des Speyerer Conflikts auch in nichtgelehrten Kreisen sonderbare Stimmen aus München vernehmen. Selbst der officiöse Correspondent gab Zeugniß davon. „Es wird", schrieb er, „dringende Noth nach Männern, wie sie am Emser Congreß einstmals zusammentagten, Männern welche an einer Organisation der Kirche arbeiten, worin der deutschen Nation wie jeder andern innerhalb allgemeiner Normen das Recht ihrer Eigenthümlichkeit gewahrt bleibt. Möge der deutsche Episcopat sich den berechtigten Forderungen der Zeit nicht länger verschließen; arge Uebel müßten sich an solche Kurzsichtigkeit knüpfen. Schon geht durch die katholische Welt das Bestreben alle liberalen, geistig bedeutsamen Katholiken zu einem festen Bund zu vereinen, der stark genug ist um jenes Bevormundungs-System zu brechen" *).

Das war noch eine stolze Sprache, und die nachfolgenden Verlautbarungen im Speyerer Conflikt ließen auf erbitterte Entschlossenheit des neubayerischen Josephinismus schließen **). Aber das Jahr 1866 ist dazwischengefallen und seitdem ist Alles anders geworden. Unsere Staaten, und zwar Bayern nicht am wenigsten, haben sich jetzt um ganz andere Dinge zu kümmern, als Nationalkirchen zu gründen für unzufriedene Professoren und für eine nicht mehr existirende Nation. Selbst der Artikelschreiber der „Allgemeinen Zeitung" weiß nur zu

*) Allg. Zeitung vom 30. Juli 1864.

**) Ich erinnere nur an den berüchtigten Artikel „Suum cuique" in der Allg. Zeitung vom 23. Nov. 1864, gleichfalls unterzeichnet „von einem treuen Katholiken".

Digitized by Google

lamentiren und von der „ungeheuern Gefahr“ zu reden, wenn die Encyklika und die Theſen des Syllabus als ex cathedra geſprochen betrachtet werden müßten. Aber er wagt nicht mehr mit dem Austritt und Sonderbund aller liberalen, geiſtig bedeutſamen Katholiken zu drohen. Auch Hr. Leopold Schmid iſt reſolvirt fortan als „katholiſcher Einſiedler“ in der Welt zu leben ohne gleichgeſinnte Geſellſchaft. Kurz, man hat Waſſer in ſeinen Wein geſchüttet, und das war ſehr vernünftig. Denn zu der politiſchen Niederlage aller flunkernden Phantaſtereien kommt noch ein mächtiges Agens, das ſich mit geheimnißvollem Druck auf alle Geiſter legt. Es iſt das Herannahen der ſocialen Gefahr. Sie muß es doch am Ende auch dem beinernſten Pedanten klar machen, daß die Leiden der Welt nicht mit unfruchtbarer Bücherweisheit und hochmüthigem Widerſpruchsgeiſt bekämpft werden, ſondern nur mit Opferſinn und Liebe.

Den großen Moment der Weltwende hat der heilige Vater ergriffen, um die ökumeniſche Synode des 19. Jahrhunderts anzukündigen. Die erhabene Verſammlung wird gerichtet ſeyn gegen allen Abſolutismus des egoiſtiſchen, in die Endlichkeit verſunkenen Menſchengeiſtes; ſie wird in der Verläugnung der göttlichen Liebe nach oben und der menſchlichen Liebe nach unten den Grund des modernen Unheils aufweiſen; ſie wird in der Wiedervereinigung des Religiöſen mit dem Politiſchen und Socialen das einzige Heilmittel zeigen zur Erhaltung der Geſellſchaft in neuen Formen. Will man dieß „politiſche und ſociale Dogmen“ heißen, ſo wird die neue Weltperiode deren haben ſo gut wie die hinſchwindende ſie gehabt hat; und wenn die Synode von Trient je noch einen Zweifel übriggelaſſen hätte, wer bei dem fortſchreitenden Geiſt der Zeit ein „treuer Katholik“ ſei und wer nicht — die Synode des 19. Jahrhunderts wird jeden Zweifel zur Unmöglichkeit machen.

XV.

Daumer's eschatologische Schriften.

1) Der Tod des Leibes kein Tod der Seele. Dresden bei Woldemar Türk 1865.

2) Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. Zwei Bände. Ebendaselbst 1867.

Der vielbekannte Verfasser hat sich hier vollends der Erörterung von Gegenständen zugewendet, welche ohne Zweifel zu den allerwichtigsten gehören, die in das menschliche Bewußtseyn fallen, und welche namentlich den keck verneinungssüchtigen Tendenzen der modernen Zeit und Welt gegenüber die angelegentlichste Behandlung von Seiten wohldenkender und zu solchen Studien geeigneter Schriftsteller in Anspruch nehmen. Es handelt sich um die schwierigen und tiefeingreifenden Fragen nach der Natur der Menschenseele im Verhältniß zum Leibe, nach ihrem Schicksale im Tode, nach der Existenz einer jenseitigen Welt, in welche sie überzutreten fähig, nach der eines nicht blos vorgestellten und erträumten Geisterreichs und seiner nähern Beschaffenheit. Man könnte glauben, es sei das Alter und der durch dasselbe näher gerückte eigene Abschied vom Leben, was den Verfasser zu solchen Forschungen geneigt mache; man könnte damit, wie vielleicht Gegner zu thun geneigt, die Vorstellung einer gewissen Schwäche verbinden, die ihn befallen habe, und sich so ein ungünstiges Vorurtheil gegen seine neuesten Leistungen gestalten. Man würde aber sehr irren. Herr Daumer hat auch in seiner vorchristlichen Zeit jene höheren Wahrheiten, die dem Menschen seinen Adel geben, nie völlig geläugnet, ihnen vielmehr damals schon, mitunter selbst in specifisch christlicher Form (Marienlieder) auf eine für Viele unbegreifliche Weise gehuldigt. Er selbst bemerkt in seinem neuesten Werke und weist es faktisch nach, daß er von jungen Jahren an sich mit den

Digitized by Google

ernſteſten Gegenſtänden des religiöſen Glaubens und der philoſophiſchen Spekulation ſtets angelegentlich beſchäftigt und insbeſondere Anſichten über Tod und Jenſeits gefaßt und gehegt, die ſeinen jetzigen ungemein ähnlich waren, nur daß ſie heute in reiferer und dem kirchlichen Glauben näher gerückter Weiſe vertreten ſind. Er glaubte ſchon damals an lichtere und dunklere, ſeligere und unſeligere Zuſtände nach dem Tode, ſowie auch an die Manifeſtationen der Abgeſchiedenen, die er ſo vorzugsweiſe im „Geiſterreich“ behandelt. Materialiſtiſch oder atheiſtiſch waren ſeine Meinungen nie; er baute Syſteme, in welchen der Geiſt das A und Ω iſt; er lehrte eine im Univerſum waltende göttliche Intelligenz, z. B. ganz ausdrücklich in ſeiner „Religion des neuen Weltalters“; und ſolche dem alten Religionsglauben verwandte Ideen, verbunden mit ſeiner Antipathie gegen revolutionäre Gewaltſamkeiten, welchen er in dem oben genannten Werke einen ſo entſchieden polemiſchen Ausdruck gab, waren die Urſache, daß von Seiten ſeiner eigenen damaligen Partei heftiger Zorn und Haß gegen ihn entbrannte. Eine eigene Schrift wider Ludwig und Friedrich Feuerbach und die beiden Bauer gerade den Glauben an Gott, die Unſterblichkeit der Menſchenſeele und die hiſtoriſche Natur der Evangelien betreffend, hat Daumer ſchon damals herausgegeben. Hegel, Schelling und Jakob Böhme hatten ihren Einfluß auf ihn geübt; er war aber doch ſtets auch ſeinen eigenen Weg gegangen und mit dem bis zum Extrem der Verneinung fortgehenden Prozeſſe der auf die Blüthezeiten der althegelianiſchen Philoſophie folgte, ſchritt er durchaus nicht fort, ſondern ſetzte ſich ihm ſo antagoniſtiſch, ſpiritualiſtiſch und apologetiſch entgegen, als es von ſeinem damaligen Standpunkte aus denkbar war. Auf ſeinem gegenwärtigen, um ſo Vieles poſitiveren vermag er es noch weit vollſtändiger zu thun, und er unterläßt nicht ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit in dieſer Weiſe fortzuſetzen.

Der Widerſtand den er erfuhr, und der Wunſch mit ſeiner Subjektivität und Individualität ſoviel als möglich in den Hintergrund zu treten, veranlaßte ihn eine aphoriſtiſch-combinatoriſche Manier, eine Art literariſchen Moſaik's ſich zu erfinden, indem er Ausſprüche anderer Autoren von Anſehen und Gewicht zuſammenträgt und daraus ein autoritätsvolles Ganze formirt, welches dasjenige beſagt was er dem Publikum vorzutragen und an's Herz zu legen wünſcht; wozu er denn auch Manches in ſeinem eigenen Namen zuzufügen pflegt. Dieſe Form hat er in dem Werkchen über den Tod gewählt, und Saint René Taillandier hat ſie ſehr zweckmäßig gefunden. In der nämlichen Manier iſt eine Einleitung in das „Geiſterreich“ geſchrieben. In keinem der beiden Bücher werden indeſſen ganz ſelbſtſtändige und zuſammenhängende Abhandlungen und Partien vermißt.

In dem Werkchen über den Tod handelte es sich zunächst nur darum, den Zweifel und Unglauben derjenigen welche fürchten oder auch wollen, daß mit dem Tode, wie man sagt, Alles aus sei, durch eine einleuchtende Reihe von Thatsachen niederzuschlagen ohne jedoch mit kühnerem Wagniß in das Jenseits selbst einzugreifen. Den Glanzpunkt der Darstellung bilden hier die letzten Lebensmomente guter und frommer Menschen, bei welchen sich Phänomene darstellen die in Rücksicht des Ueberganges in eine andere Welt soviel Merkwürdiges, Belehrendes und Ueberzeugendes haben. Es scheint hier zuweilen, als wenn sich die beiden Welten, die diesseitige und jenseitige, in der Art berührten, daß auch die am Leben bleibenden Anwesenden und Beobachter einen Strahl des ewigen Lichtes zu gewahren im Stande seien.

Es genügte dem Verfasser aber keineswegs, so bis an die Schwelle eines geisterhaften Jenseits hinzuführen. Er getraute sich auch, das in neueren Zeiten so verrufene Thema der sogenannten Geistererscheinungen welche er, der ihm eigenen Terminologie gemäß, „eidolomagische Phänomene" zu nennen pflegt, in Angriff zu nehmen. Dabei stellte er sich eine dreifache Aufgabe. Erstens eine die Geschichte des Geisterglaubens betreffende, indem er aus allen Zeitaltern, Religionskreisen und Schichten der Gesellschaft die gegebenen Vorstellungen der bezüglichen Art angibt, wobei selbstverständlich Manches berührt wird, was als mythisch oder doch sehr problematisch hingestellt und Niemanden zu glauben zugemuthet oder aufgedrungen wird. Hier, wie man so unpassend verlangt hat, kritisch zu Werk zu gehen ist so wenig möglich als in irgendeiner Mythologie, wo auch das für uns Unglaublichste und Ungereimteste eine Stelle beansprucht. Doch liegt dem geehrten Verfasser das Mythologische am wenigsten am Herzen, indem er weit angelegentlicher den realen Kern der Sache zu ermitteln sucht. Er führt uns in dieser Beziehung eine Anzahl von Gruppen und Classen geisterhafter Erscheinungen vor, wo er das Einzelne wie das Ganze im Interesse des realistischen Geisterglaubens bespricht, hierbei soviel als möglich wohlbezeugte und beweiskräftige oder doch wahrscheinlich faktische Fälle auswählt, Anderes aber im Zweifel läßt und dem eigenen Urtheile seiner Leser anheimstellt. Es finden sich hier Geschichten welchen eine bedeutende, ja entscheidende Ueberzeugungskraft von ruhig und affektlos Urtheilenden wohl nicht abzustreiten ist. Andere verspricht der Verfasser in weiterhin folgenden Mittheilungen zu liefern, indem er darauf ausgeht, eine so wichtige Sache zur empirisch erhärteten, constatirten und anständiger Weise nicht mehr abzuweisenden Realität zu erheben und so dem Glauben an eine Forterisstenz nach dem Tode eine feste, objektiv gestaltete und gesicherte Grundlage und Stütze zu geben. Gelänge

Digitized by Google

dieß, so würde es, wie Jeder einsieht, von unermeßlicher Wichtigkeit seyn.

Ein zweiter Zweck des Verfassers ist aber auch der, den Manifestationen der Abgeschiedenen eine theoretische Basis zu geben durch welche ihre Denkbarkeit erleichtert wird. Dieß ist der Zweck seiner „Eidolologie". Für Geist oder Gespenst wählt er nämlich aus Gründen den griechischen Namen Eidolon. Er nimmt an, daß die Menschenseele unter gewissen Umständen das Vermögen besitze, sich — nicht etwa mit Hülfe eines von Außen herbeigezogenen „ätherischen Körpers" oder „Nervengeistes", wie die Prevorster Seher und Pneumatologen gesagt — sondern unmittelbar in dem Grade zu realisiren und anschaulich zu machen, daß sich Gestalten bilden welche selbst den körperlichen Sinnen der Lebenden sichtbar und fühlbar zu werden im Stande sind. Er schreibt der Seele eine gewisse magische Schöpferkraft zu von welcher die innerlich bleibende Vorstellung und Phantasie nur erst unvollkommener Anfang sei; das so Entstehende, was das Volk Geist oder Gespenst nennt, ist in sofern ein eidolomagisches Phänomen, worüber man das Nähere beim Verfasser selbst nachlesen muß. Er weist diese magische Selbstdarstellungs- und Erscheinungsweise schon bei den Lebenden, dann bei den Sterbenden, weiter bei den Gestorbenen, auch den schon vor langer Zeit dem Tod Verfallenen nach; eine geordnete Reihe von Capiteln und gruppirten Phänomenen dieses Charakters findet sich insbesondere im 2. Buche des ersten Bandes.

Es ist endlich noch etwas ganz Besonderes zu erwähnen: der Verfasser will eine Art von Weltgesetz entdeckt haben welches in der allgemeinen göttlichen Weltordnung liege, und einen „mystischen Schutz" vor den Angriffen bösartiger und feindlicher Mächte des Geisterreiches bezwecke und gewähre. Er nennt die eigenthümliche Erscheinung und Erfahrung, die ein solches Weltgesetz, einen solchen „mystischen Schutz" zu erkennen gibt, das „tutelarische Moderations- und Direktionsphänomen", und man findet eine ausführliche Abhandlung darüber im zweiten Theile Seite 240 ff. Soviel wird man wohl zugeben müssen, daß die in diesem Capitel so reichlich angeführten, aus protestantischen wie aus katholischen Quellen geschöpften Thatsachen höchst auffallend und merkwürdig sind. Und gibt es wirklich etwas der Art, ein solches Naturgesetz in höherem Sinne des Wortes mit dahinter stehender geheimnißvoller Ursache, so dürfte dasselbe ebenso gut der Aufmerksamkeit und des Studiums würdig seyn als Elektricität, Galvanismus, Magnetismus und dergleichen.

Der Verfasser hat absichtlich keine Parteifahne aufgesteckt und seiner Darstellung keine andere Färbung gegeben als die nicht zu vermeidende antimaterialistische. Er nimmt seine Bei-

Digitized by Google

ſpiele, wie bereits bemerkt, aus allen Zeiten, Völkern, Religionen und Confeſſionen und läßt ſie zuſammen für Wahrheiten zeugen, die das allgemeinſte Intereſſe haben und ohne welche keine Religion und keine höhere Anſicht der Dinge beſtehen kann. Offenbar wünſcht er bei dieſem Verfahren ſich einen möglichſt allgemeinen Wirkungskreis zu verſchaffen, ſo daß Alles berückſichtigt und in's Intereſſe gezogen, und Niemand ohne Noth antipathiſch erregt und abgeſchreckt werde. Wer die Zeit kennt und die Aufgabe vor Augen hat welche ſich wohldenkende Autoren in der Lage des Herrn Verfaſſers zu ſtellen haben, wird ihm dieſe Haltung nicht zum Fehler machen, da ſie vielmehr in der Natur der Sache liegt und die hier allein zweckdienliche iſt. Für diejenigen welche bereits ihren ausreichend feſten Halt im Centrum des kirchlichen Glaubens und Lebens haben, hat Herr Daumer gewiß nicht zu ſchreiben unternommen, ſondern für die Anderen deren Zahl Legion, zu deren Geiſt und Herz der Zugang in den betreffenden Beziehungen ſo ſchwierig iſt, und die doch ſo nothwendig in's Auge zu faſſen ſind.

Häufig nimmt der Verfaſſer Rückſicht auf Männer der Wiſſenſchaft, welche die von ihm behandelten Gegenſtände ebenfalls ihrer Unterſuchung unterworfen haben, und ſie in gewiſſer Weiſe auch ihrerſeits gelten laſſen, aber minder poſitiv faſſen und erklären. So Schindler, Schopenhauer, Perty und Andere. Es iſt insbeſondere der Letztere, der Verfaſſer der „myſtiſchen Erſcheinungen" und der „Realität magiſcher Kräfte", den er citirt, mit dem er theilweiſe übereinſtimmt, namentlich wo derſelbe das von ihm in Schutz genommene Myſtiſche und Magiſche wider Materialiſten, Rationaliſten, Aufklärer oder „mechaniſche Köpfe" vertheidigt; dem er jedoch auch öfters beſtreitend und widerlegend entgegentritt. Perty erkennt das Wunderbare, auch das im kirchlichen Kreiſe waltende an als etwas Reales, betrachtet es aber als ein bloßes Produkt und Phänomen der Erd- und Menſchennatur, indem er im Nothfalle nur etwa noch ſeinen zweideutigen Erdgeiſt zu Hülfe nimmt. Er erklärt insbeſondere die ſogenannten Geiſtererſcheinungen und Spukphänomene, ſoviel ſich nur immer thun läßt, aus dem oft bewußtlos thätigen „magiſchen Ich" des lebenden Menſchen ſelbſt, ſo daß eine objektiv vorhandene und von Außen einwirkende Geiſterwelt, beſtehe ſie aus abgeſchiedenen Menſchenſeelen oder aus höheren Geiſtern, faſt durchaus beſeitigt wird. Solchem Verfahren macht Daumer nicht ſelten den Krieg, indem er zeigt, daß Perty's und Anderer in der Art beſchaffene Auffaſſungen und Erklärungen oft ſehr ungenügend, unnatürlich, zwangvoll ſeien, und daß der vorliegende Thatbeſtand die Einräumung einer wirklichen Geiſterwelt, wie ſie der Volksreligionsglaube annimmt, zur unumgänglichen Folge hat. Perty und die ihm ähnlichen

Digitized by Google

Forscher und Schriftsteller sind zwar im Streite mit der Rationalität des Zeitalters, die Alles was ihr unbequem ist oder nicht in das kleine Gehirn sich fügen will, läugnet; sie behandeln ihren Gegenstand mit Ernst und Liebe, sind also insoferne durchaus nicht zu unterschätzen. Allein sie nehmen bei all' dem an dem Subjektivismus unserer Tage Theil in Beziehung auf höhere Dinge und mystische Phänomene; ihr Standpunkt und ihre Erklärungsmanier ist nur immer noch eine Phase der anthropologischen Richtung, die Alles in den Menschen selbst hineinsetzt und aus ihm hervorgehen läßt; wohingegen der Glaube, wie es dem Menschen natürlich und am Ende auch das allein Vernünftige und wahrhaft Wissenschaftliche ist, sich dem angeschauten und wirkenden Objekt als solchem hingibt und es in der vollen realistischen Bedeutung die es beanspruchen kann, nimmt und anerkennt. Auf diese letztere Seite stellt sich Daumer, nicht als Theologe und Dogmatiker was hier begreiflicher Weise durchaus nicht am Orte wäre, sondern als Mann des Denkens und der Wissenschaft, der es mit einem Publikum zu thun hat dem nur in der Rolle eines solchen versöhnlich beizukommen, und dem nur so Zustimmung abzugewinnen ist. Er stellt sich hierbei nicht nur der vulgären Aufklärung und reinen Negation, sondern auch dem relativen Unglauben der erwähnten Autoren gegenüber; er ist bemüht nicht nur den einfachen Glauben an die betreffenden Objekte wiederherzustellen, sondern auch dem Bedürfniß einer lichtvolleren Erkenntniß Rechnung zu tragen, eine Wissenschaft des Geisterreiches und der jenseitigen Dinge zu begründen, die den ganzen, vielfältigen und manigfaltigen Inhalt desselben anerkennt und soweit möglich auch der denkenden und begrifflichen Auffassung zuführt.

Soviel haben wir jedenfalls zu sagen, insofern wir über den Inhalt, Zweck und Charakter der in Rede stehenden literarischen Produkte zu berichten haben. Wir halten es um so mehr für unsere Pflicht einen solchen thatsächlich wahren Bericht zu geben, da die vielen Gegner des Verfassers über ihn und seine Werke die allerunrichtigsten und entstellendsten Berichterstattungen in die Welt senden. Diese Gegner hat Daumer wider sich, er mag schreiben was er will. Welch besonderer Anlaß und welch erwünschte Gelegenheit aber solchen gegeben ist, sich feindlich zu bezeigen, indem er ein so verrufenes Thema wie die Geisterwelt behandelte, das leuchtet ein. In solchen Fällen ist es doppelt und dreifach nöthig, daß sich auch solche Stimmen vernehmen lassen, die von Gehässigkeit und geflissentlicher Unwahrheit frei sind.

Digitized by Google

XVI.

Vor der großen Katastrophe.

Studien eines südwest-deutschen Publicisten.

„Ob es dem Wiener Congresse möglich war die Aufgabe, den von Napoleon hinterlassenen chaotischen Zustand zu ordnen, anders zu lösen, als sie gelöst ward, mögen Andere entscheiden. Die ersten Staatsmänner haben ihr Talent daran geübt. Wir zweifeln, daß es Andere unter denselben Verhältnissen besser gemacht haben würden, die jetzige Generation gewiß nicht." So schrieb 1852 ein österreichischer Veteran, der Generaladjutant Radetzky's, als durch die Siege des alten Feldherrn das durch die jüngste Revolution erschütterte Staatensystem Europa's neu gesichert und mancher wankende Thron wieder befestigt schien. Die beiden alten Soldaten waren so glücklich, daß sie es nicht erlebten, wie 1859 der Napoleonide in Italien mit Zulassung Preußens und der deutschen Mittelstaaten durch die Zertrümmerung des Werkes von 1815 die Inauguration einer neuen napoleonischen Aera begann. Sie mußten nicht mehr mit ansehen, wie Preußen und der Sohn des Carlo Alberto mit Bewilligung des Napoleoniden 1866 die Schöpfungen der Feldherren und Staatsmänner aus den Jahren der Befreiungs-Kriege von Grund aus zerstörten. So viel hat einstweilen

Digitized by Google

die jetzige Generation vermocht; eine neue Ordnung ist aber nicht geschaffen. Darum verwandelt sich Europa in ein großes Kriegslager und stehen vier Millionen Soldaten bereit zum Völkerkriege.

Der deutsche Bund war die conservative Centralmacht Europa's und in Oesterreich lag ihr Schwerpunkt — in Oesterreich das, obwohl eine Militärmacht erster Größe, nach keiner Seite eine Ausdehnung seines Gebietes suchte. Daher beruhte die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa auf Oesterreich, und nicht minder die Erhaltung des Gleichgewichts in unserm Deutschland; Oesterreich war die anerkannte friedliche Großmacht, von der weder ein deutscher noch ein nichtdeutscher Staat für seine Integrität etwas besorgte.

Der Napoleonide hatte als Exulant sich den Franzosen als einstigen Rächer der Niederlage von Waterloo angekündigt, hatte die Vernichtung der Verträge von 1815 und die Wiederherstellung der Größe Frankreichs als seine Bestimmung bezeichnet; er glaubte mit fatalistischer Unerschütterlichkeit an seinen Beruf, und verfolgte den Weg zu diesem Ziele mit der Kühnheit und List eines machiavellistischen Virtuosen. Auf der Höhe angelangt sprach er feierlich: das Kaiserthum ist der Friede! Indeß bereitete er den Umsturz des 1815 gegründeten Staatensystems und damit die neue Kriegsära vor, aus der Frankreich als dominirende Macht und die Napoleoniden als das Cäsarengeschlecht der Neuzeit hervorgehen sollten.

Zu diesem Zwecke erschien es ihm absolut nothwendig, daß die Machtstellung Oesterreichs und in Folge davon der deutsche Bund gesprengt werde. Diesen Gedanken hielt er unabänderlich fest und führte ihn mit beispielloser Geschicklichkeit durch. Zuerst galt es die sogenannte nordische Allianz aufzulösen, die wenigstens insofern noch bestand als Oesterreich, Preußen und Rußland gegen die europäische Revolution verbündet und zur gemeinschaftlichen Aktion gegen einen französischen Angriff auf die Rheinlande oder Belgien ent-

Digitized by Google

schlossen waren. Napoleon III. entzündete den Krimkrieg, verfeindete Oesterreich gründlich mit Rußland und steigerte die Entfremdung zwischen Preußen und Oesterreich.

Den Schlag gegen Oesterreich verschob er nicht länger, als bis sich Frankreich von den Anstrengungen des Krim-Krieges erholt hatte und in Italien die Verschwörung gegen Oesterreich gereift war. Daß sich das deutsche Volk gegen den Angreifer der ersten deutschen Macht erheben und sich des Axioms erinnern werde: der Rhein wird am Po vertheidigt! das hatte er bei dem Gegendrucke den Preußen auf die öffentliche Meinung auszuüben verstand, wobei es von der dynastischen Politik der Mittelstaaten nach Möglichkeit unterstützt wurde, vorerst nicht zu besorgen. Bei einer längeren Dauer des Krieges wäre aber der Trieb der nationalen Selbsterhaltung im südwestlichen Deutschland unfehlbar zum Durchbruch gekommen und wäre Preußens „freier Hand" das Schwert aufgenöthigt worden; darum schloß der Napoleonide eilig den Frieden von Villafranka und ließ Oesterreich vorläufig noch im Besitze des Festungsvierecks. Er hatte sein Meisterstück geliefert, sich als Nachfolger des Oheims legitimirt. Die französische gloire war wieder hergestellt, die sogenannten natürlichen Grenzen im Süden „revindicirt"; in dem neuen Königreich Italien war dem gedemüthigten Oesterreich ein unversöhnlicher, von Frankreich abhängiger Feind an die Seite gestellt; Deutschland war entzweit, Preußen und Oesterreich mit gegenseitigem Groll erfüllt. Es galt nun, den deutschen Bund vollends zu sprengen und das letzte Band zwischen Oesterreich und Preußen aufzulösen.

Die leitenden Staatsmänner Oesterreichs arbeiteten hiezu dem Napoleoniden in die Hände. Als sie den Fürstentag in Frankfurt und die Reformakte arrangirten, hatten sie gänzlich vergessen, daß Preußen sich freiwillig keinem Bundesbeschlusse fügen werde und durch Waffengewalt zur Unterordnung genöthigt werden müßte; daß die mittelstaatlichen Dy-

Digitized by Google

nastien sich der kaiserlichen Reformbewegung nur in der Voraussetzung anschloßen, daß sie nicht zu Stande komme, jedoch die Anklage daß sie es seien welche die Einigung Deutschlands hinderten, von ihnen weg auf Preußen überwälzen würden. Man bedachte in Wien nicht, daß die demokratischen und protestantischen Antipathien gegen Oesterreich eine Massen-Bewegung für die Reform nicht aufkommen lassen würden. Preußen beantwortete die Reformakte durch die Handelsverträge mit Frankreich und Italien, und die deutschen Zollvereinsstaaten, dieselben welche mit Oesterreich in der Bundesreform gegangen waren, ließen sich jetzt von Preußen fortziehen.

Da legte das Schicksal plötzlich die schleswig-holsteinische Frage zur Entscheidung vor. Die Demokratie suchte sich derselben rasch zu bemächtigen, und diese Partei welche sonst gegen die deutschen Dynastien Feuer vom Himmel herabrief („und Gott im Himmel schlag' darein"), betrieb nun mit allen Kräften die Einsetzung des Augustenburgers zum Herzoge von Schleswig-Holstein, somit die Mehrung der Dynastien auf deutschem Boden. Solcher Eifer für die Legitimität des Augustenburgers hatte eigenthümliche Gründe. Vor allem bezweckte er die Wiedererweckung der Verfassung der Herzogthümer aus dem Jahre 1848, wodurch der norddeutschen Demokratie ein fester Rückhalt in Schleswig-Holstein geschaffen werden sollte. Die Regierungen der Mittelstaaten traten für den Augustenburger ein, weil sie in dessen Erbrecht ihr eigenes Recht auf die dynastische Existenz zu vertheidigen glaubten, hauptsächlich jedoch weil sie es für höchst gefährlich hielten, sich der hochgehenden nationalen Bewegung für die Befreiung der Herzogthümer entgegenzustemmen. Oesterreich und Preußen bemächtigten sich aber der Angelegenheit, vertrieben die Dänen unter dem Halloh des deutschen Volkes, ließen die Einsprache des Bundestags (d. h. der Mittelstaaten) gegen ihr exclusives Vorgehen auf sich beruhen und setzten sich auch über die drohenden Mißfallensäußerungen

Digitized by Google

der Westmächte hinweg. So viel vermochten Oesterreich und Preußen durch ihr Einverständniß; Deutschland zeigte sich in ihnen als die erste continentale Großmacht.

Als Oesterreich und Preußen sich Lauenburg, Holstein und Schleswig von dem Könige Dänemarks abtreten ließen und die Herzogthümer als Condomini für einstweilen in Besitz nahmen; als Preußens Unterhandlungen mit dem Augustenburger sich zerschlugen, so war Jedermann im Klaren, daß Preußen an die Erwerbung der Herzogthümer Alles setzen werde. Um den deutschen Bund bekümmerte es sich nichts, um das Recht des Augustenburgers ebensowenig: das hatte es thatsächlich bewiesen. König Wilhelm I. und Bismark brauchten einen großen politischen Erfolg, wenn sie über die constitutionelle Opposition Meister werden und nicht einer sogenannten parlamentarischen Regierung Platz machen wollten. Ein solcher rettender Erfolg war die Erwerbung der Herzogthümer, durch welche für Preußen eine maritime Stellung zweiter Größe und die Suprematie über Norddeutschland gesichert wurde. Man mußte in Wien wissen, daß das preußische Kabinet zum va banque Spiele entschlossen war, daher bleibt der Gasteiner Vertrag mit dem Lauenburger Handel und den österreichischen Concessionen in den andern Herzogthümern ein Räthsel. Denn Oesterreich wurde durch seine erzwungene Nachgiebigkeit blamirt, seine Stellung zu den nichtdeutschen Großmächten compromittirt, der deutsche Bund mißachtet, die öffentliche Meinung in Deutschland vor den Kopf gestoßen und Preußen doch nicht befriedigt. Bismark hatte offen ein Duell zwischen Preußen und Oesterreich gewünscht, um den Span wegen der Herzogthümer auszutragen; er hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er nöthigen Falls ein Bündniß mit dem Auslande einzugehen entschlossen sei, und als er von Gastein nach Biarritz zu dem Napoleoniden pilgerte, so wußte man, daß er um dessen Einwilligung zur letzten und großen Operation werbe und daß Italien der Partie nicht fremd bleibe.

Digitized by Google

Im Frühjahre 1866 mußte man in den Kabinetten zu Wien, München, Dresden und Stuttgart darüber gewiß seyn, daß der Napoleonide Preußen und Italien die Erlaubniß zum Bruche mit Oesterreich gegeben habe, und daran war nicht mehr zu denken, Preußen werde es nicht weiter als bis zu einer zweiten Auflage der Bronzeller Affaire kommen lassen. Denn gegen eine solche Annahme sprach die Militärorganisation, die Stellung des Königs und Bismarks der Kammeropposition und der Demokratie gegenüber zu nachdrücklich. Die leitenden Staatsmänner jener Kabinette konnten demnach nur einen Krieg voraussehen und ebenso natürlich nur die Niederlage Preußens voraussetzen; wie dachten sie sich aber die Folgen? Eine verlorene Hauptschlacht, ein preußisches Novara, hätte Bismark das Leben und dem König Wilhelm den Thron gekostet; sein Nachfolger wäre genöthigt gewesen den Schutz einer Großmacht anzurufen, denn die deutschen Mittelstaaten hätten bei aller Eifersucht gegen Oesterreich dessen Vormarsch nach Schlesien nicht Einhalt thun können. Rußland ebensowenig, da es zu einem Kriege gegen Oesterreich und den unfehlbar dadurch herbeigeführten Aufstand der Polen nicht gerüstet war. Preußen hätte demnach keine andere Wahl gehabt als den Napoleoniden um Hülfe anzurufen. Gewiß hatten Bismark und König Wilhelm oder der mit einem liberalen Ministerium in der Reserve gehaltene Thronfolger eine Niederlage und deren Folgen als möglich vorausgesetzt und für diesen Fall Vorkehrungen getroffen, sie hatten demnach eine Intervention des Napoleoniden als letzte und einzig mögliche Zuflucht vorbereitet.

Dieser hatte Oesterreich 1859 nicht bekriegt, damit sich dasselbe 1866 wieder erhebe und den Verlust der Lombardei auf Kosten Preußens ersetze, die Hegemonie über Deutschland erringe und als einzige deutsche Großmacht die nationalen deutschen Bestrebungen an sich feßle.

Es drängt sich demnach die Frage auf: welches war der

Entschluß Oesterreichs, wenn nach einem entscheidenden Siege über Preußen der Napoleonide seine Intervention, natürlich als Friedensstifter und Freund der deutschen Nation angekündigt hätte? Man wird der Behauptung nicht widersprechen, daß Oesterreich nicht zugleich mit Preußen, Italien und Frankreich hätte Krieg führen können und daß daher die Annahme der französischen Friedensstiftung eine unabweisbare Nothwendigkeit gewesen wäre. Die Mittelstaaten waren durchaus nicht gemeint Oesterreich eine beherrschende Stellung in Deutschland erkämpfen zu helfen, sie hätten deßwegen einer französischen Friedensstiftung entgegenkommen müssen, und wie die Schweizer 1803 Napoleon I. als den „erhabenen Vermittler" anerkannten, so wäre 1866 sein Neffe als der hochgesinnte Pacifikator Deutschlands, als der Beschützer der Selbstständigkeit der deutschen Staaten aufgetreten. Welcher reelle Dank war dem Vermittler zugedacht? Denn daß er umsonst sich einem solchen Werke unterziehe, hätte ihm Niemand zugemuthet. Den Dank hätte er sich selbst genommen.

Wie allgemein geglaubt wird, hatte Bismark dem Napoleoniden für die Erlaubniß zum Kriege gegen Oesterreich und zur Annexirung der nordelbischen Herzogthümer Belgien zur Disposition gestellt, Luxemburg deßgleichen, wohl auch Saarlouis, Ney's Geburtsort, und Landau das von 1714 bis 1815 französische Festung war. Im Falle einer totalen Niederlage war Preußen der Gnade des französischen Kaisers hingegeben, es hatte jedoch nicht das Schicksal von 1807 zu befürchten, denn „Frankreich bedarf Preußens um Rußland und Oesterreich in Schranken zu halten" (Idées Napoleoniennes, cap. 4). Er veröffentlichte vor dem Ausbruche des Krieges das Ergebniß seiner Studien über die deutsche Frage, welches dahin lautete: für Preußen bessere Grenzen mit homogener Bevölkerung; für die Mittelstaaten eine rühmlichere Rolle, für Oesterreich die Erhaltung seiner Macht und eine starke Stellung zu Deutschland. In diesen „Wünschen" war das Programm der französischen Intervention gegeben; sie wäre er-

Digitized by Google

folgt, angeblich um der deutschen Nation für die der Kaiser immer warme Sympathien und die größte Achtung proklamirte, dauernden Frieden durch die Gründung einer neuen Staatenordnung zu geben. Die Mittelstaaten hätte er in einen Bund vereinigt und diesem Bunde die Rolle der dritten deutschen Macht zugetheilt; Preußen wäre mit Schleswig-Holstein und den von ihm umschlossenen Kleinstaaten zu einem compakten Körper gestaltet worden, und Oesterreich hätte eine Anweisung auf untere Donauländer erhalten. Den so entstandenen drei deutschen Mächten blieb es dann freigestellt internationale Verbindungen untereinander abzuschließen. Des französischen Kaisers Verdienste um die deutsche Nation wären durch die Wiederherstellung der natürlichen Grenzen Frankreichs am Rhein wenigstens auf der Strecke von Straßburg bis Mainz belohnt worden, und die Rolle des Protektors des mittelstaatlichen Bundes hätte ihm als Zugabe anheimfallen müssen. Der Calcul war ausgezeichnet und klar durchsichtig bis auf den Grund, selbst für die Masse des deutschen Volkes. Dasselbe glaubte darum nicht an die Möglichkeit eines deutschen Krieges, weil es nicht begreifen konnte, daß die deutschen Monarchen durch einen solchen Krieg der Intervention des Napoleoniden Thür und Thor angelweit aufsperren würden. Nur wenige öffentliche Stimmen erinnerten, daß König Wilhelm nicht zurückgehen könne, außer wenn er vom Throne herabsteige, darum eher die Würfel des Krieges rollen lassen werde. Die Auflösung des deutschen Bundes konnte nur verhütet werden, wenn die nordelbischen Herzogthümer an Preußen überlassen wurden, wie bereits mit Lauenburg geschehen war, denn Preußen und Oesterreich blieben alsdann Verbündete, an deren vereinigte Macht der Napoleonide sich nicht gewagt hätte. Die Auflösung des Bundes war eine unabweisbare Folge des Krieges, mochte die Entscheidung zu Gunsten Preußens oder Oesterreichs ausfallen, da die Intervention Frankreichs als absolut gewiß erschien. Wir sind deßwegen

Digitized by Google

zu dem Schlusse genöthigt: die deutschen Kabinette sahen den Bund von 1815 selbst nicht länger für haltbar an. Preußen hatte ihn bereits vordem mit der Erklärung, daß es sich nicht majorisiren lasse, wenn nicht aufgelöst, so doch für gewisse Fälle gekündet. Oesterreich konnte auf den Bund nicht zählen, wie es 1859 erfahren hatte, und die Mittelstaaten glaubten einen gesicherteren Standpunkt zu gewinnen, wenn sie nach des Napoleoniden Programm eine unabhängige Stellung zwischen Oesterreich, Frankreich und Preußen einnehmen und immer bei zwei Mächten gegen die Begehrlichkeit der dritten Schutz finden würden. Wie hoch mochten sie es anschlagen, daß mit dem Bunde auch das Geschrei nach Bundesreform, das doch immer hauptsächlich gegen die nichtgroßmächtigen Dynastien gerichtet war, aufhören mußte?

Das rasende Glück Preußens zerschmetterte aber wie ein Blitzstrahl die Macht Oesterreichs und der Mittelstaaten; es warf das Gebäude in einen Trümmerhaufen, welches von dem Napoleoniden mit allen Mitteln der Gewalt und Arglist in einer Reihe von Jahren war aufgebaut worden. Er der wenige Wochen früher Herr der Geschicke Europa's war, der mit einem einzigen Worte Preußen und Italien den Krieg verbieten konnte, der wie ein Alleinmächtiger und Alleinweiser gesprochen hatte, sah sich plötzlich durch Preußen auf die Seite geschoben und mußte es sich gefallen lassen. Am 5. Juli Abends illuminirten politische und finanzielle Größen in Paris, als der Telegraph meldete, Kaiser Franz Joseph habe Venetien an Napoleon III. cedirt. Somit ist der Krieg zwischen Oesterreich und Italien zu Ende, meinten sie, denn der französische Kaiser wird Venetien dem König Viktor Emmanuel einhändigen und der Besiegte von Custozza sich gerne oder ungerne der Intercession seines Protektors fügen. Dieser wird auch Preußen mit Güte oder Gewalt zum Frieden bestimmen, ihm Schleswig-Holstein mit einigen andern deutschen Territorien zum Besten geben, für Frankreich beliebige Compensationen nehmen, die deutschen Mittel-

Digitized by Google

staaten von Oesterreich und Preußen lösen und in Zukunft ihr Protektor seyn. Welcher Triumph der kaiserlichen Politik; wahrlich Napoleon III. ist größer als Napoleon I.!

Allein das undankbare Italien gehorchte seinem Schöpfer nicht, sondern setzte den Krieg fort, und der französische Kaiser durfte Viktor Emmanuel nicht mit Gewalt zum Frieden nöthigen, denn er selbst hatte ihn ja an Oesterreich gehetzt. Preußen kümmerte sich nicht um Frankreich, denn Oesterreich war sammt den Mittelstaaten niedergeworfen, gänzlich unfähig zu längerem Widerstande, und der Napoleonide vermochte dem Hülferufe Oesterreichs und der Mittelstaaten keine Folge zu geben, denn er getraute sich nicht mit der Zündnadel-Armee anzubinden. Preußen diktirte den Frieden; riß das ganze Norddeutschland an sich; erhob sich zu einer Landmacht von 30 Millionen Seelen; erwarb durch seine Ausdehnung an der Nord- und Ostsee, durch den Anschluß Hamburgs und Bremens, die drittstärkste Handels-Marine der Welt und die Anwartschaft auf eine gewaltige Kriegsmarine. Preußen füllte seine Schatzgewölbe mit erbeuteten Millionen und sein König vindicirte sich die Rolle eines Wiederherstellers des Reiches der deutschen Nation. „So herabgekommen war Frankreich nur unter Ludwig XV. als seine Armeen von Friedrich II. geschlagen wurden und die drei nordischen Mächte Polen theilten": dermaßen sprach sich ein hochgestellter Franzose aus, und Thiers, der „nationale Historiker und Staatsmann" entrollte dem Corps Legislatif ein illustrirtes Sündenregister der kaiserlichen Politik. „Es darf auch nicht ein Fehler mehr gemacht werden", mußte sich der Napoleonide von ihm sagen lassen, und er mußte sich selbst gestehen, daß sein Reich schmählicher enden wird als das des Bürgerkönigs, daß Sadowa sein Waterloo ist, wenn er sein und Frankreichs verlorenes Prästigium nicht wieder herzustellen vermag.

Frankreich ist so fest geeinigt und seine geographische Lage so günstig, daß es wohl noch eine revolutionäre Kata-

Digitized by Google

ſtrophe zu überſtehen vermag und dennoch ein großes nationales Reich bleibt. Oeſterreich dagegen iſt durch den letzten Krieg an den Rand des Untergangs gedrängt worden und muß ſich deßwegen um jeden Preis eine andere Situation ſchaffen. So lange Preußen Sachſen in der Hand behält und über die Streitkräfte des Südweſtens, namentlich Bayerns, gebietet, umſpannt es Böhmen von drei Seiten, ſo daß dieſes wichtige Land abſolut unhaltbar geworden iſt, wenn gleichzeitig feindliche Heere durch die Päſſe des Rieſengebirges, des Erzgebirges, des Böhmerwaldes und in dem Donauthal einbrechen können, denn alsdann iſt ein öſterreichiſches Heer in Böhmen ſchon bei Eröffnung des Feldzuges umgangen. Dann iſt aber auch Tyrol und Salzburg überflügelt, Oberöſterreich verloren und die öſterreichiſche Armee hat nur mehr die Wahl vor Wien eine Schlacht zu wagen oder die Hauptſtadt aufzugeben und Oberungarn zur Operationsbaſis zu machen. Die ſtrategiſche Lage Oeſterreichs iſt Preußen und deſſen deutſchen Verbündeten gegenüber die denkbar ungünſtigſte, nahezu eine verlorene, daher wird und muß Oeſterreich Allem aufbieten, um ſich aus derſelben herauszuarbeiten. „Sachſen darf keine preußiſche Militärpoſition und Bayern nicht zu Schutz und Trutz an Preußen gebunden ſeyn“: lautet das ceterum censeo der auswärtigen Politik Oeſterreichs. Entweder muß demnach Preußen ſeiner Aggreſſivſtellung gegen Oeſterreich freiwillig entſagen und, als unumgängliche Conſequenz, der Verbündete Oeſterreichs werden, oder Oeſterreich muß ſich mit Hülfe einer fremden Macht aus ſeiner gegenwärtigen Umklammerung durch Preußen befreien.

Bald nach dem Prager Frieden fabelte die Preſſe von einer franzöſiſch-italieniſch-öſterreichiſchen Tripelallianz und von der Vermählung des italieniſchen Kronprinzen mit einer Erzherzogin. Daß Oeſterreich auf den Gedanken der Wiedereroberung Lombardovenetiens verzichtet, iſt durch die allgemeine politiſche Lage erklärt, und ebenſo, daß ihm ein freundliches Verhältniß zu Italien erwünſcht wäre. Aber Italien iſt

Digitized by Google

noch nicht befriedigt und trachtet nach Vergrößerung auf Kosten Oesterreichs. Aus seinem Hunger nach dem Trentino macht es kein Hehl, aber Görz und Istrien sind nicht weniger Gegenstände seines Begehrens, Dalmatien deßgleichen sammt allen Inseln der Adria. Seit dem Tage von Lissa ist die Herrschaft über die Adria das nächste Ziel der italienischen Politik; dann erst wenn die dalmatinischen Seeleute auf der italienischen Flotte dienen, wird Italien eine Seemacht erster Größe und kann, wenn der zerklüftete Staat der Osmanen auseinander rollt, zugreifen wie einst die Republik Venedig bei der Auflösung des Paläologenreichs that. Italien ist deßwegen eine für Oesterreich gefährliche Macht und wird immer mit Oesterreichs Feinden gemeinschaftliche Sache machen, wenn es nicht zu einem neutralen Verhalten genöthigt ist, sei es durch eigene Unmacht, sei es durch einen Druck von außen, von Frankreich her.

Oesterreichs ehemaliger Alliirter Rußland findet es seit dem Prager Frieden nicht einmal mehr durch den Anstand geboten seine feindselige Stimmung gegen Oesterreich zu verhüllen, es zeigt sie nackt. Die slavische ethnographische Ausstellung in Petersburg hat durch die Worte, welche der Czar an die österreichischen Slaven, namentlich an die Tschechen richtete, einen politischen Charakter erhalten, der nicht ausgesprochener seyn könnte. Der Panslavismus ist damit officiell inaugurirt, der Czar als Protektor der Slaven proklamirt und gegen Oesterreich eine slavische Propaganda zur Thätigkeit berufen, wie eine gräkoslavische gegen die Türkei längst im Gange ist. Man hält demnach in Petersburg die Macht Oesterreichs für so gebrochen, daß man es mit der Türkei auf eine Linie zu stellen wagt. In der That sind Oesterreich und Rußland natürliche Gegner, wenn Rußlands Politik den von Czar Peter I. vorgezeichneten Weg auch in Zukunft einhält. Dieser ist an den Bosporus und an die Dardanellen gerichtet, deren Besitz nicht weniger bedeutet als die Herrschaft über die alte Welt. Solange aber Oesterreich

Digitized by Google

Siebenbürgen behauptet und daselbst eine große Armee aufzustellen im Stande ist, kann keine russische Armee ohne Oesterreichs Einwilligung gegen den Balkan vordringen, denn die schmale Operationslinie des russischen Landheeres vom Dniestr bis zum Balkan kann von Siebenbürgen aus durch eine österreichische Armee in wenigen Tagmärschen durchbrochen und die südwärts vorgeschobene russische Streitmacht abgeschnitten werden. Der Schlüssel zu Konstantinopel liegt darum nicht in Rumänien, sondern in Siebenbürgen, und noch hält ihn Oesterreich in seiner Hand. Seit Ungarn wieder ein wirkliches Königreich ist und in der orientalischen Frage der österreichischen Politik den bestimmenden Impuls geben wird, darf das russische Kabinet nicht mehr hoffen, daß es noch einmal einen Heereszug über die untere Donau an den Balkan machen kann, ohne auf ungarische Husaren und Grenadiere zu stoßen. Ungarn wird die untere Donau gegen die Russen vertheidigen, davon ist man in Petersburg überzeugt und darum so erbittert über das österreichische Kabinet, das statt länger mit Ungarn zu certiren und es zur entschlossenen Renitenz zu treiben, demselben das Heft in die Hand gegeben hat.

Czar Alexander II. ist entschlossen die Reste der polnischen Nationalität zu vernichten und mit ihr die katholische Kirche im ehemaligen Polenreiche, weil diese der feste Ankergrund für das nationale Bewußtseyn des unglücklichen Volkes ist. In preußisch Polen (Posen) entreißt der protestantische Germanismus durch seine Arbeitskraft dem polnischen Elemente Scholle um Scholle; daher blickt man in Petersburg ohne Besorgniß an die Warthe und Netze, aber in Galizien, in österreichisch Polen hat sich ein Theil des polnischen Volkes in nationaler Frische und ungeschwächter katholischer Glaubenskraft erhalten. So lange die nordische Allianz zur Niederhaltung der Revolution bestand, mochte das Petersburger Kabinet Galizien wenigstens nicht als eine brennende Gefahr ansehen, seitdem es aber gegen Oesterreich seine Feind-

Digitized by Google

seligkeit offen erklärt, die panslavistische Propaganda unter seine Protektion nimmt, die polnische Nationalität und die katholische Kirche unversöhnlich verfolgt, ist Galizien das sich beinahe 100 Meilen an der russisch-polnischen Grenze hin erstreckt, schon in strategischer Hinsicht für Rußland eine Gefahr, die dadurch gesteigert wird daß Oesterreich, zur Verzweiflung gebracht, von Galizien aus einen polnischen Revolutionskrieg gegen Rußland eröffnen könnte. Ist Galizien russisch, so ist auch die Vernichtung der polnischen Nationalität vollendet und die südöstliche Grenze Rußlands unangreifbar.

In dem letzten Jahre tauchte wiederholt das Gerücht auf, Rußland habe im Sinne, den Theil Polens der zwischen Galizien, Posen und Westpreußen keilförmig vorspringt, dem Könige von Preußen als Unterpfand eines ewigen Bündnisses zu überlassen, denn es sehe ein, daß das russische Element zwar im Stande sei das polnische Element zu verschlingen, aber es nicht zu verdauen vermöge, daher Polen ein Brand in den Eingeweiden Rußlands bleibe. Werde aber der bezeichnete Theil Polens Preußen anvertraut, so falle derselbe der überwältigenden Germanisirung anheim. Für Rußland sei der Besitz dieses Landstriches von wenig Bedeutung und seine Abtretung an Preußen werde dadurch, daß Preußen an Rußland für immer gebunden bleibe, zehnfach ersetzt. Solche abgeschmackten Conjekturen können nur von Publicisten aufgetischt werden, die keinen Begriff davon haben daß Rußland ohne den Besitz des zwischen Preußen und Oesterreich vorspringenden Polens in Deutschland nichts mehr zu sagen hätte; die nicht wissen daß eine in Polen stehende Armee nach Wien und Berlin einen doppelt kürzeren Weg zu machen hat, als eine französische, die hinter dem Rhein aufgestellt ist. Alexander I. setzte auf dem Wiener Congresse die Abtretung jenes Theils von Polen (daher Congreßpolen genannt) gegen das Widerstreben Englands und Oesterreichs nur durch, indem er geradezu mit einem Kriege drohte; sein

Digitized by Google

Nachfolger Nikolaus hielt Polen mit eisernem Griffe fest, und Alexander II. erdrückt es gewiß nicht, um es an Preußen als Leichnam zu übergeben. Und dann wäre Rußland erst Preußens nicht sicher; denn in der Politik gibt es keinen Platz für die Dankbarkeit, und wäre russisch Polen Preußen angefügt, so wäre dessen Grenze gegen Rußland vollständig gedeckt und Rußland für Preußen nicht mehr furchtbar. Daher würde Preußen auch nicht mehr so viele Rücksichten auf Rußland nehmen, wie es seit Friedrich II. gethan hat. Gerade durch den zwischen der Provinz Preußen und Oberschlesien vorgeschobenen russischen Keil ist Preußen gehindert in seiner Politik ohne die Zustimmung Rußlands eine Unternehmung von bedeutender Tragweite auszuführen. Denken wir Galizien mit russisch Polen zusammengeschmiedet und Krakau als russische Festung, so ist der Keil zum wuchtigsten Stoße gegen Ungarn und Mähren sowie gegen Schlesien verstärkt. Ueberdieß gewänne Rußland die unerschöpflichen galizischen Salzlager und würde damit einem empfindlichen Mangel der Westhälfte seines Reiches abhelfen. Es hat also seine guten Gründe, daß das Dichten und Trachten der russischen Politik auf den Besitz Galiziens zielt.

In seiner östlichen und südöstlichen Flanke hat Oesterreich Rumänien, Serbien, Montenegro, Bosnien. Das wichtigste dieser Länder ist Rumänien, das durch Rußland insoweit befreit wurde, daß die türkischen Besatzungen aus den Festungen abziehen mußten und die Rumänen sich nach ihren eigenen Gesetzen regieren durften. Rußland wurde die Schutzmacht Rumäniens und dieses war zur Annexion bestimmt, denn es konnte sich weder selbst vertheidigen noch war die Türkei nach dem Kriege von 1828—29 im Stande Rumänien einer russischen Armee streitig zu machen, für welche Jassy und Bukarest nur Etappen, keine Operationsobjekte mehr waren. Seit dem Krimkrieg und den später der Pforte abgenöthigten Concessionen ist aber Rumänien dem russischen Protektorate entrückt worden und thatsächlich auch von der

Digitized by Google

Türkei unabhängig, es ist ein selbstständiger Staat. Diese freie nationale Existenz verdanken die Rumänen dem Kaiser der Franzosen, der bei Sebastopol das orientalische Prästigium Rußlands, bei Solferino den Einfluß Oesterreichs in Konstantinopel brach und sich als den mächtigen Protektor der christlichen Völker im ganzen Umfange des osmanischen Reiches aufstellte. Sein Geschöpf war Fürst Cusa von Rumänien und als dieser sich unbrauchbar zeigte, ersetzte er ihn durch Karl von Hohenzollern den ihm Preußen lieh, denn damals bestand dicke Freundschaft zwischen dem Napoleoniden und dem Nachfolger Friedrichs II. Ein unabhängiges Rumänien ist eine Barriere für die europäische Türkei gegen Rußland, Fürst Karl muß darum entweder sich als Werkzeug der russischen Annexionspolitik gebrauchen lassen und zum Verräther des rumänischen Volkes werden, oder den Kampf mit einer von Rußland geleiteten und bezahlten Agitation aufnehmen, zu der sich genug corrupte Bojaren hergeben. Seine Haltung gegenüber Oesterreich wird Aufschluß geben, zu welcher Rolle der Hohenzoller an der untern Donau sich bestimmt hat. Da es nämlich zu den Lebensinteressen Oesterreichs gehört, daß Rumänien weder mittelbar noch unmittelbar dem Czaren zu Gebot stehe, und Oesterreich nicht daran denken darf Rumänien zu annexiren, so muß ihm Alles daran liegen, daß sich das neue Fürstenthum erhalte und befestige; Karl von Hohenzollern hat deßwegen an Oesterreich einen freundlich gesinnten Nachbar, sofern er nur will. Duldet und begünstigt er bei solchen Verhältnissen eine Propaganda unter den österreichischen Rumänen, ähnlich wie Rußland die österreichischen Slaven bearbeitet, so stellt er sich das Zeugniß aus daß er ein Pionier der Czarenpolitik ist. Der junge Herr ist noch nicht verehlicht, wird aber wohl nicht lange Cölibatär bleiben dürfen, wenn er sich nicht dem Verdachte aussetzen will, als sehe er sich selbst nur als provisorischen Fürsten und nicht als den Gründer einer Dynastie an. Wandelt ja doch der jugendliche Georgios von Hellas auf

Digitized by Google

Freiersfüßen und wird mit einer Großfürstin beglückt zum Zeichen, daß er sich auf den Czaren und der Czar sich auf ihn verlassen darf, daß Rußland und Hellas gegen die Türkei zusammenwirken und Hellas nicht wie unter König Otto von drei Schutzmächten hin- und hergezerrt werden soll. Wir sind darauf gespannt, ob Karl von Rumänien eine Großfürstin oder eine Erzherzogin heimführen wird, oder ob er sich mit einer indifferenten Braut begnügen muß. Es wird sich da zeigen, ob er aus einem preußischen Gardelieutenant der Lieutenant-Gouverneur des Czaren in Rumänien geworden ist.

Serbien ist bei seiner geographischen Lage und dem Selbstbewußtseyn des Volkes weniger exponirt als Rumänien; die Serben haben ihre Unabhängigkeit erkämpft und nicht wie die Rumänen als Geschenk erhalten. Nachdem vollends auch Belgrad von den Türken geräumt ist, steht Serbien als selbstständige Macht da welche von keiner Seite her bedroht ist. Denn die Türkei ist dazu nicht stark genug und Oesterreich gönnt Serbien seine Freiheit, es hat ihm sogar einen sehr wichtigen Dienst geleistet, indem es die Pforte zur freiwilligen Räumung der Festung Belgrad bewog. Damit hat Oesterreich mit der Metternich'schen Politik gebrochen welche die Aufrechthaltung der türkischen Herrschaft über die christlichen Völker zu stützen versuchte, es aber nicht vermochte, dadurch nur sich selbst den Haß dieser Völker zuzog und deren Hoffnungen ausschließlich auf Rußland verwies. Nach dem Krimkriege gewann jedoch der französische Einfluß auch in Serbien die Oberhand und bestimmte es zu feindseligen Kundgebungen gegen Oesterreich. Wirkt Frankreich in derselben Richtung auch fernerhin, unterstützt es die panslavistische gegen die Türkei und Oesterreich gerichtete Agitation Rußlands, so werden wir bald von einer aus Belgrad in das österreichische Serbien hinübergreifenden Propaganda hören. Auch wird sich Montenegro und die Herzegowina rühren und eine Flamme im westlichen Winkel des illyrischen

Digitized by Google

Dreiecks auflodern, gefährlicher als die isolirte auf Kreta. Macht aber der französische Kaiser seinen Einfluß auf den serbischen Fürsten Michael Obrenowitsch, der über Wien auf dem Wege nach Paris ist, in entschiedener Weise für die Aufrechthaltung der Ruhe geltend, so wird eine serbische Insurrektion für dießmal unterbleiben, denn das Veto Napoleons wird respektirt in den schwarzen Bergen wie an der Morawa und Narenta. Eine solche Frist allein macht es möglich, daß Rumänien seine Lebensfähigkeit als unabhängiger Staat erprobe; denn kommt die Conflagration in der Türkei zum vollen Ausbruch, so ist die russische Intervention unvermeidlich, die mit der Occupation Rumäniens anfängt und die Annexion zur unabwendbaren Folge hat. Serbien betheiligte sich 1821 nicht als A. Ypsilanti in Rumänien den Befreiungskrieg versuchte und der hellenische Aufstand bis Macedonien seine Ausläufer trieb; es verhielt sich ruhig als Diebitsch 1829 den Balkan überstieg, und ebensowenig war es Rußland zu Willen während des Krimkriegs. Die Serben hielten sich 1821 darum zurück, weil sie als Slaven von dem panhellenischen oder neubyzantinischen Reiche welches von der rumanohellenischen Hetärie proklamirt wurde, nichts wissen wollten, und für Rußland traten sie nicht ein, weil sie in dessen Kriegen gegen die Türkei nur Eroberungskriege erkannten und ihr Blut zu einem solchen fremdartigen Zwecke nicht verspritzen wollten.

Jetzt ist es aber soweit gekommen, daß der Czar und seine Familie, daß die russische Klerisei, die Aristokratie und die Volksmasse für die aufständischen Kreter beten und collektiren; Hellas wird in seinem Freiheitskriege gegen die Türkei mit russischem Gelde unterstützt und durch die Vermählung des Königs Georgios mit der Großfürstin Olga an Rußland geknüpft. Das russische Kabinet erklärt den christlichen Großmächten, es glaube nicht daß die türkische Regierung die Unterdrückung der christlichen Unterthanen mildern könne, auch wenn sie den Willen hätte. Unter solchen Verhältnissen nimmt

Digitized by Google

eine Intervention Rußlands welche durch einen christlichen Aufstand herbeigeführt wird, den Charakter eines Befreiungs- und Religionskrieges an. In diesem Falle wird das serbische Volk mitgerissen in den Krieg des Kreuzes gegen den Halbmond und eben dadurch an Rußland gebunden. Ein solcher Krieg würde mächtig auf die rumänische und serbische Bevölkerung Ungarns und Siebenbürgens, wie auf die Ruthenen in Galizien wirken und die Thätigkeit der panslavistischen Propaganda in ganz Oesterreich zu aller möglichen Anstrengung spornen. Unter solchen Umständen müßte Oesterreich den Czaren gewähren lassen und höchlich zufrieden seyn, wenn es nur den Frieden unter seinen eigenen Nationalitäten behaupten und einen Zusammenstoß der Magyaren mit den ungarischen Rumänen und Slaven verhindern könnte. Auf ein isolirtes Oesterreich nimmt aber Rußland keine Rücksicht mehr, wie bereits sein jetziges Verhalten zeigt. Kaiser Alexander II. hat aus Paris keine freundlichen Erinnerungen zurückgebracht, sein Gastfreund konnte ihm nicht das widerwärtige vive la Pologne! ersparen, und dessen unübertreffliche Polizei den Schuß eines verzweifelten Polen nicht verhindern. Und vollends der Widerhall welchen die gerichtliche Vertheidigung des Attentäters in Frankreich und Europa weckt, kann den Czaren nur erbittern. König Wilhelm I. von Preußen blieb zwar von mißliebigen Zurufen verschont, dafür widmet ihm aber die Pariser Presse unfreundliche Nachrufe, und der Moniteur entschuldigt sich am zweiten Tage nach der Abreise des Königs, er habe vergessen dieselbe an dem ersten Tage zu melden; eine officiöse Unhöflichkeit die ihres Gleichen sucht.

Demnach zu schließen, hat der Besuch der zwei nordischen Majestäten bei dem Kaiser des Westens die Innigkeit der Beziehungen nicht gefördert und ist von einem französisch-preußisch-russischen Bündnisse keine Rede. Wir wissen auch um Alles in der Welt nichts aufzufinden, was den Kaiser von Frankreich bewegen sollte dem Kaiser von Rußland freie

Aktion gegen die Türkei oder Oesterreich zu geben. Frankreich kann die Türkei nicht mit Rußland theilen, denn von dem europäischen Festland läßt sich kein Nizza und Savoyen abschneiden, von dem asiatischen begehrt Frankreich selbst gewiß nichts; die Inseln Rhodos, Kreta und Cypern oder gar Aegypten wird England niemals an Frankreich überlassen, so kriegsscheu Pitts und Wellingtons Vaterland auch geworden ist. Frankreich darf Konstantinopel und die Dardanellen niemals in die Gewalt Rußlands fallen lassen, wenn Rußland nicht allmächtig in Europa werden soll. Ein Bündniß Frankreichs mit den beiden nordischen Großmächten gegen Oesterreich erscheint daher nach 1866 geradewegs als Unsinn. Oesterreich stand Frankreich drohend gegenüber, so lange es im Besitze Belgiens war und mit dem anderen Fuße (Vorderösterreich) am Oberrhein stand, als Lille und Straßburg in einigen Stunden vom österreichischen Boden aus zu erreichen waren; heute steht aber Oesterreich fern von den französischen Grenzen im Norden und Westen. Oesterreich und Frankreich haben zwei Jahrhunderte um Oberitalien gekämpft; auch hier ist Oesterreich zurückgewichen, es verlor seine Stellung am Po 1859, weil es von seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen wurde, wie es 1795 durch Preußens Schuld (den Basler Frieden) sich zur Aufgebung der Maas und Schelde genöthigt sah. So wurden Deutschlands Vorwerke im Süden und Norden verloren, aber wahrlich nicht durch Oesterreichs Schuld.

Napoleon III. fand auch nach 1859, Deutschland sei noch immer zu stark, so lange es durch einen Bund, wenn auch nur zur Vertheidigung, geeinigt und Oesterreichs Macht zum Schutze des Rheins berechtigt und verpflichtet sei. Daher erlaubte er Preußen den Krieg von 1866. Den einen Zweck erreichte er, die Sprengung des Bundes und die gewaltsame Abtrennung Oesterreichs von den andern deutschen Staaten. Daß aber Preußen zu einer Macht von 30 Millionen Seelen anschwelle und die 8 Millionen der süd-

Digitized by Google

westdeutschen Staatengruppe an sich kette, so daß es als eine Frankreich ebenbürtige Militärmacht dasteht, dieß geschah sehr gegen seinen Willen. Ganz Frankreich betrachtet die Erfolge Preußens als eine Niederlage der kaiserlichen Politik, gegen welche sogar die in Mexiko erlittene verschwindet. Napoleon gesteht dieß selbst zu, indem er von der Nation ein schlagfertiges Heer von 800,000 Mann verlangt. Und in dieser Lage sollte er die Hand bieten zur Zertrümmerung Oesterreichs, die allein Preußen und Rußland zu gute käme, wodurch diese beiden verbündeten Mächte die Gebieter des ganzen ungeheuren Ländercomplexes vom Rheine bis an die Wolga würden? Er sieht sich eben deßwegen geradezu genöthigt das Möglichste zur Erhaltung Oesterreichs beizutragen und um dessen Bündniß mit hohem Angebote zu werben. Kaiser Franz Joseph wird als der letzte der großen Monarchen nach Paris gehen und wir wetten, „der letzte wird der erste seyn." Er wird von den Franzosen und namentlich von den Parisern als Freund Frankreichs begrüßt werden, und sie werden es sich schwerlich nehmen lassen, dem vive la France, vive l'Autriche! ein vive la Pologne nachzurufen, das eine ganz andere Bedeutung hat, als da es an Alexander II. adressirt war. Wir halten es für ausgemacht, weil durch die Lage geboten, daß Napoleon dem Kaiser Franz Joseph ein Schutz- und Trutzbündniß mit den vortheilhaftesten Bedingungen anbieten wird.

Wir haben oben gesagt, daß sich Oesterreich aus seiner gegenwärtigen Lage herausarbeiten muß. Es verkünden die Winke, Twesten und Ranke, dieses patentirte kaiserlich-preußisch-protestantische Orakel, den nahen Untergang Oesterreichs, und die dienenden Hierophanten zu Heidelberg, Tübingen ꝛc. hallen die Sprüche nach. Die protestantische Geistlichkeit feiert bereits den Sieger von Sadowa als den zweiten, aber glücklicheren Gustav Adolf; die Fanatiker des Unglaubens fallen kreischend in den Chorus ein und das belletristische Ungeziefer in Gartenlaube und Sumpf stürzt sich in ganzen Wolken

Digitized by Google

auf Oesterreich. Mag auch Oesterreich diesem Treiben seine stolze Verachtung entgegensetzen, so kann es doch nicht dulden, daß es von Preußen umklammert und von dem Preußen befreundeten Rußland verhöhnt und bedroht wird. Aus dieser Lage muß sich Oesterreich befreien und das kann entweder mit Hülfe Preußens oder mit Hülfe Frankreichs geschehen.

Herr von Bismark weiß am besten, daß eine schlagfertige Macht niemals in Verlegenheit ist um eine Ursache zum Kriege gegen eine andere Macht. Der Mann erwartet gewiß keine besondere Wirkung davon, daß der preußische Landtag Ende Juni 1867 mit einer Rede geschlossen wurde, in welcher die preußische Regierung die Segnungen — des Friedens feiert und ihre friedlichen Bestrebungen betheuert. Sie hat einen thatsächlichen Beweis dafür, daß sie keinen Krieg mit Frankreich will, dadurch geliefert daß sie die alte deutsche Festung Luxemburg Frankreich zuliebe aufgab, so daß eine französische Armee in ihren Operationen gegen die Rhein-Festungen nicht durch Luxemburg genirt wird, wie vom 5. August 1794 bis 7. Juni 1795 geschah, wo der österreichische Feldmarschall Bender die Festung so lange hielt, bis Preußens Abfall (Basler Friede 5. April) jede Hoffnung auf Entsatz vernichtete. Napoleon III. manövrirte die Preußen durch eine Kriegsdrohung aus Luxemburg hinaus, das mit dem Aufhören des deutschen Bundes aufhören mußte deutsche Festung zu seyn. Der gleiche Fall trifft bei Mainz zu; es war deutsche Bundesfestung und sollte jetzt nach dem Aufhören des Bundes großherzoglich hessische Festung seyn, denn Mainz liegt nicht nordwärts von der Mainlinie, sondern auf dem linken Rheinufer, gehört deßwegen nicht in das norddeutsche Bundesgebiet, ist auch von Preußen nicht als norddeutsche Bundesfestung charakterisirt worden, sondern wie auf den öffentlich aufgepflanzten Inschriften zu lesen ist als „Königliche preußische Festung Mainz.“ Nur die Häuser und die Einwohner sind großherzoglich hessisch geblieben. Die Geschütze, mit welchen der deutsche Bund Luxemburg bewaffnet

Digitized by Google

hatte, werden von Preußen nach Mainz abgeführt; wie, wenn Napoleon, nachdem er mit Luxemburg reussirt hat, mit seinem diplomatischen Geschütze auf Mainz nachrückte? Während der Verhandlungen über Luxemburg ist preußischer Seits wiederholt bemerkt worden, daß die Räumung Luxemburgs eine gleiche Forderung in Betreff der großen Rheinfestung zur Folge haben könnte, die ungleich mehr Bedeutung habe als Luxemburg und von Preußen nicht aufgegeben werden dürfe. So ist es in der That; räumt Preußen Mainz und überläßt es den Platz dem Großherzoge von Hessen, so zerfallen die Werke einer Festung welche mit Recht das Thor der deutschen Lande genannt wird, und nach Napoleons I. Ausspruch die wichtigste auf dem Continente ist. Wenn daher einmal Napoleon III. mit der Forderung auftritt, daß Preußen seine Besatzung aus Mainz zurückziehe, weil sie eine Drohung gegen Frankreich sei und Preußen kein Besatzungsrecht in Mainz ansprechen könne, so werden weder die Federn der Diplomaten noch ihre Conferenzen die Frage entscheiden, sondern Kugeln und Bajonette.

Ueber die preußische Occupation von Mainz beobachtet die officiöse französische Presse ein Stillschweigen das inspirirt und darum verdächtig erscheint. Auch das Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen Preußen und der südwestlichen Staaten-Gruppe, sowie der neue Zollverein mit dem Zollparlament haben keine officiösen Zornausbrüche zur Folge gehabt, wohl aber der Opposition Anlaß gegeben neue Schlappen zu constatiren, welche der Graf Bismark der kaiserlichen Politik versetzte. Dagegen ist es kein Geheimniß, daß Napoleon III. dem Großherzog von Baden, der auffallend kurze Zeit in Paris verweilte, seinen Unwillen über die süddeutsche Willfährigkeit gegen Preußen unverholen kundgab, wie verlautete, sich sogar der Bemerkung nicht enthielt, daß die Existenz des einen oder anderen Staates fraglich werden könnte dessen Chef sich der Souveränitätsrechte an Preußen entäußere. Napoleons Gesandter am Berliner Hofe, jener Herr von

Digitized by Google

Benedetti welcher jedesmal dabei war, wenn etwas gegen Oesterreich geschmiedet wurde, dachte in Nikolsburg und Prag nicht entfernt daran, daß Frankreich mit der Ausscheidung der südwestlichen Staaten aus dem lockeren Verbande mit Oesterreich nichts anderes bewirke, als daß dieselben sich sogleich von Preußen anziehen und von dessen Machtsphäre ihren Gang beherrschen lassen würden. Wäre in ihm nur eine Ahnung einer solchen Möglichkeit aufgestiegen, so würde ein weiterer Paragraph des Prager Friedens eine genaue Grenze bestimmt haben, wie weit sich die souveränen Süd-Staaten mit Preußen einlassen dürfen, und das Schutz- und Trutzbündniß, dieses preußische Gegenstück zum Rheinbunde, sowie das Zollparlament wären nicht zu Stande gekommen. Napoleon III. hat seinen Segen dazu einstweilen noch nicht gegeben und in den Augen der Franzosen sind es zwei großartige Coups, welche dem Grafen Bismark gegen den Kaiser gelungen sind, zwei Niederlagen der französischen Staatsklugheit, wie dieselbe nicht einmal unter Louis Philippe erlitt.

Einen Erfolg errang jedoch die französische Diplomatie in dem Prager Vertrage, indem sie einen Paragraphen durchsetzte, demgemäß die Bevölkerung in Nordschleswig durch freie allgemeine Abstimmung darüber zu entscheiden hat, ob sie preußisch bleiben oder unter die Krone Dänemarks zurückkehren will. Damit wahrte Napoleon III. die von ihm seit 1859 in Scene gesetzten Principien der Nationalität und Selbstbestimmung des Volkes; Preußen verstand sich mit der Annahme des betreffenden Paragraphen zugleich zur Abtretung des nördlichsten Theiles seiner Eroberung, denn es macht sich darüber keine Täuschung, daß ihm die dänischredenden Nordschleswiger sämmtlich den Rücken kehren werden, sobald es ihnen gestattet wird. Seit dem Abschluß des Prager Friedens ist nun bereits ein volles Jahr abgelaufen, ohne daß Preußen die allgemeine Abstimmung anordnete; es hat vielmehr sein Militärsystem auch über Nordschleswig ausgedehnt und gegen die militärflüchtigen Nordschleswiger,

Digitized by Google

Jünglinge wie Familienväter, Maßregeln verhängt die es aus Rußland zu entlehnen scheint. Endlich hören wir, daß Preußen mit Dänemark wegen der nordschleswig'schen Angelegenheit verhandelt und bereits jede Aussicht auf Verständigung zwischen den beiden Kabinetten zu verschwinden droht; daß ferner das Wiener Kabinet die ihm, als ehemaligem Condominus der Herzogthümer, von Preußen zugemuthete Betheiligung an der Auseinandersetzung der strittigen Angelegenheit rund ablehnt, sowie auch das Kabinet der Tuilerien sich einstweilen mit der Rolle eines Zuschauers begnügte. Dänemark und Preußen werden sich, so lange nur sie zwei in der Sache zu thun haben, niemals verständigen; darüber waltet kein Zweifel ob; denn in dem Prager Frieden ist nicht bestimmt, wie weit Nordschleswig oder der zur allgemeinen Abstimmung berechtigte Landestheil reicht, und ebensowenig läßt sich eine Sprachgrenze ziehen, da die Bevölkerung gemischt ist und selbst darüber gestritten wird, ob die verschiedenen landschaftlichen Dialekte dänischen oder friesisch-deutschen Ursprungs sind. Wir sind also kaum der schleswig-holstein'schen Frage losgeworden, und schon steigt eine nordschleswig'sche empor, die sich in die Entscheidung zuspitzen wird, ob Düppel und Alsen preußisch bleiben oder an Dänemark zurückgegeben werden sollen. Bleiben die beiden festen Punkte preußisch, so erhält Dänemark nur ein unbedeutendes Stück Nord-Schleswigs zurück, das zudem bei einem preußisch-dänischen Kriege unhaltbar wäre, weil es von Düppel-Alsen aus jeden Augenblick überrumpelt werden könnte. Die feste Doppelstellung hat aber die gleiche Bedeutung für das südliche Schleswig, resp. für Preußen, und kann darum freiwillig nicht geräumt werden. Ueberdieß ist Düppel-Alsen für Preußen klassischer Boden, denn dort begann der neue Aufschwung Preußens, und es wäre nahezu schmählich, wenn der preußische Adler sich aus seinem nordischen Horste verscheuchen ließe. Und doch muß es geschehen, wenn der fünfte Paragraph des Prager Friedens ausgeführt werden soll. Denn

Digitized by Google

Alsen und Düppel gehören unstreitig zu Nordschleswig, was die Bevölkerung mit möglicher Energie dadurch ausgesprochen hat, daß sie in den norddeutschen Reichstag dänischgesinnte Abgeordnete wählte. Dänemark freilich erhebt umsonst seinen Schmerzensschrei um Nordschleswig, es rührt damit Preußens Herz nicht im geringsten; doch wird die Sache sehr ernst, wenn der französische Kaiser*) auf die Ausführung des betreffenden Paragraphen des Prager Friedens dringt, und findet er daß Nordschleswig mit Flensburg beginnt und somit auch Alsen innerhalb der Abstimmungslinie fällt, so wird die nordschleswig'sche Frage zu einer brennenden zwischen Preußen und Frankreich. Wenn es Napoleon III. bis auf diese Spitze treibt, so thut er es wahrlich nicht Dänemark zu Liebe, sondern Preußen zu Leide; er thut es um Preußen zu demüthigen, oder wenn es nicht nachgibt, einen Anlaß zum Kriege zu haben.

Der Kaiser fordert von dem gesetzgebenden Körper ein Heer von 800,000 Mann und 400,000 mobile National-Garden dazu. Er verlangt die Streitkräfte der französischen Nation zu seiner Disposition und wird sie erhalten, denn die Franzosen betrachten in allem Ernste Preußen als eine gefährliche Macht. Sie sagen sich: wenn Preußen 1866 in wenigen Wochen Oesterreich und sämmtliche deutsche Mittelmächte niederwerfen konnte und über 500,000 Soldaten bereit hielt, um Frankreich entgegenzutreten wenn dieses den preußischen Eroberungen in Deutschland Einhalt gebieten wollte, und da Frankreich nicht stark genug war, um es augenblicklich mit Preußen aufnehmen zu können: was wird unter günstigen Umständen das viel mächtiger und kühner gewordene Preußen wagen? Man denke sich Frankreich durch eine Revolution zerrüttet wie 1792, oder im Orient engagirt wie 1853 bis 1856, so hat Preußen freie Hand zu neuen Eroberungen. Vor 1866 bürgte Oesterreich gegen preußische Uebergriffe,

*) wie bereits geschehen.

Digitized by Google

seitdem aber ist die militärische Ueberlegenheit Preußens über Oesterreich entschieden und Wien, das Centrum der österreichischen Monarchie, ist fortan das erste Objekt für die preußische Armee bei einem neuen Kriege. Dann säumt Italien nicht und bemächtigt sich der Alpengrenze sowie des adriatischen Meeres, Rußland aber dehnt seine Herrschaft über Galizien und Siebenbürgen aus und bereitet sich zum letzten Stoße gegen die Türkei vor. Was bedeutet dann Frankreich neben Preußen, das über 40 Millionen Deutscher gebietet, neben Italien und Rußland? Gegen diese Begründung läßt sich nichts einwenden, denn Preußens Streben nach der Herrschaft über ganz Deutschland, Italiens Begehren nach der Alpengrenze und der Adria, Rußlands unversöhnliche Feindschaft gegen Oesterreich sind Thatsachen. Darum votirt der gesetzgebende Körper dem Napoleoniden eine riesige Armee und damit einen Völkerkrieg, wenn die jetzige Stellung der Mächte noch ein Jahr lang dieselbe bleibt.

Oesterreich ist mit dem Schicksale Polens bedroht und muß in seiner Verlassenheit sich nach einem starken Bundesgenossen umsehen, der entweder Preußen oder Frankreich seyn kann. Denn England ist zu fern und zu schwach; Italien ist übelgesinnt und Rußland todfeindlich. Eine Bundesgenossenschaft zwischen Preußen und Oesterreich kann aber nichts Anderes seyn als der Wiederanschluß Oesterreichs an Deutschland, eine Eidgenossenschaft Preußens, Oesterreichs und der anderen deutschen Staaten. Sie kann nicht in der Form des zertrümmerten deutschen Bundes von 1815 hergestellt werden, sondern nur auf neuen Grundlagen. Die unumgänglich nothwendigen Grundlagen sind: ein Schutz- und Trutzbündniß Preußens und Oesterreichs mit gegenseitiger Garantie ihrer Besitzungen gegen jeden Angriff des Auslandes. In den Rayon oder Umkreis dieses Vertheidigungs-Bündnisses gehören einerseits Belgien, andererseits Rumänien, so daß die beiden Großmächte nicht dulden, daß eine fremde Kriegsmacht über die belgische oder rumänische Grenze mar-

Digitized by Google

schiere. Die südwestdeutsche Staatengruppe tritt diesem Bündnisse bei und das specifische Bündniß mit Preußen (vom August 1866) wird durch das allgemeine deutsche Bündniß ersetzt. Rastatt und Ulm werden als deutsche Festungen erklärt, auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten und wieder von österreichischem und preußischem Militär in der früheren Stärke besetzt. Das Königreich Sachsen wird von den preußischen Truppen geräumt. Ein solches Bündniß das für eine Zeit von wenigstens zehn Jahren geschlossen werden müßte, würde allerdings den deutschen Einheitsbestrebungen nicht genügen, aber doch den Bestand der deutschen Staaten und die Integrität des deutschen Gebietes sichern; es wäre ein Nothbehelf, allein ist etwas Anderes möglich? ist eine engere Verbindung denkbar, nachdem der fünfzig Jahre alte Bund mit dem Schwerte aufgelöst wurde? Wir getrauen uns nicht einmal der Hoffnung uns zu überlassen, daß ein Bündniß wie obiges zu Stande komme, denn es müßte rasch geschehen, und noch ist die Verwirrung der öffentlichen Meinung in voller Blüthe, dauert die gehässige Agitation gegen Oesterreich fort und gibt Preußen kein Zeichen einer Annäherung an Oesterreich, sondern macht Parade mit seinem intimen Verhältniß zu Rußland.

Unterdessen bemüht sich Napoleon III. um die Freundschaft Oesterreichs und das französische Volk, erbittert über die Undankbarkeit Italiens und aufgeregt durch die gewaltige Vergrößerung Preußens, dem es immer abgeneigt war, von dem es sich dupirt und bedroht glaubt, drängt den Kaiser zu einer Allianz mit Oesterreich. Was hat dieses für eine andere Wahl als Frankreichs dargebotene Hand zu ergreifen, wenn es von Preußen und Deutschland zurückgestoßen wird? Die Lorbeern die Cavour und Bismark durch ihre gegen Oesterreich angezettelten Kriege sammelten, scheinen den russischen Reichskanzler Gortschakoff nicht schlafen zu lassen, es treibt ihn zu einem ähnlichen Unternehmen. Er wagt eine Tollkühnheit, wenn er nicht gleich Cavour und Bismark eines starken

Digitized by Google

Bundesgenossen gewiß ist; der russische Reichskanzler hat jedoch bisher nur Beweise von eisiger Besonnenheit und Entschlossenheit gegeben (man erinnere sich nur an seine Haltung während des letzten polnischen Aufstandes gegenüber den französischen und englischen Noten) und ist überdieß in einem Alter das allen Wagnissen gründlich abhold ist. Darum müssen wir annehmen, daß Rußland nicht allein steht. Es bekriegt die Türkei allerdings nicht wie unter Nikolaus I., aber es läßt sie durch griechische Freischaaren in Kreta, Thessalien und Epirus bekriegen, unterstützt das Königreich Griechenland in seiner Feindseligkeit gegen die Türkei und erklärt seine Sympathien für die stammverwandten Religionsbrüder unter der Herrschaft des Sultans, während es diesem die Fähigkeit abspricht seine christlichen Unterthanen gerecht zu regieren und gegen Unterdrückung zu schützen. Das heißt denn doch nichts Anderes, als der Türkei ihr Recht auf Existenz aberkennen, jeden christlichen Aufstand und Rußlands Intervention als berechtigt erklären, heißt die Türkei in contumaciam zum Tode verurtheilen. So weit ging Kaiser Nikolaus in seinen öffentlichen Erklärungen niemals; er nahm ein Protektorat über die griechischen Christen in der Türkei in Anspruch, stellte aber freilich in Abrede, daß er den Bestand der Türkei für unvereinbar mit der christlichen Civilisation halte, er gerirte sich vielmehr als Freund des Sultans. Alexander II. findet solche Rücksichten nicht mehr nothwendig, fühlt sich also sicherer als sein Vater.

Dieser unterließ es nicht sich den österreichischen Unterthanen der griechischen Confession als ihren erhabenen Glaubensgenossen und Wohlthäter zu insinuiren, indem er ihre Kirchen und Geistlichen beschenkte, was die Metternich'sche Passivität hinnahm, als ob Nikolaus aus purer Frömmigkeit seinen Glaubens- und Stammverwandten in Oesterreich Kirchen baue und schmücke und neben den Bildnissen der Heiligen sein eigenes aufpflanzen lasse. Diese Anfänge haben sich 1867 dahin entwickelt, daß Rußland das von Napoleon III.

Digitized by Google

erfundene Nationalitätenprincip gegen das schwer heimgesuchte Oesterreich kehrt, eine panslavistische Propaganda organisirt und an die Spitze von deren permanenter Commission den Großfürsten Konstantin stellt. Czar Alexander II. ahmt dem Napoleoniden nach; wie dieser die romanischen Völker im Westen und Südwesten Europa's unter seiner Führung zu vereinigen sucht, so ruft Alexander II. die Slaven im Osten und Südosten zur Sammlung um den gekrönten Doppeladler. Und sein Unternehmen ist ein leichteres; er hat keine mexikanische Niederlage zu verwinden, hat nicht wie der Napoleonide starke Nationalitäten mit alter großer Geschichte, wie Spanier und Italiener, neben sich, sondern verhältnißmäßig schwache slavische Völkerschaften die Oesterreich einverleibt sind, in welchem das deutsche Element vorherrscht, dem sich das magyarische anschließt, von welchem, als dem energischen, die Slaven sich noch mehr abgestoßen fühlen als von dem duldsamen deutschen. Die einzige slavische Nationalität mit einer großen Vergangenheit, die polnische, die ihr Recht auf selbstständige Existenz nicht aufgibt, wird deßwegen von der russischen Politik vertilgt. Trotzdem wallfahrteten österreichische Slaven nach Petersburg und Moskau und treiben daheim russische Propaganda, wodurch sie den Beweis thatsächlich liefern daß sie an eine Zukunft ihrer specifisch-slavischen Nationalität (einer ruthenischen, slovakischen, serbischen, tschechischen u. s. w.) nicht glauben, sondern in der großen russischen aufzugehen bereit sind.

Der Cäsar des Westens arbeitet (und bis jetzt vergeblich) an einem Bündniß der Völker lateinischer Rasse unter der Hegemonie Frankreichs, der Czar geht weiter. Er beabsichtigt die Vereinigung der slavischen Völker unter dem russischen Scepter. Die romanischen Völker sind zugleich die katholischen, der Napoleonide hat dieses Moment noch nie hervorgehoben, sondern hat im Gegentheile dem Papste, dem Oberhaupte der katholischen Kirche, die größten Gefahren bereitet. Der Czar dagegen betreibt die Propaganda für seine

Digitized by Google

orthodoxe Kirche mit allen Mitteln der Gewalt und List, er rottet den Katholicismus in Polen und Lithauen aus und tritt auch als Beschützer der gräkoslavischen Orthodoxie in der Türkei und Oesterreich auf. Die russische Propaganda arbeitet nicht bloß mit dem Nationalitätenprincip, sondern zugleich mit dem kirchlichen; sie ist nicht bloß eine politische, sondern auch eine religiöse, wie der Czar in einer Person russischer Cäsar und Papst ist, und der despotische Militär-Staat das „heilige Rußland" betitelt wird. Der russische Papst hat gegen den Nachfolger Petri die offene Feindschaft in das Werk gesetzt und einen der ersten Plätze unter den gekrönten Verfolgern der katholischen Kirche eingenommen.

Im Mittelalter entzweite das von den byzantinischen Kaisern gepflegte große Schisma die morgenländische und abendländische Christenheit und war die Hauptursache, daß die Kreuzzüge mißlangen und in Folge dessen die Türken das östliche Europa bis an die deutsche Grenze occupirten. Das byzantinische Reich war vernichtet und die Reste der gräkoslavischen Völker vegetirten kümmerlich unter dem Drucke der Osmanen. Oesterreich widerstand den Osmanen und schlug sie endlich vollständig zurück, so daß Prinz Eugen die Marken Oesterreichs an die Alula (Walachei) und an den Timok (Serbien) vorrückte. Damals gab es keinen rumänischen und serbischen Nationalitätenschwindel und keinen gehässigen Widerwillen gegen den katholischen Kaiser in Wien, sondern die unterdrückten Gräkoslaven hofften von ihm ihre Befreiung. Aber nach Prinz Eugen hatte Oesterreich keinen großen Feldherrn und keinen großen Staatsmann mehr, mußte durch Friedrich II. von Preußen den Dualismus in Deutschland aufrichten lassen, half Preußen und Rußland Polen theilen, und nachdem es 1813 — 15 als Verbündeter von Preußen und Rußland den Ausschlag gegen Napoleon I. gegeben hatte, sank es in eine passive Politik zurück. Unterdessen schritt Rußland auf der von Peter I. geöffneten Bahn weiter am Pontus fort; es ragt durch Polen als riesen-

Digitized by Google

mäßiges schismatisches slavisches Reich in das Abendland hinein, wirkt auf die Slaven in Oesterreich und treibt die Gräko-Slaven in dem illyrischen Dreieck wie die Neuhellenen gegen das verrottete Osmanenreich. Der slavische Autokrator betrachtet sich als Rächer und Erben des 1453 gegen die Türken gefallenen letzten byzantinischen Autokrators, und das russische Volk glaubt, daß es von der Vorsehung berufen sei, das Kreuz wieder in Konstantinopel aufzupflanzen und für den orthodoxen Glauben den Orient zu erobern. In diesem Glauben des russischen Volkes und in seinem Hasse gegen die deutschen und lateinischen Abendländer wurzelt die nachhaltige furchtbare Kraft der Czarenpolitik.

Diese richtet sich jetzt gegen Oesterreich, weil sie nicht weiter gegen die Türkei vorschreiten kann, so lange Oesterreich den Landweg von Südrußland an den Bosporus beherrscht. Hat Oesterreich auch für den Augenblick keinen Angriff durch offenen Krieg zu befürchten, so kann es sich doch die langsam demolirende Arbeit der russischen Propaganda nicht gefallen lassen; es ist genöthigt aus seiner Isolirung herauszutreten. Seine natürliche Bundesgenossenschaft ist Deutschland; dieses aber existirt einstweilen nur mehr in oder mit Preußen. Daher tritt an Preußen die Frage heran, ob es sich mit Oesterreich zu Schutz und Trutz vereinigen, ob es sich namentlich verpflichten wolle, den Vormarsch einer russischen Armee an die untere Donau als einen Kriegsfall zu betrachten. Geschieht dieß nicht, so ist eine Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich die nothwendige erste Folge, und eine preußisch-russische Allianz die zweite. In beiden Fällen wird aber Deutschland der Kriegsschauplatz und bleibt der verlierende Theil.

Oesterreich ist durch den Ausgleich mit Ungarn (vorausgesetzt, er werde durchgeführt) in eine westliche und östliche Hälfte getheilt, ist das Reich des Dualismus geworden. Wenn der Reichsrath in Wien und der Reichstag in Pesth in der Erkenntniß zusammentreffen, daß ihr Zusammenwirken

Digitized by Google

zur Erhaltung des Gesammtreiches unerläßlich ist, und demgemäß einträchtig handeln, so wird Oesterreich auf der Grundlage des Dualismus befestigt; fallen aber die Magyaren auf den slaven- und deutschenfeindlichen Terrorismus von 1848 zurück und erweist sich der deutschösterreichische Liberalismus jetzt wieder wie vorher immer nur stark in kirchenfeindlichen und doktrinären Anträgen, aber unfähig zu jeder ersprießlichen Maßregel, so wird der Zusammenhang der Gesammtmonarchie vollends gelockert, und ihre Feinde haben gewonnenes Spiel. Sie mögen dann getrost zuwarten und nur das Nationalitätenfeuer gemächlich schüren bis die rechte Zeit gekommen ist. Wie von Polen, so fällt auch von Oesterreich der Löwentheil Rußland zu und so eröffnet sich für Europa die Perspektive: der Czar gebietet von der Weichsel bis an die Save, der König von Preußen unter russischem Schutze über Norddeutschland, und einige gekrönte Hospodare regieren über Süddeutschland nach russisch-preußischer Vorschrift. Für Ruhe und Ordnung sorgen die russischen und preußischen Generale; das Militärwesen blüht herrlich, der Constitutionalismus wird hinter Thor und Riegel verschlossen, den vorlauten Gelehrten, Professoren und dergl. namentlich den Zeitungsschreibern der Mund gestopft, dem Ultramontanismus der Hals umgedreht. Dagegen erfreuen sich die Börsenmänner, die Fabrikanten, die Kaufleute u. s. w., überhaupt alle Leute mit praktischen, auf Erwerb und ruhigen Genuß gerichteten Tendenzen des allerhöchsten Schutzes und sind dafür dankbar. Die russisch-preußische oder wenn man will, die russisch-deutsche monarchische Verbrüderung wird über eine Völkermasse von wenigstens 120 Millionen Menschen verfügen und geübte strengdisciplinirte Soldaten in noch nie gesehener Anzahl aufstellen und marschiren lassen. Alsdann hat auch Frankreich seine Rolle des europäischen Störenfrieds ausgespielt; verhält sich die „civilisirte Nation" ruhig gegen ihre Nachbarschaft, so mag sie immerhin die Welt mit neuen Moden und Champagner versehen; sollte sie jedoch über den Rhein

Digitized by Google

marschiren wollen, wie sie von 1796 bis 1813 gethan, so wird es ihr durch die Heere der verbrüderten Beherrscher der deutschen und slavischen Völker gründlicher verleidet werden als 1814 und 1815.

Wir sind kein Spiel politischer Hallucinationen, wenn wir eine solche Zukunft Deutschlands und Europa's vorführen. Denn wenn der österreichische Kaiserstaat durch den Widerstreit seiner Nationalitäten und die russische Einwirkung in Trümmer berstet, so kann der größere Theil nur Rußland zufallen und dieses wird dadurch unabwendbar zur dominirenden Macht auf dem Festlande. Das zwischen einem solchen Rußland und dem napoleonischen Frankreich eingekeilte Preußen-Deutschland muß sich alsdann Rußland anschließen, denn mit Frankreich kann es nicht gemeinschaftliche Sache machen, da Frankreich sich nur Compensationen mittelbar (Belgien) oder unmittelbar (die Rheinlande) auf Kosten Preußen-Deutschlands verschaffen kann. Ist etwa Oesterreich nicht an den Rand des Abgrunds gedrängt? kann es freiwillig in einer solchen Lage bleiben und wird es nicht die starke Hand ergreifen, die sich ihm zur Hülfe anbietet? Preußen kann dieß thun, wenn es mit Oesterreich ein Schutz- und Trutzbündniß abschließt, wie wir oben bereits entwickelt haben. Der Napoleonide will es thun, denn Preußen hat ihn 1866 überflügelt, sein politisches Prästigium in Europa und sein persönliches in Frankreich gebrochen.

Napoleon denkt in seiner gegenwärtigen Lage gewiß öfter als je an die Worte des auf St. Helena gefangenen Onkels, daß bei einer dauernden Erniedrigung Frankreichs unter der Bourbonenherrschaft Europa kosakisch werde. Heute brennt die österreichische Frage gefährlicher als die orientalische; beide sind miteinander unauflöslich verbunden, denn Oesterreich muß zuerst fallen, bevor die russischen Heere nach Konstantinopel marschiren können. Napoleon I. dachte nicht an die Möglichkeit, daß Oesterreich jemals von Rußland und Preußen in Lebensgefahr gebracht werde, denn ihm erschien

Digitized by Google

die Verbindung der drei nordischen Mächte gegenüber der Revolution, welche im Süden und Westen Europa's brütet, als eine durch das monarchische Interesse gebotene. Preußen war in seinen Augen an Rußland gebunden, Oesterreich traute er den Muth nicht zu, daß es jemals dem Vorschreiten Rußlands gegen die Türkei entgegenzutreten wage; diese betrachtete er als das neue Polen, von dem Rußland den größten Theil an sich ziehen und das unzufriedene, aber unthätige Oesterreich mit einigen Fetzen abspeisen werde. Dann war nach seiner Ansicht Rußlands Uebermacht entschieden und Europa kosakisch, d. h. dem beherrschenden Einflusse Rußlands und damit dem Despotismus in seiner rohesten Form unterworfen. Und wie viel fehlte, daß die Prophezeiung Napoleons I. nicht unter Nikolaus I. erfüllt wurde?

Es war Napoleon I. wohl nicht Ernst, wenn er für Europa die Alternative zwischen Kosakischwerden oder allgemeiner Republikanisirung aufstellte. Jedenfalls würde er bei den jetzt obwaltenden socialen Zuständen Europa's die Republikanisirung desselben nur als einen Versuch der Bestialisirung erklären, der an dem Widerstande aller sittlichen Elemente scheitern müsse. Hätte er aber ahnen können, daß sein Neffe 1867 über Frankreich herrsche, daß Oesterreich nicht mehr über Italien gebiete, Preußen die kleineren Staaten Deutschlands überwältigt und Oesterreich aus dem deutschen Verbande weggedrängt habe; daß Rußland gegen Oesterreich eine panslavistische Propaganda in Thätigkeit setze und Oesterreich um seine Existenz ringen müsse, so würde er ausgerufen haben: „Ueberglücklicher Neffe! Ich schlug 1813 bei Lützen und Bautzen die preußisch-russischen Armeen und hätte sie an die Weichsel zurückgeworfen, allein da trat Oesterreich gegen mich auf und bereitete mir das Verhängniß bei Leipzig. Dir aber treiben Preußen und Rußland das gequälte Oesterreich entgegen. Ziehe es an dich, halte es fest und räche Waterloo an Preußen, bevor es sein Schwindel verläßt und es sich mit Oesterreich wieder zurecht findet.

Frankreich darf nicht ohne continentale Allianz bleiben, wenn es ſich nicht auf ein politiſches Stillleben beſchränken will; es kann Rußland nicht freie Hand gegen die Türkei, Preußen nicht gegen Deutſchland geben, es muß darum mit Oeſterreich abſchließen, das aufgehört hat ein Rivale Frankreichs zu ſeyn, Dank den Herren Bismark und Gortſchakoff. Eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz wird der ruſſiſch-preußiſchen gegenüber, welche das Junkerthum mit dem Bojarenthum verbrüdert, die liberale öffentliche Meinung für ſich haben; Frankreich aber gewinnt den verlorenen Einfluß auf Deutſchland wieder und die günſtigſte Stellung zur orientaliſchen Frage."

XVII.

Die Völker auf der Pariſer Weltausſtellung.

Aus Paris.

Der Gedanke eines Weltreichs und einer politiſchen Weltpropaganda, den ich in meinem erſten Artikel als den der Weltausſtellung zu Grunde liegenden dargeſtellt, findet ſich ſeitdem allenthalben beſtätigt und verſchiedentlich ausgedrückt. Nicht nur daß die daran ſo ſehr betheiligten Pariſer Arbeiter dergleichen Anſichten ausſprachen, auch in faſt allen mit der Ausſtellung zuſammenhängenden Unternehmungen findet ſich dieſer politiſch-ſociale Grundgedanke. Um das Marsfeld herum ſind, wie leicht begreiflich, eine Menge jener Anſtalten entſtanden welche zur Ausſtellung direkte Beziehungen haben oder auf deren Beſucher ſpekuliren. Beſonders

zed by Google

sind es die Unternehmungen letzterer Gattung, darunter namentlich Schenk-, Gast-, Kaffee- und Gasthofwirthe am stärksten vertreten, welche dieser Propaganda auf ihren Schildern einen sehr beredten Ausdruck verliehen haben. Wir finden daselbst „Stelldichein der Nationen", „Verbrüderung der Völker", „Einheit der Völker" und ähnliches, oft mit den entsprechenden höchst charakteristischen Malereien. Was kann man auch, als Anhänger des socialen Materialismus, Hübscheres und Einladenderes denken als eine Verbrüderung und Vereinigung der Völker am gemeinsamen Schenktisch, als die Gleichheit und Einheit der Nationen in dem Rechnungsbuche des Gasthofes? Wie kann man die große, den Fortschritt des sich selbst vergötternden 19. Jahrhunderts verkörpernde Ausstellung besser personificiren und persiffliren, als durch eine Bauchfeier, bei der zum Schlusse einige Nationen unter den Tisch fallen, andere Nationalitäten aus Mißverständniß sich gegenseitig am Kragen fassen und wieder andere die Gelegenheit benutzen um auf eine oder die andere Weise einen Schnitt an dem Beutel des verbrüderten Freundes auszuführen.

Doch, lassen wir diese allgemeinen Betrachtungen. Benutzen wir vielmehr die Weltausstellung als etwas Zufälliges, das uns ohne unser besonderes Zuthun geboten wird, von dem wir aber, in gut bürgerlich rechnender Weise, den möglichst bedeutenden Gewinn zu ziehen suchen, indem wir einige Beobachtungen und Vergleiche über die vertretenen Völker anstellen. Da wir seinerzeit die Ausstellung von 1855 eingehend durchmustert haben, so können wir mit gutem Gewissen vorausschicken, daß die jetzige ihre Vorgängerin um ein ganz Bedeutendes hinter sich läßt. Noch nie dürften so viele Nationen so ausgiebig vertreten, noch nie dürften wohl so unendlich manchfaltige Herrlichkeiten als Zeugnisse des Fleißes und Schaffens auf einem so kleinen Raume zusammengedrängt gewesen seyn.

Deßhalb war auch noch nie eine solche Gelegenheit geboten, die Zustände und den Charakter der verschiedenen Völker

und Staaten nach ihren Werken zu beurtheilen. Denn vergessen wir es nicht, die gewerbliche, wissenschaftliche und Kunstthätigkeit ist immer das getreueste Abbild der Gesellschaft aus der sie hervorgeht. Die bei einem Volke vorhandenen Gewohnheiten und Ueberlieferungen, die bei demselben herrschenden Ueberzeugungen, die politische Richtung welche es verfolgt, dieß alles prägt sich in seinen wissenschaftlichen, gewerblichen und künstlerischen Erzeugnissen und Bedürfnissen mehr oder weniger aus.

Wir müssen bei dieser Rundschau mit Frankreich anfangen, da dasselbe als Ausstellungsland am besten und vollständigsten vertreten ist und somit den natürlichsten Maßstab abgibt, nach welchem die andern Länder beurtheilt werden können. Aber gerade wegen dieser ungemein vollkommenen Vertretung seiner vielseitigen Thätigkeit wäre es sehr schwer zu bestimmen, in welchem Zweige Frankreich die meisten Erfolge aufzuweisen hat oder welcher am bezeichnendsten für seine Zustände ist. In jedem Fache menschlichen Wissens, Strebens und Schaffens ist Frankreich ausgiebig vertreten und in jedem einzelnen Fache zeichnet sich die französische Arbeit durch ihre naturwüchsige, selbstständige Eigenheit, ihre Manchfaltigkeit und Vielseitigkeit aus. Diejenigen welche noch immer an das beliebte Dogma von der bekannten französischen Einseitigkeit glauben, das von beschränkten protestantischen Doktoren und Professoren erfunden und von der großen Menge blindlings nachgebetet und geglaubt wird, würden durch einen einzigen Besuch des Ausstellungsgebäudes gründlich beschämt werden. Bloß von dem Standpunkte der Gewerb-, Kunst- und Geistesthätigkeit aus betrachtet, ist Frankreich eine so unendlich gewaltige Macht, daß man schon aus dieser Ursache manche Ueberhebung und die beliebte Redensart von der grande nation erklärlich, wonicht verzeihlich finden muß. Jedenfalls würde kein Volk an seiner Stelle mehr Bescheidenheit an den Tag legen.

Hier muß ich aber eine Bemerkung hervorheben die ich

bei allen meinen zahlreichen Beſuchen des Ausſtellungsgebäudes zu machen die Gelegenheit hatte. Ich fand ſtets daß die Abtheilung eines Landes auch vorwiegend, ich möchte faſt ſagen ausſchließlich von den Angehörigen des betreffenden Landes beſucht wurde. In der franzöſiſchen Abtheilung hörte man nur franzöſiſch und Elſäſſer oder Lothringer deutſch, in der engliſchen Abtheilung waren faſt nur engliſche Beſucher zu entdecken, ſo daß franzöſiſche Bezeichnungen an den Waaren ſo ziemlich überflüſſig geweſen wären. Deßhalb hatten auch die meiſten Ausſteller ihre Bezeichnungen nur in der Sprache ihres Heimathlandes angebracht. Nur die meiſten Deutſchen hatten es vorgezogen in abſcheulichem Franzöſiſch ihre Waaren anzupreiſen, was aber nicht hinderte daß in der öſterreichiſchen Abtheilung faſt nur der Wiener und in der preußiſchen faſt nur der Berliner Dialekt zu hören waren. Deßhalb waren auch mehrere Abtheilungen entfernterer Länder, wie z. B. die portugieſiſche, braſilianiſche, nordamerikaniſche, türkiſche Abtheilung, faſt immer ganz auffallend verödet von Beſuchern. Nur der eigentliche Geſchäftsmann war in ſolchen Abtheilungen zu finden, wenn ihn ein beſtimmtes Geſchäft dorthin führte. Trotz dem überall herrſchenden Kosmopolitismus iſt der nationale Geiſt alſo noch mächtig genug um eine ſolche Erſcheinung hervorzubringen und einen Hauptzweck der civiliſatoriſchen Unternehmung Napoleons III. zu vereiteln.

Fangen wir bei der Maſchinengallerie an. Wir finden daſelbſt in der franzöſiſchen Abtheilung eine große Auswahl der verſchiedenſten und neueſten Maſchinen und Erfindungen, eine Menge ſehr vervollkommneter Ackergeräthe, ſo daß Frankreich ſich hier vollkommen mit England meſſen kann. Beſonders was Maſchinen für Strumpfwirkerei, Weberei, Hutmacherei und ähnliches betrifft, iſt die franzöſiſche Ausſtellung einzig in ihrer Art. Auch die franzöſiſchen Dampfpreſſen für Druck von Büchern und Stoffen ſind höchſt beachtenswerth.

In der Gallerie für Kleider, Stoffe und alles was damit zuſammenhängt, behauptet Frankreich durchaus den

gitized by Google

erſten Rang ſowohl was Manchfaltigkeit als Vortrefflichkeit der Gegenſtände anbelangt. Die Lyoner Seidenſtoffe welche außer Lyon auch in St. Etienne und einer ganzen Anzahl kleinerer Städte der dortigen Provinzen angefertigt werden, ſtehen noch immer unerreicht da. Nur in einigen Mittelgattungen und in glatten Stoffen haben die Fabrikanten anderer Länder die franzöſiſchen erreicht und theilweiſe auch übertroffen, beſonders wenn man den Preis mit in Anſchlag bringt. Was aber die koſtbarſten, gediegenſten, in Farbe und Zeichnung ausgezeichnetſten Stoffe anbetrifft, ſo iſt Frankreich immer noch ohne jeglichen gefährlichern Mitbewerber. Sobald Jemand hierin oder in einem ſonſtigen Fache, wo es auf Geſchmack und Erfindung ankommt, die Franzoſen erreicht zu haben glaubt, ſind dieſelben auch ſchon wieder um ebenſo viel fortgeſchritten, ſo daß ſie faſt immer ihren alten Vorſprung behaupten.

Was Wollenſtoffe und Tücher betrifft, ſo kann hier wiederum daſſelbe geſagt werden. Die feinſten, geſuchteſten, neueſten Stoffe ſind faſt immer franzöſiſche. Nur tritt hier der Umſtand ein, daß aus Urſachen die nicht in der Macht der Fabrikanten liegen, die Franzoſen meiſtens nicht ſo billig arbeiten können als manche andere Nationen. Es liegt dieß an den Rohſtoffen welche den Franzoſen nicht ſo wohlfeil zu ſtehen kommen als ihren Herrn Collegen die im Lande ſelbſt erzeugte Seide ſich verſchaffen. Dafür aber wiſſen die franzöſiſchen Fabrikanten die feinſten neueſten Tücher herzuſtellen bei denen es auf den Preis des Rohſtoffes kaum ankommt. Seit den Handelsverträgen iſt daher die franzöſiſche Tuch-Induſtrie in einer vollſtändigen Umgeſtaltung begriffen, woraus auch die bekannten Arbeiterunruhen von Roubaix herzuleiten ſind. Die beſten Stoffe werden ſeitdem in ſtets größern Maſſen für das Ausland verlangt, während die billigern und mittlern Stoffe für den gewöhnlichern Gebrauch kaum noch fabrizirt werden können, da das Ausland dieſelben zu viel vortheilhaftern Preiſen einführt. Die franzöſiſchen Shawls ſind das beſte

was in ganz Europa in dieſer Art geleiſtet wird. Sowohl in Stoff als Farbe und Zeichnung rivaliſiren dieſelben mit den Erzeugniſſen Indiens. Die franzöſiſchen Spitzen und Kanten, Borten, Goldſtickereien, künſtlichen Blumen behaupten ihren alten Rang. Die künſtlichen Blumen zeugen auch von tüchtigen botaniſchen Studien und deren Anwendung auf das Geſchäftsleben.

Leinen und Leinenwaaren liefern verſchiedene franzöſiſche Städte und Provinzen, namentlich Alençon, die Normandie und Flandern, in trefflichſter Auswahl. Stoffe aus Baumwolle, Halbleinen, Halbwolle werden ebenfalls in größter Auswahl geboten. Hier iſt es am Platze, von der in Frankreich beſonders in den mittlern und untern Claſſen allgemeinen Gewohnheit zu ſprechen, die gewöhnliche Leib- und Bettwäſche aus ungebleichter Leinwand oder Baumwollſtoff anzufertigen, die dann durch den Gebrauch und das Waſchen weiß werden. Dieſe ungebleichten Stoffe (toiles écrues) haben zwar anfangs eine grau gelbliche etwas ſchmutzige Farbe, halten aber deſto länger, da ja bekanntlich das Bleichen ſtets die Haltbarkeit der Stoffe beeinträchtigt. Iſt auch das Ausſehen ſolcher Stoffe anfangs etwas unangenehm, ſo hindert dieß doch nicht daß dieſelben hübſch ſauber gehalten werden. Die Nachahmung dieſes Verfahrens wäre deßhalb in Deutſchland ſehr zu empfehlen.

Die Gallerie des Hausraths enthält wahre Schätze der Pracht und Kunſt in unerſchöpflicher Fülle. Die Pariſer Möbel behaupten einen ähnlichen Rang wie die Lyoner Seidenſtoffe und zeigen eine ſolche Manchfaltigkeit, daß man glauben möchte, dieſe Gegenſtände kämen aus mehreren verſchiedenen Ländern. Man findet hier geſchnitzte Möbel der verſchiedenſten Gattung und von jeglichem Style, zu den billigſten und theuerſten Preiſen und aus allen nennbaren Hölzern aller Welttheile. Dann fehlt es nicht an Moſaik-Möbeln, Marquetterie, lackirten Möbeln in chineſiſchem und japaneſiſchem Styl, Möbeln mit reichen Bronzeverzierungen

und mit verſchiedenartig eingelegten Arbeiten bis herab zu den billigſten bürgerlichen Geräthen. Nur ſind die letztern wenig vertreten. Dagegen findet man Bücher- und andere Spinden von 10,000 bis 50,000 Franken, Bettſtellen zu denſelben Preiſen, kleine Tiſche von mehreren tauſend Thalern Werth und ähnliches in ſtrotzender Fülle. Die Holzſchnitzarbeiten ſind ſo vorzüglich, daß die meiſten dieſer Stücke verdienten in einem Muſeum aufbewahrt zu werden. Das Mittelalter hat zwar Arbeiten dieſer Art geliefert welche einen ſtrengern richtigern Styl verrathen, aber hinſichtlich der Feinheit und Gediegenheit der Ausführung bleiben alle mittelalterlichen Arbeiten vor den jetzigen Pariſer Holzbildhauern weit zurück. Selbſt wenn er den Styl früherer Zeiten oder anderer Länder ſo getreu als möglich nachahmen will, ſo erlaubt es doch die ſchöpferiſche Phantaſie, der ſelbſtſtändige eigene Geſchmack des Pariſer Arbeiters oder vielmehr Künſtlers nicht, daß er ſich ſklaviſch an ſein Vorbild hält. Er kann nicht anders, er muß etwas von dem Seinigen dazu thun und daher kommt es auch, daß alle Pariſer Arbeiten ein gewiſſes gemeinſames Gepräge verrathen, ſo verſchieden ſie auch in allem übrigen ſeyn mögen. Dabei muß man auch das Geſchick bewundern mit welchem die verſchiedenſten Stoffe, als Steine, Edelſteine, Marmor, Porzellan, Elfenbein, Schildpatt, Bronze und andere Metalle, Stickereien, Glas und dergleichen zur Zierde und zur Vervollſtändigung der verſchiedenen Möbel verwendet ſind.

Die franzöſiſchen Porzellan-, Glas- und Kryſtallfabriken haben ganz Ungewöhnliches geleiſtet. Das weiche (Biscuit-) Porzellan aus dem die reizendſten Statuen und Kunſtwerke geſchaffen werden, ſteht in Europa ſo ziemlich unerreicht da. Neuheit in Form, Farbe und Geſchmack zeichnen alle Gegenſtände in dieſen drei Stoffen aus. Man ſieht dabei wiederum recht deutlich daß die Franzoſen, ſo oft und ſo vielfach ſie auch andere Nationen nachahmen, doch immer ſo viel eigenes und neues hinzuzuthun und zu erfinden wiſſen, daß wirklich

Digitized by Google

oft was ganz anderes daraus entſteht und daß man zugeſtehen muß, die Franzoſen ſeien wirklich ſtets voraus. Nur hinſichtlich der Glas- oder vielmehr der Kriſtallwaaren dürften ſie noch vor Oeſterreich zurückſtehen, trotzdem ſie ganz ungewöhnlich große Stücke, zehn bis fünfzehn Fuß und noch höhere Armleuchter, ungeheuerliche Kronleuchter u. ſ. w. ausgeſtellt haben. Ebenſo ſind auch ganz rieſenhafte Porzellan-Arbeiten ausgeſtellt, deren Herſtellung jedenfalls als ein Gewaltſtreich gelten kann, von deren Anwendbarkeit und Zweckmäßigkeit man ſich jedoch ſchwerlich je überzeugen dürfte. Solche außerordentliche Kraftleiſtungen erregen Erſtaunen, aber das iſt ſo ziemlich alles.

Daſſelbe Streben nach dem Rieſenhaften, Ungeheuerlichen macht ſich auch bei den Goldarbeitern geltend. Ganz unermeßliche Tafelaufſätze aus Gold und Silber, mit Schiffsfiguren von der Größe eines kleinen Nachens, nackten Göttinen und ähnlichen Figuren in halber und dreiviertel Lebensgröße findet ſich hier. Ein ſolches Stück koſtet in die Hunderttauſende. Setzen wir aber gleich hinzu, daß dieſe ungeheuerlichen Goldarbeiten für die Stadt Paris angefertigt worden ſind, um auf den prunkvollen Feſten des Stadthauſes zu glänzen, die ſelbſt den ruſſiſchen Kaiſer durch ihre unermeßliche Pracht ſtutzig machten. Der Luxus und die Verſchwendung ſcheinen dort den höchſten Grad erreicht zu haben, dieß iſt die Ueberzeugung die jeder Beſchauer dieſer Kunſtwerke davonträgt.

Was nun die andern Gegenſtände für den Haus- und perſönlichen Gebrauch betrifft, ſo iſt die gleiche überſchwängliche Pracht und Ueppigkeit überall wahrzunehmen. Paare von Schuhen von welchen jedes mehrere tauſend Franken koſtet, Hemden zu ähnlichen Preiſen, Putz der manchfaltigſten Art bei dem es ſich um Hunderte und Tauſende handelt, alle erdenklichen Geſchmeide- und Schmuckſachen mit einer wahren Verſchwendung aller möglichen Edelſteine und Perlen; wahrlich der Verſtand iſt in Gefahr ſtill zu ſtehen, ſo betäubend

wirkt der Anblick all dieser überschwänglichen Reichthümer. In seinem Industriepalaste predigt das zweite Kaiserreich Genuß über Genuß, Ueppigkeit über Ueppigkeit, Verschwendung über Verschwendung. Die Ueppigkeit der herabgekommenen Römer scheint erreicht, übertroffen. Ein wehmüthiges Gefühl, eine bange Ahnung steigt einem unwillkürlich auf, wenn man dieß Treiben ansieht und zugleich die Lage der Hunderttausende von armen hungernden Familien bedenkt, die sich in dieser Stadt befinden und oft ihre nothwendigsten Bedürfnisse gar nicht oder in einer Weise befriedigen können, welche schauderhaften Ekel einflößt. Und hier diese Verweichlichung, Verschwendung, Raffinirtheit der ausschweifendsten Genußsucht! Doch brechen wir ab mit diesen Vorahnungen.

Die Pariser Bronzearbeiten sind etwas ganz außerordentliches. Sie ragen ganz einzig in der Ausstellung hervor, denn nirgends sind alle Zweige dieser Industrie so vollständig und umfassend vertreten als in Paris. Von den berühmtesten Kunstwerken der alten und neuen Zeit bis auf die einfachsten in jeder Haushaltung anzutreffenden Uhrgehäuse, Vasen, Feuergeräthe, Nippsachen und eine fast unendliche Menge anderer Gegenstände ist hier zu finden. Große und kleine Figuren und Gruppen jeder Gattung und jeglicher Bestimmung wechseln mit mächtigen Arm- und Kronleuchtern, die wiederum an den kleinsten Gegenständen dieser Art ihren Gegensatz finden. Bei keinem der Industriezweige tritt die innige Verbindung von Kunst und Gewerb so treffend hervor als hier. Die schönsten Standbilder und sonstigen Kunstwerke sind zu bürgerlichen Zwecken der mit der Nützlichkeit vereinten Zierde, zu gewöhnlichen Ausstattungsstücken angewandt. Griechische Götterfiguren zieren Uhren, tragen Leuchter, dienen als Schirmhalter und dergleichen. Dazu eine reiche, geschmackvolle Ornamentik mit einer Feinheit und Gediegenheit ausgearbeitet, welche an Benvenuto Cellini und Gioberti erinnern. Thatsache ist übrigens daß schon zu verschiedenen Malen Pariser Silber- und Bronzearbeiten von

Digitized by Google

anerkannten Kennern für Arbeiten jener Meiſter erklärt worden ſind. Rechnet man nun dazu die Abwechſelung und den Glanz der Farben, die ſich bald in der natürlichen Farbe der Bronze, dann im Glanz des Silbers und Goldes und dem ſo angenehmen grünen Duft der antikiſirten Bronze abſpiegeln, dann wird man ſich einen annähernden Begriff der hier gebotenen Herrlichkeiten machen können.

Von den vielerlei Lederarbeiten und dem fabelhaften Reichthum der ſogenannten Galanteriewaaren kann man ſich kaum eine Vorſtellung machen. Dazu das prachtvolle, künſtleriſchſchöne und mit den neueſten Erfindungen verſehene Spielzeug, wie man dergleichen nirgendwo in der Welt findet. Alle dieſe verſchiedenen Gegenſtände ſind das, was man in Frankreich allgemein als articles de Paris bezeichnet. Unter die geringern Sorten derſelben werden nun freilich auch eine Menge eingeführter deutſcher, namentlich Nürnberger und Berliner Artikel mit inbegriffen, doch iſt davon in der Ausſtellung nichts zu ſehen.

Die verſchiedenen Druckkünſte ſind herrlich vertreten. Bekanntlich behauptet Paris für Kupfer- und Steindruck einen hervorragenden Rang, für den auch der ganz ungewöhnliche Umfang dieſes Geſchäftszweiges hier ſelbſt zeugt. Freilich iſt dagegen in den Provinzen faſt gar nichts derartiges aufzufinden. Die eigentliche Buchdruckerei hat hier Meiſter aufzuweiſen, wie kaum ein Land in ſo großer Zahl zeigen dürfte. Dank beſonders der Geiſtlichkeit und dem religiöſen Leben iſt die Buchdruckerei auch nicht ſo centraliſirt; es gibt in den Provinzen mehrere ſehr große Buchdruckereien, die größte der ganzen Welt iſt diejenige von Mame in Tours, die ſich meiſt mit dem Druck religiöſer und Schulbücher beſchäftigt.

Von den Produkten der darſtellenden Kunſt will ich weniger ſprechen, obwohl auch hier die Franzoſen die Mannichfaltigkeit und die unerſchöpfliche Schaffungskraft ihres Geiſtes glänzend bethätigen. Es machen ſich jetzt zwei Richtungen geltend, die realiſtiſch-materialiſtiſche mit ihren oft abſtoßen-

den Abſonderlichkeiten, und die religiöſe die noch in ihren Anfängen liegt und deren Entſtehen hauptſächlich dem Einfluß der deutſchen Malerſchule eines Overbeck, Führich u. ſ. w. zu verdanken iſt, deren Manier ſie auch nachahmt. Auf dem Gebiete der ſchönen Künſte hat das religiöſe Leben noch am wenigſten zu wirken vermocht, was hauptſächlich der Centraliſation zuzuſchreiben iſt.

Auch von den ſo reichlich vertretenen, koſtbaren Alterthümern will ich nichts ſagen. Auf eins möcht ich nur aufmerkſam machen. Obwohl die Franzoſen gerade nicht als die erſten Geographen und Kartographen gelten, ſo haben ſie doch eine Menge höchſt praktiſcher geognoſtiſcher, hiſtoriſcher und ähnlicher Karten geſchaffen. Eine ſchöne archäologiſche Karte Frankreichs gibt alle Stellen alter Städte und Ortſchaften, ſowie alle Plätze an auf welchen durch Ausgrabungen oder ſonſtige Unterſuchungen irgend ein altes Denkmal zum Vorſchein gekommen, natürlich auch mit Angabe des Charakters des aufgefundenen Gegenſtandes. Ein Blick auf dieſe Karte beweist mit welchem Eifer alle Winkel des großen Frankreichs durchforſcht worden ſind.

Gehen wir auf ein anderes Gebiet über, auf dem Kunſt und Wiſſenſchaft ſich mit dem Gewerbe innig vereinen, ſo finden wir wiederum die Franzoſen in den erſten Reihen. Die Pariſer Orgeln, Pianos und ſonſtigen muſikaliſchen, namentlich Blasinſtrumente genießen eines unbeſtreitbaren, wohlverdienten Rufes. In einzelnen Fächern dieſes Zweiges wird ganz Erſtaunliches geleiſtet und die Zahl der von Paris ausgehenden Neuerungen und Vervollkommnungen iſt ungewöhnlich groß. Daß dieſe umfaſſende Induſtrie meiſtens durch Fremde, namentlich Deutſche, in Frankreich oder vielmehr in Paris eingeführt worden und jetzt noch zum großen Theil von denſelben betrieben wird, ändert an der Sache ſelbſt nur wenig, denn Jedermann wird doch zugeſtehen, daß die ungewöhnlichen Fortſchritte dieſer Induſtrie in Frankreich vornehmlich den hier beſtehenden Verhältniſſen und der Mit-

gitized by Google

wirkung der Franzoſen zu verdanken ſind. Erard (urſprünglich Erhard), der die Pianofabrikation hier einführte, war ein Elſäſſer der in Wien das Geſchäft erlernt und beſonders durch Marie Antoinette gefördert worden iſt. Pleyel, Herz, Kriegelſtein und die andern berühmten Pianofabrikanten ſind Deutſche oder Söhne von Deutſchen, was auch zum größten Theil bei ihren Arbeitern der Fall iſt. Ueberhaupt iſt alles was Muſik anbelangt, zum guten Theile Sache der Deutſchen und das in faſt ganz Frankreich.

Die wiſſenſchaftlichen Inſtrumente, beſonders mathematiſche und chirurgiſche, nehmen eine hervorragende Stelle ein. Kaum dürfte es irgend in der Welt ſo großartige Werkſtätten dieſer Art geben als in Paris. Viele Werkſtätten exiſtiren hier von welchen jede Hunderte von Arbeitern mit Anfertigung der vorzüglichſten und neueſten Werkzeuge dieſer Art beſchäftigt. Wenn, was übrigens jeder Franzoſe gern zugeſteht, die deutſche mediziniſche Wiſſenſchaft der franzöſiſchen ebenbürtig und in einzelnen Zweigen überlegen iſt, ſo wird dagegen aber auch jeder deutſche Arzt bezeugen können, daß die beſten Inſtrumente faſt nur in Paris angefertigt werden. Es zeugt dieß jedenfalls für den praktiſchen Sinn und die Geſchicklichkeit der Franzoſen und für die hohe Befähigung und gute Bildung des franzöſiſchen Arbeiters. Läugnen wollen wir dabei nicht, daß auch in dieſem Fache viele Deutſche hier beſchäftigt ſind.

Ein Gewerbszweig der faſt ausſchließlich in Paris betrieben wird, iſt die Anfertigung von Gliedermännern und ähnlichen Hülfsmitteln für Künſtler und von anatomiſchen der Natur ſehr treu nachgeahmten Figuren und Präparaten in Wachs und Pappe für das Studium der Naturgeſchichte und Medizin. Ebenſo einzig ſind die vielen höchſt ſinnreichen Maſchinen für Reduktion, Vergrößerung und Uebertragung von Statuen und Bildern; nirgends in der Welt gibt es eine ſolche Anzahl großartiger Kunſtwerkſtätten welche ſich mit ſolchen Arbeiten beſchäftigen.

Sehr gute Taſchenuhren liefert die Freigrafſchaft (Beſançon) in Menge und zu billigen Preiſen. Paris liefert die Gehäuſe und außerdem auch noch ſehr tüchtige Chronometer. Uhrwerke für Stutz- und Kirchuhren liefert Paris ebenfalls in großer Anzahl und von vorzüglicher Beſchaffenheit.

Von Waffen und ähnlichen Produkten, von der zu einer ſo hohen Vollkommenheit gediehenen franzöſiſchen Schiffsbaukunſt, die uns durch eine reiche Sammlung ſchöner Modelle veranſchaulicht wird; von den Lichtapparaten für Leuchtthürme womit Frankreich die halbe wenn nicht die ganze Welt verſieht, und von vielen anderm was hieher gehört, kann ebenfalls nur im Vorbeigehen Erwähnung geſchehen. Bleibt doch noch in allen Fächern ſo vieles worüber nur in einem dicken Buche geſprochen werden kann.

Nicht zu überſehen ſind aber jedenfalls die ſehr zahlreichen Gegenſtände welche zu Cultuszwecken beſtimmt ſind. Die prachtvollen kirchlichen Gewänder aller Art aus Paris und Lyon; die vielen ſchön gearbeiteten Kron- und Armleuchter und ähnlichen Geräthe für Kirchen; die vielen religiöſen Statuen und Bildwerke; die oft in Gold und Edelſteinen glänzenden koſtbaren Reliquienkäſten und ähnliches; dann mehrere große prächtige Altäre, Kanzeln und ſonſtiges Kirchenmobiliar. Dieß Alles gibt nicht nur einen Beweis von der franzöſiſchen Kunſtfertigkeit, ſondern auch von dem kirchlichen Sinn und der Opferwilligkeit der franzöſiſchen Katholiken. Denn bei der durch die Revolution herbeigeführten und ſeitdem durch das Geſetz eifrig gewahrten faſt gänzlichen Beſitzloſigkeit der franzöſiſchen Kirchen müſſen alle die großen Ausgaben für derlei Herrlichkeiten durch freiwillige Gaben beſtritten werden. Sieht man dieſen der Ehre Gottes gewidmeten Reichthum und bedenkt man dabei die Armuth der franzöſiſchen Geiſtlichen und Kirchen, ſo muß man unwillkürlich verſucht ſeyn einen Vergleich mit Deutſchland anzuſtellen, wo bei größern direkten Einkünften viel weniger geſchieht als hier. Und dabei die ſich immer mehrenden Gaben

Digitized by Google

zur Unterstützung des Papstes und der unzähligen Wohlthätigkeitsanstalten. Wahrlich die Lebenskraft des französischen Katholicismus ist etwas Gewaltiges!

Besonders muß hier auch hervorgehoben werden, daß sich eine gute künstlerische Richtung immer mehr Bahn bricht. Der mittelalterliche christliche Styl ist bei vielen der ausgestellten Gegenstände mit großem Geschick nachgeahmt; mehrere derselben sind von hohem Kunstwerth und verrathen einen ächt kirchlichen Geist und Geschmack. Freilich wird man auch Vieles finden, das gar zu sehr die Fabrik verräth, ja geradezu als gewöhnlicher Fabrikartikel betrachtet werden muß und deßhalb keinen besonders wohlthuenden Eindruck bei dem gebildeten Katholiken hervorbringen kann. Hieran aber sind die allgemeinen Verhältnisse schuld. Die Erzeugung im Großen ist so allgemein und vorherrschend geworden, daß auch die Kirche derselben sich unterwerfen muß, besonders seitdem die zahllosen kleinen Dorfpfarreien so arm geworden sind, daß sie nur nothdürftig ihren Unterhalt aufzubringen vermögen. Dazu kommt noch die Centralisation welche fast die ganze Kunstthätigkeit und viele Gewerbzweige gänzlich auf die Hauptstadt beschränkt. Doch dürfen wir hier nicht vergessen, daß es auch auf diesem Gebiete die Kirche ist welche der Centralisation am kräftigsten entgegenarbeitet. Die Kunst-Werkstätten in den Provinzen werden hauptsächlich von den Kirchen mit Bestellungen versehen und mehrere dieser Anstalten sind sogar von Geistlichen oder von religiösen Genossenschaften gegründet worden. Nach der durch die Revolution bewirkten Aufräumung und Zerstörung des Vorhandenen fängt die Kirche wieder an aufzubauen, fast gerade so wie sie es zur Zeit der Einführung des Christenthums gethan, als die Klöster alle Kunst und Wissenschaft und jeglichen gesunden Lebenskeim in sich bargen. Die Kirche ist die hauptsächlichste geistige Macht von einem Ende Frankreichs bis zum andern, nur sie ist in ihrem Bestreben selbstständig und deßhalb gehört ihr allein auch die Zukunft.

Digitized by Google

Nicht zu vergeſſen iſt auch daß dieſe kirchlichen Fabrik-Gegenſtände in großen Maſſen ausgeführt werden, namentlich nach Amerika und nach den Miſſionen, wo ſie jedenfalls mehr am Platze ſind als in Europa, deſſen altchriſtliche Bevölkerung eine viel höhere Ausbildung des Kunſtgeſchmacks beſitzt.

Einige ſogenannte Meiſterſtücke der alten franzöſiſchen Wander-Geſellenvereine (Compagnonnage) verdienen eine beſondere Aufmerkſamkeit. Eins derſelben ſtellt eine Art großartigen Tempel vor und iſt von Zimmergeſellen gearbeitet. Mag nun auch dem Plan dieſes Gebäudes gar kein beſtimmter praktiſcher Zweck und Charakter zu Grunde liegen, mag auch vom Styl dabei kaum die Rede ſeyn, ſo wird ein jeder dennoch von der außerordentlichen Geſchicklichkeit und Sinnigkeit der Zuſammenfügungen der Hölzer überraſcht werden. Das Gebäude iſt in der That auch weiter nichts als eine künſtliche, ziemlich glücklich geordnete Zuſammenſtellung aller möglichen Balkenconſtruktionen, auf etwa $\frac{1}{72}$ſtel der wirklichen Größe reducirt. Alle dieſe kleinen Conſtruktionen ſind ganz vorzüglich nach allen Regeln der Kunſt combinirt, eine jede bildet ein wirkliches mathematiſches Kunſtwerk und mancher gelehrte Architekt könnte daran lernen was praktiſche angewandte Mathematik iſt. Dabei iſt dieß Meiſterſtück durchaus nur von Geſellen gearbeitet worden, ohne jegliche Zuziehung eines Baumeiſters. Man muß unwillkürlich zu der Ueberzeugung kommen, daß dieſe Compagnonnage, die ſich übrigens eines ſehr hohen Alters rühmt und ein gewiſſes kirchliches Gepräge bewahrt hat, jedenfalls ſich an die Bauhütten des Mittelalters anknüpft und einige von deren Traditionen gerettet hat. Wenn die heutige Wiſſenſchaft nicht gar zu officiell-ſelbſtgefällig und akademiſch-allwiſſend wäre, wenn überhaupt noch eine vernünftige Verbindung der verſchiedenen zuſammengehörigen Berufsclaſſen beſtünde, ſo müßte ſchon längſt aus ſolchen ſelbſtthätigen eigenartigen Strebniſſen der Arbeiter etwas höchſt Erſprießliches für die

Kunſt- und Gewerbthätigkeit ſowie für das geſellſchaftliche und wirthſchaftliche Leben entſtanden ſeyn. Aber, du lieber Gott, wem fällt es denn heute ein ſich mit dem Volke anders zu beſchäftigen als um es in politiſcher oder ſonſtiger Hinſicht auszubeuten?

Von dem ausgiebig vertretenen franzöſiſchen Ackerbau, der trotz ſeiner höchſt ungünſtigen geſetzlichen Stellung ſo Bedeutendes leiſtet, von dem Berg- und Hüttenweſen und noch vielem Anderen kann nicht die Rede ſeyn. Das Angeführte genügt, um das urkräftige Streben und die allſeitige Ausbildung des franzöſiſchen Volkes glänzend zu bezeugen. Es genügt um zu beweiſen, daß dieſes Volk in allen Fächern der Kunſt- und Gewerbthätigkeit Ausgezeichnetes leiſtet, ja ſogar in mehreren derſelben unerreicht daſteht. Und dabei gibt es in Frankreich keine Gewerb-, Bürger- und ähnliche Schulen wie in Deutſchland, beſteht ſogar kein Schulzwang! Mancher gelehrte deutſche Stubenhocker, der ſich was Großes auf ſeine Brille und ſeine „Intelligenz“ einbildet, wird ſich darüber entſetzen, aber dabei an der Thatſache nichts ändern. Das viel weniger beſchulte Frankreich zeigt eine Schöpfungskraft und ungemein viele praktiſche Fertigkeiten, dabei ein Geſchick bei der Anwendung von Kunſt und Wiſſenſchaft auf das Leben, und überdieß einen ſo trefflichen Geſchmack wie kein anderes Volk.

Zugeſtanden muß nun freilich werden, daß dieſe glänzenden Gaben nicht immer den beſten Zwecken dienen. Haben wir ja ſchon geſehen, daß ein verderblicher Luxus, eine entſittlichende Ueppigkeit dieſelben in ihren Dienſt nehmen. Die hochbegabten franzöſiſchen Künſtler, Kunſtarbeiter und Handwerker arbeiten um den Anſprüchen einer corrumpirten, kosmopolitiſchen vornehmen Welt zu genügen. Aber indem ſie ſich dieſen Verhältniſſen unterwerfen, ermangeln ſie nicht ihren Werken den Stempel ihres Geiſtes, ihres ſittlichen Menſchen aufzudrücken. Alle ihre Arbeiten behaupten immer noch ein gewiſſes Höheres, was ich intellektuelles Gepräge

nennen möchte. Das Glotzige, Geiſtloſe der engliſchen Luxusarbeiten, welche einen ſo beſtimmt materialiſtiſchen Charakter zeigen, wird man nirgend in der franzöſiſchen Abtheilung finden. Es bedürfte nur einer Aenderung des politiſchen und ſomit auch ſocialen Syſtems um der franzöſiſchen Thätigkeit eine beſſere, dem ſittlichen Werth des Volkes entſprechendere Richtung zu geben. Und dieſe Veränderung muß über kurz oder lang eintreten, d. h. das katholiſche Syſtem muß zur Herrſchaft kommen, dieß iſt für jeden mit den franzöſiſchen Verhältniſſen vertrauten Beurtheiler außer allem Zweifel. Dann wird Frankreich ſich überraſchend ſchnell umgeſtalten und einen mächtigen Aufſchwung nehmen. Frankreich zeigt eine ſo großartige und nachhaltige Schöpfungskraft, daß unwillkürlich die Ueberzeugung ſich aufdrängen muß, ſeine Zukunft müſſe ſich um vieles beſſer geſtalten, als es die deutſchen proteſtantiſchen Profeſſoren vorausgeſagt haben, indem ſie die ſchöne Theorie von dem Ausſterben der lateiniſchen Racen ausbrüteten.

Wir mögen uns nun auf dem Marsfelde umſehen wie wir wollen, wir finden nur ein Land, welches hinſichtlich der Naturwüchſigkeit und Allſeitigkeit ſeiner Erzeugniſſe neben Frankreich geſtellt werden könnte. Nur Oeſterreich zeigt eine ähnliche Manchfaltigkeit, eine ähnliche Vereinigung von Geſchmack, Kunſt und Wiſſenſchaft gepaart mit der techniſchen Fertigkeit, um mit Frankreich verglichen werden zu können. Dabei iſt ſeine Thätigkeit lange nicht ſo vertreten als ſie es ſeyn könnte. In einzelnen Fächern und in großartiger Maſſenerzeugung mögen andere Länder Oeſterreich übertreffen, das gebe ich gerne zu, aber eine ſo allſeitige, gleichförmige, glückliche Ausbildung aller Anlagen iſt nur bei ſeinen Produkten zu finden.

Hier muß noch die Bemerkung vorausgeſchickt werden, daß wir bei all' den Ländern welche wir jetzt durchgehen, nur die bemerkenswertheren, die hervortretenderen Erzeugniſſe beſprechen, das Gewöhnliche aber übergehen werden. Die

Digitized by Google

größern europäiſchen Länder bieten ſo ziemlich alle Erzeugniſſe die auch Frankreich bietet, nur ſind dieſelben nicht in ſo reichlichem Maße vorhanden noch überall ſo vortrefflich als die franzöſiſchen Arbeiten. Wir heben auch bei der öſterreichiſchen Induſtrie nur dasjenige Merkwürdige hervor, was in unſern Vergleich mit Frankreich paßt.

Oeſterreich bietet eine hübſche Auswahl von Maſchinen, darunter eine der trefflichſten Berglocomotiven die es gibt, Werkzeugen und ähnlichem wobei ſich überall das Streben nach Neuerem, Verbeſſerung und Vervollkommnung kund gibt, was allgemein anerkannt wird. In der Gallerie für Stoffe, Tuche und dergleichen glänzt Oeſterreich vorzüglich. Es gibt außer Frankreich kein Land das hierin einen ſo eigenen und dabei guten Geſchmack zeigte und die franzöſiſche Fabrikation ſo nahe erreicht. Die feineren Mitteltuche aus Brünn ſind billiger und dauerhafter als die franzöſiſchen. Mit Ausnahme einiger wenigen der feinſten Sorten kann deßhalb Oeſterreich mit Vortheil Frankreich gegenüber in die Schranken treten.

Die öſterreichiſchen Leinen bedürfen keines beſonderen Lobes. Die Wiener und ſonſtigen Seidenwaaren und Shawls ſind das Geſchmackvollſte in dieſer Art was in Farbe und Zeichnung in Deutſchland geleiſtet wird, und erreichen dieſelben auch die franzöſiſchen nicht, ſo übertreffen ſie doch faſt alle anderen Waaren dieſer Gattung auf der Ausſtellung. Höchſt beachtenswerth iſt die Sammlung öſterreichiſcher Volkstrachten, dann auch die Wiener Putzwaaren, Schuhe, Lederzeug und ähnliches.

Die öſterreichiſchen Glaswaaren, die in Maſſen ausgeſtellt ſind, erregen die allgemeinſte Bewunderung. Verſchiedene böhmiſche Sorten, namentlich auch die böhmiſchen Kryſtallgefäſſe, ſtehen ganz einzig und unerreicht da. Form, Geſchmack und Zeichnung ſind vorzüglich und höchſt eigen, dabei auch ſehr manchfaltig und reichhaltig. Alle Ungeheuerlichkeiten ſind ferngeblieben. Bei den Porzellanwaaren iſt

dieß Alles viel weniger der Fall, dieſelben erheben ſich nicht über das Mittelmäßige und zeigen veraltete Formen. Ausgezeichnet ſind dagegen die vielen Thonfiguren, Gruppen u. ſ. w. welche alle einen wirklichen Kunſtwerth beſitzen und durch ihre Billigkeit Staunen erregen.

Die Wiener Bronzewaaren, darunter mehrere ſehr gediegene Kronleuchter und ſonſtige Stücke für Kirchen, alle im beſten Style des Mittelalters, finden ungetheilte Anerkennung wegen ihrer ſchönen Zeichnung und ihrer höchſt ſorgfältigen Ausführung. Nur ſcheinen ſich die Fabrikanten gar zu ſehr auf einen einzigen Zweig dieſer Induſtrie zu beſchränken. Außer Kronleuchtern und ähnlichem nebſt den kleinen Nippſachen findet man nichts, Statuen und Bildwerke fehlen gänzlich. Man ſieht ſchon hieran, daß die eigentliche Kunſt bis jetzt wenig in Oeſterreich gefördert worden iſt.

Einen glänzenden und einzigen Erfolg haben die Wiener Lederarbeiten und Galanteriewaaren errungen. In vielen Stücken übertreffen dieſelben die Pariſer, was ſchon was ſagen will. Sie verrathen dabei die neueſten, gediegenſten Formen und einen originellen, trefflichen Geſchmack. Der Erfolg iſt ſo ganz ungewöhnlich, daß ein Wiener Fabrikant ſchon während der erſten Zeit der Ausſtellung ſeine ganze Ausſtellung verkauft hatte und auf dem Boulevard in der reichſten Stadtgegend eine große Niederlage errichten mußte, wo er trotz ſeiner theuren Preiſe glänzende Geſchäfte macht. Auf dieſe Weiſe iſt Paris für einen Artikel, den es bisher als ſein eigenſtes Feld anſah, der öſterreichiſchen Hauptſtadt tributpflichtig geworden, was noch nicht dageweſen iſt. Die wenigen öſterreichiſchen Gold- und Silberarbeiten zeigen ebenfalls einen trefflichen eigenen Geſchmack.

Obwohl nur unvollkommen vertreten, zeichnen ſich auch die öſterreichiſchen Möbel vortheilhaft aus. Einige Stücke, darunter vor allen ein reichgeſchnitzter Hausaltar aus Wien, bekunden ein Verſtändniß und ein Eingehen auf die Kunſtweiſe und die Formen des Mittelalters, wie man ſie ſonſt

nirgends in der Ausſtellung findet. Man ſieht daraus daß die geſunden Traditionen dort noch lebendiger ſind als irgendwo und daß deßhalb die unentbehrlichſte Vorbedingung zum Wiederbeginn einer großen Kunſtepoche gegeben iſt.

Beſonders hervorzuheben iſt, daß überall in der ſich ſo reichhaltig und glänzend darſtellenden öſterreichiſchen Abtheilung eine einheitliche Richtung des Geſchmacks und der Kunſt zu erkennen iſt, ſo daß Oeſterreich auf dem induſtriellen Gebiete als eine ſehr einheitliche, ſcharf abgegrenzte Nationalität erſcheint. Noch beachtenswerther aber iſt, daß dieſe Richtung ſich direkt an das deutſche Mittelalter anknüpft und deßhalb als eine entſchieden deutſche bezeichnet werden muß. Ueberall in der öſterreichiſchen Abtheilung findet und fühlt man dieß entſchieden deutſche Gepräge heraus.

In der öſterreichiſchen Ausſtellung findet ſich der Deutſche ſo recht heimiſch, und findet alles ſeinen Neigungen, Anſchauungen und ſeinem Geſchmack entſprechend. Kein anderes deutſches Land zeigt auf der Ausſtellung in ſo hohem Grade dieſen nationaldeutſchen Charakter, vertritt ſo treu den deutſchen Nationalgeiſt als das aus dem neupreußiſch-ſüdſtaatlich-zollvereinlichen Deutſchland hinausgeſtoßene Oeſterreich. Keine Stadt auf der Erde außer Paris, und dieß erkennen alle Franzoſen an, zeigt in ſeinen Arbeiten einen ſo gediegenen und dabei ſo unabhängigen eigenen Geſchmack als Wien, welches deßhalb auch allein als faſt ebenbürtige Nebenbuhlerin von Paris auf dem Gebiete der Mode und des Geſchmacks gelten kann. Wien hat inſofern auch alle Eigenſchaften einer Weltſtadt. Wäre die öſterreichiſche Hauptſtadt zu gleicher Zeit ein ebenſo bedeutender und hervorragender Mittelpunkt der eigentlichen Kunſt, der Wiſſenſchaft und überhaupt des geiſtigen und religiöſen Lebens, dann würden ſich jene glücklichen Anlagen noch viel mehr ausbilden und vielſeitiger werden. Der intellektuelle Einfluß der Kaiſerſtadt würde dann ſehr bald für ganz Oeſterreich und Oſteuropa maßgebend und ſomit von der größten Bedeutung für das politiſche Leben Oeſterreichs werden.

Vor allem aber wäre erforderlich, daß Wien ein Hauptmittelpunkt katholischer Kunst und Wissenschaft würde, weil nur der Katholizismus im Stande ist die alten gesunden Traditionen lebensfähig fortzubilden, welche sich daselbst so treu bewahrt haben. Nur durch das Hervortreten des katholischen Charakters könnte Oesterreich sowohl von dem Auseinanderstreben seiner einzelnen Bestandtheile als auch von der ertödtenden Centralisation bewahrt bleiben an der so viele Staaten kranken. Nur ein katholisches Wien und ein katholisches Oesterreich können auf aufrichtige Sympathien in Deutschland und Europa zählen und die hohe civilisatorische Mission erfüllen die ihrer im Orient wartet. Der Liberalismus wird überall, besonders aber in Deutschland, immer und immer nur preußisch seyn und für Preußen arbeiten.

Doch ist auch Oesterreich in intellektueller Hinsicht nicht so sehr vernachlässigt auf der Ausstellung. Die kaiserliche Buchdruckerei hat zwar nur wenig ausgestellt, dagegen haben einige andern Buch- und Kunstdrucker Tüchtiges geschickt. Auch hier macht sich der deutsche Charakter geltend. Wer kennt nicht das Missale des Hrn. Reiß in Wien welches, obwohl noch unvollendet, in Frankreich als Missel de Vienne allgemein bekannt ist und als ein würdiges Prachtstück deutscher Druckkunst hochgeschätzt wird. Lehrmittel und Schulbücher sind zahlreich vertreten; geographische Karten, Atlanten und ähnliches hat der k. k. Schulbücher-Verlag in vorzüglicher Auswahl geschickt. Auch an mathematischen, chirurgischen und ähnlichen Instrumenten ist Oesterreich besser als die andern deutschen Staaten vertreten.

Erwähnenswerth sind auch die trefflichen Wanduhren, die vielerlei Musik-Instrumente u. s. w. Außer Frankreich dürfte kein Land so vielfältige und so treffliche Instrumente liefern als Oesterreich. Als Beweis der Anerkennung des österreichischen Fleißes muß hervorgehoben werden, daß die österreichischen Aussteller glänzende Geschäfte machen, trotz-

Digitized by Google

dem ſie gerade nicht immer billig verkaufen, und mehr Beſtellungen mit nach Hauſe nehmen als diejenigen irgend eines andern Landes. Oeſterreich rächt ſich auf dem Marsfelde für ſeine Niederlagen in Italien und Böhmen.

Wenn ich von Oeſterreich gleich zu Bayern übergehe, ſo geſchieht dieß hauptſächlich weil Bayern gerade dasjenige aufweist, was man bei Oeſterreich am meiſten vermißt, und weil durch die Vereinigung beider Länder Deutſchland am beſten und vollſtändigſten vertreten iſt. Der bayeriſche Gewerbfleiß zeigt ſich nur wenig auf dem Marsfelde, jedoch genug um den Abſtand zwiſchen Oeſterreich und Bayern zu bezeugen. Der Geſchmack iſt noch wenig entwickelt in Bayern. Nur in der Kunſt iſt es anders und hier iſt es allen deutſchen Ländern voran. Im Park hat Bayern ein eigenes Gebäude in der abgeſchmackten griechiſchen Tempelform errichtet, und darin ſeine glänzende Kunſtausſtellung untergebracht. Eine Schilderung derſelben würde zu weit führen, es genügt daß eine gute Anzahl gewichtiger Namen dort würdig vertreten ſind. Nur müſſen einen gewiſſe proteſtantiſche Bilder anwidern, deren Hauptverdienſt in Verhöhnung der katholiſchen Kirche beſteht. Auf dem Gebiete der Kunſt ſtellt Bayern die deutſche Großmacht vor. Wäre in Wien ſo viel für die Kunſt gethan worden als in München, wäre Wien ein ſolcher Mittelpunkt katholiſcher Wiſſenſchaft wie es München eine Zeitlang geweſen, wahrlich die Geſchichte Deutſchlands ſeit 1815 würde eine ganz andere Geſtalt haben.

Von den andern ſüddeutſchen Staaten iſt nur zu berichten, daß ein jeder derſelben manches Anerkennenswerthe geleiſtet hat. Württemberg z. B. hat eine vollſtändige Papiermühle im Park aufgeſtellt, welche unter den Augen der erſtaunten Beſucher große dicke Scheite Weich- oder Weißholz zerkleinert, um ſie dann in Teig und Papier zu verwandeln. Baden zeigt Shawls, welche mit den Pariſern wetteifern, freilich auch von einem franzöſiſchen (Elſäſſer-)

Fabrikanten ausgestellt sind, der Fabriken in beiden Ländern hat und ganz nach französischen Mustern arbeitet. Dergleichen ist noch mehr in diesen kleinen Abtheilungen zu finden, bei denen der Gesammteindruck stets verloren geht.

Die norddeutschen Staaten sind alle in der preußischen Abtheilung mit inbegriffen, deßhalb von bedeutendem Umfange und dabei gut geordnet. Doch ist der Eindruck ein ganz anderer als bei der österreichischen, zwischen beiden herrscht ein gewaltiger Abstand. Der Unterschied des Charakters und der Entwickelung der beiden deutschen Großstaaten tritt hier in einer sehr bezeichnenden Weise hervor. Vorerst ist durchaus keine solche Uebereinstimmung, keine solche gemeinsame Entwickelung und Tradition darin zu erkennen als wie in der österreichischen Abtheilung. Der Norden bildet keine abgeschlossene industrielle Nationalität wie Oesterreich, sondern er stellt sich hier nur als eine künstliche, wohlgeordnete Zusammenstellung sehr verschiedener Bestandtheile dar. Nur die Einheit einer straffen, einsichtigen und einförmigen Verwaltung wird hier sichtbar.

Hinsichtlich der Maschinen, der Bergbau-, Hütten- und Roherzeugnisse ist der Norden vorzüglich bestellt. Bei allen Gegenständen aber, bei denen es auf Geschmack und Zeichnung ankommt, deckt sich seine ganze Blöße auf. Zwar ist hier auch manches Vortreffliche, aber es fehlt an jeder Gemeinsamkeit und Vieles ist geradezu kläglich und verfehlt zu nennen. Bei den Stoffen sind Zeichnung und Farbe meistens Nachahmung der französischen. Wo dieß nicht der Fall ist, wird das Auge durch schreiende Farben und schlechte Zeichnungen beleidigt. Bei den Bronze- oder vielmehr Zinkarbeiten, Möbeln und Architektur macht sich das kalte widerstrebende Berliner-Griechenthum geltend. Was Ornamentik, Hängleuchter u. s. w. betrifft, sind die Berliner Bronzearbeiten meist nur Nachahmungen veralteter französischer Modelle. Größere Stücke, namentlich Figuren, sind meist nur aus Zink. Die Berliner Fabrikanten von Lampen und

Digitized by Google

Bronze- und ähnlichen Nippſachen leben ebenfalls faſt nur auf Koſten abgelebter Pariſer Modelle. Etwas Einheitliches, Eigenes iſt kaum zu finden. Nur Eines haben dieſelben ſo wie faſt alle andern Berliner Fabrikanten vortrefflich los, nämlich billig zu fabriziren. Dieß iſt überhaupt auch das entſcheidende allgemeine Kennzeichen der norddeutſchen Gewerbthätigkeit: Maſſenerzeugung zu billigen Preiſen und ohne beſondere Rückſicht auf höhere Anforderungen, ohne eigentliche andere Geiſtesthätigkeit als diejenige welche ſich auf Soll und Haben bezieht.

Wirklicher eigener Geſchmack und Tradition machen ſich nur vereinzelt und in widerſtrebender Form geltend. Dresden und Breslau z. B. haben reichgeſchnitzte Möbel geliefert, welche ſehr bemerkenswerth ſind und ſelbſtſtändigen Geſchmack bekunden. Die Galanterie- und Glaswaaren, in denen Oeſterreich ſo ſehr glänzt, ſind nur mittelmäßig, es ſind eben nur billige Fabrikartikel, bei denen Kunſt und Geſchmack Nebenſache ſind. Die Eigenthümlichkeit Berlins beſteht darin, ſchlechte fremde Muſter gut nachahmen zu können. Haben ſich nicht ſeine Silberwaaren-Fabrikanten dazu verſtiegen, ganz unvernünftige griechiſche und höchſt ſchwerfällige engliſche Modelle nachzuahmen? Was kann da herauskommen, wenn man das Alterthum, das mit uns nichts gemein hat, und die am meiſten alles Geſchmackes entbehrende Nation zu Vorbildern nimmt! Einige der ausgeſtellten Berliner Silberarbeiten ſind deßhalb geradezu abgeſchmackt; nur ein einziger Fabrikant hat wirklich Schönes, dabei aber durchaus nichts Originelles, Charakteriſtiſches geliefert.

Die Berliner Porzellanmanufaktur iſt zwar ein ganz vorzügliches Inſtitut, aber wie ſollte ſie als königliche Fabrik es auch nicht ſeyn? Bis 1855 hatte ſich dieſelbe trotzdem auf eine ſklaviſche Nachahmung des gräkiſirenden Styles des erſten Kaiſerreichs beſchränkt, was jeglichen Fortſchritt ausſchloß. Die Weltausſtellung von 1855 rüttelte dieſelbe aus ihrem Schlafe, und ſeitdem hat ſie auch ganz

ungewöhnliche Fortſchritte gemacht und arbeitet jetzt nach guten neuen Zeichnungen und Formen. Alles übrige preußiſche Porzellan, mit alleiniger Ausnahme desjenigen und des Steinguts aus Mettlach bei Trier, iſt ſehr mittelmäßig und weit hinter dem öſterreichiſchen. Meißen ſcheint ſeit einem Jahrhundert auf demſelben Flecke zu bleiben, für ſeine Arbeiten würde die Jahrzahl 1767 viel mehr am Platze ſeyn als 1867. Seine Ausſtellung gleicht auf ein Haar der Sammlung eines Liebhabers von altem Porzellan. Nur iſt dem Meißener Porzellan die Originalität nicht abzuſprechen.

Die preußiſchen Architekturzeichnungen und Modelle, vornehmlich diejenigen des neuen Berliner Rathhauſes, zeigen uns beſſer als alles andere den Charakter des Boruſſenthums. Die Kaſerne ſcheint das Vorbild aller preußiſchen Conſtruktionen zu ſeyn. Das Berliner Rathhaus, welches ich aufbauen geſehen, iſt ein gewaltiges Gebäude das zwei Millionen Thaler koſtet und an dem wahre Meiſterwerke von Backſtein-Verzierungen angebracht ſind, und trotzdem macht daſſelbe nur den Eindruck einer großen Kaſerne. Von der Ferne geſehen iſt der Eindruck ganz widerwärtig, nur in der Nähe wird derſelbe durch die erwähnten Verzierungen gemildert.

Was überhaupt von Originalität und Geſchmack auf der preußiſchen Ausſtellung zu finden, kommt auf Rechnung der alten Cultur- und Fabrikorte des Rheins, Weſtfalens, Sachſens und Schleſiens. Das amtliche eigentliche Preußen beſteht nicht auf dem Gebiete der Kunſt und Induſtrie. Die gerühmten preußiſchen Waffenfabriken ſind nur die Fortbildung einer nichtpreußiſchen Induſtrie. Daß dieſelben in einem Staate tüchtig ſind, deſſen höchſter Zweck das Militär iſt, darf Niemand wundern. Trotzdem das norddeutſche Reich, Dank dem Gardelieutenants-Deutſch, eine eigene Sprache oder wenigſtens die Anmaßung einer ſolchen beſitzt, muß es noch ſtark bezweifelt werden, daß es je eine eigene ſelbſtſtändige Richtung in Geſchmack und Kunſt hervorbringen

werde. Es gibt daſelbſt kein höheres ethiſches Prinzip welches die ganze Welt zu durchdringen und zu beleben im Stande wäre. Das rechnende Prinzip des Mechanismus kann wohl eine bedeutende ergiebige Maſſenerzeugung, nie aber eine eigene und eigentliche Induſtrie hervorbringen.

Alle größern außeröſterreichiſchen deutſchen Länder zeichnen ſich ganz beſonders durch reiche Sammlungen von Schulbüchern und Lehrmitteln aus. Württemberg hat einen guten Theil ſeines Platzes damit belegt, Sachſen hat ſogar im Park einen eigenen Tempel für dieſe Gegenſtände gebaut, Preußen zeigt das ſchon erwähnte Schulhaus. Wenn die Schule auch nicht unterſchätzt werden darf, ſo liefert doch die Ausſtellung den ſchlagendſten Beweis, daß gerade die gerühmten Schulzwangsländer am ſchlechteſten hinſichtlich der praktiſchen, originellen Ausbildung beſtellt ſind. Geiſt und Charakter, Eigenthümlichkeit und Erfindung werden bei deren Kunſt- und Gewerbserzeugniſſen gerade am meiſten vermißt. Was iſt das für eine gerühmte Intelligenz, die es nicht weiter bringt als bis zur geiſtloſen Nachahmung, verbunden mit billigſter, proletariſcher Maſſenerzeugung, wie uns gerade Berlin am augenſcheinlichſten beweist. Dem franzöſiſchen und theilweiſe auch dem öſterreichiſchen Arbeiter gegenüber müſſen einem die norddeutſchen Intelligenzarbeiter faſt wie Maſchinen erſcheinen.

Das kleine, aber ziemlich reichhaltig vertretene Belgien liefert einen weitern Beweis von der geiſtigen Ueberlegenheit der katholiſchen Völker. Obwohl die ſo geſchätzten altflandriſchen Traditionen nicht durchgehends mehr zu erkennen ſind und der franzöſiſche Einfluß mehr als billig Eingang gefunden, behauptet dennoch das Land ſeine abgeſchloſſene Nationalität auf dem Gebiete der Kunſt und Induſtrie. Es iſt viel des Eigenthümlichen, und beſonders auch viel Reiches und Gediegenes in der belgiſchen Ausſtellung. Ueberall läßt ſich hier mehr als in der Ausſtellung der andern katholiſchen Länder der Einfluß der Kirche oder vielmehr der kirchlichen

Kunſt erkennen; wie denn überhaupt die höhere Ausbildung der Kunſt und Läuterung des Geſchmackes, alſo die höhere Geſittung bei den katholiſchen Völkern einzig und allein in der Kirche zu ſuchen iſt.

Spanien und Portugal ſind nicht beſonders ausgiebig vertreten. Den ſpaniſchen Arbeiten glaubt man es auf den erſten Blick anzuſehen, daß dieß unglückliche Land ſeit faſt einem Jahrhundert nicht mehr zur Ruhe gekommen iſt, daß die aufeinander folgenden politiſchen Umwälzungen jede rege Entwickelung von Kunſt, Wiſſenſchaft und Gewerbe verhindert haben. Die ſpaniſchen Silber- und Möbelarbeiten, die ſpaniſchen Stoffe und Porzellane, obwohl oft ſehr tüchtig gearbeitet, tragen faſt ſämmtlich das getreue Gepräge des vorigen Jahrhunderts, doch haben ſie die nationale Eigenheit ſehr wohl bewahrt. Man erkennt recht wohl die arabiſchen und gothiſchen Traditionen, aber faſt nirgends wird man fremden, franzöſiſchen Einfluß gewahr. Faſt ganz daſſelbe gilt auch von Portugal, das durch ſeine unglückſelige Handels- und ſonſtige Verbindung mit England der Sklave des letzteren geworden iſt.

Mit vielem Vergnügen ſah ich an einem portugieſiſchen Möbel eine in beſtem Deutſch abgefaßte Erklärung, der zufolge die Wollenſtoffe welche in demſelben aufbewahrt würden, wegen des Kampferbaumholzes woraus daſſelbe gefertigt, vor Motten u. ſ. w. geſichert ſeien. Von den vielen deutſchen Ausſtellern hat faſt kein einziger dieſe Rückſicht gegenüber ſeinen Landsleuten geübt. Dieſelben haben es vorgezogen, Inſchriften in abſcheulichem Franzöſiſch zu geben und dabei oft ihren eigenen Namen oder denjenigen ihres Heimathsortes in einer Weiſe zu verhunzen, daß kein Menſch daraus klug werden kann, was dieſe Leute ſagen wollen. Beſonders die norddeutſchen Ausſteller haben dieſe Art Gelehrſamkeit ſtark in Anwendung gebracht.

Ein ſchöner ſpaniſch-gothiſcher Betſtuhl oder vielmehr

zed by Google

Hausaltar, mit höchſt paſſenden Malereien (Grablegung und Anbetung der Hirten, letzteres als kleines Altarbild mit bemalten Flügelthüren etwas über dem Kopf des Knienden angebracht), erregt beſondere Aufmerkſamkeit. Trotz ſeiner koſtbaren Ausführung und ſeines Kunſtwerthes hat derſelbe keine Polſter; der Spanier kniet ſich auch in der reichſten Kirche oder im reichſten Stuhl ſtets auf den harten Stein oder das bloße Holz. Gepolſterte Knieſtühle kennt er nicht. Es erinnert dieß etwas an die frommen Fürſten und Fürſtinen des Mittelalters die unter ihren Staatsgewändern ſtets das rauhe Bußhemd trugen.

Ueberhaupt macht ſich nur in den für den Kirchendienſt beſtimmten Gefäßen, Reliquienſchreinen u. ſ. w. eine Regung Spaniens nach einer Neubelebung der Kunſtformen bemerklich, indem faſt alle dergleichen Arbeiten ſich an den gothiſchen Styl anzulehnen ſuchen. Die Kirche iſt alſo immer noch in Spanien das eigentliche Fortſchritts- und Lebens-Element, die ſehr reichhaltige Sammlung ſpaniſcher Volkstrachten, in denen Schwarz faſt überall die Hauptrolle ſpielt, zeugt für den ernſten Sinn dieſes edlen Volkes. Auch ſind faſt alle Frauentrachten ſehr züchtig in ihren Formen.

Italien — nämlich der geographiſche Begriff und nicht das ſogenannte Königreich — zeigt ſich um vieles beſſer beſtellt als die beiden iberiſchen Königreiche. Trotzdem mehrere ſeiner bedeutendſten Staaten und Städte kaum vertreten ſind, erkennt man auf den erſten Blick die auffallenden Gegenſätze der verſchiedenen italiſchen Völkerſchaften. Jede Stadt, jedes Land hat ſeinen eigenen Styl und Geſchmack, ſeine ſehr beſtimmt ausgeprägten Traditionen. Turin erſcheint als eine faſt völlig franzöſiſche Stadt, Venedig und Mailand bieten ganz Entgegengeſetztes; erſteres iſt morgenländiſch-byzantiniſch, letzteres zeigt eine unverkennbare Verwandtſchaft mit Deutſchland. In Mittelitalien zeichnet ſich wiederum jede Stadt durch ihren beſondern Charakter aus. Im Süden herrſcht eine ganz andere Richtung. Neapel iſt eine eigene Welt für ſich, Sizilien

iſt morgenländiſch-fremdartig durch ſeine griechiſch-ſarazeniſch-normänniſchen Traditionen. Zwiſchen Turin und Meſſina beſteht ein Abſtand wie er kaum größer gedacht werden kann. Berlin gleicht viel eher Paris, als daß dieſe beiden Städte eine Verwandtſchaft zeigten.

Beſonders ſind es die Möbel und ähnliche Gegenſtände welche den Abſtand der verſchiedenen italieniſchen Städte unter ſich klar darlegen. Turin arbeitet ausſchließlich nach Pariſer Modellen, Mailand zeigt germaniſche Traditionen, die andern Städte zeichnen ſich nicht nur durch abweichenden eigenthümlichen Styl ſondern auch durch Formen aus, welche andere Gewohnheiten bekunden. Im allgemeinen dürfen die ausgeſtellten Möbel als tüchtig bezeichnet werden, beſonders ſoweit dieß deren Holzſchnitzerei betrifft, welche bei einigen außerordentlich reich, bei andern nur mäßig vertheilt iſt, bei allen aber eine ſehr tüchtige Ausführung bekundet.

Es iſt kaum nöthig noch beſonders hervorzuheben, daß alle italieniſchen Städte und Länder eine hohe Ausbildung der Kunſt und des Kunſtgewerbs bethätigen. Italien iſt das Land der Kunſt und des Geſchmacks. Mehrere der ausgeſtellten Gegenſtände, namentlich Schmuckſachen, Goldarbeiten und ähnliches finden deßhalb den allgemeinſten Beifall und gehen reißend ab. In vielen andern Stücken, namentlich was Farbe anbetrifft, weicht der italieniſche Geſchmack ſo ſehr von dem unſerigen ab, daß z. B. die meiſten italieniſchen gewebten Stoffe bei uns keinen Eingang finden können. Bei allen katholiſchen Völkern tritt die Individualität ſo ſehr hervor, die Nationaleigenthümlichkeiten ſind ſo ſehr gewahrt daß an eine Verſchmelzung, Nivellirung nicht zu denken iſt. Deßhalb ſpielt bei dieſen Völkern die Maſchine noch nicht die alles Andere in den Hintergrund drängende Stelle, welche dieſelbe in den eigentlichen Induſtrieländern einnimmt. Der Italiener, Spanier u. ſ. w. will ſeinen Werken auch ſeine Individualität einprägen, gewiſſermaßer ſeinen Geiſt einhauchen, die Franzoſen, Oeſterreicher und Belgier laſſen

daſſelbe Streben erkennen, trotzdem dieſelben ſchon viel mehr die Maſchine gebrauchen.

Obwohl nur ſpärlich vertreten behauptet der Kirchenſtaat dennoch einen hervorragenden Rang auf der Ausſtellung. Der Meteorograph des römiſchen Jeſuiten Secchi wird als ein wahres Wunder der Wiſſenſchaft und Mechanik angeſtaunt. Man hört ſogar behaupten, daß er der außerordentlichſte Gegenſtand der ganzen Ausſtellung ſei. Dieſes ſehr umfaſſende Uhrwerk notirt fortwährend ohne weiteren menſchlichen Beiſtand auf das genaueſte alle Erſcheinungen der Atmoſphäre, für deren Beobachtung bisher mehrere Perſonen Tag und Nacht auf den Sternwarten und meteorologiſchen Stationen beſchäftigt werden mußten. Tag und Nacht ohne Unterlaß werden von demſelben die Richtung und Schnelligkeit des Windes, die Zeit des Regens und die Menge des gefallenen Regens, die Dichtigkeit der Luft und die Wärme der Atmoſphäre verzeichnet.

Außer mehreren tüchtigen Kunſtwerken, den ausgezeichneten Druckarbeiten der Propaganda ſind es noch die Möbel des Ritters Gatti welche die allgemeine Bewunderung erregen. Dieſe Stücke ſind auch wirklich unvergleichlich durch ihren Kunſtwerth und könnten ohne Weiteres in den erſten Muſeen ihren Platz finden. Die ſchönſten, gediegenſten Bilder und Verzierungen ſind auf denſelben mittelſt Elfenbein in Ebenholz hineingezeichnet. Die Feinheit dieſer Zeichnungen, welche ſich bis in die kleinſten Einzelnheiten, die reinſten Linien und Schattirungen verfolgen läßt, iſt ganz außerordentlich. Rom zeigt noch immer daß es, ohne eine berühmte Induſtrie- und Handelsſtadt zu ſeyn, dennoch auch in Hinſicht der Thätigkeit und des Fortſchritts ſeiner Einwohner, einen hervorragenden Platz unter den Städten einzunehmen weiß.

Aus Italien müſſen wir uns nun plötzlich nach England und dem Norden verfügen. England zeigt ſich wiederum als eine mächtig-reiche handeltreibende Nation, aber damit iſt auch ſo ziemlich Alles über daſſelbe geſagt. Seine Ma-

ſchinen und Fabriken ſind bekannt. Alle Gegenſtände aber, bei denen es auf Kunſt und Geſchmack ankommt, bezeugen die Unfähigkeit des jetzigen Engländers. Seine Möbel ſind zwar von ſtrotzendem Luxus und, ſoweit es die Technik betrifft, vorzüglich gearbeitet; aber nur ausnahmsweiſe zeigen dieſelben auch ſchöne Formen und paſſende Farben. Dasſelbe läßt ſich auch von ſeinen Stoffen aller Art ſagen; faſt nur die nach fremden, hauptſächlich franzöſiſchen Muſtern gearbeiteten zeugen von beſſerem Geſchmack. Beſonders bei den großen Gold- und Silberarbeiten tritt die ganze engliſche Unbeholfenheit hervor. So außerordentlich reich und großartig dieſe Arbeiten auch ſind, ſo trefflich auch die eigentliche Ausführung iſt, ebenſo auffallend iſt der zwar originale aber faſt immer ſehr abſtoßende ſchlechte Geſchmack. Wo man etwas Angenehmeres, Gefälligeres findet, wird man auch unwillkürlich an Fremdes erinnert. Beſonders ſeit der Ausſtellung von 1855, wo dieſe engliſche Unterlegenheit noch viel auffallender war, legen ſich die engliſchen Fabrikanten oft die größten Opfer auf, um ſich tüchtige ausländiſche Arbeiter und Künſtler zu verſchaffen. Namentlich bei dem prachtvollen Porzellan wird dieſer ausländiſche Einfluß ſichtbar.

Eine allgemeine beſſere Wendung ſcheint aber viel weniger durch dieſe Einfuhr erreicht werden zu können, als durch die Rückkehr zu den Formen des Mittelalters. Mehrere Möbel und andere Arbeiten im engliſchen Styl des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ſtechen ganz gewaltig ab gegen die Arbeiten im Style des vorigen oder des jetzigen Jahrhunderts. Es iſt höchſt beachtenswerth daß in England das Studium der Kunſt des Mittelalters allgemeiner und emſiger betrieben wird, als in manchem katholiſchen Lande. Jedenfalls hat die Hoffnungsloſigkeit der jetzigen Kunſtzuſtände mehr oder weniger dazu den Anlaß gegeben. Thatſache iſt aber auch, daß dieſes Studium mit der allgemeinen katholiſchen Bewegung im heutigen England in engem Zuſammenhange ſteht und der Rückkehr der Proteſtanten zur Mut-

terkirche vielfach den Weg bereitet. Wiederum katholisch würde das an Hülfsmitteln aller Art so unerschöpflich reiche England auch sehr bald wieder den Rang als intellektuelle civilisirende Macht einnehmen, den es durch den Abfall von der Kirche verloren. Die lateinischen, ächt kirchlichen Wahlsprüche auf den Wappenschildern der englischen Städte, welche die Fenster der Maschinengallerie zieren, sind eine wahre Mahnung zu dieser Rückkehr.

Der Eindruck den man bei dem Besuche der Ausstellung der englischen Colonien empfängt, würde ohne die Hoffnung auf die Zukunft ein noch viel schmerzlicherer seyn. Welche großartigen unermeßlichen Colonien besitzt nicht England, welche ungeheuerlichen Reichthümer aller Art zieht es nicht aus denselben und wie unendlich wenig hat es nicht zur Verbreitung der Civilisation, des Christenthums gethan? Das durch die Revolution jetzt so sehr herabgekommene Spanien und selbst das seit fünfzig Jahren durch die Freimaurerei zerbröckelte Portugal stehen hierin unendlich höher als England.

Ganz ähnliche Gedanken muß der Besuch der holländischen Abtheilung erregen. Eine originelle materielle Cultur die, nach ihrem Charakter und ihren Formen zu urtheilen, seit einem Jahrhundert um keinen Fleck weiter gekommen ist, große Reichthümer und weitläufige Colonien, dieß alles besitzt Holland in demselben Maße wie auch England. Seine Stoffe, Möbel und sonstigen Waaren bei denen Geschmack und Farbensinn in Anwendung kommen, zeigen veraltete, wenngleich eigenthümliche Formen. Das geistige Leben scheint daraus entflohen zu seyn, während das materielle noch immer mechanisch weitergeht. Es macht den Eindruck als wenn der Reichthum bei diesem und dem vorgenannten Lande eine Art geistiger Erstickung hervorgebracht hätten.

Doch sehen wir mit Vergnügen daß auch in Holland die Katholiken es sind, welche die alten gesunden Traditionen am besten erhalten haben und mit Erfolg zu beleben suchen. Mehrere Altäre und Kirchenmöbel in gutem mittelalterlichen

Styl und trefflicher Ausführung bringen etwas Leben in die veraltete Einförmigkeit der holländiſchen Ausſtellung. Eigentliche Kunſt iſt nun freilich bei den jetzigen Holländern nicht viel mehr zu finden als bei den Engländern, dafür hat der Proteſtantismus geſorgt. Der Katholicismus aber iſt noch nicht erſtarkt genug um in dieſer Hinſicht bedeutenden Einfluß auszuüben. Etwas Einziges bietet Holland durch eine große Diamantenſchleiferei, welche während der ganzen Ausſtellungszeit in einem eigens dazu errichteten Gebäude des Parkes arbeitet.

Es iſt auffallend daß die ſkandinaviſchen Länder viel weniger die eben gedachten Erſcheinungen offenbaren. Dieſelben nähern ſich vielmehr den ſüdlichen Ländern, namentlich Deutſchland, als Holland und England. Sie beſitzen eine eigene Kunſt, die in ihrer Anlehnung an Deutſchland Bedeutendes leiſtet und doch eine unverkennbare Selbſtſtändigkeit bewahrt. Das geiſtige Leben, der Seelenadel die als Vorbedingungen jeglicher Kunſtentwickelung erforderlich ſind, fehlen alſo dort durchaus nicht.

Die Kopenhagener und Stockholmer Möbel, Porzellane, Schmuckſachen und Stoffe verrathen viel eher eine Verwandtſchaft mit Deutſchland und Frankreich als dieß bei den meiſten holländiſchen und engliſchen Arbeiten der Fall. Freilich dürften ſich unter den ſkandinaviſchen Arbeiten wenige finden, welche mit den deutſchen und franzöſiſchen Leiſtungen zu vergleichen wären. Aber ſie haben ihre nationale Eigenthümlichkeit. Dieß tritt namentlich bei den trefflich gearbeiteten und von ſchönen, die Typen der Bewohner getreu wiedergebenden Figuren getragenen Volkstrachten Schwedens und Norwegens hervor. Das Trefflichſte in dieſer Hinſicht bietet ein norwegiſcher Silberſchmied, der eine reiche Sammlung höchſt eigenthümlicher ſilberner Schmuckſachen ausſtellt. Dieſelben machen ganz unwillkürlich einen durchaus nordiſchen Eindruck, faſt überall wird man durch deren Form an Schneeflocken erinnert. Armbänder, Kämme, Brautkronen und ähn-

Digitized by Google

liches ſcheinen nur aus zuſammengereihten Schneeflocken zu beſtehen. Alles iſt eben ſo originell als geſchmackvoll. Die Sachen finden allgemeinen Beifall und werden begierig gekauft. Ich bin ſicher, daß jetzt ſchon dieſe Sächelchen ebenſo wie verſchiedene Wiener Artikel den Pariſer Fabrikanten als Muſter, als „neue Ideen“ oder wenigſtens als Anregung zu ſolchen Neuerungen dienen.

Etwas haben dieſe nordiſchen Länder mit den ſüdlichen Ländern Europa's gemein: ſie haben wenig Maſchinen und auch nur wenig Fabriken, beſonders wenig große Fabriken. Daß unter beiden Himmelſtrichen das Klima die Urſache davon iſt, wird jeder zugeben müſſen. Die Maſchine kann Schnee und Eis ebenſowenig überwinden oder die Kürze der Tage verlängern, als ſie im Süden der Hitze und den Landesgewohnheiten einer alten Cultur trotzen kann. Der Südländer hat weniger Bedürfniſſe, iſt deßhalb viel ſelbſtſtändiger und weniger bereit ſich unter die gleichmachende „Ordnung“ der Maſchinen- und Fabrikarbeit zu fügen. Die einförmigen, über denſelben Leiſten geſchlagenen Erzeugniſſe der Maſchinenarbeit widerſtreben ſeinem Formen- und Farbenſinn, der ſich überall ſelbſtſtändig zeigen will; ſie ſind ſeiner ſtark ausgeprägten Individualität entgegen. Deßhalb ſind bis jetzt nur die mitteleuropäiſchen Länder dem Fabrikweſen günſtig geweſen und hoffentlich iſt es damit für immer genug. Ehe wir die ſchrecklichen Nachtheile beſeitigen gelernt, welche das moderne Induſtrieleben für die Geſittung und den Wohlſtand der arbeitenden Claſſen mit ſich bringt, dürfen wir keine weitere Ausdehnung deſſelben wünſchen.

Ueber Rußland läßt ſich eigentlich wenig ſagen. Was wir auf der Ausſtellung ſehen, iſt meiſtens nur dem Namen nach ruſſiſch. Ein guter Theil der ausgeſtellten Gegenſtände verrathen einen durchaus abendländiſchen Charakter; ihre Schöpfer und Ausſteller ſind in Rußland anſäſſige Deutſche, Franzoſen und Italiener. Ein weiterer Theil rührt von den vielen von Rußland unterjochten Völkern her. Nimmt man

Digitized by Google

dieſe beiden Theile weg, ſo bleibt vom urſprünglich Ruſſiſchen nur höchſt weniges; einige Goldarbeiten in byzantiniſchem Styl, eine Anzahl Heiligenbilder deſſelben Charakters und einige Volkstrachten dürften ſo ziemlich Alles ſeyn. Das Andere iſt mehr oder weniger mit abendländiſchen Formen durchſetzt. Seit ſeiner Trennung von Rom iſt die nationale Entwicklung Rußlands in Stillſtand gerathen; alle dort gemachten Fortſchritte ſind nur der Einwanderung von Abendländern zu verdanken und haben den Nationalruſſen augenſcheinlich nur ſehr oberflächlich berührt. Höchſt merkwürdig ſind die Volkstrachten, Stoffe, Waffen u. ſ. w. der von Rußland unterjochten kaukaſiſchen und vielen andern aſiatiſchen Stämme. Man ſieht es dieſen Gegenſtänden ſämmtlich an, daß alle dieſe Völker eine höhere oder mindeſtens ebenſo fortgeſchrittene Geſittung beſitzen als ihre ruſſiſchen Unterjocher.

Griechenland zeigt eine auffallende Verwandtſchaft mit Rußland. Die byzantiniſchen Traditionen ſind nicht nur überall zu erkennen ſondern haben ſich auch wenig oder gar nicht fortentwickelt. Eine Lebenskraft ſcheinen dieſelben trotzdem kaum noch zu beſitzen. Jeglicher Fortſchritt der in dem Königreich Griechenland ſeit ſeiner Herſtellung geſchehen, iſt faſt lediglich der direkten Einwirkung Europa's zu verdanken. Alles Neue iſt hier Einfuhrartikel, zwiſchen dem und dem Einheimiſchen gar keine Vermittelung beſteht, gar keine Verſchmelzung möglich ſcheint, ganz ſo wie dieß bei Rußland der Fall iſt. In beiden Ländern iſt das Einheimiſche geblieben wie es war, das neu von außen Hinzugekommene iſt heute noch ſo fremd wie vor fünfzig oder hundertfünfzig Jahren. Man fühlt unwillkürlich heraus daß zwiſchen den orientaliſchen Ländern und dem Abendland viel weniger geiſtige Verwandtſchaft und Verbindungen beſtehen, als zwiſchen den durch den Katholicismus und den Proteſtantismus geſchiedenen abendländiſchen Völkern.

Die Türkei nebſt ihren großen Vaſallenſtaaten bietet

des Merkwürdigen gar Vieles; es iſt ein ziemlich vollſtändiger Inbegriff des Orients wie er lebt und thut, den wir vor uns ſehen. Das Hauptmerkmal deſſelben iſt der Stillſtand, die Unbeweglichkeit. Alles iſt nicht nur fremdartig ſondern auch veraltet in dieſer Abtheilung; ſelbſt die neuen Stoffe ſcheinen altgebrauchte zu ſeyn, ſo lebhaft und gutgewählt auch ihre Farben ſeyn mögen. Von den chriſtlichen Völkern dieſer Länder iſt kaum etwas aufzufinden. Uebrigens muß man auch daran erinnern daß dieſe türkiſche Ausſtellung, ebenſo wie diejenigen der übrigen aſiatiſchen und afrikaniſchen Länder und Colonien, meiſtens von den betreffenden Regierungen und den europäiſchen Conſuln eingerichtet und eigentliche Ausſteller nur wenige daran betheiligt ſind. Noch lange bevor die europäiſchen Fabrikanten es auf eigene Koſten erfuhren, daß dergleichen Ausſtellungen den Ausſtellern wenig Vortheil bringen, haben dieſe guten Orientalen gewußt, was es damit auf ſich hat.

Eines haben ſo ziemlich alle Erzeugniſſe des Morgenlands und der heidniſchen Civiliſation gemein; es iſt der völlige Mangel, die faſt gänzliche Abweſenheit jeglichen geiſtigen Gepräges, jeglichen Ausdrucks des geiſtigen Theiles des Menſchen. Alles iſt hier nur Materie, nur von der Erde genommen und nur auf dieſe zurücktrachtend. Selbſt die glühenden Farben können dieſen Eindruck nicht verwiſchen. Es iſt hier das eigentliche, entſcheidendſte Kennzeichen der nichtchriſtlichen Civiliſation. Und wohlgemerkt ſteht das hinduſtaniſche, chineſiſche und japaneſiſche Heidenthum noch um Vieles tiefer als der Mohamedanismus, der immer noch einige Funken höhern, geiſtigen und religiöſen Lebens bewahrt hat. Aus allen Arbeiten der chriſtlichen Völker dagegen leuchtet dieſes höhere Leben voll entgegen, die Idee der Gottähnlichkeit des die chriſtliche Wahrheit beſitzenden Menſchen bekundet ihre Macht durch die abſolute Herrſchaft, welche die chriſtlichen Völker über alle erſchaffenen Gegenſtände der materiellen Welt ausüben. Noch nie ſeit die Welt ſteht, iſt eine ſolche allſeitige, umfaſſende

Herrſchaft über die Materie ausgeübt worden als dieß gegenwärtig durch die chriſtlichen Völker geſchieht. Deßhalb hoffe ich trotz allem auf neue Triumphe des chriſtlichen Weltprincips, auf einen neuen Aufſchwung katholiſchen Lebens.

Der Glaube an die Unſterblichkeit, dieſes Adelspatent des ärmſten Chriſtenmenſchen, hat in den Erzeugniſſen der chriſtlichen Länder einen beredten Ausdruck gefunden. Deßhalb allein beſitzen auch nur chriſtliche oder von einer geläuterten Gottesidee getragene Völker eine eigentliche Kunſt. Die Hindu arbeiten mit einer erſtaunlichen Geduld und Fleiß die umfaſſendſten Werke. Sie verfertigen Holzmöbel deren bloßer Anblick die europäiſchen Arbeiter ſtutzig macht und trotzdem machen dieſe ſo außerordentlichen Arbeiten gar nicht den Eindruck, den die einfachſte Arbeit eines europäiſchen Holzſchnitzers hervorbringt. Die indiſche Arbeit dieſer Art iſt weiter nichts als eine faſt endloſe Wiederholung derſelben einförmigen Linien und Schnörkel ohne jeglichen künſtleriſchen Anhauch, geſchweige Durchbildung. Es iſt eben nur materielle Arbeit und weiter gar nichts, alles was höher hinauf deutet, fehlt gänzlich. Anſtatt den Geiſt anzuregen, zu beleben, ihn zu Höherm zu begeiſtern, drücken dieſe orientaliſchen Arbeiten denſelben nur noch mehr zur Erde nieder. Nur zum materiellen Genuß ſcheinen ſie anzuregen. Es iſt der roheſte Materialismus der ſich in Allem kundgibt. Der Orient, Aſien und Afrika bieten uns jetzt ſchon das getreueſte Abbild deſſen was Europa werden müßte, wenn die Lehren des Materialismus welche unſern „Gelehrten" den Kopf verrückt machen, je einmal die ganze Geſellſchaft beherrſchen würden.

Wir haben uns ſo lange bei Europa aufgehalten, daß uns für die einzelnen Länder der übrigen Welttheile nur wenig Raum und Zeit mehr übrig bleibt. Dieß entſpricht inſoweit den Verhältniſſen, als die außereuropäiſche Welt auch nur einen ſehr beſchränkten Raum auf der Ausſtellung einnimmt. Anderntheils ſind die amerikaniſchen Staaten auch weiter nichts als eine Wiederholung der europäiſchen

Digitized by Google

Staaten, inſoweit es nicht etwa ihre Roherzeugniſſe betrifft. Die Vereinigten Staaten ſind eine veränderte Ausgabe engliſch-germaniſcher Thätigkeit, die übrigen Länder Amerika's ſind ebenfalls nur Wiederholungen ihrer Mutterländer. Dagegen verdienten die höchſt merkwürdigen und ſonderbaren amerikaniſchen Alterthümer eine viel größere Aufmerkſamkeit und eine eingehende wiſſenſchaftliche Prüfung. So findet ſich z. B. in der Venezuela'ſchen Abtheilung der wohlerhaltene Schädel eines untergegangenen Menſchenſtammes der viele Abweichungen in ſeinen Formen bietet. Ein muthiger Reiſender hat denſelben von einer mit den größten Mühen und Gefahren unternommenen Forſchungsreiſe nach den unwirthlichſten Gebirgsländern zurückgebracht, woſelbſt ſeiner Ausſage zufolge eine große Menge ähnlicher Ueberbleibſel zu finden ſeyn ſoll. Welche Aufſchlüſſe könnten hieraus nicht für die Geſchichte der Erde und des Menſchengeſchlechts hervorgehen. In Roherzeugniſſen bieten die amerikaniſchen Staaten, vornehmlich aber Braſilien ganz Außerordentliches. Die neue Welt verſchließt ſicher noch Schätze gegen welche alle Schätze der alten zurücktreten dürften.

Wir haben jetzt nur noch einige Bemerkungen anderer Art zuzufügen.

Die kaiſerliche Ausſtellungscommiſſion hat auch die proteſtantiſchen Miſſionen als eine eigene ſouveräne Macht anerkannt und demgemäß in ihrem Katalog aufgeführt. Dagegen hat ſie den Kirchenſtaat ſo ſehr in das „Reich" Italien hineingeſchachtelt, daß man glauben mußte, derſelbe ſei ſchon unter deſſen Botmäßigkeit. Eine ſcharfe Rüge des Monde hatte den Erfolg, daß der Katalog geändert wurde, aber den Kirchenſtaat hielt man in ſeiner Einſchachtelung.

Die engliſchen, amerikaniſchen und franzöſiſchen proteſtantiſchen Miſſionen haben mehrere Gebäude und offene Buden im Parke aufgeſchlagen, woſelbſt die Beſucher in verſchiedenen Sprachen angepredigt und von Bibelweibern, Bibelmädchen und Bibelmännern mit eigens der Ausſtellung halber

gedruckten Bibeln, Evangelien und Traktätchen in allen möglichen Sprachen belästigt werden. Dieß Treiben tritt so ungebührlich auf, ist an sich so marktschreierartig und unwürdig, daß selbst die erklärten Feinde der katholischen Kirche dasselbe in ihren Blättern scharf tadelten und dabei zugestehen mußten, die katholische Kirche besitze doch unendlich mehr Takt, Würde und ernstes Selbstbewußtseyn als diese zudringlichen Handlanger der verschiedensten Sekten mit ihrer papiernen Propaganda und ihrer ungelegenen Predigtsucht. Sehr sehenswerth ist dabei immer die reichhaltige Sammlung von Götzenbildern und ähnlichen die heidnische Cultur bezeichnenden Gegenständen welche die gedachten Missionsgesellschaften ausgestellt haben. Wie wäre es nun aber, wenn eins dieser Götzenbilder das Fabrikzeichen eines ächt hochkirchlichen Birminghamer Fabrikherrn führte?

Wahrscheinlich um diesen protestantischen Niederlassungen einen Gegensatz zu bieten, hat man unweit davon eine „katholische Kapelle" gebaut, welche als Ausstellungsraum für kirchliche Gegenstände dient. Letztere sind nun fast sämmtlich nur gewöhnliche Fabrikartikel, so daß der ganze Eindruck ein ziemlich ungünstiger und peinlicher wird. Dazu wird noch ein besonderes Eintrittsgeld hier erhoben, während alle Gebäulichkeiten der Protestanten von einem solchen befreit sind. Der Erzbischof von Paris hat deßhalb sehr wohl gethan, diese Spekulation der Ausstellungscommission nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, indem er die verlangte Einweihung und Abhaltung von Gottesdienst in dieser modernsten Art von Kapelle entschieden verweigerte. Die Kirche welche man sonst bei dem ganzen Beginnen verläugnete, ja welche man durch dasselbe zu bekämpfen sucht, sollte hier also zu einem einfachen Ausstellungsgegenstand, zu einer Merkwürdigkeit herabgedrückt werden, die man der blöd- und stumpfsinnigen Neugierde der modernen Vergnügungswallfahrer vorzeigen wollte.

Eine besondere Beachtung verdient auch der Saal der

Digitized by Google

hebräiſchen Alterthümer nahe bei den proteſtantiſchen Miſſionsgebäuden. Der wichtigſte Gegenſtand deſſelben iſt ein großes, ſehr getreues Modell der Grabkirche in Jeruſalem mit ihren Umgebungen. Die den einzelnen Ländern und Confeſſionen angehörigen Theile dieſes weitläufigen Gebäudes ſind jede durch eine beſondere Farbe bezeichnet, ſo daß man einen ſehr genauen Ueberblick über die Eintheilung dieſer Beſitzungen erhält. Es iſt kaum ein wehmüthigeres Bild der Zerriſſenheit des Chriſtenthums zu denken. Der Antheil der Katholiken iſt auf ein Minimum geſchwunden, das von allen Seiten eingeengt und gleichſam belagert wird, ſo daß eine gänzliche Verdrängung ſehr möglich iſt und ſehr bald eintreten könnte. Der obere Theil der Kuppel gehört ihnen nicht mehr ſondern den ruſſiſchen Griechen, und der Gang welcher zu dem ihnen gebliebenen Theil der Kirche führt, geht unter einem Gebäudetheil deſſen ſich dieſelben Griechen ebenfalls bemächtigt haben.

Und wer iſt daran ſchuld, daß heute die Katholiken das heilige Opfer nicht mehr ungeſtört auf dem Grabe des Erlöſers feiern können, welches ſie einſt mit ihrem Herzblut befreit haben? Nur die ſchimpfliche Gleichgültigkeit und Lauheit der katholiſchen Schutzmächte, beſonders Frankreichs, das ſich früher in Jeruſalem als einzige katholiſche Macht geberdete und nur ſein ausſchließliches Schutzrecht gelten ließ. Bei der Revolution blieb dann alles im Stiche, welchen Zeitpunkt Rußland benutzte um ſich in der Grabkirche feſtzuſetzen. Napoleon I. liebäugelte zu ſehr mit Rußland um ſich dieſer Annexion zu widerſetzen. Die nachfolgenden Regierungen traten hierin alle in ſeine Fußſtapfen und erlaubten aus Gefälligkeit gegen Rußland deſſen weitere Ausdehnung in der Grabkirche und in Jeruſalem. Gegenwärtig wird dieſer ſchimpflichen Gefälligkeitspolitik die Krone aufgeſetzt durch die auf Koſten des franzöſiſchen Cäſars und des ruſſiſchen Czaren bewerkſtelligte Wiederherſtellung der Kuppel der Grabkirche. Damit iſt Rußland als Mitbeſitzer des den Katholiken noch

verbliebenen Theiles anerkannt. Von da bis zur Verdrängung derselben ist nur noch ein Schritt.

Da wir einmal im Park sind, müssen wir auch des internationalen Casino's und des internationalen Theaters erwähnen, für welche unweit der „Kapelle" eigene großartige Gebäude errichtet sind. In ersterm kommen die Preisrichter, Aussteller u. s. w. zusammen, finden allerhand Vorträge, auch von Frauen statt. Auf dem Theater werden tagtäglich alle möglichen nationalen Stücke, Tänze, Gauklereien und Aehnliches aufgeführt, d. h. es wird die größere oder geringere Erbärmlichkeit, Verkommenheit und Unsittlichkeit des Theaters und der damit zusammenhängenden Künste gezeigt. Chinesen, Japanesen, Araber und sonstige mögliche und unmögliche Völker wechseln dort miteinander ab. Etwas besser ist es mit den Concerten die im Casinogebäude stattfinden, und bei denen immer noch manches Gediegene von den Chören der verschiedenen Nationen geleistet wird.

Von all den nationalen Bier- und Speisewirthen haben die österreichischen entschieden den meisten Erfolg und machen glänzende Geschäfte. Außer in der zu diesem Zwecke bestimmten Außengallerie des Ausstellungsgebäudes sind verschiedene, die einzelnen österreichischen Länder vertretende Gebäulichkeiten im Park zum Ausschank von Bier u. s. w. eingerichtet. Der österreichische Theil des Parkes ist auf diese Weise zu einem großen Lager von Trinkern und Zechern, von lebenslustigem, ausgelassenem Volke geworden, was von allen hiesigen Blättern, die weniger sittenstrengen nicht ausgenommen, sehr übel vermerkt wurde, indem sie alle dieses Vorwiegen des materiellen leichtfertigen Genusses mit Sadowa in Verbindung brachten. Noch taktloser war das Beginnen eines dieser Bierausschänker, nebenbei gesagt eines der reichsten österreichischen Gewerbtreibenden, der seine Gäste durch eine Anzahl die verschiedenen österreichischen Nationalitäten darstellende Mädchen bedienen ließ. Diese Kellnerinen boten zwar ein recht hübsches Bild der reizenden österreichischen

Digitized by Google

Volkstrachten, machten aber durch ihr leichtfertiges Auftreten einen ſo übeln Eindruck, daß die Franzoſen welche mehr als alle Andern auf öffentlichen Anſtand halten, gar ſehr darüber aufgebracht wurden. Dabei ließen ſich die Mädchen gar zu gern entführen, ſo daß das Corps ſtets durch Neuankommende erſetzt werden mußte, bis die Polizei dem Treiben ein Ende machte.

Einige Mädchen in Münchener Tracht bei einem Münchener Bierwirth haben dagegen keinen Anſtoß erregt, indem dieſelben ſich ausſchließlich an dem großen Schenktiſch beſchäftigten. Holland, Dänemark, Schweden, England, Südamerika und Rußland haben ebenfalls Schenkmädchen und theilweiſe auch Kellner in Nationaltracht geſchickt. Alle dieſe nationalen Speiſewirthe bieten die entſprechenden nationalen Speiſen und Getränke, ſo daß man jeden Tag ſich auf andere nationale Art ſättigen und dem Durſt genügen kann, wenn übrigens der Magen ſolchen nationalen Wechſel erlaubt.

Abends um 6 oder 7 Uhr, wenn das Ausſtellungsgebäude geſchloſſen iſt, verwandelt ſich der Park in eine große Vergnügungsanſtalt. Das Theater, die Concerte u. ſ. w. beginnen ihre Aufführungen, die Säle der Speiſewirthe füllen ſich mit Gäſten, es beginnt ein Leben des Vergnügens das bis in die tiefe Nacht dauert. Uebrigens wird es auch im Tage nicht leer von Gäſten der Speiſe- und Bierwirthe. Eine ungewöhnliche Menge Frauenzimmer treiben ſich den Tag über und Abends überall herum und . . . . . Doch brechen wir ab; die Ausſtellung verfolgt ja große, erhabene ſittliche Zwecke, ſie arbeitet am Weltfrieden und an der Löſung der ſocialen Frage, obwohl ſie jetzt hauptſächlich nur an der Befriedigung der Schau- und Vergnügungsſucht arbeitet. Ihre ſocialen Beſtrebungen ſind eben ſo eigenthümlicher Art, daß ſie einer eigenen Beſprechung unterzogen werden müſſen.

XVIII.

Die Lage des Klerus in Oesterreich.

Ein Weckruf von der Donau.

Der Klerus in Oesterreich geht unstreitig einem harten Kampfe entgegen. Der falsche Liberalismus, der die absurde Lehre von der Staatsomnipotenz als alleinigem Rechtsgrunde für seine Gesetzgebung ohne Rücksicht auf Gottes Gesetz überall durchführt wo er zur Macht gelangt, hat in Oesterreich die immense Majorität des Reichsrathes für sich. Der katholische Staat Oesterreich soll durch die modernen Ideen gerettet werden.

Man muß jetzt von Transleithanien welches die magyarischen Länder und Nebenländer in sich faßt, und von Cisleithanien welches die Westhälfte Oesterreichs mit Galizien umschließt, abgesondert reden, so lange der Dualismus des Herrn von Beust besteht. Denn wir haben leider kein einiges Oesterreich mehr. Es sei also hier von dem neuen Cisleithanien die Rede, das sich im Wiener Reichsrath eben erst eine Verfassung geben muß. Denn bis jetzt hat es noch keine Verfassung.

In dem neuen Welttheil „Cisleithanien" wird nun die Concordatsfrage von der liberalen Reichsraths-Majorität in

verschiedenen Formen und mit heißem Eifer durchdebattirt, bis endlich nach ihrem Wunsche ein Religionsedikt emanirt das auf der Höhe der Zeit steht, und Cisleithanien zu dem fortgeschrittensten Staate Europa's machen soll. Die Transleithanier werden es dann schon nachmachen, und der ungarische Episcopat wird bald zeigen können, wie weit er auch in sacris mit seinen politischen Freunden zu gehen vermag.

Was wird der Episcopat Cisleithaniens thun? Bis jetzt hat er sich so ziemlich zahm gezeigt. Vielleicht vertraut man zu sorglos auf das Wort des Kaisers, daß er das Concordat nicht werde fallen lassen. Wenn nur dieß Vertrauen nicht zu Schanden wird! Nicht als ob wir meinten, der Kaiser von Oesterreich habe nicht den festen Willen zu halten was er versprochen. Aber, aber — wenn der Reichsrath immer und immer wieder seinen Unkenruf nach Aufhebung des Concordates*) erhebt und den Machtbestand des Kaiserstaates nach außen und die Gründung ächt freiheitlicher Institutionen im Innern nach dem Sinne des Liberalismus gerade von dem einseitigen Vertragsbruche mit Rom durch Annullirung des Concordates abhängig gemacht wissen will; wenn ferner ein Reichskanzler wie von Beust als Faktotum und als Protestant mit dem Liberalismus, den er hüben wie drüben zur Herrschaft gebracht, den Aufbau Neu-Oesterreichs inauguriren will; wenn er endlich nicht durch Aufrechthaltung des Concordates seine Popularität und die Vertrauensvota von Seite der reichsräthlichen Liberalen verloren zu geben Willens ist — wer wollte da nicht eine Gefahr sehen für die Freiheit und das Recht der Kirche in Oesterreich? Die Gefahr besteht und sie ist brennend, wenn nicht der Gesammt-Episcopat, ich möchte sagen, dem Kaiser zu Hülfe kommt, damit Er nicht nothgedrungen nachgeben müsse.

---

*) Der Hintergedanke dieses Schlagworts lautet: Einsacken der geistlichen Güter, Plünderung der Kirche ꝛc.

Doch bis jetzt ist Alles still. Der Kampf des Klerus gegen seine Feinde ist beschränkt auf ein paar Zeitungen, die im Vergleich mit der immensen Mehrheit der liberalen Blätter fast verschwinden. Der, man muß es sagen, sehr gut redigirte „Volksfreund" mit seinen, wenn die Angabe des „Literarischen Handweisers" richtig ist, bloß 1200 Abonnenten kämpft wacker, aber vereinzelt. Die „Kirchenzeitung" ist ebenfalls gut gehalten, aber kein politisches Blatt. Das „Vaterland" hält man vorherrschend für ein Organ der Aristokratie, und das stumpft die Wirksamkeit seines Eintretens für die Rechte der Kirche ab, um so mehr als man eigentlich nicht recht weiß, ob die Czechen-Partei aus innerster Ueberzeugung oder bloß aus Politik sich mit den „Klerikalen" verbindet. So werden nämlich jetzt alle jene aufrichtigen Katholiken genannt, die man sonst Ultramontane, Fanatiker u. s. w. zu nennen beliebte. Zu diesen Kämpfern für kirchliches Recht und Freiheit kommen dann noch sehr wenige und nicht zweckmäßig eingerichtete Provinzialblättchen, wie die „katholischen Blätter" in Linz, in Tyrol u. s. w., die schon darum nicht wirksam eingreifen, weil sie keine politischen Blätter sind. Und doch sollten es alle aufrichtigen Katholiken, der Episcopat an der Spitze, für ihre dringendste Aufgabe halten, nicht bloß in der Residenz sondern auch in den Kronländern recht viele Blätter zu gründen, zu subventioniren und mit tüchtigen Redakteuren zu versehen, welche den liberalen Organen mit den Waffen des Geistes und der Wahrheit, durch Widerlegung der täglich neu ersonnenen Verleumdungen gegen Kirche und Klerus zu Leibe gehen und zugleich auch die alltäglichen Bedürfnisse und Interessen des Bürgers, Gewerbsmannes und Bauers berücksichtigen würden. Wäre dieß geschehen, dann könnten die Bischöfe, nach dem Vorgange der belgischen, ihre Gläubigen in Hirtenbriefen auffordern nur die kirchlichen Blätter zu halten; sie könnten jene lauen Katholiken, welche die schlechte Presse durch das Halten von liberalen Zeitungen befördern und

dadurch sich fremder Sünden schuldig machen, mit geistlichen Strafen belegen. Es ist jedoch jedenfalls nach katholischer Moral gewiß, daß man sich einer schweren Sünde schuldig macht, wenn man kirchenfeindliche Blätter hält und dadurch zu ihrer Verbreitung und Erstarkung wirksam beihilft.

Die liberalen Zeitungen haben schon oft genug bemerkt, daß der Reichskanzler Oesterreichs in der Concordatsfrage dem Reichsrathe die Initiative lasse, und erst dann, wenn das Oberhaus wie das Unterhaus das Concordat in die Acht erklärt haben werden, Sr. Majestät die Beschlußfassung beider Häuser des Reichsraths unterbreiten werde zur allerhöchsten Sanctionirung. Er könne dann sagen, daß leider ein anderer Ausweg nicht mehr möglich sei und daß man dieß Opfer bringen müsse. Im Unterhaus ist der Herbst'sche Antrag auf Trennung der Kirche von der Schule, über die Ehegesetzgebung und auf sogenannte Gleichberechtigung der Confessionen schon zum Beschluß erhoben worden. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Pairs bei ihrer jetzigen Zusammensetzung denselben Beschluß acceptiren werden, um so mehr als die Conservativen die dem alten Adel angehören, durch ihre Abwesenheit glänzen und somit den liberalen Herren, die durch den jüngsten Pairsschub eine mächtige Verstärkung erhielten, das Feld gutwillig räumen.

Die Liberalen wissen sich wie überall so auch in Oesterreich zu organisiren; sie sind thätig für ihre Zwecke. Was thut der Episcopat? Er thut einfach bis jetzt nichts, gar nichts!

Als das Provinzialconcil in Wien gehalten wurde, dem das Prager folgte, erwartete man nun auch Diöcesansynoden, durch welche der niedere Klerus mit seinem Bischofe in eine innigere Beziehung treten, auf welchen freie Meinungsäußerung die bestehenden Gebrechen und die Abhülfe für dieselben angeben und für das Verhalten und Zusammenwirken des geistlichen Standes in den Zeitfragen allgemeine Normen festgestellt werden könnten. Aber als ob die Bischöfe eine

Furcht anwandelte etwa an ihrer Machtvollkommenheit zu verlieren, wenn sie ihren untergebenen Klerus auch nur mit berathender Stimme um sich versammeln würden, ließ man Jahre verstreichen und die Meinung einwurzeln, als ob die Bischöfe Cisleithaniens überhaupt nicht für Diöcesansynoden eingenommen wären. Sollte etwa das noch eine Reminiscenz seyn aus dem josephinischen Kirchenregiment, sollte man vielleicht auch jetzt noch der Meinung huldigen, daß die Kirche von der Ordinariatskanzlei aus durch Dekrete und Erledigungen am besten regiert werde, und daß Alles in der Diöcese in Ordnung sei, wenn die Akten in Ordnung sind?

Die lange Periode unter Schmerlings Ministerium, die Erfahrungen die man da hätte machen können über Ziele und Absichten der Liberalen, und über die Mittel denselben auf gesetzlichem Wege zu begegnen, hat man unbenützt vorübergehen lassen. Nicht einmal Pastoralconferenzen werden eifrig betrieben, und in der sehr wichtigen, ja pflichtschuldigen Einflußnahme des Klerus auf die katholischen Wähler haben die Bischöfe so viel wie nichts gethan, um ein einheitliches Zusammenwirken und dadurch die Möglichkeit eines Erfolges sicher zu stellen. Ein Bischof Ketteler von Mainz, ein Dupanloup von Orleans hätte schon längst Gelegenheit gefunden, wenigstens in tüchtigen Hirtenbriefen die vertrauende Heerde über die Zeitfragen aufzuklären und dem Klerus verlässige Richtschnur zu geben.

Oder vielleicht steckt der josephinische Geist noch in zu vielen Mitgliedern des niedern Klerus, als daß die Bischöfe sich der Nachachtung getrösten könnten, wenn sie befehlend und rathend zum Kampf für Recht und Freiheit der Kirche begeistern wollten? Wenn der niedere Klerus allerorts in Cisletthanien denselben Geist hätte, wie die Professoren des Schottengymnasiums in Wien, welche ihre Stimme dem erbittertsten Feinde der Kirche, Dr. v. Mühlfeld gaben, dann könnte man sich dieser Meinung freilich hingeben. Wenn es aber wahr ist, daß eine bischöfliche Auktorität ihrem Klerus

Digitized by Google

die Weiſung gibt ſich ruhig zu verhalten und die Liberalen nur ſchreien zu laſſen; wenn es wahr iſt, daß dieſelbe Auktorität auf die Anfrage, ob man einem im Duell Gefallenen das kirchliche Begräbniß zu verweigern habe wie es die Kirche vorſchreibt, zur Antwort gibt, man ſolle den Duellanten nur mit allen kirchlichen Ehren begraben: dann ſtünde es ſehr traurig um die Kirche in Oeſterreich. Denn die Liberalen machen Ernſt, und die „Neue freie Preſſe“ ſagt es offen, man ſolle nur einmal die Thatſache vollbringen, Concordat und Kirchengüter wegräumen, die Kirche werde ſich den vollbrachten Thatſachen ſchon zu fügen wiſſen! Wenn der Epiſcopat nicht bald ſich rührt, dann wird es allerdings den Liberalen ſehr leicht ankommen, mit den zu vollbringenden Thatſachen fertig zu werden!

XIX.

Die Reſtauration der katholiſchen Wiſſenſchaft, Literatur und Preſſe in Deutſchland unter dem Pontificate Pius' IX.

Vorgetragen auf der Verſammlung rheiniſch-weſtfäliſcher Katholiken in Dortmund am 30. Juni 1867 vom Redakteur des Literariſchen Handweiſers.

Hochgeehrte Verſammlung!

Laſſen Sie mich zum Schluſſe noch ein Lorbeer-Reis niederlegen zu den Füßen deſſen, den wir heute ja beſonders feiern, zu den Füßen unſers geliebten heiligen Vaters Pius' IX.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage: es ist ein doppelter Zweck, der uns hier vereinigt, ein doppelter Zweck, der uns zu Hunderten von des Rheines blühenden Gestaden, zu vielen Hunderten aus den gesegneten Gefilden der rothen Erde hieher in die altberühmte neu verjüngte Tremonia zusammenführte. Erstens wollen wir es laut vor aller Welt bekennen und verkünden, daß wir uns Eines Herzens, Eines Sinnes wissen mit den Hunderten von Hirten und den Tausenden von Gläubigen, denen es vergönnt war, sich in der ewigen Roma gestern und in diesem Augenblicke noch zu schaaren um den obersten der Hirten unserer heiligen Kirche. Zweitens aber wollen wir mit diesen Glücklichen auch unsererseits es anerkennen und mit wahren Worten aussprechen, daß die Gegenwart in der wir leben, mit ihren Zuständen, Veränderungen und Ereignissen so laut, wie nur jemals eine Zeit, ein Zeugniß ablegt für die Wahrheit des Spruches: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." In der That, trotz aller bösen Vergewaltigungen, welche dem heil. Stuhle angethan werden, trotz aller ungerechten Bedrückungen, unter denen da und dort die Kirche seufzt, trotz aller schweren Einbußen, welche in diesen und in jenen Landen der rechte Glaube und die gute Sitte leiden: ist die Gegenwart nach meiner Ansicht doch unbestreitbar eine Zeit der Ehre und des Triumphes für die Kirche; denn ich sehe kirchlichen Geist und kirchliches Leben wieder sich erstarken und ausbreiten auf jedwedem Gebiete. Und da ist es uns Allen gewiß eine große Genugthuung und Freude, daß diese Zeit, die Epoche der Erneuerung des ächten kirchlichen Sinnes, zusammenfällt mit der trotz aller Trüb- und Drangsale dennoch wahrhaft glorreichen Regierung des ehrwürdigen Greises auf St. Petri Stuhle, mit dem und den wir heute feiern.

Der Nachweis für diese beglückende Thatsache läßt sich heute von dieser Stelle aus, nach der kurzen Spanne Zeit die uns geboten ist, und nach dem ganzen Charakter dieser Festversammlung, natürlich nicht in langen Ausführungen, vielmehr nur durch kurze Andeutungen und Erinnerungen an Bekanntes

Digitized by Google

und Festgestelltes geben. Andere Redner haben meine Behauptung in Bezug auf das Vereinswesen und andere Zweige des kirchlichen Lebens erhärtet; lassen Sie mich das neue Erwachen und Erstarken des kirchlichen Geistes Ihnen in aller Kürze vorführen auf dem engeren Gebiete der katholischen Wissenschaft, Literatur und Presse innerhalb der Grenzen unseres großen deutschen Vaterlandes.

In der That, während der zwanzig Jahre, in welchen Pius IX. so weise und so fromm die Christenheit regiert, zeigt sich bei uns auch in der Wissenschaft, Literatur und Presse ein erstaunlich rascher und durchaus stetiger Fortschritt kirchlichen Geistes- und Fleißes. Die vorigen Decennien hatten den Umschwung angebahnt; ihnen schon gehörten die hochragenden Gestalten der Görres und Möhler, Döllinger und Hirscher, Klee und Windischmann, Walter und Phillips an. Aber die gründliche Umkehr der Lehrenden und Schreibenden von nivellirender Forschung und Verarbeitung zu wahrhaft positivem Aufbau, und der Aufschwung der Hörenden und Lesenden von gedankenlosem Nachbeten des Hergebrachten zu tieferem Verständniß und wechselweiser Förderung des ewig Wahren fällt doch erst in unsere Zeit.

Beginnen wir, um auf das Einzelne zu kommen, wie recht und billig mit der Königin der Wissenschaften, der heiligen Theologie. Welch ein Fortschritt begegnet uns da in allen ihren Disciplinen. Die Dogmatik schloß sich wieder prüfend und vergleichend, anerkennend und bewundernd an die großen Meister der verlassenen und vergessenen alten Schule an. Die Moral verließ das hohle Systematisiren und kehrte wieder zu wahrhaft praktischer, darum nicht minder wissenschaftlicher Fruchtbarkeit zurück. Die Exegese stieg von flacher Homilie und negativem Fortdeuten, unter Anschluß an das Beste der alten Kirche, sowie mit Benutzung des Besten der Außerkirchlichen, wieder hinauf zu innerlicher Deutung, zu positiver, streng gelehrter Forschung, zu wahrhaft theologischer Erklärung. Das Studium der Väter und der Kirchengeschichte hob sich zu einem nie geahnten und überaus fruchtbaren Fleiße. Die Darstellung des Kirchenrechtes wand sich völlig los aus den Banden des Josephinismus

gitized by Google

und Staatskirchenthums. Die Pastoral gelangte, ohne an praktischem Werthe zu verlieren, zum erstenmal zum Range einer Wissenschaft. Ganz in demselben Maße, wie die liturgischen Vorschriften in den Kirchen selbst schärfer beobachtet wurden, mehrte sich die Zahl, besserte sich die Correktheit und erhöhte sich der Glanz der liturgischen Lehr- und Handbücher, der Missalien und Breviere Endlich kam sozusagen neu hinzu die Apologetik, und sie erlangte bald eine Bedeutung und Wirksamkeit, welche der Gegenwart sehr nöthig, der Vorzeit aber völlig unbekannt war. So wuchs und stärkte sich die deutsche Theologie.

Aehnlich ging es mit der nächsten Schwester der Theologie, mit der Wissenschaft der Weisheit, der Philosophie. Günther und Baader hatten in den Zwanziger, Dreißiger und Vierziger Jahren einen kräftigen Anlauf genommen, sich und ihre Zeit aus der Negative der Kantischen, Fichte'schen, Schelling'schen und Hegel'schen Ideen herauszuwinden, und schon diese Kraftanstrengung war vom Guten, weil sie auf positiven Fundamenten ruhte. Aber der Versuch gelang nicht vollständig, und erst die beiden jüngstvergangenen Decennien stellten uns auch hier wieder auf festen Boden, indem eine Reihe von Männern, deren klarer Geist und eiserner Fleiß mit ihrem kindlich-frommen Sinne auf gleicher Höhe steht, die vergrabenen Schätze der Vorzeit wieder hoben. Da zeigte sich alsbald, wie das kostbare Erbtheil der Vergangenheit nur in die neugewonnenen Formen der Gegenwart eingekleidet zu werden brauchte, um Allen zu munden gleich goldenem Weine in silbernen Schalen.

Blicken wir ferner auf die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung. Es ist noch nicht lange her, da lag die Pflege der Geschichtskunde fast ausschließlich in den Händen von Männern, welche vor dem Satze „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" entweder keine Achtung oder von demselben keine Ahnung hatten. Auch das ist jetzt anders geworden. Die letzten Jahrzehnte sahen eine Generation von Forschern erstehen und erstarken, welche das Alterthum wieder in der allein richtigen Beleuchtung durch die christliche Religion betrachten, welche den großen Päpsten des Mittelalters, den Gregoren, Innocenzen und Alexandern,

Digitized by Google

ihre volle Größe wieder zuerkennen, welche über die Entſtehung und Ausbreitung der Reformation des 16. Jahrhunderts Anderes ausſagen als man bis dahin immer hatte hören müſſen, welche endlich über Urſprung und Charakter, Verlauf und Folgen des unglückſeligen dreißigjährigen wie des traurigen ſiebenjährigen deutſchen Bruderkrieges die lang verhehlte und entſtellte hiſtoriſche Wahrheit wieder zu Ehren bringen, und allüberall durch die zwingende Gewalt urkundlicher Beweiſe der Lüge ihre gleißende Maske herunterreißen. Nur mit innigem Bedauern kann ich in Anbetracht der kurzen Weile, die ich ſprechen darf, hier wie bei den andern Wiſſenſchaften darauf verzichten, Ihnen die lange Reihe der hochverdienten katholiſchen Gelehrten und Schriftſteller mit gebührendem Lobe namhaft zu machen. Eins aber vermag ich mir nicht zu verſagen: daß ich mit Dank und Bewunderung mindeſtens der Heroen auf dieſem Gebiete gedenke und Ihnen die großen Namen vorführe: Döllinger und Hefele, Hurter und Gfrörer.

Erlaſſen Sie es mir in Anbetracht deſſelben Zeitmangels, Ihnen des Weiteren zu ſchildern, wie auch die Rechtslehre in neueſter Zeit wieder mehrfach zu wahrhaft chriſtlichen und conſervativen Principien überzugehen begonnen hat; wie die alten Claſſiker von zahlreichen weltlichen und geiſtlichen Philologen wieder in einer Weiſe erklärt werden, die nicht mehr verpeſtend auf die jugendlichen Seelen wirkt; wie die Kunſtliteratur Männer wie Auguſt Reichensperger und Franz Bock zu ihren Größen zählt; wie die katholiſche Dichtung durch Oskar von Redwitz, Emilie Ringseis, Wilhelm Molitor und Andere wieder zu Achtung und Verbreitung gekommen iſt; wie ſogar der Roman durch Ida Gräfin Hahn, Auguſt Lewald, Conrad von Bolanden und Andere wieder chriſtlichen Gehalt und katholiſche Färbung angenommen hat; wie endlich die Unterhaltungsſchriften für die Jugend durch Iſabella Braun und deren zahlreiche Genoſſen weit über Chriſtoph von Schmid hinaus an katholiſcher Entſchiedenheit gewonnen haben.

Zwei Werke katholiſchen Talentes und Fleißes muß ich Ihnen dann noch beſonders nennen; erſtens weil ſie die größten

sind die wir seit langer Zeit hervorgebracht, und zweitens weil sie zugleich in großartiger Weise die Wahrheit des Spruches illustriren: Eintracht macht stark. Das eine ist das große Freiburger Kirchenlexikon, in den Fünfziger Jahren entstanden: ein monumentales Sammelwerk von so riesenhaftem Fleiße, daß unsere Theologen es allesammt als reiche Fundgrube des Wissens schätzen und bewundern, daß uns das ganze Ausland um dasselbe beneidet, und daß es unsern protestantischen Landsleuten Antrieb und Muster zur Herstellung eines gleichartigen wurde. Eine zweite Auflage dieses großen Werkes ist längst zum Bedürfniß geworden. Wir wollen wünschen und hoffen, daß die Theologen der Gegenwart, welche für diese neue Ausarbeitung mitzuwirken haben, vorher die kleinen Differenzen unter sich ausgleichen, und so ein Monument derselben Eintracht herstellen, welche ihre Vorgänger hier vor zehn bis zwanzig Jahren so schön bekundet haben.

Das zweite große Werk, welches nicht minder viribus unitis geschrieben wird, ist die im Erscheinen begriffene dritte Auflage der Regensburger Realencyklopädie. Dieselbe bietet in dem engen Drucke ihrer großen und zahlreichen Spalten eine so gediegene und so glücklich ausgewählte Summe des universalsten Wissens, daß fortan kein Katholik ohne Schamröthe das Brockhausische Conversationslexikon auf seinem Tische sehen lassen, geschweige denn sich auf dasselbe je berufen darf, so oft es sich um christliche und katholische Dinge handelt. Denn diese werden in dem Leipziger Sammelwerke entweder gar nicht oder seicht oder feindselig und entstellt behandelt, und jetzt haben wir in der Regensburger Encyklopädie endlich ein ebenbürtiges katholisches Werk, welches glücklich begonnen ist und hoffentlich bald ebenso glücklich vollendet seyn wird.

An diese schweren Geschütze des Wissens und der Wissenschaft reiht sich zunächst die leichte Cavallerie der populären und der Tagesschriften, sowie die Tirailleurkette der Broschüren. Niemals war eine Schlagfertigkeit von dieser Art nothwendiger als in der aufgeregten Zeit, worin wir leben: wo der Feind überall steht und lauert, wo er jede Blöße, die er nur erspähen

Digitized by Google

kann, sofort zum Angreifen und Eindringen benutzt. Nun denn, mag er kommen! unsere Cavallerie ist gut gewaffnet, und die Kette unserer Tirailleure schließt sich fest. Kein Monat vergeht, ohne uns irgend eine mit flammender Feder entworfene Trutz- und Schutzschrift über die Ereignisse und Angriffe des Tages zu bringen, und die Tirailleurkette der Broschüren ist seit ein paar Jahren, wo in Frankfurt für die Gebildeten und in Soest für das Volk die vortrefflichen Broschüren-Cyklen erscheinen, so gut organisirt, daß 30 bis 40,000 Leser unmittelbar und durch dieselben mittelbar hoffentlich 3 bis 4 Millionen gedeckt werden.

Aber diese Deckung würde doch wenig nutzen, wenn nicht zu den schweren Geschützen, zu der Cavallerie und zu den Tirailleuren eine zahlreiche, feststehende und gut aufgestellte Linientruppe hinzukäme. Das sind die Zeitschriften und die Zeitungen, es ist die periodische und die Tagespresse. So viel in dieser Hinsicht noch zu wünschen bleibt: welcher Fortschritt zeigt sich doch alle Tage, welcher Umschwung seit zwanzig Jahren! „Gesegnet sei das Jahr 1848!“ habe ich als Katholik so oft schon ausgerufen. Denn es war das Jahr, welches uns Katholiken die kirchliche Freiheit und die politische Gleichstellung brachte; das Jahr, welches unser jetzt so reich blühendes Vereinsleben aus seinem Schooße gebar; das Jahr, welches unsern Domen den Ausbau, alten Kirchen neuen Schmuck und der Diaspora neue Gotteshäuser versprochen und gehalten hat; es war endlich recht eigentlich das Jahr der Geburt unserer Presse. Was besaßen wir vor 48? Es war kaum eine Presse zu nennen. Außer einigen Organen der wissenschaftlichen und praktischen Theologie, die wenige Mitarbeiter und wenige Leser, aber auch wenig Inhalt hatten, gab es für uns nur die „Historisch-politischen Blätter“ und die „Augsburger Postzeitung“, sonst nichts von Bedeutung. Keine andere Zeitung von Gewicht und Einfluß, kein Literaturblatt, keine Jugendzeitschrift, kein illustrirtes Blatt, kein Unterhaltungsblatt von nur einigermaßen entschiedener Färbung, kaum hie und da ein Kirchenblatt. Und wie steht es damit jetzt? Die theologischen Organe haben sich seit 48 um das Dreifache gemehrt und um mehr als das Drei-

Digitized by Google

fache gebessert. Literaturblätter besitzen wir drei, und diese sind: die von den katholischen Vereinen in's Leben gerufene Wiener „Allgemeine Literatur-Zeitung", welche auf ihrem schweren Posten tapfer aushält; das vor anderthalb Jahren in Bonn gegründete „Theologische Literaturblatt", welches sich rühmen darf, daß im ganzen protestantischen Deutschland an Gehalt und Bedeutung seines Gleichen sich nicht findet; und der kleine „Handweiser", — warum soll ich ihn nicht nennen? — welcher mehr Abonnenten zählt als alle lutherischen Literaturblätter in Deutschland zusammen.

Meine Herren! Ich darf Sie mit einem so trockenen Stoffe, wie es die Aufzählung von Zeitschriften ist, nicht länger ermüden; doch lassen Sie mich noch ein paar Besserungen kurz erwähnen. Der neue Kampf um die Schule hatte zunächst schon das Gute, daß er uns zu zahlreichen und verdienstvollen pädagogischen Blättern verhalf. Die neu erstandene katholische Jugend- und Unterhaltungs-Literatur führte von selbst zu illustrirten Jugend- und Unterhaltungsblättern, deren wir jetzt schon vier besitzen, welche ganz kräftig aufblühen und unsere beste Unterstützung verdienen, auch wenn wir glauben, daß sie noch nicht ganz so gut seien wie die Leipziger „Illustrirte Zeitung", „Ueber Land und Meer", „Gartenlaube", „Daheim" und wie die zahllosen Gewächse dieser Art alle noch heißen mögen. Und blicken wir erst auf die Kirchen- und Sonntagsblätter: wie lustig keimten und grünten, sproßten und blühten sie allüberall in der warmen Sonne der kirchlichen Freiheit eins nach dem andern in rascher und noch nicht endender Folge! Und wenn ich vorhin sagte, vor 48 seien nur spärliche vorhanden gewesen, so darf ich von der Gegenwart behaupten, daß jene deutschen Diöcesen, welche noch immer kein eigenes Kirchen- oder Sonntagsblatt besitzen, zu den seltenen Ausnahmen gehören und sich dieses Ausnahmezustandes mit allem Rechte gründlich schämen.

Dann gehören noch zur periodischen Literatur die katholischen Volkskalender. Auch diese, vor wenig mehr als zwanzig Jahren völlig unbekannt, kommen nunmehr Jahr für Jahr zu Dutzenden, und wenn sie auch das mustergültige Vorbild des

zed by Google

unvergleichlichen Volksſchriftſtellers Alban Stolz nicht erreichen, ſo leiſten ſie doch wahrhaft Unſchätzbares.

Endlich wurde der Kampf um die Sicherung der gewonnenen Freiheiten wie um den Beſtand des Rechts und der Geſetze aufgenommen von einer Jahr zu Jahr ſich beſſer ſchließenden Phalanx katholiſcher Zeitungen, Lokal- und Volksblätter. Wo früher bis auf eine einzige Oaſe Alles wüſt und öde war, da erblicken wir jetzt in Münſter, Aachen, Mainz, Heidelberg, Freiburg, Stuttgart, Augsburg, München, Wien lauter tapfere Vorkämpfer, den tapferſten in Köln: und dieſer Schaar von Vorkämpfern ſchließt ſich eine lange Reihe kleinerer Mitſtreiter an. Auch die Stadt, in der wir tagen, hat auf kurze Zeit ein katholiſches Blättchen gehabt. Ich denke, von dieſer Stelle aus wird es von einigem Gewichte ſeyn, wenn ich den Wunſch und die Erwartung ausſpreche, daß wir in Dortmund für die zahlreichen Katholiken der weſtfäliſchen Mark recht bald wieder ein kleines, aber energiſches katholiſches Blatt bekommen, damit ich künftighin auch hier mit einigem Erfolg die Frage ſtellen kann: „Herr Wirth, wo haben Sie denn die katholiſche Zeitung?“

Unläugbar, trotz dieſer braven Fortſchritte iſt noch Viel zu wünſchen übrig. Aber ich darf es ſagen, wiewohl ich ſelber zu den Literaten zähle und den Verlegern das Wort zu reden ſcheinen mag: es liegt weit weniger an den Schriftſtellern und den Verlegern, wenn dieſes Wünſchenswerthe noch lange ausbleibt, als an dem Publikum, es liegt zum weitaus größten Theile an den Abonnenten und Inſerenten. Abonniret nur auf die katholiſchen Blätter und ſchicket ihnen vor Allem nur fleißig Inſerate zu, daß ſie von Quartal zu Quartal ſtets beſſer floriren: dann wird ſich zeigen, daß die Verleger doch vor Allem gute Rechner und Kaufleute ſind; und ſieht der Eine, daß der Andre mit einem ſolchen Blatte ein Geſchäft macht, ſo wagt auch er ein Gleiches, und unſere Blätter mehren ſich fort und fort.

Und wenn dann hie und da ein Wörtchen ſteht, was Dieſer oder Jener von Euch vielleicht nicht ganz unterſchreiben möchte, wenn einmal irgend ein kleiner Satz möglicher Weiſe halb und

halb verkehrt ſeyn könnte nach Euerer natürlich ſehr maßgebenden Meinung: dann enthaltet Euch ein wenig mehr, als es bisher geſchah, des herben Tadelns, und beginnet nicht ſofort mit lautem Schimpfen! Mit andern Worten: ſehet doch nicht gleich die Mücke, die Ihr mit der Loupe mühſam an dem Freund entdecket, während Ihr das Kameel, das Euch der Feind zu bieten ſich erdreiſtet, mit olympiſcher Ruhe verſchlucket.

Handelt Ihr nach dieſen Fingerzeigen, abonniret Ihr fleißig auf die vorhandenen Blätter, wendet Ihr ihnen viele und lange Inſerate zu, und ſchimpft Ihr nur nicht immer gleich darauf, ſondern freut Ihr Euch vielmehr alltäglich, daß ſie doch mindeſtens im Principe mit Euern Geſinnungen übereinſtimmen: dann bin ich Euch Bürge, daß das Beſtehende beſtens gedeihen wird, und daß aller Orten neue Knospen und Blüthen für die Vertheidigung und Verherrlichung unſerer heiligen Kirche aufſprießen werden. Helft Ihr dazu getreulich mit, dann können wir auch zu den Lorbeer-Reiſern, die unſere gegenwärtige Wiſſenſchaft, Literatur und Preſſe zu den Füßen des heiligen Vaters niederlegt, bald neue hinzufügen, und dadurch neue Freuden dem greiſen Dulder auf St. Petri Stuhle bereiten, den wir Alle ja ſo unausſprechlich lieben und verehren.

Digitized by Google

XX.

Studie über den Kaiser Karl V.*)

IV.

Der Kaiser schloß ein Bündniß mit dem Papste, der Unterstützung versprach. Allein nicht einen Religionskrieg wollte Karl führen. Er hatte sich niemals ein Hehl darüber gemacht, daß nicht die Religion und die Lutherei, wie er es nannte, die Hauptsache sei, sondern die Libertät, das ist das Streben der Fürsten und Reichsstände zur Auflösung der kaiserlichen, der oberrichterlichen Gewalt nach oben hin, und zugleich zur unumschränkten Willkür nach unten. Diese Libertät die damals nicht mehr in der gewöhnlichen Form des Partikularismus, sondern von dem kirchlichen Gebiete aus als das Streben der Auflösung und Zersetzung auftrat, mußte einmal gezwungen werden auf diese Tendenz der Zersetzung zu verzichten. Wenn nicht, so verfolgte dieser Prozeß langsam, aber sicher, seinen Plan.

Dieß erkannte namentlich Philipp Melanchthon bereits lange vorher in voller Klarheit. Bereits 1534 sagt er seinem Freunde Camerar**): „Wenn ich alle diese Wandlungen der

*) Von einem protestantischen Forscher.

**) Corp. Ref. II. 703.

Digitized by Google

Dinge betrachte: so fürchte ich, die Sache geht endlich auf die völlige Auflösung des Reiches hinaus. Erwäge ich das — und ich kann nicht sagen, daß ich es jemals nicht erwäge —: so erfüllt ein unendlicher Schmerz meine Seele."

Daß solchen Männern der scharfe Blick in die ferne Zukunft nicht fehlte, ist allerdings weniger auffallend, als daß in denjenigen welche die Libertät sich zu nutze machen wollten, nicht die Ahnung aufstieg, daß dieß Princip, welches sie damals als für sich vortheilhaft anerkannten, in anderer Form auch einmal angewendet werden könne gegen sie, und daß die Libertät, wenn es ihr gelänge alle anderen Schranken zu beseitigen, zuletzt doch nur der Preis allein des Stärksten seyn werde.

Der Kaiser Karl V. hat damals seine Ansicht von der Lage der Dinge in Deutschland und von seinem Vorhaben seiner Schwester Maria entwickelt*). Halten wir daher uns für seine Ziele an seine eigenen Worte. „Du weißt, meine Schwester", sagt der Kaiser, „was ich Dir bei meinem Abschiede in Mastricht sagte, daß ich alles aufbieten würde, um auf irgend eine gütliche Weise die deutschen Angelegenheiten zu ordnen und zum Frieden zu bringen, und dabei den Weg der Gewalt bis zum äußersten zu vermeiden. Es hat mir nicht gelingen wollen. Die Fürsten kommen nicht mehr zum Reichstage. Ihr Streben ist dahin gerichtet die kaiserliche Autorität gänzlich zu entkräften und eine Ordnung der Dinge aufzurichten, in welcher die geistlichen Fürsten nicht mehr Raum haben. Diese überschütten mich mit Klagen und Beschwerden. Darum habe ich mich mit meinem Bruder und dem Herzoge von Bayern berathen. Sie sind der Meinung, daß es kein anderes Mittel gibt als den Abgewichenen mit Gewalt zu widerstehen und sie dadurch zu erträglichen Bedingungen zu bringen, damit, wenn man nicht mehr thun kann, man doch wenigstens dem Unheile entgegentrete alles unrettbar zu verlieren. Sie

*) Lanz: Correspondenz des Kaisers Karl V. Bd II. S. 486.

glauben ferner, daß die Umstände günstig sind. Denn die besagten Abgewichenen sind bereits sehr abgemattet und erschöpft durch die Kosten ihrer Kriege. Ferner ist der Unwille und die Unzufriedenheit in den Ländern Sachsen und Hessen groß, sowohl bei dem Adel als bei den anderen Unterthanen, weil diese beiden Fürsten sie ausmergeln bis auf die Knochen und sie in ärgerer Knechtschaft halten als je zuvor. Namentlich jedoch ist der Adel gegen sie ergrimmt. Dazu ja sind sie geschwächt durch ihre Theilung in verschiedene Sekten. Es ist sogar Hoffnung einige der Fürsten zu bewegen, daß sie sich in der Religionssache dem Concile unterwerfen wie der Herzog Moritz der ausdrücklich hier zu mir gekommen ist, der Markgraf Albrecht von Brandenburg und Andere. Ferner bietet mir der Papst Unterstützung auf sechs Monate für 12,500 Mann. Er gewährt mir in Spanien zu diesem Zwecke den Verkauf klösterlicher Jurisdiktionen. Nachdem ich dieß alles wohl überlegt, auch einigen der deutschen Angelegenheiten wohl kundigen Personen mitgetheilt habe, bin ich ihrem Rathe gemäß entschlossen gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen als Verstörer des Landfriedens den Krieg zu beginnen und dieß zu rechtfertigen durch ihr Verfahren gegen den Herzog von Braunschweig. Dieser Vorwand wird die Gegner nicht hindern zu denken, daß die Sache in Wahrheit die Religion betreffe; aber jedenfalls werde ich dadurch die Gegner trennen."

Nach diesen letzten Worten könnte es scheinen, als sei der Name des Religionskrieges für die folgenden Ereignisse berechtigt. Indessen der Name der Religion ist bestimmter zu fassen. Der Kaiser unternimmt den Krieg einmal gegen die Anmaßung dieser Fürsten das Kirchenwesen ihrer Länder nach ihrem eigenen Belieben zu gestalten, also gegen den fürstlichen Absolutismus auf dem Gebiete der Kirche, und ferner zu dem Zwecke das noch Vorhandene auf diesem Gebiete zu schützen.

In diesem Sinne hat auch Melanchthon den Plan des

Kaisers aufgefaßt. Er sagt*) vor dem Kriege, am 6. August 1546: „Der Kaiser schlägt einigen minder hartnäckig gesinnten Fürsten eine friedliche Ausgleichung und Vermittelung vor, und stellt die Hoffnung eines guten Zustandes der Kirchen, auch der unserigen, ihnen in Aussicht. Allein er glaubt diese Mäßigung nicht erreichen zu können, wenn er nicht zuvor die Hartnäckigen niederschlägt. Deßhalb will er den Krieg. Daß dieß die wahre Ursache desselben sei, wissen mit mir viele Andere bei uns."

Bemerkenswerth sind in jenem Schreiben des Kaisers seine Worte über die Unzufriedenheit der Sachsen und Hessen mit ihren Fürsten. Der Verlauf der Dinge lehrt, wie genau der Kaiser darüber unterrichtet war. Um so auffallender ist es, daß in der Tradition der Historiker, die trotz aller ihrer archivalischen Studien dennoch bei allen Hauptfragen in die Fußspuren des Sleidan treten und sie auszuweiten sich bemühen, von diesem so wichtigen Factor gar nicht oder kaum die Rede ist.

Skizziren wir rasch das Folgende. Die verbündeten Fürsten waren dennoch die Angreifer. Sie suchen, wie sie sagen, den Karl auf der sich Kaiser nennt. Ihr Ungeschick ist größer als ihre Uebermacht. Sie, die Stärkeren, eilen zurück vor dem Schwächeren.

Dann beginnt der Wettlauf des unterthänigsten Flehens um Gnade. Zunächst die Patrizier der Reichsstädte, die in ihrer dünkelhaften Gier gehofft hatten, in der Genossenschaft mit den Fürsten sich einen Antheil an der Beute des Kirchengutes zu erjagen, und dafür im voraus bezahlt hatten. Der Kaiser verzieh; aber auch er ließ sie bezahlen. Der Witz jener Zeiten hat das Verhalten der Reichsstädte in die nicht sehr poetischen, aber wahren Verse**) gebracht:

---

*) Corp. Ref. VI. 210.

**) Hippol. a Lapide. Pars III. Cap. VI. Sect. 2.

Heiz ein, Landgravi; Geuß an, Sachs; Schertele, schier wol:
Carle Bader reib aus: Solvite Reichs-Statidos.

Indessen waren die Anderen, mit Ausnahme des Kurfürsten Johann Friedrich persönlich, nicht des Willens viel mehr zu thun als jene Patrizier. Es ist gemäß der Tradition, die in unseren deutsch geschriebenen Büchern die Oberhand hat, bekanntlich hergebracht, das Treffen von Mühlberg mit dem Namen einer Schlacht zu belegen. Die Charakteristik desselben durch Melanchthon ist weniger ehrenvoll. Non pugna, sagt er das Jahr darauf bei der Wiederkehr des Tages, sed desertio. In Wahrheit ist vielleicht niemals ein Treffen auf deutschem Boden so schmählich für den einen Theil verlaufen, als dasjenige von Mühlberg. Das ganze kurfürstliche Heer war zersprengt und zu Grunde gerichtet, und auf kaiserlicher Seite zählte man, eingerechnet die in der Elbe Ertrunkenen, an Todten und Verwundeten neunzehn Mann *).

Die Sache ist nur erklärlich durch die Annahme, daß die Kurfürstlichen nicht haben gegen den Kaiser fechten wollen. Es war darum nicht nöthig, daß der Hofprediger des dienstbeflissenen Hohenzollern Joachim II. in Berlin den Uebergang des Kaisers über die Elbe mit demjenigen Josuas über den Jordan verglich.

Und ebenso schwand dem Landgrafen Philipp jegliche Hoffnung. Er hatte auf die Türken vertraut. Sie blieben aus. Er hatte wie der Kurfürst französisches Geld zur Rüstung empfangen. Das Geld war verwendet, und der König wollte nicht mehr hergeben. Die Stimmung seiner Unterthanen, besonders des Adels, ließ Philipp befürchten, daß beim Herannahen des Kaisers sie sich für diesen erklären würden. Deßhalb war Philipp bereit zur Abbitte auf Gnade

*) Man vergl. die Berichte bei Lanz: Correspondenz des K. Karl V. Bd. II. S. 564 u. f. — v. Langenn: Moritz v. Sachsen Bd. II. 305.

und Ungnade. Das eigene Bekenntniß dieser völlig hoffnungslosen Lage des Landgrafen liegt seit einer Reihe von Jahren gedruckt*) vor. Dazu alle die anderen zahlreichen Dokumente welche darthun, daß der Landgraf über das Verfahren des Kaisers auch nicht den geringsten Grund zur Klage hatte. Dazu endlich das Zeugniß des Zeitgenossen Melanchthon der lange nachher, erst nach dem Tode des Kaisers, die spätere Loslassung dieses Landgrafen als eine besondere Gnade des Kaisers preist. Und trotz alledem sehen wir in den Büchern der protestantischen Tradition mit unermüdlicher Zähigkeit die Sage fortwuchern, daß sich der Kaiser einer besondern List bedient habe, um diesen würdigen Landgrafen zu fangen!

Der Sieg war vollendet, glänzender als der vorsichtige Kaiser selbst es zu hoffen gewagt. Und nun stand es in seiner Macht das zu thun, dessen so oft der König Franz von Frankreich ihn beschuldigt. Es lag in der Hand des Kaisers in Deutschland ein Königthum aufzurichten gleich demjenigen in Frankreich.

Der Gedanke kam nicht auf in der Seele des Kaisers Karl. Er ward ihm nahe gelegt von Anderen. Man erinnerte ihn an das Beispiel des Julius Cäsar der nicht bloß verstanden habe Siege zu erringen, sondern auch sie auszunutzen bis zur völligen Vernichtung des Gegners. Wir haben gesehen, wie der Gesandte von Venedig den Senat der Republik über die Befürchtung, daß der Kaiser durch die Annahme des neuen Kirchenthumes sich zum absoluten Herrn aufwerfen könne, beruhigte mit dem kurzen Worte: „der Kaiser ist ein Ehrenmann." Dieser selben Gesinnung, welche der Venetianer hervorhebt, entsprechend erwiderte**) der Kaiser den Rathgebern, die ihm das Beispiel des Julius

*) Lanz II. 653.

**) Zenocar a Scawenburg lib. V. p. 263.

Digitized by Google

Cäsar zum Muster aufstellen wollten: „Die Alten hatten nur ein Ziel vor Augen: die Ehre; wir Christen haben deren zwei: die Ehre und das Heil der Seele."

Es ist in unserer deutschen Geschichte vorgekommen, daß auch andere Fürsten sich auf ihr Gewissen berufen haben zum Zwecke des Nehmens. Hier liegt die Sache anders. Karl spricht von seinem Gewissen, weil er nicht nahm. Darum haben seine Worte Wahrheit.

Der Kaiser Karl V. hat in allen Lagen seines Lebens nach dem Siege eine Mäßigung, eine Schonung der Ueberwundenen bewiesen, die seine Zeitgenossen in hohes Erstaunen setzte. Melanchthon einerseits, die Gesandtschaftsberichte der Venetianer andererseits überbieten einander in Lobeserhebungen dieser Sinnesart des Kaisers. Niemals jedoch hat der Kaiser darin sich größer gezeigt als nach dem Siege über die Schmalkaldner. Er hatte vor dem Kriege seinem Bruder Ferdinand seinen Plan dahin entwickelt, den Frieden und die Einigkeit von Deutschland herzustellen und zu sichern durch die Kräftigung der föderativen Bande. Diesem Plane blieb er treu auch nach dem Siege. Er hat ferner vor dem Kriege seine Absicht dahin entwickelt, daß er nicht die Forderung eines bedingungslosen Rücktrittes zu der alten Kirche stellen werde. Auch diesen Gedanken hat er festgehalten. Er verlangte nur eins: die Anerkennung des Conciles in welchem auch die Theologen der protestantischen Seite gehört werden sollten: Gemäß dem officiellen Aktenstücke der Confession von Augsburg durfte der Kaiser nicht bloß, sondern mußte er an die Fürsten des neuen Kirchenthumes diese Forderung stellen.

Hier jedoch ist der Ort auf einen besonderen Irrthum der späteren Tradition hinzuweisen, einen Irrthum der in der jetzt quantitativ herrschenden Richtung täglich zu wachsen scheint. Weil nämlich die Spaltung sich seitdem in der Art vollzogen hat, daß die gespaltenen Theile immer weiter divergiren, gleich Strömen die aus derselben Quelle entsprungen, dann sich trennen und nach verschiedenen Himmelsgegenden

das Meer zu erreichen suchen; weil ferner diese Spaltung und Trennung sich in besonderer Weise des Lobes der modernen Richtung erfreut: so liegt derselben oft die Versuchung nahe diese ihre Meinung in die Vergangenheit zurückzutragen, und zwar auch insoweit, als hätten die Urheber der Trennung sich jemals offen und freudig auch zu der Absicht der Trennung bekannt. Dieß ist nicht richtig. Will man Philipp Melanchthon mit zu den Urhebern der Spaltung rechnen: so liegen seine zahlreichen Aeußerungen aus allen seinen Lebenslagen vor, daß er aus tiefster Seele die neue kirchliche Jurisdiktion beklagte, durch die ja freilich allein ein neues Kirchenthum solcher Art möglich geworden war. Aber auch, wenn man die Urheberschaft der Spaltung auf diejenigen beschränkt die ja zunächst allein den unmittelbaren Gewinn davon zogen, die Reichsstände, Fürsten und Stadt-Magistrate: so hat doch keiner von diesen allen vor den Zeitgenossen offen von sich bekannt, daß er die Trennung wünsche und wolle, daß er auf dieselbe hinarbeite. Die Worte vielmehr sind immer friedlich. Wir werden später sehen, daß diese friedlichen Worte, welche eine Wiedervereinigung in Aussicht stellen, auch in derjenigen Urkunde welche die Spaltung reichsgesetzlich anerkennt, dem Religionsfrieden von Augsburg, nicht weggelassen sind; aber der Hintergedanke der Fürsten und Reichsstände welche die Spaltung vertreten, ist immer der eine, daß sie sich in die alte kirchliche Jurisdiktion nicht wieder fügen wollen.

Dieß ist die selten in vollem Maße anerkannte Lichtseite des Kaisers Karl V. gegenüber der Partei der Spaltung. Nur er allein ist von Anfang bis zu Ende ehrlich, offen und wahr. Er erkennt die Schäden des kirchlichen Wesens an. Er will eine Reformation. Er setzt an dieselbe die Anstrengung langer Jahre. Er verlangt nicht, daß die Protestirenden ohne Weiteres wieder der alten Kirche zutreten sollen, sondern der alten Kirche die sich reformirt, und die um dieser Reform willen alle ihre Glieder hört und auf sie Rücksicht

Digitized by Google

nimmt. Aber das Objekt dieser Reform-Gedanken des Kaisers ist der geistliche Stand: das Leben, der Wandel der Geistlichen. Er rüttelt nicht an dem Wesen der Kirche, an der Wurzel ihrer Freiheit, dem Dogma und der Jurisdiktion.

Der Beschluß der Reichs-Collegien auf dem Reichstage zu Augsburg lautete auf Unterwerfung unter das Concil. Wenn dieses damals rasch und energisch im Sinne des Kaisers verfuhr: so wäre, nach menschlichen Aussichten, diejenige Reform gelungen die für Deutschland und für die Menschheit zum Heile gereicht hätte. Es geschah nicht. Die Reichsstände überwiesen dem Kaiser die Aufgabe, für den einstweiligen Zustand die Sorge zu tragen. Er gab das Interim. Seine Absicht mit demselben tritt klar hervor. Es sollte möglichst schonend das Volk an die Herstellung des alten Cultus gewöhnen.

Es ist hergebracht, den Widerstand gegen das Interim in den Territorien des neuen Kirchenthumes stark hervorzuheben. Gewiß kann nicht bezweifelt werden, daß die Theologen des neuen Kirchenthumes, deren Predigt Jahrzehnte lang hauptsächlich im Tadel der alten Lehre, des alten Cultus bestanden hatte, nun die Fülle ihres Unmuthes gegen das Interim ergossen. Aber seit dem thatsächlichen Bestande des neuen Kirchenthumes sprachen da wo es bestand, nicht mehr die Theologen das letzte Wort, sondern der Landesherr, der Stadt-Magistrat.

Als der Herzog Heinrich von Sachsen-Meißen im Jahre 1539 das neue Kirchenthum einführte, hatte er verkünden lassen: er sei von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt und befehle darum, daß Jedermann so lehren und bekennen solle. Als Joachim II. von Brandenburg im J. 1540 das neue Kirchenthum einführte, hatte er in gleicher Weise befohlen. Damals bestand in diesen Ländern das alte Kirchenthum, und zwar nicht, wie bei der Einführung des Interim das neue, seit acht oder neun Jahren, sondern seit eben so vielen Jahrhunderten. Man denkt vielleicht, die Einführung

des neuen Kirchenthumes habe dem allgemeinen Wunsche entsprochen: darum sei kein Widerstand gewesen. Aber man vergißt dabei, daß der Herzog Georg von Sachsen-Meißen und der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg bis an ihren Tod das alte Kirchenthum treu bewahrt, und doch dabei friedlich ihre Länder regiert hatten. Der Wunsch der Aenderung, wenn er bei Einigen sich regte, ward von diesen Fürsten nicht erfüllt. Ebensowenig ward von dem Herzoge Heinrich und dem Kurfürsten Joachim, als sie abstellten was bis dahin gegolten, eine Bitte um Beibehaltung des Alten in irgend einer Weise berücksichtigt. Sie befahlen und man mußte gehorchen. Denn mit dem Befehle verband sich zugleich die Erlaubniß für den der nicht wollte, wie der Befehl lautete, aus dem Lande zu weichen.

Ueberhaupt ist bei der ganzen Entwickelung der Dinge die man Reformation nennt, eine Seite der Sache die allzu häufig gar nicht beachtet wird. Die alte Meinung einer begeisterten Annahme der Reformation ist nach Martin Luthers endlos wiederholten Klagen über die Verachtung seines Evangelii bei Adel, Bürger und Bauer nicht mehr haltbar. Diese seine Ansicht, welche er ich möchte sagen fast in jedem seiner Briefe, in jeder seiner Predigten von 1525 an bis zu seinem Tode vorbringt, ist ja allerdings an sich wahrscheinlich genug. Indessen auch positiv spricht er sich aus. So in seinen letzten Lebensjahren*): „Deßhalb findet man nun deren viele die da wünschen und begehren, daß es wieder in den alten Stand kommen, und daß sie dabei solch Glück haben möchten wie man zuvor gehabt, und setzen noch diese Lästerung hinzu: es sei aus der Lehre des Evangelii nichts gutes kommen, und überdieß, so seien auch die Leute viel ärger und verrückter geworden, denn sie vor der Zeit gewesen sind." Martin Luther nennt hier das eine Lästerung, was er zu

*) Walch: Luthers Werke Bd. II. S. 195.

Digitized by Google

anderen Zeiten selbst gesagt hat, mit folgenden Worten *): „Diese Predigt von der Rechtfertigung allein durch den Glauben sollte man billig mit großen Freuden hören und mit herzlicher Danksagung annehmen, sich daraus bessern und danach auch fromm seyn. So kehrt sichs leider um, und wird die Welt aus dieser Lehre nur je länger je ärger, auch loser und freventlicher, und ist doch nicht der Lehre, sondern der Leute Schuld."

Fassen wir die Sache zusammen. Weil bisher diese Seite der Sache, nämlich das Festhalten des Volkes an der alten Kirche trotz des äußeren Druckes des ihm aufgezwungenen Landeskirchenthumes allzu wenig beachtet ist: so wäre bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, vor welchem ein Stück der gemachten Tradition des Protestantismus nach dem anderen sich in seiner völligen Unhaltbarkeit und Willkürlichkeit darstellt, eine besondere Untersuchung der Zeugnisse dieser Anhänglichkeit, vornehmlich bei Martin Luther selbst, eine verdienstliche Arbeit.

Kehren wir zurück zu der Frage des Interim. Wenn nach dem günstigen Gutachten von Melanchthon für dasselbe die Reichsstände des neuen Kirchenthumes, gemäß ihrer Verpflichtung gegen den Kaiser, für die Einführung des Interim einen Theil des Eifers bewiesen hätten, an dem früher zum Zwecke der Zerstörung des alten Kirchenthumes bei ihnen kein Mangel gewesen war: so hätte der Kaiser mit sicherer Ruhe den Beschlüssen des Conciles entgegen sehen können. Die Demagogie des Fanatikers Flacius und einiger Gleichgesinnten war ebenso ungefährlich, wie früher die stille Ergebung der würdigen Männer die um ihrer Treue willen für die Kirche ihrer Väter ihre Heimath hatten verlassen müssen.

Aber dieser Eifer, oder auch nur dieser Theil des Eifers war nicht vorhanden. Nur stückweise ward das Interim

*) Walch XIII. 19.

durchgeführt. Dennoch durfte der Kaiser glauben, daß er auf gebahntem Wege sei zu seinem mit so unsäglicher Geduld und Mühe erstrebten Ziele, der friedlichen Einigung der deutschen Nation unter Verbürgung der nothwendigen kirchlichen Reform. Der Reichsabschied vom 13. Februar 1551 bestätigte den früheren, nämlich die einhellige Uebereinkunft der Reichsstände, daß die Erörterung der streitigen Religion dem allgemeinen Concile heimgestellt und unterworfen seyn solle. Wenn also menschliche Zusagen und Versprechungen eine Gewähr für die Handlungsweise geben könnten: so bot sich nun dem Kaiser Karl V. die Aussicht auf den bleibenden inneren Frieden von Deutschland, die Aussicht auf die Erstarkung der Macht des Kaiserthumes nicht durch irgend welche Unterdrückung, sondern durch die gegenseitige Achtung der Rechte Aller und die Anspannung der föderativen Bande, die Aussicht ferner auf die Erfüllung der liebsten Lebenshoffnung, derjenigen der Abwehr des Osmanenthumes, des Schutzes der Christenheit. Vor dem Auge des Kaisers, vor demjenigen jedes deutschen Patrioten hob sich die Zukunft in hellerem Glanze.

Werfen wir hier einen Blick zurück. Die deutsche Nation war die erste und mächtigste einst geworden durch das Kaiserthum, damals als die sächsischen Ottone es ihr wieder gewannen. In dem Maße wie erst die Macht des Kaiserthums sank, dann auch der Glanz erblich, war auch die Macht und der Glanz der Nation selbst gesunken und erblichen. Der Partikularismus hatte nach allen Seiten die Oberhand gewonnen. Da war der Habsburger Karl gekommen, der jugendliche Herrscher vieler Reiche und Länder diesseits und jenseits des Meeres. Er hatte alle diese Reiche und Länder und alle seine Besitzthümer geringer geachtet als dieses eine Ziel: die Kaiserkrone. Sie war eine Schale ohne Kern. Sie forderte Entsagung, Mühen, Beschwerden. Sie gewährte dafür keinen Gewinn. Karl war entschlossen dieser Schale den Kern zu geben, nicht auf dem Wege der Gewalt

und des Unfriedens, sondern, getreu der Tradition seines Hauses, auf dem Wege des Schutzes und des Vertrages. Er hatte auf deutschem Boden für sich nie etwas verlangt. Er hatte dagegen die Kräfte seiner Erbländer verfügbar gemacht zum Schutze für Deutschland im Westen, im Süden, im Osten. Man schätzte*) die sämmtlichen Einkünfte des Kaisers von seinen Erbländern auf sieben Millionen Gold, diejenigen vom Reiche gleich denen eines reichen Gutsbesitzers, nämlich zehntausend Gulden. Darüber hinaus ward ihm nichts geboten noch gegeben. Er hatte die Häupter der Deutschen, ob von rechts ob von links, ob Fürsten oder Magistrate, alles Gemeinsinnes baar gefunden, sammt und sonders hingegeben an schnöden Partikularismus, der ihn selber gezwungen jedem einzelnen seiner Wähler die Krone aufzuwiegen mit Gold. Er hatte damals zu ihnen geredet von dem Ziele seines Strebens, der Wiederbringung der Macht und Herrlichkeit ihrer Vorfahren, hatte sie aufgefordert darin ihm beizustehen durch ihre Einigkeit. Sie hatten ihn nicht begriffen noch verstanden. Der eine Theil hatte die Zeit, wo sein Kaiser beschäftigt war die Gesammtheit zu schützen, für günstig geachtet um dem eigenen Partikular-Interesse zu fröhnen durch die Zersetzung und Beraubung der alten Kirche: ein anderer Theil, die bayerischen Herzöge, hatte nicht minder sein Partikular-Interesse darin gesucht, die Bemühungen des Kaisers zur friedlichen Wiedervereinigung der Entfremdeten mit der alten Kirche zu durchkreuzen. Der Trotz derselben hatte endlich dem Kaiser wider seinen Willen die Waffen in die Hand gedrückt. Er hatte sie bezwungen, und zwar so leicht und so völlig, daß der Sieg zur Fortsetzung einlud. Denn rascher auf andere Weise konnte die Herstellung der Macht und des Glanzes der Krone nicht ge-

*) So Marino Cavalli in Relationi degli Amb. Ven. del secolo XVI. Ser. I. P. 2. p. 196.

schehen. Karl verschmähte diesen Weg, weil nicht bloß die Ehre der Leitstern seines Handelns war, sondern Ehre zugleich und Gewissen. Demgemäß hatte er gehandelt. Die unabläßigen Friedensstörer, deren Wort niemals eine Bürgschaft ihrer Gesinnung war, führte er gefangen mit sich: alle Andern suchte er zu gewinnen durch Frieden und Freundlichkeit, vor allem durch das genaueste Innehalten vertragsmäßiger Pflicht. Er wollte Deutschland wieder erbauen durch den kirchlichen und weltlichen Frieden im Inneren, durch die Einigkeit nach außen, durch die volle Anerkennung gegenseitiger Rechte und Pflichten in der deutschen Föderation, und als die Blüthe dessen das römisch-deutsche Kaiserthum.

Und nun schien er der Erfüllung dieser Wünsche nahe zu seyn, und mit ihm durfte jeder deutsche Patriot sich den kühnsten Hoffnungen hingeben. Schon sieht Melanchthon, einer der sehr wenigen Deutschen die damals ein Verständniß für diesen Kaiser hatten, ahnungsvoll den Sturz der türkischen Herrschaft voraus. „Der Kaiser, sagt er*), wird mit einer wohlgerüsteten Flotte Aegypten angreifen, und dadurch die Türken zwingen ihre Heere vom Festlande Europa's zurückzuziehen. Daß unsere Zeit das sehen wird, ist ein besonderes Walten des göttlichen Geschickes." Darf man sich wundern, daß solche Wünsche emporstiegen? Es drängte sich vielmehr die Frage auf, wann jemals nach der Zerrüttung des Reiches durch die Hohenstaufen ein solcher Kaiser die Krone getragen. Nur Rudolf von Habsburg selbst war dann zu nennen und sein Sohn der oft verkannte Albrecht, den in der Vollkraft seines Lebens vor der Vollendung seines Werkes der Mordstahl dessen hinweggerafft der ihm Treue hätte beweisen sollen gleich wie ein eigener Sohn.

Aber war denn der Kaiser Karl V. sicher, daß nicht auch einmal an ihn der Verrath heranschlich wie an seinen

*) Corp. Reformatorum VII. p. 683, vom 29. Oktober 1550.

Ahn? Wir kommen zu derjenigen That, die seit nun mehr als dreihundert Jahren gedient hat bei einem sehr großen Theile der Deutschen die Begriffe über Recht und Unrecht zu verwirren. Das Unglück der Scheidung der Begriffe von Recht und Politik, die niemals hätten getrennt werden sollen, beginnt von da. Es ist die That des Kurfürsten Moritz, welcher an Falschheit und Tücke wenige gleichkommen oder auch nur ähnlich sind. Diejenigen Historiker welche um ihres Zweckes willen diese That zu entschuldigen, oder wohl gar sie zu rechtfertigen gesucht haben oder noch heute suchen, laden eine schwere Schuld auf sich. Sie haben sehr häufig namentlich und vor allen Dingen verschwiegen, daß die Zeitgenossen über diese That das Urtheil fällten welches ihr gebührte.

Die Umstände der That, das ausgesprochene Bündniß mit dem Könige von Frankreich der das Geld hergab, das nicht ausgesprochene mit den Türken sind bekannt. Jene häufig verschwiegenen Zeugnisse verdienen um so größere Aufmerksamkeit.

Als der Kurfürst Moritz vier Jahre zuvor sich weigerte sich in das Bündniß der Schmalkaldener einzulassen, berief*) er sich gegenüber dem Landgrafen auf seine Landstände die ihm vorgestellt, daß keine weltliche Sache ihn vom Gehorsame gegen die kaiserliche Majestät als die von Gott geordnete Obrigkeit entbinden könne. Dem entsprechend hielten er und der Hohenzoller Joachim von Brandenburg den Schmalkaldenern ein Sündenregister**) in scharfen Worten vor. Ihre Mahnung an dieselben entsprach derjenigen der sächsischen Landstände an Moritz selbst. Wie haben bemerkt, daß die Landstände von Kursachsen und von Hessen im wesentlichen ebenso dachten, und daß darum die Rebellion der beiden Fürsten so bald und leicht gebrochen wurde.

---

*) v. Langenn: Moritz von Sachsen Bd. II. S. 292.

**) a. a. O. S. 275.

So redete Moritz im J. 1547. Im J. 1552 redete er anders. Er redete nicht mehr vom Gehorsam gegen den Kaiser als die von Gott geordnete Obrigkeit, sondern er redete vor dem Könige von Frankreich von einer viehischen Knechtschaft, in der ihn der Kaiser halte. Er hatte beide Male Vortheil davon so zu reden wie er that.

Die Landstände des Moritz dagegen bewährten im Jahre 1552 dieselbe Gesinnung wie fünf Jahre zuvor. Moritz hatte sie nicht um die Mittel zu seiner Rebellion zu fragen; denn er erhielt das Geld vom Könige von Frankreich, und die Söldner, die er dafür warb, wurden dem Könige von Frankreich mit vereidigt. Aber die Landstände legten auch unaufgefordert ihm ihre Bitte, ihre Mahnung dar*). Sie erinnerten ihn an seine Pflicht überhaupt, an die besondere Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen kaiserlichen Wohlthäter. Sie sagten ihm, daß ein solches Vorhaben ihm zu allem anderen eher als zur Ehre gereichen werde. Sie enden ihre eindringliche Bitte mit den Worten, daß sein Unternehmen, so lange ein Stück vom Hause Sachsen stehe, nicht vergessen werden könne.

Es ist freilich nicht vergessen, weil diese That des Moritz ein Markstein geworden ist in der deutschen Geschichte, reich an unendlichen Consequenzen die tief fühlbar sind bis auf die Gegenwart. Die That ist diejenige des Moritz: die Früchte sind nicht gereift für das Haus Sachsen.

Dann kam Philipp Melanchthon mit gleicher flehender Bitte. Eins der Mittel, durch welche Moritz über sein Vorhaben den Kaiser in Ungewißheit zu erhalten suchte, war die Vorspiegelung einer Absendung seiner Theologen zu dem Concile von Trient. Melanchthon erhält im Dezember 1551 den Befehl sich nach Trient zum Concile zu begeben. Er staunt; aber er gehorcht und macht sich auf den Weg nach

*) Hortleder: deutscher Krieg. Theil II. Buch V. S. 1285.

Dresden. Dort vernimmt er, daß der Kurfürst eine Reise zum Kaiser antreten will. Er freut sich dieser Nachricht; denn er hofft, dieser Schritt werde zum Frieden dienen. Eine Ahnung dessen was man mit ihm vorhabe und wozu er diene, steigt in den ersten Tagen seines Aufenthaltes zu Dresden noch in ihm nicht auf. Dann erfährt er durch Briefe aus anderen Ländern, was im Werke sei.

Und nun wendet*) sich Melanchthon mit flehender Bitte an den Kurfürsten Moritz. Es mag von der einen oder der anderen Seite gegen die Selbstständigkeit der Haltung Melanchthons in seiner Laufbahn, die für die gesammte Geschichte der deutschen Nation wichtiger ist als manche glauben, vieles eingewendet werden: dieser Brief ist ein ehrenvoller Beweis nicht bloß seines Patriotismus, sondern auch seines Muthes. Er ist zugleich für die Nachwelt ein wichtiges Zeugniß der Gesinnung, mit welcher die rechtschaffenen Zeitgenossen die That des Moritz und der Mitschuldigen anschauten.

Mit bescheidenen Worten, und darum doch nicht minder klar und energisch spricht Melanchthon es aus, was seine Seele bewegt. Er warnt vor dem direkten Bündnisse mit Frankreich, vor dem indirekten eben dadurch mit den Türken, vor den deutschen Genossen des Bundes. Er nennt das Werk derselben Aufruhr und Gewalt. Er wendet sich mit Nachdruck gegen den Satz, daß der Zweck als ein guter erscheine. „Man soll nicht Böses thun, damit Gutes daraus komme. Ich habe seit vielen Jahren her diese Rede gehört, habe sie noch neulich wieder vernommen. Aber sie ist nicht Weisheit, sondern steht in Widerspruch mit Gottes Gebot.“ Und noch einmal faßt er dann seine Kraft zusammen in die Bitte, daß nicht sein Kurfürst die Hand anlegen wolle zur Zernichtung des wohlgeordneten Reiches. „Diese Sache, endet

*) Corp. Ref. VII. 903.

er, ist so hoch und groß, daß kein menschliches Herz genugsam den Schaden betrachten kann der folgen würde, und steht geschrieben: Weh der Welt der Aergerniß halber, und ist die Anfechtung nicht gering. Unser Herr Jesus Christus wolle gnädiglich E. Kf. G. regieren und bewahren."

Die Worte verhallten. Die Dienste dieser Theologen waren willkommen gewesen, so lange sie ausgenutzt werden konnten im Interesse des Landesfürstenthumes gegen die Kirche und den Schützer derselben: ein anderer Eifer, der nicht diesem Interesse diente, war unbequem. Am 1. März 1552 schrieb Moritz an den Kaiser eine Reihe von Forderungen in der Form von Bitten, und betheuerte, daß er den Kaiser nicht weniger als seinen leiblichen Vater liebe. Alsdann setzte er sich in Marsch und verkündete durch sein Manifest, daß er ausziehe wider das Vorhaben, das Joch der unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, wie es bei anderen Nationen vor Augen sei, auch über die Deutschen zu bringen. Darüber würden Nachkommen und Kindeskinder bis in den Himmel schreien, und diejenigen welche dem zugesehen, noch unter der Erde verfluchen. Darum, fuhren sie fort, hätten sie einmal Herz und Mannheit geschöpft u. s. w.

Während Moritz und die anderen Gleichgesinnten mit ihren Haufen in Sold und Pflicht des französischen Königs südwärts zogen, um ihren Kaiser zu überfallen, drang von Westen her der französische König, der sich ankündigte als Rächer der deutschen Freiheit gegen das Joch der Monarchie des Hauses Oesterreich, mit Mord und Brand in die deutschen Grenzlande. Und zugleich nahten von Osten her die in gleicher Weise wie Moritz mit dem französischen Könige verbündeten Türken. Doch scheinen diese letzteren nicht angekündigt zu haben, daß ihr Ziel die Befreiung der Deutschen sei. Diese Redeweise überließen sie den anderen Freunden.

Der Verlauf dieser Dinge ist bekannt. Der Kaiser war ohne Geld, ohne Waffen. Die dreifache Gefahr schwoll

Digitized by Google

an. Der römische König Ferdinand lud den Kurfürsten Moritz zu einer Besprechung nach Passau.

Die wichtigste Sache war die kirchliche Angelegenheit. Und dabei ist es sehr zu bemerken, daß auch hier in Passau die Forderung des weltlichen Absolutismus über die Kirche, wie sie sich in die Formel des cujus regio ejus religio kleidet, noch keineswegs nackt und unverhüllt hervortrat. Man suchte dieß furchtbare Princip, welches aller wahren Freiheit die Axt an die Wurzel legte, doch wenigstens in Worten noch zu bemänteln. Zwar den zweimaligen Reichsabschied mit dem zweimaligen freiwillig gegebenen Versprechen der Anerkennung des Conciles von Trient hatten die verbündeten Fürsten ebenso vergessen, wie die betreffende Stelle in der Confession von Augsburg. Aber sie waren einverstanden damit, daß die Sache der Religionseinigung auf dem nächsten Reichstage wieder vorgenommen werden solle. Sie forderten jedoch zugleich die Anerkennung des Besitzstandes, auch für den Fall daß die Einigung nicht zu Stande komme, bis zur endlichen Vergleichung. Sie nannten das einen Religionsfrieden.

Diese letzte in der Form einer Nebensache beigefügte Bedingung war in Wirklichkeit die Hauptsache. Denn sie enthielt das Princip, nämlich das Princip der reichsgesetzlichen Anerkennung des Landeskirchenthumes, welches mit dem Principe der Verfassung der alten Kirche schlechterdings und durchaus unvereinbar war. Es war die Forderung der reichsgesetzlichen Anerkennung des Principes der kirchlichen Spaltung, der Unterordnung des Kirchenwesens zu einem besonderen Geschäftszweige der Verwaltung innerhalb eines jeden Territoriums für sich, gleichwie, um mit Martin Luthers Worten zu reden, der Verwaltung der Brücken, Wege und Stege. Es war mit einem Worte: das Princip der kirchlichen Knechtschaft, der Vernichtung des Hortes aller wahren irdischen Freiheit.

Nicht Allen jedoch lag diese Consequenz klar vor Augen. Die in Passau anwesenden kaiserlichen Räthe Reze und Seld

waren für diesen sogenannten Frieden. Sie fragen den Kaiser, warum denn er allein noch, zu eigenem Schaden, die kirchliche Freiheit schützen wolle, wo doch der Papst und der König von Frankreich sie hindern. Mehr noch als sie drängt in den Kaiser der römische König Ferdinand selbst. „Wenn dieser Friede bewilligt wird, sagt Ferdinand*), so haben Ew. Majestät freie Hand gegen Frankreich, welches uns allen diesen Jammer bereitet, und ich meinerseits kann alle Kraft gegen die Türken wenden. Deßhalb können Ew. Majestät, ungeachtet aller Beleidigungen welche Moritz und die Seinen uns angethan, als milder Herr und Kaiser, zur Vermeidung größeren Jammers für Deutschland und die gesammte Christenheit, ohne Schande die Forderung bewilligen.“ Die Motive Ferdinands, die nachher in seiner Person für die endgültige Anerkennung des Principes der Spaltung entscheidend wurden, liegen vor Augen. Daß bei seiner augenblicklichen Noth sein Blick sich umschleierte, daß er nicht zu erkennen vermochte, welchen Jammer die Sanktion dieser Spaltung für die Zukunft in sich barg: wer mag es ihm so sehr verdenken?

Es war nur Einer, dessen Blick mit voller Klarheit in die ferne Zukunft schaute, ein Einziger welcher alle Consequenzen eines sogenannten Friedens erwog der nicht ein Friede war, ein einziger Mann vor dessen Seele die Ahnung trat von all dem Jammer und Leide, welches dieser sogenannte Friede über die Geschlechter der kommenden Jahrhunderte bringen würde. Es war der Kaiser Karl.

---

*) Lanz: Correspondenz des Kaisers Karl V. Bd. III. S. 312.

Digitized by Google

XXI.

Die religiösen und kirchlichen Beziehungen Herzog Alberts III. von Bayern.

Albert III., geboren 1401, wurde bekanntlich am Hofe seiner Tante Sophie, der Gemahlin des Königs Wenzeslaus, zu Prag erzogen. Seine Jugend fällt mithin in die Zeit, in der sich der Husitismus ausbildete und wie mit Zauberkraft um sich griff, so daß sich selbst die Königin Sophie den Einflüssen der Sekte nicht ganz zu entziehen wußte und deßhalb den Vorwürfen ihres Bruders, des Herzogs Ernst, ausgesetzt war. Mag auch die Furcht vor den allenfallsigen Einwirkungen der Irrlehre die Ursache gewesen seyn, warum der Herzog Ernst seinen Sohn bald nach dem a. 1415 erfolgten Flammentode des Magisters Hus von Prag nach München zurückrief, so findet sich doch nicht die mindeste Spur, daß der junge Albert durch seinen Aufenthalt in Böhmen und durch den Umgang mit seiner husitisch gesinnten Tante in religiöser Beziehung irgendwie Schaden gelitten habe. Vielmehr scheint er bereits während seines Verweilens im Böhmerlande eine entschiedene Abneigung gegen Irrlehre und Husitismus gefaßt zu haben; denn schon drei Jahre nach seiner Rückkehr aus Prag betheiligte er sich persönlich

gitized by Google

an einem Kreuzzuge gegen die husitischen Empörer, was auch später noch einigemale geschah. Mit dieser Annahme stimmt auch der Umstand überein, daß Albert sein ganzes Leben lang die ausgeprägteste katholische Gesinnung und Richtung an den Tag legte und das husitische Unwesen sowie jegliche Art häretischer Bestrebungen stets und in jeder Weise bekämpfte. Der Husitismus schrieb auf seine Fahne die Devise: „Tod den Mönchen!“ Einen diametralen Gegensatz dazu verräth aber Alberts Vorliebe für Klöster und Ordensleute; weder der frühere Umgang mit Husiten noch irgendwelche widerliche Erfahrung des spätern Lebens konnte in ihm diese Zuneigung und günstige Stimmung auch nur schwächen, geschweige vernichten. Ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert*), Albert habe seit dem ersten Gebrauche seiner Vernunft allzeit ein großes Mißfallen an dem unordentlichen Leben geistlicher Personen gehabt und geäußert, und sei daher von Jugend auf beflissen gewesen Zucht und Ordnung in den Klöstern herzustellen. Zu diesem Zwecke habe er es weder an Ermahnungen noch an werkthätiger Beihülfe noch an großen Geschenken von Geld und zeitlichen Gütern fehlen lassen. Dieser Charakterzug des jungen Fürsten berechtigt uns zu der Voraussetzung, daß er schon in den Jahren **1426** und **1427** seinem Oheime, dem Herzoge Wilhelm, helfend zur Seite gestanden seyn werde, als dieser auf Anregung des Bischofes Nikodemus von Freising, vielmehr des Generalvikars Johann Grünwalder, durch den Dekan Johann von Indersdorf und zwei Mönche von Melk und Ochsenhausen mehrere bayerische Klöster, darunter auch Tegernsee und Beuerberg reformiren ließ**).

Alberts Verhältniß zur unglücklichen Baderstochter Agnes Bernauer berührt seine religiös-kirchliche Seite nicht,

---

*) S. Westenrieders Beitr. V. 41.

**) Meichelbek hist. fris. II. 204. 205.

außer etwa insofern als der Zweifel erhoben werden könnte, ob dadurch nicht der Gehorsam, die Treue und Ehrfurcht gegen die Kirche und die von ihr gesetzten heiligen Schranken verletzt wurden. Das scheint aber keineswegs der Fall gewesen zu seyn; denn mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich darthun, daß Albert mit Agnes in einer wirklichen geheimen Ehe gelebt habe, welche allerdings ohne Wissen seines Vaters geschlossen worden war und keine öffentliche, wenigstens keine staatliche Sanktion hatte Ja manche Umstände drängen sogar zu dem Schlusse, daß Albert bei seiner geheimen Vermählung die Kirche und deren Gesetze vollkommen zufrieden gestellt habe, die Heimlichkeit der Ehe also nur eine relative, keineswegs aber eine absolute oder kanonische war. Anders ließen sich kaum die Thatsachen erklären, daß 1) Albert selbst in officiellen Stiftungsurkunden von der verstorbenen Agnes nur wie von einer ehrsamen und tugendhaften Frau und Gattin redete, daß 2) sogar Ernest, Alberts Vater und der Urheber der tragischen Katastrophe, jener rechtfertigenden Bezeichnung und Benennung nachher beipflichtete, und daß 3) von kirchlicher Seite nie die geringste Einsprache erhoben wurde gegen das Bestreben Alberts, die verstorbene Agnes gleichsam mit geflissentlichem Nachdrucke durch Worte und Handlungen als eine rechtmäßige Ehefrau darzustellen.

Mehr als vielleicht passend war, scheint sich Albert zu Gunsten seines Halboheims, des Johann Grünwalder in Freising, bethätiget zu haben. Daß Grünwalder ein sehr gelehrter und eifriger Priester war, ist keine Frage; ob er aber jeder Versuchung des Ehrgeizes widerstanden habe, muß sehr bezweifelt werden. Bereits 1421 hatte ihn das Freisinger Domkapitel durch eine ungültige Wahl dem vom Papste ernannten Bischofe Nikodemus della Scala gegenübergestellt. Da nämlich Papst Martin V. den Bischof Hermann von Freising im genannten Jahre auf den bischöflichen Stuhl von Trient befördert hatte, so stand ihm nach dem damaligen Kirchenrechte, dem gemäß die beneficia in Curia vacantia vom Papste

Digitized by Google

vergeben wurden, auch die Besetzung des Freisinger Stuhles zu. Gleichwohl spielte Grünwalder drei Jahre lang einen Bischof und unterwarf sich erst im J. 1424 dem Bischof Nikodemus. Wir wissen nicht, ob Herzog Albert auch schon an der ersten Erhebung Grünwalders Antheil nahm; zuverlässig aber ist, daß er bereits im J. 1435 in Gemeinschaft mit seinem Vater Ernst und seinem Oheime Wilhelm wieder mit dem Freisinger Domkapitel in Unterhandlung stand, um bei einer über kurz oder lang eintretenden Erledigung des bischöflichen Stuhles den Grünwalder an die Spitze der Freisinger Kirche zu bringen. Die Domherren sagten ihre Stimmen zu, die Herzoge dagegen versprachen alle Kosten und Schäden dem Domkapitel zu vergüten, falls die Wahl vom Papste abermals nicht confirmirt würde. Zu einer Wahl kam es nun allerdings nicht so schnell, wohl aber zu einem Schisma in der Freisinger Kirche und in Bayern.

Mit dem 1. Juli 1438 trat Albert als eigentlicher Herzog die Regierung an und richtete seine Gedanken vor Allem auf Gott und die Religion, indem er seinen Gewissensrath, den Dekan von Indersdorf, beauftragte geistliche Betrachtungen und Reden zu verfassen, welche Mittags und Abends bei der herzoglichen Tafel vorgelesen werden sollten. Die biblisch-exegetische Arbeit fiel so gediegen aus, daß jeder Leser noch heute die Schönheit, Erbaulichkeit und Correktheit derselben anstaunt*). Derselbe Dekan rieth dem Fürsten alle Klöster zu reformiren. Um dieß ungehindert thun zu können, ließ der Herzog sich vom Concil zu Basel dazu bevollmächtigen und bewirkte, daß der Abt Kaspar von Tegernsee, der Dechant Johann von Indersdorf und ein Religiose von Indersdorf, Peter Fries (Frisius), als Reformatoren ernannt und aufgestellt wurden. Die Reihe traf zuerst das Kloster der regulirten Chorherren in Rohr. Peter Fries von Inders-

*) Westenrieders Beitr. V. 53.

Digitized by Google

dorf ward als Propst nach Rohr versetzt. Die Brüder des alten Convents in Rohr widerstrebten der Reform und flohen in das benachbarte Schloß des Hinzhauser in Train. Albert schickte dem das Schloß belagernden Bischofe Friedrich von Regensburg und dem Vogtherrn des Klosters, Johann von Abensberg, eine Kriegsschaar zur Hülfe und nahm das Schloß ein. Die Kanoniker waren schon vorher entwischt, wurden aber später durch Vermittlung des Herzogs mit ihrem Vogtherrn und mit dem Bischofe wieder ausgesöhnt. Durch derartige Schwierigkeiten ließ sich Albert in seinem Beginnen nicht irre machen und mehrere vorhandenen Briefe geben Zeugniß, mit welch' großem Eifer er das Werk der Verbesserung betrieb und fortsetzte. Sein Bemühen war nicht selten mit Erfolg gekrönt, so daß ihn am Ende die Prälaten auch unaufgefordert um Beistand behufs der Reform baten. Unter solch günstigen Umständen reformirte er im J. 1440 mit Hülfe einiger Chorherren von Indersdorf die Klöster Dießen, Polling und Raitenbuch*).

Als im J. 1439 der Bruch zwischen dem Papste und dem Basler Concil unheilbar geworden, bemühte sich letzteres auf alle mögliche Weise den bayerischen Herzog beim Schisma zu erhalten; alle Beschlüsse und Handlungen der Synode wurden ihm daher freundlichst und bereitwilligst mitgetheilt. Doch fehlte es auch nicht an abmahnenden Stimmen und man wird nicht irren, wenn man den Johann Grünwalder als denjenigen bezeichnet welcher eigentlich erst den Ausschlag gab. Grünwalder hatte am Basler Concil vom Anfange an den thätigsten Antheil genommen und blieb ihm auch dann noch treu, als es durch Aufstellung des Afterpapstes Felix V. das Schisma förmlich proklamirt hatte. Dagegen hing Bischof Nikodemus von Freising stets dem Papste Eugen IV. an und entzog daher dem schismatischen Generalvikar Grün-

*) Westenrieders Beitr. IV. 205. V. 42. 46.

walder Pfründen und Aemter. Leider wußte Grünwalder den Herzog, seinen Halbneffen, zu bestimmen, daß auch er den Afterpapst Felix anerkannte. Aus Dankbarkeit bekleidete dieser den Grünwalder mit der Cardinalswürde und gab ihm manche Beweise seiner Erkenntlichkeit.

Man kann annehmen, daß Herzog Albert in Betreff des schismatischen Papstes und Concils im guten Glauben gelebt und gehandelt habe. Jedenfalls legte er die ganze Zeit, während welcher diese Zustände andauerten, eine solche Ehrfurcht und Ergebenheit gegen den Papst und sein Concil an den Tag, wie man sie nur Päpsten und Synoden zu erweisen pflegt, von deren Rechtmäßigkeit und Heiligkeit man innig überzeugt ist. Kaum hatte er die Nachricht erhalten (Juli 1440), daß man ihn zum Könige Böhmens gewählt habe, so wendete er sich alsbald an den Pseudocardinal Grünwalder nach Basel um Rath, ob er die Wahl annehmen könne und ob man den Papst davon in Kenntniß setzen solle. Grünwalder stimmte für Annahme der Wahl, insoferne die Böhmen nichts begehrten, was wider den Glauben und die heilige Kirche sei, und bemerkte in seinem Antwortschreiben, er habe dem Papste Felix bereits bezügliche Andeutungen gemacht; dieser sei sehr erfreut gewesen und habe Hülfe und Rath versprochen. Bei der bald nachher (24. August 1440) in Cham abgehaltenen Versammlung, auf welcher die Wahl-Angelegenheit bereinigt werden sollte, kamen auch die religiös-kirchlichen Verhältnisse Böhmens, namentlich die sogenannten Compaktaten und die Wahl des zweideutigen Rokyzana zum Erzbischofe von Prag zur Sprache und Albert mußte sich äußern, was er in dieser Beziehung zu thun gesonnen sei und versprechen könne. Er aber beschränkte sich darauf lediglich zu erklären, daß er willig sei Alles zu erfüllen, was das Concil für das Seelenheil der Böhmen beschlossen habe und noch beschließen würde. Auch beantragte er eine gemeinschaftliche Botschaft an's Concil zu richten und den Magister Rokzan nach Basel zu schicken.

gitized by Google

Die Entscheidung des Concils müsse aufrecht erhalten werden, das war in religiöser Beziehung bei den Unterhandlungen mit den Böhmen stets sein letztes Wort. Das Concil hielt sich auch der Treue Alberts so sehr versichert, daß es mit einer gewissen Vorliebe ihm seine bedrängten Umstände oftmals recht eindringlich an's Herz legte und ihn einlud zu den beantragten Versammlungen nach Frankfurt (1441 und 1445), nach Nürnberg (1446) und anderwärtshin zu kommen, um sich des Concils anzunehmen. Albert sagte jedesmal zu oder schickte wenigstens Abgeordnete. Auch aus andern Thatsachen geht seine fortwährende Anhänglichkeit an den Afterpapst und dessen Concil hervor. Er bewog das Concil bayerischen Aebten und Prälaten kirchliche Privilegien zu ertheilen, er genehmigte (1442) auf's neue die vom Concil angeordnete Reform der Klöster in Bayern, wobei er sogar die Gefangennehmung widerstrebender Prälaten und Religiosen gestattete, er stellte einige Jahre später (1445) selbst den Antrag und das Begehren, daß die Augustiner, Barfüßer und Klarissinen in München reformirt würden *).

Als der ausgezeichnete Bischof Nikodemus von Freising im J. 1443 mit Tod abgegangen, bot sich besondere Gelegenheit die Sache des Basler Papstes und Basler Concils in Bayern weiter zu fördern. Herzog Albert sorgte dafür, daß das Domcapitel dem acht Jahre früher getroffenen Uebereinkommen gemäß den Pseudocardinal Johann Grünwalder zum Bischofe wählte. Papst Felix und sein Conciliabulum ertheilten natürlich mit größter Bereitwilligkeit die Bestätigung; allein der rechtmäßige Papst Eugen, der die Wahl eines Schismatikers für an sich ungültig ansah, setzte den Heinrich Schlick als Bischof ein, für den sich auch der Kaiser entschied. Fünf Jahre haderten beide Bischöfe miteinander, bis endlich im J. 1448 Heinrich das Bisthum resignirte, Grün-

*) Lipowski's Urgeschichte von München.

walder aber sich dem Papste Nikolaus V. unterwarf und den Cardinalstitel ablegte, worauf er als Bischof von Freising anerkannt wurde (1448 — 1452) *). Damit waren die hauptsächlichsten Gründe hinweggefallen, welche den Herzog Albert hatten bestimmen können für die Sache des Basler Papstes und Concils zu wirken.

Um die tief religiöse Anschauung und Gesinnungsweise des Herzogs richtig darzustellen und zu würdigen, dürfen ein paar Dokumente nicht übergangen werden, welche einen Einblick in sein Inneres, in die Absichten seines gläubigen Herzens gewähren. Albert ertheilte am 8. August 1446 dem Kloster Indersdorf ewige Mauthfreiheit für Weinfuhren. Als Beweggrund führte er an, er habe erwogen, daß man durch das zeitliche Gut das ewige Reich wohl erlangen möge, wenn man es zur Beförderung und Mehrung des Lobes und Dienstes Gottes verwende; er sei sich wohl bewußt, daß jedem Menschen wer und was er immer seyn möge, beim Scheiden aus diesem Elende nichts nachfolge als die vollbrachten Werke. Auch habe er bedacht, daß es dem lieben Gott um so wohlgefälliger und für die arme Seele um so tröstlicher sei, je mehr Werke der Mensch in seinem Leben vorausschicke, sintemalen der Allmächtige keine gute That, wie gering sie auch sei, unbelohnt und keine Uebelthat, wie klein sie auch immer seyn mag, unbestraft lasse **). Dieselben Gedanken wiederholten sich in dem Stiftungsbriefe des Klosters Andechs, der Lieblingsschöpfung Alberts.

Im J. 1451 war nämlich der gelehrte Cardinal Nikolaus von Kusa mit der Visitation der Klöster beauftragt und kam zu diesem Zwecke auch nach Bayern. Seine Anwesenheit war dem Herzoge willkommen und wurde von ihm dazu benützt, um über den Plan einer Umgestaltung des weltlichen Chorherrenstifts zu Andechs zu unterhandeln. Die

*) Meichelbek hist. fris. II. 197. 232. 235—239.

**) M. B. X. 296.

Stiftsherren hatten die Bestimmung in der neuerbauten Stiftskirche, wo sich eine Menge heiliger Reliquien und anderer verehrungswürdiger Gegenstände befand, den heiligen Dienst zu versehen und die religiösen Bedürfnisse der Pilger zu befriedigen. Allein dieser Zweck ward nur sehr unvollständig erreicht, zumal die Kanoniker meistens abwesend waren. Auf Anregung des Propstes Johann von Indersdorf verfiel der Herzog auf den Gedanken, das Chorherren-Stift in ein Kloster stabiler Mönche zu verwandeln. Mit Zuthun des Cardinals Kusa erhielt er 1453 die Genehmigungsbulle des Papstes Nikolaus V. Die Ausführung des Vorhabens ging am 17. März 1455 in Anwesenheit des Herzogs vor sich. Erst am 10. April 1458 aber opferte Albert und zwar, wie er sich ausdrückte, aus Liebe zu den in Andechs aufbewahrten Heiligthümern, besonders den wunderbaren Hostien, für das Seelenheil seiner verstorbenen Eltern am Altare zu Andechs den Stiftungsbrief, und schenkte der Kirche und dem Kloster außerdem mehrere Reliquien, eine große, noch jetzt vorhandene gothische Monstranz für die dort aufbewahrten drei heiligen Hostien, eine Rose welche er vom Papste (Felix V.?) erhalten hatte, und Anderes. Selbst eines der beiden Marianischen Wallfahrtsbilder schrieben die Andechser Mönche der Sorgfalt und Wohlgewogenheit ihres fürstlichen Stifters zu. Im Stiftungsbriefe hatte Albert jede Veräußerung, Entfremdung oder Wegführung der Heiligthümer bei schwerer Strafe verboten; für sich selbst aber als Stifter und Vogt des neuen Klosters forderte er keinerlei Gabe außer einem täglichen kurzen Gebet. Seine Söhne und Nachkommen bat er flehentlich diese Stiftung stets aufrecht zu erhalten, allen Verächtern seines Willens aber drohte er mit dem strengsten Gerichte Gottes*).

Als Ausdruck religiösen Sinnes wird auch die Ver-

*) Andechser Chronik vom J. 1595 fol. 31—38.

fügung angesehen werden müssen, wodurch Albert eine seiner Töchter, die im J. 1452 geborene Barbara, schon in deren Kindheit Gott opferte und weihte, d. h. sie zu einer Nonne bestimmte und in's Kloster St. Jakob am Anger in München gab. Als jährliches Leibgeding sicherte er ihr 80 Pfund Münchener Pfenninge und 20 Pfund Ewiggeld zu; letzteres verblieb dem Kloster auch nach Barbaras Tod*).

Die Beziehungen des bayerischen Herzogs zum päpstlichen Stuhle waren seit der Herstellung des kirchlichen Friedens die besten. Lesen wir doch, daß Papst Nikolaus V. 1453 sogar einen Beitrag von 3000 Goldgulden zur Errichtung des von Albert projektirten Klosters Andechs sandte. Im J. 1458 bat der Herzog den heil. Vater Pius II., bei den Klarissinen in München hinsichtlich der Armuth eine strengere Zucht einzuführen**). Selbst die wahrscheinlich von Albert III. herrührende Anordnung, daß seine jüngern Söhne ihre Ausbildung in der Stadt Rom erhalten sollen, scheint nicht ohne Rücksicht auf den Papst getroffen worden zu seyn.

Alberts Regierung endete mit dem 29. Februar 1460. Sterbend hatte er seine Gemahlin und Söhne aufgefordert seinen Leib auf dem heil. Berge zu Andechs zu begraben, damit das beständige Lob Gottes in der Nähe seines Grabes und die Gegenwart der dort aufbewahrten Heiligthümer seiner Seele besonders nütze***). Albert war eifrig bestrebt gewesen sich in die geistliche Brüderschaft der klösterlichen Orden und Convente aufnehmen zu lassen. Es liegen Confraternitätsbriefe vor vom Orden des heil. Franziskus, vom Orden des heil. Norbert (Prämonstratenser), vom Augustinerorden, vom Convente zu Indersdorf, vom Kloster Tegernsee u. s. w.

---

*) M. B. XVIII. 516.

**) Hundii metrop. II. 70.

***) Westenrieders Beitr. V. 51.

Digitized by Google

Will man auf Grund der hier mitgetheilten Notizen über die religiöse und kirchliche Seite Alberts III. ein Urtheil fällen, so dürfte man ihn wohl unter jene Fürsten zählen können welche als die eigentlichen Repräsentanten des mittelalterlichen Fürstenthums anzusehen sind. Sie waren zwar nicht Heilige, aber doch durch und durch praktische Christen, d. h. sie hielten Religion und Kirche für die erste und wichtigste Sache welche im öffentlichen wie im Privatleben allenthalben Berücksichtigung verdiene, und der sie daher auch steten Einfluß auf ihr Denken und Handeln, und selbst auf ihre Regierung gestatteten.

Mittermüller.

XXII.

Die Privat-Associationen von Ordensleuten.

Als nach Zertrümmerung des Polizeistaates der socialen Bewegung größere Bewegung gewährt wurde, machte sich vor Allem die katholische Kirche dieselbe zu Nutzen; denn sie, die vollkommenste aller Gesellschaften, weckt, erhält und fördert das sociale Leben in jeglicher Weise. So wurden in neuerer Zeit zahllose Ordenshäuser und religiöse Institute gegründet. Die meisten von ihnen entschlugen sich aller Autorisation von Seiten des Staates. Sie entstanden und wirkten als Privat-Associationen, und die Leichtigkeit der Entwickelung welche sie hierdurch erhielten, sowie der machtvolle Schwung welchen die katholische Kirche in der Gegenwart

erlangte, gab ihnen in manchen Gegenden eine außerordentliche Verbreitung. Gerade dieß zeigt aber auch, daß die fraglichen Anstalten einem tiefgefühlten socialen Bedürfnisse entsprechen. Und in der That, wie sollte es auch anders seyn? Die Uebel und Schäden, an denen die Gesellschaft leidet, sind von solcher Art, daß sie ohne die Religion und die von der Religion getragene christliche Liebe nicht geheilt werden können. Auch sind sie bereits zu einer solchen Höhe gestiegen, daß vereinzelte Kräfte oder halbe Bemühungen wenig gegen sie vermögen. Vereine von Gläubigen die sich mit Aufopferung niederer Interessen ganz und gar dem Dienste Gottes und der Menschheit widmen, religiöse Orden sind demnach durchaus von der Zeit gefordert. Wer hierüber noch Zweifel hegt, der betrachte nur etwas näher die immense Wirksamkeit welche jene Vereine mancherorts in Sachen der Religion, des Unterrichtes, des Armenwesens, des Krankendienstes und anderer socialen Zwecke erlangt, er erwäge insbesondere die staunenswerthe Thätigkeit womit die Ordensschwestern die Schrecken des letzten Krieges gemildert haben, und er wird die von uns ausgesprochene Wahrheit handgreiflich wahrnehmen.

Wie stellte sich nun dieser Aeußerung des katholischen Lebens der moderne Staat gegenüber?

Er ließ in vielen Ländern die religiösen Vereinigungen völlig ungehindert; wir erinnern nur an Nordamerika, England, Belgien, Holland. In Frankreich wagte die Regierung 1845 veraltete Gesetze gegen die Jesuiten anzurufen. Was war der Erfolg? vermochte sie durchzudringen? Die Umstände schienen allerdings ihrem Beginnen durchaus günstig; unaufhörliche Hetzereien der radikalen Presse gegen die Orden waren vorausgegangen, die öffentliche Meinung in dieser Weise bearbeitet, die Kammern zur beifälligen Aufnahme der Regierungsmaßregeln vermocht; dennoch erlitt die Regierung eine verdemüthigende Niederlage. Die französischen Juristen erklärten sich in einem Rechtsgutachten mit der größten Einstimmigkeit gegen die Gerechtigkeit und Ausführbarkeit des

Digitized by Google

Kammerbeschlusses. Das wirkte; denn man sah ein, daß die persönliche Freiheit und das persönliche Eigenthum der Ordensgenossen ohne einen Ausspruch der Gerichte weder angetastet noch beschränkt werden konnte. Man stand demnach von der polizeilichen und richterlichen Verfolgung ab und nahm zu diplomatischen Unterhandlungen seine Zuflucht. Anfangs ging die Regierung den heil. Stuhl an, doch Gregor XVI. blieb unbeugsam. Kein anderer Ausweg blieb ihr jetzt übrig, als daß sie vom General der Gesellschaft Jesu die Auflösung einiger Ordenshäuser begehrte; und so mußten die Jesuiten selbst der Regierung aus der Verlegenheit helfen. Seit jener Zeit blieben nicht nur die religiösen Congregationen in Frankreich unbehelligt, sondern es fand auch insbesondere der Jesuiten-Orden eine immer größere Verbreitung und Anerkennung. „Denselben heutzutage angreifen", schrieb jüngst ein Mitglied der französischen Akademie, „ist mehr als eine Ungerechtigkeit, es ist lächerlich" *).

Auch in Preußen versuchte man Gesetzbestimmungen gegen die Ordensinstitute hervorzuziehen. Die Jesuiten sollten nicht dispositionsfähig seyn, weil das preußische Landrecht die Mönche für bürgerlich todt erklärt; sie sollten nicht wahlfähig seyn, weil sie durch ihre Gelübde die von dem Gesetze für die Ausübung des Wahlrechtes geforderte Unabhängigkeit verloren hätten. Aber der Minister v. Jagow und fast der gesammte preußische Gerichtsstand haben die genannten persönlichen Rechte der Jesuiten vertheidigt; sie machten die Unterscheidung zwischen den anerkannten und den nicht anerkannten Orden und Gelübden; die nicht vom Staate anerkannten Gelübde seien eine bloße Gewissenspflicht, die gar keine Bedeutung für das Rechtsgebiet habe.

---

*) L'attaquer aujourd'hui, c'est plus qu'une injustice, c'est un ridicule. So de Laprade in seiner Schrift: L'éducation homicide, worin er sich keineswegs mit dem Unterrichtssysteme des genannten Ordens einverstanden erklärt.

In Betreff des Großherzogthums Hessen können wir gleichfalls einen Sieg dieser Rechtsanschauung verzeichnen. Dort wurde 1864 in Bezug auf die Jesuiten die Freiheit der religiösen Privat-Associationen von dem Mainzer Magistrate angegriffen, aber durch die Regierung anerkannt und praktisch gehandhabt. Die lichtvolle Auseinandersetzung des vom General-Staatsprokurator Dr. Seitz an die Regierung erstatteten Rechtsgutachtens und dann ganz besonders das entschiedene Auftreten des Bischofes und Klerus hatten diese Entschließung hervorgerufen.

Viel eklatanter noch war das offene Bekenntniß welches radikale Schweizer für das in Frage stehende Recht der Ordensleute ablegten. Freilich haben sie es gegenwärtig vergessen, und um so mehr thut es noth ihnen das Gedächtniß aufzufrischen. Der Leser wird uns aber verzeihen, wenn wir hier etwas weiter ausholen. Es dient das nicht nur zum bessern Verständnisse, sondern zeigt auch, daß der Liberalismus Juden viel schonender als katholische Priester behandelt.

Bekanntlich machte die Bundesverfassung von 1848 das Recht der freien Niederlassung in der Schweiz von der christlichen Confession abhängig, eine Bestimmung welche unsern fortgeschrittenen Liberalen ein Dorn im Auge war. Die Schweiz, das freieste Land der Welt, stand in der Juden-Emancipation hinter allen Nationen Europa's zurück. Aber wie sollte man diesen „Schandfleck" tilgen? Hätte man ohne Weiteres auf Aenderung der Verfassung angetragen, man war nicht sicher, ob das Volk beistimmen würde; die Schmach wäre dann nur um so ärger gewesen. Man beschloß also einen kleinen Umweg zu nehmen, und Napoleon III. bot bereitwillig dazu seine Hülfe an. In dem Handelsvertrag zwischen Frankreich und der Schweiz wurde nämlich gegenseitig das Recht der Niederlassung den Bürgern beider Staaten gewährt. Die französischen Juden durften demnach sich an allen Orten der Schweiz niederlassen. Es wäre aber die höchste Inconsequenz gewesen, den Schweizerjuden zu verweigern was man

Digitized by Google

den französischen gewährte. Eine Verfassungsrevision schien darum durchaus gefordert, und wirklich wurde mit dem Köder des französischen Handelsvertrages der betreffende Paragraph der Constitution geändert. Indeß brachte der Handelsvertrag dem Liberalismus auch einige Verlegenheit. Die französischen Jesuiten bekamen in gleicher Weise wie die französischen Juden das Recht der freien Niederlassung in der Schweiz. Es war deßhalb vorauszusehen, daß die Katholiken auf Aenderung des 58. Artikels der Verfassung antragen würden, da dieser verbietet, „den Jesuitenorden und die ihm affiliirten Gesellschaften in irgend einen Theil der Schweiz aufzunehmen." Was mußte auch billiger scheinen als die Ausmerzung jener gehässigen Bestimmung? In den aus Anlaß der Bundesrevision gehaltenen Reden floß ja Alles von Religions- und Gewissensfreiheit über. Sollte deßhalb die Beschränkung der Juden durchaus fallen, warum nicht auch die durch Art. 58 sanktionirte Proscription katholischer Priester und Institutionen? So will es uns einfältigen Katholiken bedünken, doch der Liberalismus duldet keine Gleichstellung der Ordensleute mit den Juden. Wie suchte er also jenen Antrag auf Aenderung des 58. Artikels zu hintertreiben? Die mit dem Berichte über die Bundesrevision betraute Commission des Ständerathes erklärte: „Il est à remarquer, que l'art. 58 n'empêche point les jésuites, notamment, s'ils sont citoyens suisses, de demeurer en Suisse, il leur est *seulement* interdit, de se constituer en corporation et d'agir comme telle"*). Mit andern Worten: der Art. 58 betrifft den Jesuitenorden nur als Corporation; so lange die Jesuiten nicht als Corporation auftreten, steht ihrer Niederlassung und Wirksamkeit nichts im Wege; mithin widerspricht das durch den Handels-

*) p. 22. Wir citiren diese Stelle, wie sie Herr Fracheboud in der Rede, welche er im Nationalrathe bei Anlaß der Verfassungsrevision für die Jesuiten hielt, angeführt hat.

vertrag den französischen Jesuiten eingeräumte Recht durchaus nicht dem Art. 58 der Verfassung und es liegt darum kein Grund zu dessen Aenderung vor. Dasselbe wurde von Radikalen im Nationalrathe geäußert, als Fracheboud und Genossen auf Streichung jenes Artikels antrugen. Wir tadeln nun diese Interpretation nicht, im Gegentheil, wir wollen durch ihre Anführung nur constatiren, daß selbst der jesuitenfresserische Radikalismus der Schweiz ganz offen eine Anschauung ausgesprochen hat, welche den Jesuiten die Freiheit der Privat-Associationen gewährleistet. Denn durch das bloße Zusammenleben und Zusammenwohnen tritt man offenbar noch nicht als Corporation auf, dasselbe ist demnach, selbst nach der radikalen Auslegung des Art. 58, keineswegs den Jesuiten in der Schweiz untersagt. In Betreff anderer Orden fällt vollends jeder Vorwand weg.

Wir kommen jetzt auf Bayern. Auch in diesem Lande schien es, als ob die den religiösen Orden günstige Rechtsanschauung sich Bahn brechen wollte. Die Bischöfe hatten für dieselben mit der größten Entschiedenheit unbeschränkte Freiheit in Anspruch genommen *). Die königliche Antwort schien ihre Forderung stillschweigend anzuerkennen, wenigstens stellt sie, so sehr sie auch auf alle Einzelheiten der bischöflichen Denkschrift eingeht, die der Associationsfreiheit durchaus nicht in Frage **). Daher wurde auch in allen ferneren Verhandlungen dieser Punkt nicht weiter berührt, und es sind in einigen Städten Bayerns wirklich Ordenshäuser ohne Autorisation der Regierung gegründet. Ja die, wie verlautet ***), in höhern Regionen veranlaßte und gutgeheißene Schrift des Regierungsassessors Henner sagt ganz unumwunden: „Wenn die Denkschrift der Bischöfe erklärt, daß es

*) Henner, die katholische Kirchenfrage S. 129.

**) l. c. 148 n. 14.

***) Histor.-polit. Blätter XXXIV. 442.

Digitized by Google

ein unveräußerliches Recht der Kirche sei klösterliche Institute ohne Einmischung des Staates zu gründen, so ist hiegegen nichts zu erinnern, um so weniger als diese Ansicht durch den Art. 11 des Vereinsgesetzes vom 26. Februar 1850 gestützt wird, welcher den Staatsangehörigen das Recht einräumt Vereine ohne vorgängige Erholung polizeilicher Erlaubniß zu bilden"*). So hatte sich die erwähnte Rechtsanschauung auch in Bayern Geltung verschafft, als aufeinmal die Regierung einen entscheidenden Schlag dagegen führte. Die Kirche soll nun ihre Freiheit schlechthin nur im Kampfe erringen.

Die Veranlassung zu dem Streite ist allzu bekannt, als daß wir weitläufig darauf eingehen können. Selbst in amerikanischen Blättern wurde sie besprochen, und nebenbei sei es gesagt, keineswegs zu Gunsten der bayerischen Regierung. Der sicher nicht ultramontane und auch von der Augsburger Allgemeinen gelobte „Volksfreund" von Cincinati machte eine spöttische Vergleichung zwischen dem Auftreten wider wehrlose Mönche und dem Kampfe wider die bewaffneten Preußen. Vollends enthebt uns aber die aktenmäßige Darlegung, welche der Bischof von Regensburg in seiner jüngsten Ansprache an den Klerus gegeben, aller Nothwendigkeit ausführlich den Hergang zu erzählen. Wir entnehmen diesem Berichte nur die interessante Argumentation wodurch die Regierung beweisen will, daß das einfache Zusammenleben einiger unbescholtener Priester, deren sich der Bischof zu verschiedenen kirchlichen Funktionen bediente, gegen die bayerische Verfassung verstoße.

Es heißt in dem Schreiben der Kreisregierung vom 24. Nov. 1866: „Ein solches Convikt von Angehörigen eines im Lande nicht recipirten Ordens, das bei längerem Bestande und Verwendung seiner Mitglieder in der ordentlichen Seelsorge

*) Die kath. Kirchenfrage S. 86.

zu einer förmlichen Niederlassung des Ordens im Staatsgebiete und Begründung eines fremden Ordensinstitutes führen würde, kann nach den klaren Vorschriften des §. 76 lit. c der zweiten Verfassungsbeilage, sowie nach den Bestimmungen des Art. VII. des Concordates in Bayern nicht ohne Mitwirkung der Staatsgewalt und ausdrückliche landesherrliche Bewilligung eingerichtet werden, und die thatsächliche Begründung eines derartigen Jesuiten-Conviktes durch fortgesetzte Aufnahme solcher Ordenspriester zu gemeinschaftlicher Wohnung und gemeinschaftlichem Zusammenleben im ehemaligen Schottenkloster zu Regensburg von Seite der bischöflichen Stelle würde eine Zuwiderhandlung gegen diese verfassungs- und concordatsmäßigen Bestimmungen enthalten, welche durch die Berufung auf den in der Diöcese herrschenden Priestermangel nicht gerechtfertigt werden kann" *).

Zieht man alle Umstände in Betracht, so ergibt sich ohne Mühe, daß vorliegender Erlaß, in dem sogar „mit Anwendung aller gesetzlichen Mittel" gedroht wurde, nur eine Concession an die radikale Partei war **). Persönlich erzeigte man den Patres auch nach ihrer Zerstreuung alle Achtung; man gewährte ihnen Aufenthaltskarten und hinderte in keiner Weise ihre Wirksamkeit. Es hätte dieses letztere freilich auch nicht ohne schreiende Verletzung der Gesetze geschehen können. Dennoch zeigte die Regierung durch ihr ganzes Verhalten, daß sie noch aus andern Motiven handelte und von keinem Mißtrauen gegen die einzelnen Personen aus dem Jesuitenorden beseelt war.

Durch ein solches Verfahren verdarb man es aber mit Allen, mit den einen, weil man den Patres zu wenig, mit den andern, weil man denselben zu viel einräumte. Es schien unbegreiflich, daß nicht die Wirksamkeit der Jesuiten, sondern

*) Die kirchliche Freiheit und die bayerische Gesetzgebung S. 13.

**) Archiv für Kirchenrecht 1867. II. Heft S. 256.

Digitized by Google

nur ihr Wohnen, ihr Essen, ihr Schlafen in Einem Hause staatsgefährlich sei. Das Volk hat Logik und will Consequenz. Darf man sich aber wundern, daß es in dem Auftreten gegen die Jesuiten solche nicht gewahrte? Und die Regierung — was that sie, um ihr Verfahren zu rechtfertigen und sich gegen den Vorwurf der Inconsequenz zu schützen? Es blieb ihr nur ein Ausweg übrig, sich nämlich auf den starren Buchstaben des Gesetzes zurückzuziehen und dieses rücksichtslos auszuführen. So handelte sie denn auch. Der von ihr aufgerufene Paragraph des Religionsediktes lautete ganz allgemein nicht nur gegen Jesuiten, sondern überhaupt gegen alle Ordensinstitute. Man mußte mithin übel oder wohl, seine Maßregeln gegen Ordensfrauen beginnen. Wir begreifen recht wohl, wie unlieb das der Regierung war. Energisches Auftreten gegen arme, schwache Klosterjungfern ist schon seiner Natur nach eine mißliche Sache, es schlägt auch fast nothwendig in kleinliche und darum lächerliche Chikanen um. Es zeigt endlich dem Volke, wie groß die Freiheit in Bayern ist, da selbst Nonnen in ihren arglosesten, bestgemeinten Handlungen in den Augen der Regierung sich zu viel Freiheit herausnehmen. Aber man hatte den Tanz einmal angefangen, man mußte ihn vollenden.

Unterdessen war der Bischof nicht müßig gewesen. Er betrat den Weg welchen das Ministerium selbst dem Episcopate angegeben. Die Bestimmungen des Concordats waren über die genannte Angelegenheit so evident, daß sie keine Schwierigkeit bieten konnten*); wohl aber schien das bayerische Religionsedikt einen Widerspruch gegen dieselben zu enthalten. Dafür setzte nun die Antwort des bayerischen Ministeriums vom 9. Oktober 1854 auf die Denkschrift der Bischöfe vom 15. Mai 1853 nach einer reiflichen fast anderthalbjährigen Ueberlegung folgendes fest: „Es muß zur Lösung scheinbarer

*) So Herr Professor Schulte: „Die kirchliche Freiheit" ꝛc. S. 85.

oder wirklicher Widersprüche zunächst auf den Weg der doktrinellen Interpretation in den vorkommenden einzelnen Fällen verwiesen werden"*). Demgemäß befragte der Bischof die höchste Autorität für den bayerischen Culturstaat, die Wissenschaft. Er setzte nämlich seine Rechtsanschauung über die fragliche Angelegenheit auseinander und legte sie dem Herrn Advokaten Freytag zur Begutachtung vor. Dann schickte er dessen Antwort sammt den amtlichen Aktenstücken an mehrere der namhaftesten Rechtsgelehrten Deutschlands, und stellte an sie die Bitte ihm ihre wissenschaftliche Ansicht über die Vorlage zu äußern. Alle sprachen sich mit der größten Einstimmigkeit gegen das Verfahren der Regierung aus. Diese Aktenstücke mit dem bischöflichen Schreiben sind nun in einer Broschüre veröffentlicht und bilden ohne Zweifel eine der allerwichtigsten Kundgebungen für die kirchliche Freiheit in neuerer Zeit**). Die darin enthaltene Auseinandersetzung läßt über die Regensburger Affaire kaum mehr einen Zweifel, mag man ihr auch nicht in allen ihren Einzelheiten beistimmen. Schlag auf Schlag folgen sich in den Gutachten die triftigsten Gründe und Bemerkungen. Wir können jedoch die ganze Argumentation auf vier Punkte zurückführen.

1) Der von der Regierung angerufene Artikel VII des Concordats spricht in keiner Weise für dieselbe. Er legt nur dem Könige die Pflicht auf einige Klöster wieder aufzurichten und zu dotiren, gibt ihm aber nicht das Recht jede

---

*) Archiv für Kirchenrecht Bd. 8. S. 433

**) Es ist das die wiederholt von uns citirte Schrift: „Die kirchliche Freiheit und die bayerische Gesetzgebung. Eine Ansprache des Bischofs von Regensburg an den Klerus seiner Diöcese." Regensburg, Manz 1867. Die Rechtsgutachten, resp. Beitrittserklärungen sind von Freytag, Bauerband, Pachmann, Maassen, P. Reichensperger, Roßhirt, Bering, v. Moy, Phillips, Schulte, Arndts, F. Vogel, Seitz, Maas.

anderweitige Gründung von Ordensinstituten zu hindern. Aber verweilen wir nicht bei dieser sonnenklaren Sache.

2) Die andere citirte Gesetzstelle §. 76 lit. c der zweiten Verfassungsbeilage verbietet, wenn man sie mit ihrer weiteren Ausführung in §. 77 zusammenstellt, „die einseitigen Anordnungen der Kirchengewalt" in der „Errichtung von geistlichen Gesellschaften und sonstigen Institutionen." Diese Bestimmung muß strikt interpretirt werden; sie bezieht sich also nicht auf das Zusammentreten von Privatpersonen zur Bildung religiöser Vereine, wenn solches ohne Anordnungen von Seiten der Kirchengewalt geschieht. Im vorliegenden Falle hatte nun der Bischof von Regensburg durchaus keine Anordnung zur Errichtung einer geistlichen Gesellschaft getroffen. Mit Unrecht wurde also jener Paragraph des Ediktes gegen ihn angeführt.

3) Noch mehr. Die Regierung selbst erkennt an, daß „ein Ordensinstitut" noch nicht gegründet ist; sie fürchtet nur, daß das Zusammenleben der Jesuiten dahin führen würde; sie „greift also zu dem sonst längst verlassenen Präventiv-System gegen Private die kein Gesetz verletzt hatten — auf Grund des §. 76, der zugestandenermaßen noch nicht verletzt war, sondern dessen zukünftige Verletzung zum Voraus angenommen werden wollte" *). Und solche polizeiliche Maßregeln erlaubt sich die Regierung in einer Angelegenheit, wo die höchsten Güter und Rechte der Menschen in Frage kommen: die Freiheit des Gewissens und der Religion, die von Gott herrührende Gewalt des Bischofes zur freien Verwaltung seiner Diöceſe, die persönliche Freiheit und das Hausrecht unbescholtener Bürger! Wie? Kann man in Bayern der vollen Ausübung dieser Rechte ohne Richterspruch verlustig gehen? Verfällt man der Polizei dadurch, daß man eine von der Kirche auf das höchste gebilligte Lebensregel umfaßt? Wohin sind wir gekommen? „Um mehr als drei Per-

*) S. 51.

sonen zu verbieten auf der Straße zusammenzutreten, muß mindestens der Belagerungszustand erklärt seyn. Was für ein Zustand müßte dann erklärt seyn, um mehr als drei Personen verbieten zu können in einer und derselben Wohnung zusammenzutreten"*)?

4) Endlich bezieht sich der genannte Gesetzesparagraph nur auf „Gesellschaften und Institute" in strengem Sinne des Wortes, d. h. die als solche vom Staate anerkannt, oder corporative Rechte in Anspruch nehmen. Im vorliegenden Falle constituirt das Zusammenleben einiger Priester nicht einmal einen Verein, geschweige denn eine Gesellschaft.

Es ist das, wie schon bemerkt, der Hauptpunkt. Wir sehen es als eine köstliche Frucht der ganzen Affaire an, daß derselbe endlich einmal durch competente Männer für Bayern aufgeklärt ist. Da er auch das Thema unseres Aufsatzes bildet, wollen wir ihn gleichfalls näher erörtern**). Es kommen bei dieser Frage die beiden Aktenstücke zur Sprache, welche auch die Regierung zur Rechtfertigung ihres Verfahrens aufgerufen hat: das Concordat und das Religionsedikt.

Ersteres setzt in Art. 17 Folgendes fest: „Alles Uebrige, was kirchliche Gegenstände und Personen betrifft, wovon in diesen Artikeln nicht ausdrücklich Meldung geschehen ist, wird nach der Lehre der Kirche und nach der bestehenden und angenommenen Disciplin derselben behandelt werden." In den vorstehenden Artikeln war nun durchaus nicht die Rede davon, ob zur Gründung von Klöstern die Einwilligung der Regierung erforderlich sei oder nicht. Es kommen mithin bei dieser Angelegenheit lediglich die allgemeinen kirchenrechtlichen Bestimmungen in Betracht.

*) S. 83.

**) Was wir im Folgenden über Bayern sagen, gilt mutatis mutandis auch für Württemberg, Baden, die Schweiz, weil in diesen Ländern dieselben Rechte und Freiheiten den Einwohnern gesichert sind wie in Bayern.

Digitized by Google

Ferner steht gemäß Art. 12 den Bischöfen die freie Ausübung alles dessen zu, was ihnen vermöge ihres Hirtenamtes kraft der Erklärung oder Anordnung der kanonischen Satzungen nach der gegenwärtigen und vom heil. Stuhle bestätigten Kirchendisciplin zukommt. Es kann nun gar kein Zweifel darüber obwalten, daß zur kanonischen Errichtung eines Klosters gemäß der vigens et approbata disciplina Ecclesiae nicht die Einwilligung von Seiten des Staates erforderlich ist. Steht mithin dem Bischof frei, Alles auszuüben was seines Amtes ist, so ist er auch frei und unabhängig in der Gründung von Klöstern. Freilich hätte der heil. Vater in diesen, wie in andern Stücken, die Ausübung des bischöflichen Rechtes vom Einvernehmen mit dem Staate abhängig machen können, aber das wäre eine ganz specielle Vergünstigung gewesen; kein Wörtchen davon steht im bayerischen Concordat, mithin findet sie auch nach Art. 17 nicht statt, sondern die gemeinrechtlichen kanonischen Bestimmungen bleiben in Kraft. Nach dem Concordat ist also die Sache leicht zu entscheiden, damit ist sie aber auch abgemacht, denn das Concordat ist ein noch jetzt gültiges Staatsgrundgesetz.

Doch das Religionsedikt? Nun, enthielte es wirklich in diesem Punkte eine dem Concordate widersprechende Bestimmung, so müßte man sich trotzdem an das letztere halten. Das wurde eingehends in unseren Blättern gezeigt*), wiederum ist es in der beregten Angelegenheit von Maas ebenso bündig als klar bewiesen worden**). Dennoch brauchen wir auf diese heikle Sache nicht einzugehen. Unsere Frage läßt sich ohnehin entscheiden, wenn man nur festhält, daß die juristische Interpretation nach Möglichkeit die wirklichen oder scheinbaren Widersprüche einer Gesetzgebung aussöhnen

*) Bd. XXXIV. S. 450 ff.

**) Die kirchliche Freiheit ꝛc. S. 109.

muß. Das wird doch Niemand bezweifeln. Hierzu zwingt uns aber noch in Bezug auf Concordat und Religionsedikt die bekannte Erklärung des verstorbenen Königs vom 8. April 1852*).

Will man in Bayern den vom Staate nicht autorisirten Orden keine Freiheit gestatten, so setzt man das Religions-Edikt nicht nur mit dem Concordate in Widerspruch, sondern auch in Widerspruch mit der Verfassung, in Widerspruch mit den Vereinsgesetzen, in Widerspruch mit der Rechtsanschauung aller gebildeten Nationen, in Widerspruch mit der Rechtsentwickelung unserer Zeit, ja selbst in Widerspruch mit der bisher eingehaltenen Praxis in Bayern. Zeigen wir das im Einzelnen.

Ueber das Concordat haben wir schon geredet; gehen wir also an die Verfassung. Als erster Grundzug ist in derselben ausgesprochen: Freiheit der Gewissen und gewissenhafte Scheidung dessen was des Staates und der Kirche ist. Dann heißt es IV, 9: „Jedem Einzelnen des Reichs wird vollkommene Gewissensfreiheit gesichert." „Die geistliche Gewalt darf in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nie gehemmt werden"**). Wiederum wird dann im §. 1 der zweiten Verfassungsbeilage jedem Einwohner des Reiches vollkommene Gewissensfreiheit garantirt. Wozu diese wiederholten Versicherungen? Sind sie nur da, um uns Sand in die Augen zu streuen? oder sollen sie uns belehren, daß wirklich vollkommene Gewissensfreiheit der oberste Grundsatz der Verfassung ist? Doch, was fragen wir viel? Niemand pocht mehr auf vollkommene Gewissensfreiheit als die Gegner der Orden. Würden sie es nur ebenso ehrlich meinen! Aber freilich, weil sie diese Gewissensfreiheit so lieben, scheinen sie dieselbe nur für sich gepachtet zu haben und schließen davon

*) Henner, kath. Kirchenfrage S. 146. Nr. 1.

**) Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern München 1818. S. 5.

Digitized by Google

die Katholiken aus; oder wie könnte man sonst diesen verwehren, unabhängig vom Staate Associationen von Ordensleuten zu bilden? Das ist ja ein nothwendiges Postulat der vollkommenen Gewissensfreiheit.

Mehrere Gründe lassen sich für diese Behauptung anführen. Zwei derselben wollen wir entwickeln. Wir entnehmen unsere Argumente Aktenstücken von Männern, welche Niemand des Ultramontanismus verdächtigen wird; das erste nämlich einem von mehr denn 300 französischen Advokaten unterzeichneten Rechtsgutachten, das zweite einem Rescripte des preußischen Ministers von Jagow.

Die Juristen Frankreichs schließen in folgender Weise: Die religiöse Freiheit besteht darin, daß man nicht bloß die bestimmten Gebote einer Religion, sondern auch die Rathschläge derselben befolgen kann. Nun ist es ein Grundsatz der katholischen Religion, daß man durch das Ablegen der Gelübde und durch Beobachtung der Regeln denen man sich durch diese Gelübde unterwirft, einen Rath der heil. Schrift befolgt. Verbietet man das Ablegen von Gelübden und die Befolgung von Ordensregeln, so verstößt man gegen die Constitution, wonach Jeder seine Religion mit gleicher Freiheit bekennen kann. Bestände ein solches Verbot, so wäre die Freiheit keine gleiche mehr für den Katholiken und für den Protestanten oder Juden; denn diese dürfen ihre Religion nach deren ganzem Umfang bekennen, während der Katholik die seinige nur in beschränktem Maße bekennen und namentlich nicht das thun dürfte, was seine Kirche als den höchsten Grad christlicher Vollkommenheit betrachtet. Die römisch-katholische Religion, zu welcher sich die Mehrzahl der Franzosen bekennt (Art. 6 der Charte), wäre dann in einer schlimmern Lage als die übrigen Confessionen, was nicht statthaft ist*).

*) Das ganze Rechtsgutachten findet man in der ausgezeichneten Bro-

Gegen diese Ansicht ist man freilich in Bayern gleich mit einer Ausrede bei der Hand: der Orden und insbesondere der Jesuitenorden seien der katholischen Kirche nicht wesentlich. Aber besteht denn darin die Vollkommenheit der Freiheit, daß man nur dasjenige thun darf, was durchaus wesentlich ist? O schöne Vollkommenheit! Darf ein Mensch Wasser und Brod zur Fristung seines Lebens nehmen, nichts Anderes aber ohne höhere Erlaubniß thun, ein solcher ist nach jener Theorie noch vollkommen frei. Kann die Kirche nur dasjenige ohne obrigkeitliche Bewilligung thun, was ihrem Leben wesentlich ist, so genießt sie nach süddeutscher Logik vollkommene Freiheit. Doch wo in der Welt hat man solche Begriffe?

Vollkommene Freiheit fängt nicht schon da an, wo unerträgliche Tyrannei aufhört. Es ist nun unerträgliche Gewissenstyrannei den Menschen zu dem zu zwingen, was sein Gewissen als Sünde verdammt. Ich habe also noch keine vollkommene Freiheit, wenn ich nur das ausüben darf, was meine Religion mir als wesentlich, als durchaus nothwendig vorhält, wozu sie mich unter Sünde verpflichtet. Die Vollkommenheit der Freiheit fordert mehr. Ich muß nicht nur dasjenige lassen können, was mein Gewissen verdammt, sondern auch dasjenige ausüben dürfen, zu dem meine Religion mich ermuntert, was mir mein Glaube als hohes Ziel sittlichen und religiösen Strebens vorhält. Auch kann man mir nicht verwehren, hierin der Lehre meiner vom Staat anerkannten Religion zu folgen. Wenn deßhalb ein Katholik nach der Stimme und Mahnung seines Gewissens das ihm von der Kirche empfohlene Ordensleben erwählt, so kann er das frei thun; der Staat hat nicht das Recht ihn zu hindern noch sich einzumischen, sonst würde er einen Eingriff in die Gewissensfreiheit sich erlauben. Andere mögen einen

---

schüre: „Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz von W. E. von Ketteler.“ Mainz 1864.

Digitized by Google

solchen Katholiken belächeln, sie mögen sich über die Kutte lustig machen die er anzieht; doch in Sachen des Gewissens kommt es uns nicht auf die Meinung Anderer, sondern auf unsern eigenen katholischen Glauben an, und daß dieser das gemeinschaftliche Leben nach einer approbirten Ordensregel als etwas Gutes und Gottgefälliges anempfiehlt, darüber kann kein Zweifel seyn.

Die Protestanten halten sich nicht unter Sünde verpflichtet am Ostertag das Abendmahl zu feiern, sie wollen vielmehr, daß dieses lediglich dem freien Schwunge der Liebe überlassen bleibe. Aber der Staat sollte einmal diese Uebung ihrer Religion beschränken, wie würde man darüber schreien? Nun, wir Katholiken glauben gleichfalls, das Ordensleben sei nicht strenge geboten, sondern müsse dem freien Schwunge der religiösen Liebe anheimgestellt werden, und uns sollte man daran ohne Verletzung der vollkommenen Gewissensfreiheit hindern können? Aber wo bliebe da die Gleichheit vor dem Gesetze?

Und was reden wir nur von den Protestanten? Gestattet nicht die Regierung den Juden, den Irvingianern, den Rongeanern und Gott weiß was sonst noch für Sekten, Alles zu thun, das deren Religion als etwas Gottgefälliges anpreist?

Wir Katholiken verlangen also nicht etwas Exorbitantes. Wir begehren nur das was man auch den andern Religions-Parteien gewährt; wir fordern nur das was protestantische Staaten, was Preußen, England, Nordamerika, Holland, Dänemark den Katholiken ohne Bedenken zugestehen, was auch der Sultan, ja sogar der Kaiser von China seinen katholischen Unterthanen nicht verweigert. Und das was allerorts, selbst unter den Türken und Heiden gilt, sollte man uns abschlagen können ohne die Vollkommenheit der Gewissensfreiheit zu verkümmern!

Aber wird man sagen, wir wollen euch Katholiken gar nicht hindern in religiösen Dingen Alles zu thun was die

Digitized by Google

Kirche verlangt, ihr sollt nur nicht einseitig ohne Erlaubniß der Regierung in der Errichtung von religiösen Instituten vorangehen. Aber wie? Die Katholiken sollen in der Ausübung ihrer Religion unter Curatel gestellt werden, keinen Schritt wagen ohne vorher einen Beamten zu fragen? Wir verbitten uns das. Es ist dieß offenbar gegen die uns garantirte vollkommene Gewissensfreiheit.

Für diese Behauptung entnehmen wir ein zweites Argument, wie wir schon oben angedeutet haben, den Worten des preußischen Ministers von Jagow*): es handle sich „dem Staate gegenüber bei diesen Gelübden (der Jesuiten) immer nur um eine bloße Gewissenspflicht, die vor dem bürgerlichen Gesetze und vor der weltlichen Obrigkeit als bindende Verpflichtung nicht anerkannt wird", diese begründeten keine „Beschränkungen der Selbstständigkeit" welche „rechtlicher Natur" wären. So ist es in der That mit den Gelübden der nicht vom Staate anerkannten Orden der Fall. Sehen wir uns deren Natur etwas näher an.

Mehrere Personen verpflichten sich durch ein Gelübde nach einer Regel zusammenzuleben welche die katholische Kirche gebilligt und anempfohlen hat. Dieselben suchen gar keine staatliche Anerkennung ihres-Vereines nach, wollen keine Corporationsrechte haben, sondern zufrieden mit ihren persönlichen Rechten, glauben sie aller Vortheile entbehren zu können welche mit einer bürgerlichen Autorisation ihres Vereines verbunden sind. Sie machen die ganze Organisation und den ganzen Bestand desselben lediglich von dem Gewissen ihrer Mitglieder abhängig. In der That, was hat solche Personen zur Ablegung der Gelübde bewogen? Das Gewissen. Was hält sie im Orden zurück? Das Gewissen. Was unterwirft sie der gemeinschaftlichen Regel und dem

*) Erlaß vom 16. April 1862. Zweites Wort über die Jesuiten in Mainz S. 46.

Digitized by Google

Obern? Wiederum einzig das Gewissen. Ihr Verein als solcher verlangt durchaus keine Hülfe, keinen Zwang von Seiten des Staates. Darum existiren auch ihre Gelübde und die durch dieselben auferlegten Verpflichtungen gar nicht rechtskräftig in den Augen des Staates. Der ganze Verein und das nach den Vorschriften der katholischen Kirche in demselben geführte Leben ist offenbar nur eine Gewissenssache. Wollte demnach der Staat dieses Ordensleben beschränken oder meistern, sicher würde er in die Gewissensangelegenheiten eingreifen und somit die den Bayern zugesicherte vollkommene Gewissensfreiheit verletzen.

Dieß ist freilich an sich klar genug; aber der Vorurtheile wegen wollen wir die Sache durch folgenden Fall anschaulich machen. Gesetzt, ein Mitglied des religiösen Vereines würde die Ordensregeln verletzen oder gar aus dem Ordenshause weglaufen wollen; die andern kämen nun zur königlichen Kreisregierung und klagten über die Verletzung des Gelübdes. Was würde man auf eine solche Klage antworten? „Ei, was kümmert uns das Gelübde! das ist eine Gewissenssache, in Gewissenssachen kennt man hier zu Lande keinen Zwang.“ Nun, nehmen wir auch einmal den entgegengesetzten Fall an. Alle Mitglieder des Ordens wollen gemäß der ihnen durch die Regel, das Gelübde, die Obern auferlegten Pflicht einträchtig zusammenleben. Wie nun? Soll in dem letztern Falle ein solches Gelübde und Ordensleben keine bloße Gewissenssache mehr seyn, sondern der Staat Notiz davon nehmen müssen, um es durch seine Gewalt zu verhindern? Aber welche Inconsequenz würde das nicht seyn? Der Staat dürfte nicht Gewalt anwenden um Jemand zur Erfüllung einer Gewissenspflicht anzuhalten, wohl aber um ihn daran zu hindern! Versteht die Regierung so die vollkommene Gewissensfreiheit welche sie den Katholiken garantirt und beschworen hat? Nicht doch; sie würde laut gegen eine solche Unterstellung protestiren. Aber dann sollte sie auch nicht die Freiheit religiöser Privat-Associationen verkümmern

und ein einzelnes Wort des Ediktes gegen den obersten Grundsatz der Verfassung auslegen.

Wir kommen jetzt zur Vereinsfreiheit, welche allen Unterthanen Bayerns durch die Gesetze bewilligt ist. Es ist ein schreiender Widerspruch, diese Vereinsfreiheit nur auf bürgerliche und politische Sachen zu beziehen, sie aber in religiösen Dingen von der Erlaubniß der Regierung abhängig machen zu wollen. Man hätte dann ja der politischen Gewalt gegenüber mehr Freiheit in bürgerlichen und politischen Dingen als in religiösen. Der Staat dürfte sich mehr in religiöse Dinge einmischen als in bürgerliche und politische. Freilich nach der Ansicht mancher Liberalen hat er wirklich dieses Recht gegenüber der katholischen Kirche. Diese darf er knebeln je mehr desto besser. Die kirchlichen Obern darf er in den Augen Jener nur frischweg chikaniren; je ärger das geschieht, desto lieber ist es unsern Freiheitshelden. Solche Eingebungen der Leidenschaft darf man aber nicht in die Interpretation des Rechtes hineintragen. Das Vereinsgesetz gibt folglich den religiösen Vereinen dieselbe Freiheit, wie den bürgerlichen. Was bleibt demnach der Regierung zu thun? Will sie den Katholiken gegenüber ehrlich die Vereinsfreiheit handhaben, so stehe sie von ihrer Auslegung des Religionsediktes ab. Sonst aber erkläre sie offen, daß die Kirche nicht für ihre Institute die dem Volke garantirten Rechte beanspruchen dürfe. Eine entschiedene, aufrichtige Sprache geziemt sich auch noch heutzutage für Jedermann.

Die Regierung setzt ferner durch ihre Deutung das Edikt in Widerspruch mit der Rechtsanschauung aller gebildeten Völker. Welche diese ist, haben wir Eingangs unseres Artikels gesehen. Ueberall dürfen sich die Orden frei und ungehindert als Privat-Associationen bilden. Soll Bayern fortwährend eine Ausnahme machen, soll es in dieser Hinsicht chinesische Grundsätze verfechten? Aber man wird bald gewahr werden, daß solches auf die Dauer unmöglich ist, daß man nicht immerdar in Bayern den Katholiken vorent-

Digitized by Google

halten kann, was die ganze Welt ihnen gewährt, was ferner die neuere Rechtsentwickelung durchaus verlangt.

Hiermit sind wir zu einem neuen Momente in unserer Beweisführung gekommen; wir meinen den Widerspruch in den die von uns bekämpfte Auslegung des bayerischen Religionsediktes mit der heutzutage geltend gewordenen politischen Anschauung tritt. Zum Beweise hiefür können wir uns auf die Reden der Gegner selbst berufen. Das Ancien Régime ist begraben; der Polizeistaat hat dem Rechtsstaat Platz gemacht; die Präventiv-Maßregeln sind gehässig geworden: so prahlen unaufhörlich unsere Liberalen. Wenn es ihnen aber Ernst ist mit diesen Phrasen, so müssen sie sich consequent bleiben. Es wäre doch gar zu lächerlich, wollte man die Präventiv-Maßregeln gegen Ordensfrauen bestehen lassen, während sie sonst überall gefallen sind. Denn wenn das Repressiv-System, wenn die Autorität der Gerichte, wenn die Staatsgewalt mit dem ganzen Apparat nicht ausreicht, um etwaige Gesetzesübertretungen von Seiten der Nonnen zu strafen und unschädlich zu machen, dann ist die Falschheit des modernen Systems unwiderleglich bewiesen. Aber freilich „der bureaukratische moderne Staat hat wie Janus zwei Gesichter und zeigt der katholischen Kirche stets das alternde Gesicht des Polizeistaats“ *). Gilt das vom Verhalten gegen die katholische Kirche überhaupt, so findet es noch mehr den specifischen Erscheinungen des katholischen Lebens gegenüber statt. Nach den Grundsätzen unserer süddeutschen Liberalen können die Orden nicht genug polizeilich gemaßregelt werden, als ob große Gefahren unsern Staaten nur von den Klöstern kämen. Freiheit sei der Presse, der Rede, dem Gewerbe, den bürgerlichen Vereinen, dem internationalen Verkehre, den Sekten, dem Laster, nur keine Freiheit den Orden. Die Klausur der Franziskanessen, ein Hospiz

*) So Herr Freytag in seinem Rechtsgutachten S. 59.

Digitized by Google

der Kapuziner, Exercitien in einem Frauenkloster sind staatsgefährlich oder können möglicherweise mit der Zeit die größten Nachtheile der Volkswirthschaft bringen; darum müssen sie verhindert oder von hoher obrigkeitlicher Bewilligung abhängig gemacht werden. Doch anderswo lacht man über dergleichen administrative und polizeiliche Beschränkungen der religiösen Freiheit, wie man über einen Menschen spotten würde, der mit einem Zopf oder einer Allonge-Perrücke daher käme. So sehr sind solche Maßregeln in Widerspruch mit unserer Zeit.

Das Verhalten der bayerischen Regierung den Jesuiten gegenüber ist endlich auch in Widerspruch mit der bisherigen Praxis. Welche diese in Betreff der religiösen Privat-Associationen gewesen, haben wir bereits Eingangs erwähnt.

Wie lassen sich nun all diese Widersprüche aussöhnen, welche anscheinend das Religionsedikt verursacht? Auf dieselbe Weise, wie die Franzosen, wie die Preußen, wie die Engländer frühere die Klöster beschränkende Gesetze mit der heutigen Freiheit und den Anforderungen der Jetztzeit aussöhnen. Sie behaupten nämlich, daß die vom Staate nicht autorisirten Ordenscongregationen durchaus nicht unter jene Gesetze fallen. In ähnlicher Weise handle man in Bayern. Man beziehe den §. 76 des Religionsediktes nicht auf Privat-Associationen, sondern nur auf bürgerlich anerkannte Ordens-Gesellschaften und Institute. Das erheischt übrigens schon der Umstand, daß der §. 76 des Ediktes seiner Natur nach strikt interpretirt, und demnach auf Gesellschaften und Institute im engern Sinne des Wortes bezogen werden muß; das fordern aber auch die ausdrücklichen Worte jener Verfassungsbeilage und die allerbestimmteste Erklärung des Gesetzgebers. Das Religionsedikt gilt nämlich nach seiner Ueberschrift „den äußern Rechtsverhältnissen" der kirchlichen Gesellschaften, oder um mit dem König Max Joseph *) zu

*) Siehe dessen Erklärung von Tegernsee vom 5. September 1821.

Digitized by Google

sprechen: „den bürgerlichen Verhältnissen" derselben. So lange also eine Anzahl von Personen nicht im geringsten rechtlich als Gesellschaft auftritt, so lange ihre Beziehungen zueinander lediglich durch das Gewissen bestimmt und bewirkt werden, ohne irgendwie in die Rechtssphäre hinüberzutreten, so lange darf man das Religionsedikt nicht wider sie geltend machen, denn es will ja nur die bürgerlichen Verhältnisse der geistlichen Gesellschaften ordnen. So und nur so kann eine gesunde Interpretation der bayerischen Gesetzgebung sprechen.

Wir können uns übrigens hiefür auf mehrere Analogien berufen. Der §. 6 des Ediktes macht die Freiheit in der Wahl des Glaubensbekenntnisses vom Eintritte der gesetzlichen Volljährigkeit abhängig. Hierüber entstand bekanntlich heftiger Kampf. Wie wurde der Sturm endlich beigelegt? Man machte eine doktrinelle Interpretation, welche die Ungiltigkeit der Religionsänderung Minderjähriger nur auf die politischen und bürgerlichen Verhältnisse beschränkt*). Demnach dürfen auch Minderjährige katholisch werden; sie gelten aber als solche nicht vor dem Gesetze. Nun, eine ähnliche Interpretation verlangen wir für §. 76. Ordensinstitute mögen sich frei bilden, sie gelten jedoch als solche nicht vor dem Gesetze, so lange der Staat nicht in ihre Errichtung einwilligt.

Nach §. 9 der Verfassung sollen Verordnungen und Gesetze der Kirchengewalt, selbst wenn sie sich auf rein geistliche Gegenstände beziehen, ohne das Placet des Königs nicht verkündet und vollzogen werden dürfen. Aehnliches wiederholt und motivirt der dritte Abschnitt des Religionsediktes. Dagegen beschränkt der bayerische Ministererlaß vom 9. Okt. 1854 „die Nothwendigkeit der Placetirung" auf „ganz besondere Fälle und Anlässe, in welchen kirchliche Erlasse das

*) Histor.-polit. Blätter XXXIV. 579.

Digitized by Google

bürgerliche und politische Gebiet mit berühren", und spricht es als unzweifelhaft aus, „daß der Emanirung von oberkirchlichen Erlassen, welche nur kirchliche Angelegenheiten betreffen und nicht zugleich in das bürgerliche und politische Gebiet eingreifen, durch den Vorbehalt eines Placetum eine Schranke nicht gesetzt sei" *). Wir tadeln das Ministerium nicht, daß es durch eine solche Interpretation faktisch das Placet beseitigt hat, aber unschwer leuchtet ein, daß dieselbe gegen den Wortlaut der Verfassung ist. Gehen wir nun zu weit, wenn wir gleichfalls verlangen, daß §. 76 nur in sofern auf „geistliche Gesellschaften und sonstige Institute" bezogen werde, als diese „in das bürgerliche und politische Gebiet eingreifen", daß er mithin auf Associationen keine Anwendung habe welche ihre ganze Organisation einzig vom Gewissen ihrer Mitglieder abhängig seyn lassen, nicht aber irgendwie eine bürgerliche oder politische Anerkennung ihres Institutes in Anspruch nehmen? O nein; eine solche Auslegung verstößt nicht einmal, wie wir vorhin angeführt, gegen den Wortlaut des Gesetzes, sie nimmt nur die Ausdrücke: Gesellschaft, Institut, in einem etwas engern Sinn welchen übrigens der ganze Contexte erheischt.

Noch ein anderes Beispiel von Auslegung des Religions-Ediktes! Die zweite Verfassungsbeilage bestimmt deutlich: „Sobald mehrere Familien zur Ausübung ihrer Religion (es handelt sich um eine in Bayern staatlich nicht recipirte Religion) sich verbinden wollen, so wird jederzeit hiezu die königliche ausdrückliche Genehmigung erfordert." Dessenungeachtet sagt ein Schreiben, welches vom Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schul-Angelegenheiten an das Präsidium der Abgeordneten-Kammer unlängst erging: es ist übrigens den Anhängern der Freigemeinden unbenommen, von den Bestimmungen des Gesetzes über Versammlungen

*) Archiv für Kirchenrecht VIII. 434.

Digitized by Google

und Vereine vom 26. Februar 1850 jederzeit Gebrauch zu machen, und die königliche Staatsregierung wird diese Staats-Angehörigen in dieser Beziehung keiner andern Beschränkung unterwerfen, als durch die Vorschriften des Gesetzes und die Rücksicht auf Erhaltung der öffentlichen Ordnung durchaus geboten erscheint" *).

Offenbar konnte das Ministerium eine solche Interpretation zu Gunsten der Freigemeinden nur deßhalb machen, weil es zwischen Religions-Gesellschaften und einfachen Vereinen unterschied. Und nun sollten wir Katholiken nicht eine ähnliche Unterscheidung zu Gunsten unserer Ordensleute fordern dürfen? Das soll zu viel seyn, wenn der Episcopat für Institute, die nach den Worten des bayerischen Grundgesetzes beträchtliche „Vortheile der Kirche und dem Staate gebracht haben und in der Folge noch bringen könnten" **), dieselbe Freiheit verlangt, welche die Regierung den gemeinsten Winkelsekten gewährt? Der Contrast in der Behandlung katholischer Bischöfe und radikaler Freigemeindler ist doch gar zu groß, als daß wir darüber noch ein Wort verlieren dürften.

Die angeführten Beispiele zeigen hinlänglich, daß die Regierung selbst von der Ansicht ausgeht, das Religionsedikt könne nicht mehr seinem starren Wortlaute nach ausgeführt werden. Wir glauben deßhalb, sie werde nicht gegen Jesuiten und Klosterfrauen den Buchstaben jener Verfassungsbeilage urgiren in Widerspruch mit den Principien der Verfassung und der bayerischen Gesetzgebung, ja in Gegensatz zu der Rechtsanschauung der neueren Zeit und der gebildeten Völker. Will die Regierung die Kronrechte vertheidigen, wir tadeln das nicht, im Gegentheil wir meinen, es thue noth dieselben

---

*) Die kirchliche Freiheit ꝛc. S. 40.

**) Art. VII des Concordates in der „Verfassungsurkunde" S. 371. Mit Berufung auf das Concordat hat der gesammte Episcopat, wie schon bemerkt, im J. 1852 Freiheit für die religiösen Orden verlangt.

Digitized by Google

zu wahren; aber deren Gegner sind nicht hinter der Klausur von Klöstern zu suchen. In der That, hätte unsere Bureaukratie die Kronrechte von einer andern Seite als gegen Mönche und Nonnen vertheidigt, es stünde besser um uns. Und jetzt vollends, wo Europa in seinen Grundfesten bebt, wo wir durch unser bisheriges System an den Rand politischen und ökonomischen Bankerotts gekommen sind, schreibt der gesunde Menschenverstand andere „gesetzliche Maßregeln" vor, als die höchst ungesetzliche Regensburger Sakristeiwirthschaft.

XXIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

II. Ein Krieg um Luxemburg.

Frankfurt 18. Juni 1867.

Seit ich meinen letzten Brief geschrieben, ist mehr als ein Monat verflossen und ich meine, es sei eine ganze Reihe von Jahren. Viele und vielerlei Dinge haben mich an der Fortsetzung meiner Betrachtungen gehindert, aber ich will sie jetzt wieder aufnehmen, denn ich fühle fast ein Bedürfniß mich einmal recht aufrichtig auszusprechen.

Wie sich die Zukunft, nah oder fern, auch gestalten möge, für jetzt ist die Erhaltung des Friedens ein Glück und unverständig ist das Kriegsgeschrei, welches gewisse Parteien

Digitized by Google

und ihre Blätter noch immer erheben. Papiermenschen welche sich vor einer ungeladenen Flinte fürchten, sprechen mit widerlichem Leichtsinne über die Entscheidung durch die Waffen; Tausende glauben all' das Zeug nachsprechen zu müssen, um ja für gesinnungstüchtige Deutsche zu gelten. Männer, sonst ganz verständig und wohlgesinnt, lassen von dem Geschrei sich bethören, und darum mußt Du dem alten Soldaten schon gestatten, daß er ohne Rückhalt sich ausspreche über den Krieg, und ich denke der Jahrestag der Schlacht sei daher nicht ganz übel gewählt.

Im Jahre 1832 hab' ich, damals ein junger Soldat, gegen meine Kriegslust eine altkluge Predigt anhören müssen von dem neugebackenen Diplomaten welcher jetzt wie ich selber „des Grabes Blumen" auf dem Haupte herumträgt. Seitdem ist mehr als ein Menschenalter dahingegangen; die Zustände der Gesellschaft und der Staaten sind andere und die Wahrheiten welche Du mir damals gesagt, sind mehr noch Wahrheiten geworden. Gerade in diesem Menschenalter haben sich die Berührungspunkte der Völker vermehrt, sind deren Beziehungen viel inniger und alle Interessen wenn nicht gemeinschaftlich, doch mehr oder weniger zusammenhängend geworden. Die Ereignisse des Völkerlebens greifen viel weiter aus und gehen tiefer, und die wirthschaftlichen Zustände unserer Zeit machen das Unglück eines jeden Volkes zu einem allgemeinen.

Doch sprechen wir nun ausschließlich von dem Kriege.

Allerdings können heutzutage die Kriege nicht mehr durch Jahrzehnte sich schleppen; sie werden nicht mehr geführt mit winzigen Heeren welche hin und her marschiren, die Länder verheeren, wenn es sich gerade trifft, auch einmal schlagen, welche aus der Belagerung einer kleinen Festung das Geschäft eines ganzen Feldzuges machen, einen großen Theil des Jahres in den Winterquartieren liegen und im Sommer dieselben Geschäfte in gleicher Art wieder fortsetzen. Wie alle Verhältnisse, so sind auch die Verhältnisse des

Digitized by Google

Krieges viel größer geworden. Man führt beträchtliche Theile der Völker in den Kampf; man steckt sich von vorneherein ein gewisses Ziel, man bringt vor gegen dieses, der eine Theil will die Annäherung hindern, der andere will die Erreichung des Zieles erzwingen. Die beiden Heere suchen sich; jedem ist des Feindes Heer das nächste und wahre „Operationsobjekt," jedes will das andere kampfunfähig machen. Will man die Sache recht vornehm aussprechen, so sagt man: früher hat das Princip der Ermüdung gegolten, heute gilt das Princip der Vernichtung. — So führt man mit den ungeheuren Massen rasche und furchtbare Stöße, und Wenige können die Sache entscheiden. Ein Erfolg, wie im Jahre 1866 ihn die Preußen errangen, wird so schnell nicht wieder eintreten; nicht jedesmal wird eine große Macht in siebzehn Tagen niedergeworfen, aber die ungeheuern Massen der heutigen Heere machen eine lange Dauer der Kriege unter allen Umständen unmöglich.

Wenn heutzutage nun die großen Kriegsereignisse in kleinere Zeitabschnitte sich zusammendrängen, so werden dagegen die Erschütterungen viel weiter getragen; so hat der Wirkungsraum kaum eine Grenze und weit von dem Mittelpunkte sind oft die Stöße noch mehr als in dessen Nähe empfunden. Je nach Umständen kann man wohl den Krieg „lokalisiren," d. h. man kann die Operationen in einem verhältnißmäßig kleinen Raum festhalten. Heutzutage kämpft man wohl nur gegen Bewaffnete, man achtet Leben und Eigenthum der unbewaffneten Bewohner, die Kriegführung ist menschlicher geworden, aber die Greuel liegen in der Natur der Dinge und die beste Disciplin der Heere kann sie nicht hindern. Sind im Bereiche des Kriegsfeldes die unmittelbaren Verheerungen auch grausig, so sind sie nicht das größte Unheil, denn die andern, wenn auch nur mittelbaren Wirkungen schaffen viel größeres Unheil.

Glaubst Du, der kurze Krieg von 1866 habe nur in Oesterreich und in Italien die inneren Verhältnisse zerrüttet,

Digitized by Google

habe nur in dem südlichen Deutschland und in Preußen dieselben gestört? Gehe nach Belgien, nach Holland, nach der Schweiz und nach Frankreich und Du wirst noch Mancherlei über die Wirkungen dieses kurzen Krieges vernehmen. Ueberall kannst Du hören, wie nach allen Richtungen das Vertrauen und in dem Verkehr das Geld verschwunden war. In jedem Handelsplatze kannst Du wahrnehmen, wie bei der einfachen Möglichkeit eines Krieges die Gewerbthätigkeit stille steht, wie die Geschäfte stocken, wie große Vermögen zu Grunde gehen. Erinnere Dich, mein Freund, wie im Jahre 1859 und 1866 nicht nur der Curs der Papiere, sondern selbst der Werth der Grundstücke gesunken war, und sage mir, wie es hätte werden müssen, wenn beide Kriege bei längerer Dauer über weitere Landstrecken sich verbreitet hätten.

Die Börse ist keineswegs ein untrüglicher Messer der gesellschaftlichen Zustände und der wirthschaftlichen Verhältnisse; oft genug sind ihre Bewegungen durch allerlei schlechte Mittel gemacht; aber mit der Stimmung des Geldmarktes zeigt sie das Steigen oder Fallen des allgemeinen Vertrauens. Wenn auf diesem der Umsatz stille steht, wenn von diesem das Geld sich zurückzieht, so entbehrt es der Handel und entbehren es die Gewerbe. Steht ein Krieg in Aussicht, so müssen all' die Leute welche von ihren Renten leben, ihre Ausgaben beschränken, denn sie wissen nicht, welche Schicksale ihr Vermögen treffen kann, wohl aber wissen sie, daß im Laufe des Krieges ihre Renten nicht mehr flüssig seyn werden. Glaubt der Kaufmann, daß die Waaren keine Käufer finden, so leert er seine Magazine und füllt sie nicht wieder, und der Fabrikant hört auf zu arbeiten, wenn jener ihm nicht mehr den Absatz seiner Produkte vermittelt, oder wenn er ihm nicht mehr seine Bedürfnisse z. B. die Rohstoffe liefert. Die Kaufläden stehen leer, die Handwerker sind ohne Beschäftigung, die Fabrikarbeiter entlassen. Du sagst: man muß doch wohnen, sich kleiden und essen. O ja, aber man kann mit gar wenig auskommen, wenn man das Mehr nun

Digitized by Google

einmal nicht hat. Handelsgeschäfte, Gewerbe, Privatvermögen, wieweit sie im Raum auseinanderliegen, sind in gegenseitiger Abhängigkeit und deßhalb sind fern von dem Schauplatz des Krieges Tausende und aber Tausende ohne Brod. Ich verkenne nicht die Mildthätigkeit in allen Ländern, sie kann viel einzelnes Elend mildern, aber um das allgemeine Elend zu heben, reichen die größten Anstrengungen nicht aus. Wird die Noth größer, so werden die Mittel der Wohlthätigkeit kleiner, denn die Lasten drücken immer schwerer und am Ende muß der mildeste zuerst für sich und die Seinigen sorgen. Jeder verliert, der nicht Geschäfte macht im Krieg und für den Krieg. Eine Masse von großen Capitalien wird verloren und nicht wieder gewonnen, mit diesen aber gehen Unternehmungen, Einrichtungen, Anstalten und demnach unzählige Existenzen zu Grunde. Könnte man all' diese Verluste und Schäden einer Berechnung unterwerfen, so würden sich fabelhafte Summen ergeben. Von diesen Summen aber fällt der größte Theil immer auf den kleinen Mann und darum verarmen die Länder. Die Verarmung irgend eines Landes ist aber für jedes andere ein Unglück.

Du kennst wohl die Größe des unmittelbaren Aufwandes für den Krieg und dennoch würdest Du erstaunen, wenn ich Dir vorrechnen wollte, was ein einziges kleines Gefecht die Steuerpflichtigen kostet. Die Hunderte von Millionen werden verpufft, verschwinden in Rauch und Schutt; und auch dem Sieger sind die Verhältnisse gestört, wie groß die politischen Vortheile seien welche das Waffenglück ihm errungen.

Mit den Heeren ziehen erhaben und furchtbar die Engel des Todes, aber hinter ihnen schleichen der Hunger, die Seuchen, die Noth und alle die tückischen Feinde des Lebens. Von diesen werden die Meisten erwürgt, die kleinere Zahl ist durch die Waffen gefallen. Erst wenn die gelichteten Reihen der Krieger von der Mühseligkeit ihrer Arbeit ruhen, erst dann erreicht das Elend der Völker seinen höchsten Stand.

„Unter den Waffen schweigen die Gesetze" (inter arma

silent leges) — das ist ein alter und männiglich bekannter Satz. Wo der Krieg weilt und tobt, da gibt es keine Autorität; da gilt nur die Gewalt der Waffen, aber auch weit von dem eigentlichen Schauplatze treten Ausnahmszustände an die Stelle der gesetzlichen Verwaltung. Nicht auf dem Schlachtfelde nur sind die Augenblicke kostbar, auch in der Behandlung bürgerlicher Geschäfte kann der Verlust eines Tages oder selbst einer Stunde ein Unglück herbeiführen, welches die größten Opfer nicht wieder gut machen können. In den Perioden des Kampfes dürfen nicht Collegien, dürfen nicht berathende oder gesetzgebende Körper die Fragen herumzerren deren glückliche Lösung Geheimniß und Schnelligkeit fordert. Je mehr von dem Krieg oder seinen unmittelbaren Folgen ein Staat berührt wird, um so mehr muß Verwaltung und Regierung sich den wechselnden Umständen fügen, sei es auch auf Kosten des bestehenden Rechtes. Die kriegführenden Mächte müssen jedes Verhältniß dem Zweck des Krieges unterordnen; sie müssen die Freiheit beschränken, sie müssen den Rechten der Körperschaften, der Person, des Eigenthums u. s. w. die Forderungen des Krieges voranstellen, und wenn dann die begründeten Forderungen übertrieben oder mißbraucht und unbegründete geltend gemacht werden, so ist das eben eine leidige aber nicht ungewöhnliche Erscheinung in dem Treiben der Menschen. Die Nothwendigkeit im Kriege schafft in allen Schichten die Willkür, eine jede steht unter der höhern, und die höchste wird nur zu oft von einer falschen Auffassung der Lage bestimmt.

Die Unterzeichnung des Friedensinstrumentes ist niemals auch das Ende der Ausnahmszustände. Gerade wenn der Donner der Geschütze verhallt ist, hört man die Klagen der zerstörten Existenzen und der Verarmung, und wenn Rauch und Dampf sich verzogen, so zeigt sich die Verheerung. Das Aufräumen der Brandstätte ist härtere Arbeit als das Löschen der Gebäude. Gerade nach Beendigung des Krieges ist die höchste Energie der Regierungen, sind die größten Opfer der

Digitized by Google

Bürger nothwendig, um wieder die Ordnung herzustellen aus welcher das neue Vertrauen erwachsen soll. Die Regierungen bedürfen immer noch ungewöhnlicher Mittel, noch immer fordern sie eine besondere Unterwerfung der Bürger, und wo die schrankenlose Willkür den Machthabern zur Gewohnheit geworden, da mußt Du von diesen nicht zarte Rücksichten erwarten. Glaubst Du, daß die Vernichtung der Freiheit in einigen Staaten gar nicht auf die andern wirke; glaubst Du nicht, daß jeder große Krieg einen gewaltigen Cäsarismus auf die Völker des europäischen Festlandes werfe welchem vielleicht eine Revolution die Freiheit wieder abringt?

Der Krieg, sagt man, stählt die Kräfte der Völker; nach einem Kriege arbeiten alle menschlichen Thätigkeiten mit größerer Energie als jemals zuvor; an der Stelle der zerstörten erheben sich neue Anstalten die weit mehr den Forderungen der Zeit entsprechen, und unzweifelhaft gehen die Fortschritte rascher. Gewiß ist viel Wahres in diesen Sätzen; ich werde später vielleicht die guten Folgen der Kriege besprechen, für jetzt aber gestatte mir einige bescheidene Bemerkungen die, den leeren Redensarten sich entgegenstellend, nicht ganz unnöthig seyn dürften, um unverständigen Anwendungen dessen zu begegnen was bedingungsweise nicht unwahr ist.

Die Zeit in welcher alle menschlichen Kräfte in angestrengter, fast fieberhafter Thätigkeit arbeiten; die Zeit in welcher jede Stunde den Einsatz des Lebens und all seiner Güter von Jedem verlangt, muß wohl die starkgebornen Charaktere stählen; solche Zeit muß wohl mannhafte Männer hervorbringen. Sicherlich gehörst Du nicht zu denjenigen die da im Ernste glauben, daß milde Volksfreunde, feste Rechtsmänner, fromme Minister und dergl. aus dem Getümmel des Krieges in den Frieden herausgehen. Nur selten hat man für Glauben, für Recht und Freiheit und für die allgemeine Wohlfahrt gefochten, man hat wegen ganz anderer Dinge des Volkes beste Jugend auf die Schlachtfelder geführt; wohl aber hat man fast immer die heiligen Worte auf die

Digitized by Google

Fahne geschrieben und man hat die höchsten Ideen mißbraucht um die Gegenwart, und um womöglich auch die Zukunft zu belügen. Siehe Dich um in der Geschichte der Staaten und Du wirst finden, daß solche Kriege wohl rücksichtslose Herrscher, brutale oder listige Machthaber und starre Knechte der Gewalt erzeugt haben, aber keine Helden des öffentlichen Wohles. Hat ein Krieg dem Frieden je ehrenfeste Vertheidiger der Volksrechte, der Freiheit und treue Förderer der allgemeinen Wohlfahrt gegeben, so sind es seltene Kriege zur nothwendigen Vertheidigung der Freiheit und des Rechtes gewesen.

Hat man auch oft gesehen, daß der Friede den Wohlstand einer Stadt oder eines Landes in kurzer Zeit wieder hergestellt und auf die Stelle der Trümmer viel schönere Gebäude errichtet hat, so kann man auch Städte und Länder nennen, welche niemals wieder den Wohlstand und die Bedeutung erlangten die sie vor dem Kriege besaßen. Die Nothwendigkeit steigert freilich die Energie der Menschen, aber diese arbeitet vergebens, wenn furchtbares Unwetter ihre Bäume gebrochen und ihre Quellen in andere Kanäle getrieben hat. Die moderne Statistik behauptet, daß nach jedem Kriege sich die Zahl der Geburten vergrößere, und daß somit der nächsten Zukunft ein schöneres Geschlecht erwachse. Auch dagegen könnte man einwenden, daß viele einzelne Orte und ganze Länder auf lange Jahre hinaus entvölkert worden sind; sei aber der Satz auch vollkommen wahr, so ist es doch außer Zweifel, daß Jahrzehnte hergehen müssen, ehe die vermehrten Geburten einen kräftigen Theil der Bevölkerung hervorbringen. — Jeder Aktion folgt nothwendig die Reaktion, und jeder Zerstörung folgt irgend ein Aufbau. Das ist ein allgemeines Gesetz; soll man aber alte Städte niederbrennen, um die winkligen Gassen durch offene schöne Straßen zu ersetzen, soll man die garstigen Leute todtschlagen, damit eine schöne Jugend erwachse?

Für keine der beiden Mächte war das Ländlein und die

Festung Luxemburg der ungeheuern Opfer werth, welche ein Krieg verlangt hätte, und kein Mensch konnte die Ausdehnung desselben zum Voraus ermessen.

Die Abneigung gegen den Krieg liegt in den Massen der Völker, auch wenn sie tapfer und kriegerisch sind, denn die einfachsten Menschen empfinden, was die begabten und die unterrichteten einsehen. Die gute Mehrheit der französischen Nation ist einem Kriege sehr abhold gewesen, die Aufregung ist von politischen Parteien gemacht und das Kriegsgeschrei ist bezahlt worden von gewissenlosen Spekulanten, welche gerechnet haben auf guten Verdienst von den Kosten des Krieges und auf reichen Gewinn aus den eroberten Landen. Ehrgeizige Generale und Offiziere die es werden wollen, sind immer und überall für den Krieg. So ist das Geschrei der französischen Blätter fast betäubend geworden; die deutschen haben es nachgeschrien, und eben diese haben die französischen Rüstungen noch mehr als die Franzosen selbst übertrieben. Die französische Armee hatte in fernen Ländern viele Menschen verloren und viel Material; man hat den Abgang beider nicht eigentlich ersetzt und die schlechte Verwaltung des Marschalls Randon hat Alles noch mehr verkommen lassen. Dem Marschall Niel kam der Lärm recht gelegen; er benützte die Gelegenheit um das Heer wieder zu besserm Stand zu heben, und er muß die sogenannten Rüstungen noch lange fortsetzen, ehe der Zweck erreicht ist. Der Imperator selbst wollte durch das Geschrei auf die öffentliche Meinung drücken; aber er sah wohl die drohenden Gefahren und das Gespenst einer europäischen Allianz erschien ihm in seinen Träumen. Die Franzosen, glaube mir, sind erfreut über die Erhaltung des Friedens, und wenn sie auch nicht glauben, daß die Beschlüsse der Londoner Conferenz eine ewige Ruhe verbürgen, so meinen sie doch, es sei eine Zeit gewonnen, in welcher gar Vieles geschehen könne an das jetzt kein Sterblicher denkt.

Der Graf Bismark hat das Schlagwort von der „Integrität des deutschen Gebietes“ sehr gut verwendet, aber

Digitized by Google

wenn wir auf den Grund gehen, so hat das Wort für ihn keinen Sinn, denn für ihn gibt es kein Deutschland. Wenn Preußens neuerworbene Größe in Frage stand, so konnte er doch nicht anstehen einen festen Platz aufzugeben, welchen er in besserer Lage und viel mächtiger mit einem Theil der erpreßten Kriegscontributionen ersetzen kann. Er konnte nicht das neue, noch wenig befestigte Gebäude des norddeutschen Bundes den furchtbarsten Wechselfällen aussetzen, wegen eines Ländleins welches dem Gebiete des zerstörten Bundes angehört hat, aber niemals dem Gebiete des preußischen Staates. Der pommersche Graf hat in der Luxemburger Geschichte bewiesen, daß er ein wirklicher Staatsmann ist — freilich wohl ein ausschließlich preußischer.

Daß die sogenannte „Realpolitik" den deutschen Empfindungen keine Folge geben kann: das ist eben das Unheil der Lage in welche wir getrieben worden sind durch Preußens gewissenlose Vergrößerungssucht, durch Oesterreichs schlechte Wirthschaft, durch Napoleons treuloses Schwanken und durch den Jammer der deutschen Kleinstaaterei.

In den nächsten Tagen die Fortsetzung.

Dein N. N.

III. Der Krieg als bedingte Nothwendigkeit.

Frankfurt 22. Juni 1866.

Hast Du, gegen Deine Gewohnheit, mein letztes Schreiben so schnell erwidert, nur allein um mir einen Gewissensspiegel vorzuhalten? — Der lange Aufenthalt in der Geldstadt, sagst Du, habe mich an die trockene Auffassung der Dinge gewöhnt, so daß ich der Empfindung jede Geltung in den großen Verhältnissen versage. Ich fürchte, sagst Du ferner,

Digitized by Google

eine Entwerthung meines Vermögens, ich liebe die Behaglichkeit und ich sei überhaupt zu alt, um im Felde noch etwas Ordentliches zu leisten. Darin, meinst Du, liege die eigentliche Erklärung meiner Predigt gegen den Krieg. — Ich will aufrichtig seyn. Von alledem was Du mir vorwirfst, muß ich manches eingestehen, dagegen sollst Du mir auch gewisse Beschränkungen gestatten.

Ich kann noch immer ein ordentliches Pferd reiten; ich könnte noch immer einen kräftigen Hieb führen; ich könnte schon noch eine Stellung erkennen oder einen Marsch einleiten und der ehemals so kräftige Körper könnte schon noch etwas ertragen, wenigstens einige Zeit lang. Bei alledem bin ich keiner von den Gecken, die ewig jung bleiben wollen. Das Kriegshandwerk fordert die volle Manneskraft und das Glück neigt sich zur Jugend; dieser gehört die That, und im Felde ist gar oft auch der Rath des bedenklichen Alters vom Uebel. — Meine Zeit ist vorüber. Als im April des Jahres 1859 man noch hoffte, daß Preußen sein System „der freien Hand" verlassen und einen deutschen Standpunkt einnehmen werde — da hat mein alter Chef, früher ein berühmter Kriegsmann, mit unverhaltenen Thränen mir geklagt, daß es ihm nimmer vergönnt sei für des Vaterlandes Sache den Degen zu ziehen. Müßten wir jetzt fechten für eine deutsche Sache, so könnt' auch ich nicht die bitteren Thränen zurückhalten; ich würde die Zeit meiner Kraft beklagen, ich würde die thatkräftige Jugend beneiden, aber ich würde rufen „auf zu den Waffen!" wie ich vor Jahrzehnten es gerufen hätte.

Du hast vollkommen recht; ich möchte — denn ich liebe eine gewisse Behaglichkeit des Lebens — nicht ein Bettler werden; wenn aber das Vaterland Opfer verlangte, so würde ich solche schon bringen und es bliebe wohl immer noch das Wenige übrig was die Fristung des fast abgelaufenen Lebens verlangte. Es ist mir sehr hart geworden, auf eine ehrenhafte Thätigkeit zu verzichten, aber da eine solche mir nun

Digitized by Google

einmal versagt ist, so wünsche ich dem Rest meiner Tage die Ruhe. Die ruhige Behaglichkeit einer Reihe von Jahren hat mich nicht zum trockenen Schildbürger gemacht, und die Auffassung der Weltverhältnisse ist mir nicht eingeschrumpft zur feigen Haushaltungspolitik. Allerdings hab' ich lange Zeit in der „Geldstadt" gewohnt, und ich habe mich wohl darin befunden, ich habe den Verkehr der Menschen und mit diesen die Bewegungen des Geldmarktes anders auffassen gelernt; ich habe verstehen gelernt, wie die verschiedenen Thätigkeiten in Ursachen und Wirkungen zusammenhängen, wie das Geld die fernsten Verhältnisse vermittelt — wie die Idee dem Gelde dient und das Geld der Idee. Der unmittelbaren Wirksamkeit entrückt, konnte ich unbetheiliget die Reibung der verschiedenen Interessen beobachten und in dieser Beobachtung hab' ich einen weitern Blick für die großen Verhältnisse gewonnen und eine gerechte Achtung für die kleinen. Hier erst ist es mir klar geworden, daß die Wohlfahrt der Völker am Ende doch nur aus dem Wohl der einzelnen Menschen erwächst. Begreifst Du nun, wie es kömmt, daß ich nicht auf den Wolken erhabener Anschauung sitzend, über die Erde hinausluge, sondern daß ich zu dem Wohl und dem Wehe der Einzelnen herabsteige, und auch nach den kleinen Folgen der großen Bewegungen frage?

Wenn von jetzt an ich in andern Tönen spreche, so sollst Du darin nicht die beschränkten Auffassungen eines verwitterten Kriegsknechtes hören; deßhalb, mein alter Freund, habe ich Dir die „Friedenspredigt" gehalten.

Es gibt eine Gefühlspolitik welche sich in großen Redensarten ergeht, welche statt gegebener Zustände überall nur ihre Phantasmen erblickt und an die Stelle unbefangener Urtheile nur Neigungen oder Abneigungen setzt. Ich hasse diese Gefühlspolitik; aber ich ehre das wahre Gefühl. Unglücklich die Regierung welche den edelsten Regungen des Menschen keine Geltung gestatten will in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten. Ein wahres und bestimmt

Digitized by Google

ausgesprochenes Volksgefühl ist eine Offenbarung und eine Macht. Nicht Vernunftgründe und nicht realpolitische Betrachtungen, sondern Gefühle sind es welche die Thaten hervorgerufen haben seit dem Beginn der Zeiten. Was einzelne Menschen in ungeheurer Hingebung gethan, sie haben es nicht in der Rechnung der wahrscheinlichen Folgen gethan; die politische Rechnung bewegt uns nicht zur Opferung unserer theuersten Güter, stürzt nicht die lebensfrische Jugend in den Tod. Ideen stehen über allen materiellen Folgen; für Ideen hat man sich von jeher geschlagen; die erbärmlichsten Kabinets-Kriege wurden für gewisse Ideen geführt; mächtig aber werden nur solche, welche die Empfindung des Volkes erfaßt. Wohl meint der Einzelne, *sein* Gefühl sei die allgemeine Empfindung einer ganzen Nation; nicht selten erscheint als solche eine künstlich gemachte Aufregung; das Geschrei der Blätter wird für die Aeußerung des Volksgefühles genommen und, aufgestachelt und überreizt, verlangt dieses oft unmögliche Dinge. — Gewiß, mein alter Freund, mit Thatsachen und mit gegebenen Verhältnissen muß der Staatsmann rechnen, aber er wird falsche Ergebnisse herausrechnen, wenn er in seine Rechnung die Empfindungen der Völker nicht eingeführt hat. Der Staatsmann kann allgemeine Ideen zu bestimmten Gedanken ausbilden, er kann diesen praktische Folgen finden, aber die Empfindungen des Volkes kann er nicht für seine Gedanken erwecken, wenn das eigene Gemüth nur eine Rechentafel ist.

Ich glaube nicht an den ewigen Frieden, denn selbstständige Nationen haben für ihre Streitigkeiten keinen Richter und internationale Schiedsgerichte sind luftige Träume. Bestünden sie, so wäre der Vollzug ihrer Erkenntnisse eben wieder der Krieg. Nur eine Weltmonarchie wäre der äußere Friede, sie wäre aber auch die furchtbarste Zwangsherrschaft, sie wäre der Friede des Kirchhofes, nur zu oft gestört von den Gespenstern die aus den Gräbern der Freiheit emporstiegen. Im ununterbrochenen Frieden allerdings entwickelt

Digitized by Google

zu seiner höchsten Blüthe sich das Leben der Wissenschaften und Künste, gewinnen Industrie und Gewerbe die unermeßlichste Ausdehnung ihrer Bewegung, aber im langen Frieden werden die Völker weichlich und unmännlich, feig und der Freiheit unfähig. Du stellst mir die mannhaften Engländer entgegen, aber mit Unrecht. Wohl hat in England die Bewegung der materiellen Interessen ihre größte Ausdehnung, wohl besteht dort der bewegliche Reichthum in fabelhafter Größe; aber die Geschichte und die besondern Verhältnisse der Nation haben die überlieferte Sitte und mit dieser die bekannte Mannhaftigkeit des Volkes bewahrt; und dennoch kannst Du in jenem freien Lande unter dem mannhaften Volke überall die Wirkungen gewahren, welche der ungestörte Genuß des Reichthumes nothwendig hervorbringt.

Wissenschaft und Kunst, Industrie, Gewerbe und Handel, wie sehr wir deren Leistungen bewundern, fordern nicht alle Fähigkeiten, beschäftigen nicht alle Kräfte der Menschen, und ungenützt liegen die schönsten derselben. Im Krieg allein wirken alle menschlichen Kräfte, treten alle Talente und alle Fähigkeiten in Arbeit, erscheinen alle Leidenschaften, erscheint aber auch die strenge Beherrschung der Neigungen, erscheinen alle Laster aber auch alle Tugenden des Menschen und des Christen. Die heutige Kriegführung bedarf fast aller Wissenschaften, gar vieler Künste und der meisten Gewerbe. Nur im Krieg siehst Du die schnelle Auffassung, die rasche Entschlossenheit und das höchste Vertrauen auf die eigene Kraft, und Du siehst sie nicht nur bei den höhern Führern, sondern abwärts bis zum niedrigsten Trainknecht. In dem Getümmel des Krieges erscheinen wohl Scheusale in Menschengestalt, aber in demselben Getümmel wirken auch Helden der edelsten Menschlichkeit. Jene verschwinden wie die Ungeheuer einer frühern Erdperiode bei dem Eintritt einer neuen verschwanden, diese aber überleben die Epoche und gehen über in die neue Periode des Volkslebens. Der Friedenszeit, ich habe es oben bemerkt, liefert der Krieg als solcher freilich nicht

Digitized by Google

tiefe Staatsmänner und freisinnige Beamte, aber er erzieht Männer die stahlfest sind und dennoch milden Gemüthes. Siehe Dich um unter Deinen Bekannten, und Du wirst unter den sorgsamsten Familienvätern alte Soldaten finden, welche durch alle Gräuel und durch alle Schreckniſſe des Krieges gegangen sind. Dieſe moraliſche Wirkung einer furchtbaren Periode, glaube mir, beſchränkt ſich nicht auf die Soldaten.

Nun aber, gerade weil alle Kräfte der Völker und ihrer Glieder in Thätigkeit, weil alle Leidenſchaften und alle Fähigkeiten angeſpannt ſind, ſo iſt der Krieg eine Kataſtrophe, welche Alles zu Grunde richtet, wenn ſie zu lange währt oder zu oft eintritt. Iſt nun eine ſolche Kataſtrophe in gewiſſen Zeiten eine Nothwendigkeit, ſo iſt der Staatsweisheit als höchſte Aufgabe die Verhinderung der furchtbaren Kataſtrophe geſtellt, ſo lange die Nothwendigkeit derſelben nicht unabwendbar beſteht. Das iſt es, mein Freund, was mein letzter Brief vom 18. Juni eigentlich erweiſen ſollte und vielleicht auch erwieſen hat.

Ich höre mit diplomatiſchem Lächeln Dich ſagen: ich ſolle doch einmal recht klar dieſe Nothwendigkeit und deren Kennzeichen angeben. Ach, mein lieber Freund, ſei doch nicht hochmüthig in Deinen alten Tagen; ich kann ſo gut wie Du die legitimen Beweggründe für den „gerechten Krieg“ in den Werken von Hugo Grotius, Binkershoek, Puffendorf u. ſ. w. und beſonders in Eueren ſymboliſchen Büchern von Vattel, Martens und Klüber nachleſen und ich weiß auch, daß die neuern Darſteller des Völkerrechtes die Kriegesfälle ſehr kurz abthun und den Rechtsbegriff des Krieges, in ſtreng juriſtiſcher Faſſung, erklären als „die Anwendung des äußerſten ſelbſtvernichtenden Zwanges wider einen andern, zur Realiſirung rechtlicher Zwecke bis zur Erreichung derſelben“ *). Ich

*) St. W. Heffter. Das europäiſche Völkerrecht der Gegenwart. Berlin 1848. II. Buch. 2. Abſchn. §. 113.

Digitized by Google

würde Dir recht albern vorkommen, wenn ich aufzählen wollte die Angriffe auf die Unabhängigkeit des Staates, auf die Freiheit des religiösen Glaubens und seiner Uebung, den Bruch feierlicher Verträge, die Mißachtung wohlerworbener Rechte u. s. w. Diese Dinge gehören wirklich in Dein besonderes Gebiet, aber über einige andere Gesichtspunkte mußt Du mir doch einige Worte gestatten.

Laß uns zuerst ein bischen von der sogenannten Staatsehre sprechen.

Die Ehre eines Staates besteht freilich wohl darin, daß er seine Unabhängigkeit wahre, daß er seine Rechte und die Rechte seiner Bürger schütze, daß er überhaupt seine Bestimmung erfülle; sie unterliegt aber noch andern Bedingungen, welche der Rechtsmann nicht aufführt, weil sie nicht bestimmten Rechten entsprechen. Die Ehre eines Staates kann fordern, daß er kräftig in die internationalen Verwickelungen eintrete, auch wo er nicht unmittelbar betheiliget ist; sie kann fordern, daß er seinen gebührenden Einfluß zur Geltung und Anerkennung bringe, damit die Nation unter den anderen Nationen die Stellung einnehme welche ihrer Macht gebührt, und von dieser kann die Ehre fordern, daß sie nicht die drohende Uebermacht eines Andern und nicht die Unterdrückung der Schwächeren dulde. Der unabhängige Staat ist eine eigennützige, aber er ist dennoch eine ritterliche Person und die Pflichten der Ritterlichkeit können der Forderungen gar viele aufstellen. Was dem einzelnen Menschen nicht ehrenhaft ist, das ist es nicht auch dem Staate; wohl mag der Eine den Begriff viel weiter als der Andere ausdehnen; aber für Jeden gilt der uralte Satz „Ehre verloren, Alles verloren.“ Die größte Geduld kann gezwungen werden alles Zeitliche dem Begriff der Ehre zu opfern; die größte Achtung für staatliche Gesetze und kirchliche Vorschriften kann manchmal eine Lage nicht hindern welche dem schwer verletzten Mann kein anderes Mittel übrigläßt, als einen ehrlichen Gang mit den Waffen. Weit mehr als der einzelne Mann muß ein Gemeinwesen die

Digitized by Google

Interessen berücksichtigen und die Möglichkeiten berechnen, aber selbst der schwache Staat kann genöthiget werden um der Ehre willen einen ungleichen Kampf zu beginnen, wenn auch auf die Gefahr seines Unterganges. Dagegen wird die heilige Idee nur zu oft mißbraucht, und oft genug macht man zur Ehrensache, was höchstens nur eine Verschiedenheit der Meinungen ist. — Unabhängigkeit, Recht, öffentliche Wohlfahrt und dergl. sind sehr dehnbare Begriffe, und darum wird im öffentlichen Leben ein Parteizweck oder irgend eine unlautere Absicht nur zu oft mit der Maske der Ehre bedeckt und Handlungen werden gerühmt die geradezu ehrlos sind. Mach Dir die Nutzanwendung selber; — ich muß mir jetzt einen andern Ausgangspunkt suchen.

Jahrzehnte, Jahrhunderte vielleicht konnten die Formen gesellschaftlicher und staatlicher Einrichtungen bewahren; auch der bessere Beobachter wurde von der scheinbaren Unveränderlichkeit der äußern sichtbaren Zustände getäuscht; aber plötzlich gewahrt er, daß unter der Decke der äußern Form der Kern angefault, das innere Wesen von der allmähligen Wirkung kleiner oder großer Ursachen theilweise zerstört ist. Da macht man dann Versuche zur Haltung des Unhaltbaren; aber während der unnützen Flickarbeit schreitet die innere Zerstörung vor mit stets zunehmender Geschwindigkeit. So hat die Entwickelung der Völker ihre Zeiten, in welchen die allmählige Veränderung der Verhältnisse unzweifelhaft hervortritt und mit unbesiegbarer Macht jedes Widerstreben erdrückt. Wegen der Gemeinschaftlichkeit der Interessen und der Lebhaftigkeit des Verkehres stehen mehr als früher die Verhältnisse eines Staates in Wechselwirkung mit den Zuständen anderer Nationen, und jede größere Neugestaltung der Dinge ruft internationale Entwickelungen hervor, auch wenn sie nicht einmal aus neuen Principien entstehen.

Treten solche Epochen nahezu gleichzeitig ein bei mehreren Nationen, so werden deren Beziehungen verwirrt. Heutzutage steht kein Staatswesen mehr vereinsamt, ist kein großes

Digitized by Google

Verhältniß mehr „lokalisirt"; heutzutage mehr als jemals müssen die Verhältnisse der Nationen und ihre Beziehungen festen Regeln unterliegen, ist eine feste äußere Staatenordnung eine dringende Nothwendigkeit.

Lassen wir poetische Menschen ungestört träumen; lassen wir sie in ihren Träumen den Frieden des Paradieses, lassen wir sie die Zukunft als goldenes Zeitalter erblicken — wir arme Alltagsmenschen wissen nur zu gut, daß in der Arbeit neuer Grundsätze ein Gegensatz alter Rechte, eine Reibung der Interessen und aus dieser Reibung unabwendbar jene Streitigkeiten entstehen welche die Völker feindlich gegeneinander stellen. Wir Alltagsmenschen wissen, daß die Kunst der Diplomaten fast immer nur dem Streit eine andere Frage unterlegt und daß die gerühmte Ausgleichung meistens nur einen Streit durch den anderen aufhebt. Dieses Verfahren mag vorerst die äußere Ruhe erhalten, mag eine kostbare Zeit den Völkern gewinnen, aber früher oder später muß es eben doch sein Ende erreichen, wie dem Verschwender, der mit großer Gewandtheit alte Schulden durch neue deckt, später oder früher die gefürchtete Katastrophe dennoch hereinbricht. „Jede große Frage des öffentlichen Rechtes wird auf dem Schlachtfeld entschieden": das ist ein uralter Satz. Er ist vielleicht zu weit, er bedarf in unserer Zeit wohl mancher Beschränkung; aber jetzt und immer bleibt ein anderer gewiß: „Neue Grundsätze des internationalen Rechtes, neue Beziehungen und neue Anordnungen in dem System der europäischen Staaten werden durch blutige Katastrophen im Völkerleben festgestellt oder verworfen."

Noch muß ich verschiedene Dinge beleuchten, ehe ich meinen eigentlichen Gegenstand anfassen kann. Mach Dich daher noch auf einige Episteln gefaßt.

Wie immer

Dein N. N.

Digitized by Google

XXIV.

Zeitläufe.

Der napoleonische Besuch in Salzburg und dessen Bedeutung.

Wer hätte das gedacht in den Tagen von Villafranca? Der Urheber des ungerechtesten und perfidesten Krieges der je gegen Oesterreich geführt wurde, stattet jetzt dem Kaiser von Oesterreich zärtlichen Besuch am Sitz des deutschen Primas ab. Zwölf Jahre lang hat Graf Cavour, wie er selbst gesagt, gegen das Haus Habsburg conspirirt, mehr als ein halbes Menschenalter vorher hat Louis Napoleon sich eidlich zu jeder Unternehmung verpflichtet, die geeignet wäre zum Untergange der österreichischen Weltstellung beizutragen: und jetzt begrüßen ihn die Flammenzeichen von siebenzig Salzburger Bergspitzen herab als den Freund und zukünftigen Retter der alten Monarchie. Welcher Umschwung der Dinge!

Als der Versucher in Villafranca vor Kaiser Franz Joseph hintrat, da antwortete der hohe Herr: „Ich bin ein deutscher Fürst". Wenn der schlaue Beherrscher der Tuilerien jetzt abermals demonstriren sollte, daß ja eigentlich die Interessen Frankreichs und Oesterreichs nur wohl verstanden zu werden brauchen, um sich nicht nur nicht zu widersprechen, sondern vielmehr auf allen Punkten zu berühren und brüder-

Digitized by Google

lich Hand in Hand zu gehen — wird dann der österreichische Kaiser abermals antworten können: „Ich bin ein deutscher Fürst"? Und thäte er es, würde darauf der französische Imperator nicht mit Recht erwidern: „Aber der Friede von Prag, mein Herr Bruder, und wo ist denn das Deutschland von dessen Fürsten Sie Einer seyn wollen?!"

Das ist die ungeheure Kluft, die Villafranca von Salzburg und das Jahr 1867 vom Jahre 1859 trennt. Deutschland ist inzwischen zu Grunde gegangen und Oesterreich hat seine Weltstellung verloren. Darum konnte das Haupt des napoleonischen Hauses den Freundesbesuch machen. Es wäre nicht möglich, weil zwecklos gewesen, wenn Oesterreich noch seinen Fuß in Oberitalien hätte, und wenn man in Wien noch moralisch und politisch verpflichtet wäre, als integrirender Theil des deutschen Ganzen unter allen Umständen zum Schutze jedes Flecks Erde aufzutreten der den deutschen Namen trägt. Die napoleonischen Interessen hätten sich dann auf keinem Punkte mit den österreichischen berührt. Aber — Preußen hat gewollt, daß dieß anders werde.

Die „Freiheit der Allianzen" sei der große Gewinn aus den ungeheuern Ereignissen des Jahres 1866: so hat das berühmte Rundschreiben des französischen Ministers Lavalette vom 14. Sept. v. Js. gesagt. Herr Lavalette hat Recht. Die Allianz Oesterreichs war vor Sadowa nicht frei, jetzt ist sie frei; und um diese vollendete Thatsache zu constatiren — eine in ihren Folgen allerdings unermeßliche Thatsache — dazu weilte das französische Herrscherpaar am Fuß des Untersberges. In Berlin verkennt man augenscheinlich den Sinn solcher Höflichkeiten nicht.

Officiell erscheint der französische Besuch in Salzburg freilich nur als eine Beileidsvisite wegen des ermordeten Kaisers von Mexiko. Gewiß ein guter Vorwand und eine passende Gelegenheit. Aber wenn der Erzherzog Max von den liberalen Azteken nicht erschossen sondern als abgedankt nach Europa entlassen worden wäre, würde dann die persön-

Digitized by Google

liche Begrüßung der zwei hohen Herren vielleicht nicht stattgefunden haben? Ein Unterschied hätte dann allerdings stattgefunden; die Aufeinanderfolge wäre umgekehrt gewesen: erst der österreichische Kaiser in Paris, dann der französische Imperator in Salzburg. Das wäre die ganze Aenderung gewesen. Denn nicht die Flintenschüsse von Queretaro haben das französische Erscheinen in Salzburg möglich und nothwendig gemacht, sondern die preußischen Kanonen von Sadowa und die unvernünftige Ausbeutung des preußischen Sieges. Preußen hat es so haben wollen, daß die napoleonischen und die habsburgischen Interessen sich mit Naturgewalt berühren mußten.

Man streitet sich darüber, ob die Salzburger Begegnung eine politische Bedeutung habe oder nicht? Wie abgeschmackt! Wäre nicht das allein schon genug an politischer Bedeutung, daß die Reise der französischen Majestäten von Stuttgart bis Salzburg einem Triumphzuge glich. Wer zurückdenken will an die Stimmung welche gerade bei diesen süddeutschen Völkern im Jahre 1859 gegen den zweiten Bonaparte sich Luft gemacht hat, dem möchten allerdings die Haare zu Berge stehen über die Jubelberichte welche jetzt aus Stuttgart und Salzburg kommen, und über die beifälligen Commentare der nativistischen Presse in Bayern. Was vermögen dagegen die vereinzelten Pfiffe und Grunzer welche von der Fortschrittspartei zu Augsburg in Scene gesetzt worden sind? Diese Partei erschien als eine Handvoll isolirter Doktrinäre, als sie 1859 dem frechen Angriff Napoleons auf die österreichische Macht in Italien und der Revolutionirung der Halbinsel das Rauchfaß schwang; erst Graf Bismark hat dem maulfertigen Häuflein auf den grünen Zweig geholfen. Ebenso erscheint die Partei jetzt als eine Handvoll isolirter Doktrinäre, wenn sie gegen die hohen Reisenden aus Paris ihren scheelsüchtigen Ingrimm ausläßt. Die eigentliche Volksstimmung ist jetzt ebenso entschieden für die napoleonische Einmischung, als sie vor acht Jahren in namenlose Entrüstung

entbrannt war gegen die französische Einmischung; und dafür mag sich unsere Fortschrittspartei in Berlin bedanken.

Man möchte blutige Thränen weinen über das Verderben und die Schmach welche durch diesen Stimmungswechsel auf die deutsche Idee und Gesinnung fällt. Aber es ist einmal so, und es hilft nichts die Thatsache zu vertuschen; sie muß vielmehr jener heillosen Politik welche den traurigen Abfall verschuldet und mit Gewalt erzwungen hat, eindringlichst zu Gemüth geführt werden. Sie hat Deutschland unfindbar gemacht auf der Karte Europa's; wie will sie sich beklagen, wenn die deutsche Idee und Gesinnung verschwinden?

Als vor acht Jahren der Tuilerienhof durch bekannte Broschüren und Zeitungsblätter sich den Süddeutschen als erneuerten Protektor anbot, da war nur Eine Stimme zorniger Verachtung gegen die deutschgebornen Federn welche sich zu solchen „Hundeschriften" hergaben. Jetzt spielen dieselben Blätter welche sich damals am meisten ereiferten, mit Lust und Liebe die Rolle französischer Reise-Moniteurs. Welcher Sturm der Entrüstung brauste bei uns auf, als der hannover'sche Minister Borries die Aeußerung fallen ließ, daß die deutschen Mittelstaaten im Nothfall wohl noch eines fremden Beschützers sicher wären, und als dem verstorbenen König von Württemberg derselbe Gedanke in die Schuhe geschoben wurde! Nicht einmal in Bayern wagte man noch Rheinbunds-Gelüste zu verrathen; Niemand wollte die Schmach französisch gesinnt zu seyn auf sich kommen lassen. Und jetzt auf einmal steht die französische Partei erwachsen und gewappnet in Süddeutschland da, wie Minerva aus Jupiters Haupt gesprungen ist. Die Thatsache erleidet keinen Zweifel. Der Imperator hat das Faktum sofort erkannt, und siehe da, die einfache Reise nach Salzburg reichte hin das Prestige des „2. December" bei uns herzustellen, glänzend wie nie zuvor. Es ist ein gewaltiger moralischer Erfolg und die entsprechende Niederlage Preußens; beides aber verdankt der Imperator dem Grafen Bismark.

Digitized by Google

Man vergißt Ihm Alles was er gegen das Recht und die Gerechtigkeit massenhaft gesündigt. Man gedenkt nicht mehr des revolutionären Raubzugs über die Alpen. Man schweigt selbst von den namenlosen Thaten die er an dem heiligmäßigen Dulder auf Petri Stuhl verübt. Man will nichts mehr wissen von den unterirdischen Minen die er seit 1865 im liebseligen und hoffnungsvollen Bunde mit Graf Bismark gegen die österreichische Machtstellung abermals gegraben. Man ignorirt das (mindestens gesagt) unritterliche Benehmen gegen Kaiser Franz Joseph bei der Uebergabe Venedigs. Man deckt die tragikomische Geschichte wie er von dem mitverschwornen Grafen Bismark um den verdienten und versprochenen Liedlohn betrogen wurde, mit dem Mantel der Liebe zu. Alle seine Unthaten, Mißgriffe, Schläge in's eigene Gesicht sind vergessen. Denn die instinktive Ueberzeugung geht in Süddeutschland vor ihm her, daß er der natürliche Bundesgenosse Oesterreichs in dessen heutiger Lage und unser einzig noch möglicher Retter vor der unersättlichen Einverleibungs-Politik Großpreußens sei, daß die Bahn vor Bismark frei wäre, wenn er nicht als Prügel beim Hunde läge.

Es ist wahrlich ein erschreckliches Ende der sogenannten deutschen Bewegung, das sich uns in diesen Umständen der Salzburger Reise darstellt. Der Frankfurter Dom ist abgebrannt in denselben Tagen, das stolze Denkmal unserer alten Kaiserzeit; zu was sollte er auch fortan noch existiren? Der Napoleonide bürgt uns ja dafür, daß auch der Sieger von Sadowa sich die deutsche Krone nicht auf's Haupt drücken wird! Ein Stein möchte sich erbarmen über einen solchen Abschluß der Idee, die zwanzig Jahre lang und länger alle Herzen der deutschen Völker bewegt hat. Aber wer trägt die Schuld an dem deutsch-nationalen Untergang, der uns vor Augen liegt und aus dem nur Gottes Wunder uns noch herausreißen könnten? Denn nach aller menschlichen Berechnung wird die Fortdauer eines faulen Friedens nicht minder große Schmach auf uns häufen als der Krieg, und

Digitized by Google

der Sieg mit dem panslavistischen Russenthum würde Preußen nicht weniger theuer zu stehen kommen als für Oesterreich der Sieg mit dem romanischen Cäsarismus.

Wer trägt die Schuld? Niemand anders als Preußen. Wir haben dereinst zu den wenigen Großdeutschen gehört welche die rücksichtslose Parteinahme Oesterreichs in der schleswig-holsteinischen Frage entschieden mißbilligten. Die Zusammenkunft der zwei deutschen Monarchen und der Vertrag von Gastein (1864) hätte der ernstliche Schritt zu bedingungsweiser Cession der Herzogthümer an Preußen seyn müssen. Sonst war der gewaltsame Conflikt und die Einmischung Frankreichs gewiß. Das war unsere stete Rede seit dem Tode des dänischen Königs und sie ist nur allzu wahr geworden.

Preußen hat die Hülfe Frankreichs für den Fall der Niederlage vor Sadowa ausbedungen, Oesterreich hat es nach dem Schlage bei Sadowa gethan. Die beiden Mächte haben sich hierin nichts vorzuwerfen. Der Schleier der Verhandlungen von Biarritz ist hinreichend gelüftet, um alle Welt wissen zu lassen welche vaterlandsverrätherischen Zusagen Graf Bismark für den Fall gemacht hat daß Preußen der bewaffneten Vermittlung Frankreichs bedürftig würde. Andererseits ist es bekannt, daß der sächsische Minister von Beust eigens nach Paris eilte um dem Fürsten Metternich zur Hereinziehung Napoleons in den deutschen Conflikt behülflich zu seyn. Am 10. Juli kündigte die Wiener Abendpost mit aller Bestimmtheit an, daß „General Frossard in das preußische Hauptquartier entsendet sei, um die bewaffnete Mediation Frankreichs anzukündigen; es sei der ausgesprochene Wille des Kaisers der Franzosen Oesterreichs Machtstellung ungeschwächt erhalten zu sehen". Aber die bewaffnete Mediation blieb aus; und nun wäre es an Preußen gewesen seine Vergrößerungsgier der deutschen Pflicht und der politischen Klugheit unterzuordnen, um so Deutschlands Zukunft und Ehre sicher zu stellen. Daß die

Digitized by Google

Einmischung Frankreichs als eine permanente Drohung fortbesteht und daß diese Drohung in der Salzburger Reise einen so drastischen Ausdruck erhalten hat: dieß ist rein und ausschließlich Preußens Schuld.

Preußen brauchte nur nach dem Prager Frieden die deutschnationale Idee, wie es sie selber tausendmal verkündet und beschworen, zur Richtschnur seiner Politik zu machen; mit andern Worten, es brauchte nur nicht wortbrüchig und treulos zu werden. Alles stünde jetzt anders. Die süddeutschen Staaten lebten in vertrauensvollem Bündniß mit Preußen; sie hätten das verbindende Mittelglied zwischen dem norddeutschen Bunde und Oesterreich abgegeben; die habsburgische Monarchie hätte keine Ursache mehr gehabt eine Allianz mit Frankreich in Petto zu behalten, es hätte sich vielmehr zwischen ihr und dem norddeutschen Bunde bald ein freundliches Verhältniß ausbilden müssen. Frankreich würde sich unter solchen Umständen gehütet haben Preußen zu bedrohen. Der Imperator hätte sicher nicht einmal den holländischen Schacher wegen Luxemburg gewagt. Die Weltgeschichte wäre darum doch nicht stille gestanden, wenn Preußen es unterlassen hätte andere Krönlein von Gottes Tisch mit kühnem Griff in die seinige zu verschmelzen; und die „Vorsehung" hätte gewiß auf König Wilhelm nicht gezürnt, wenn er dem Glücksfall von Sadowa etwas vorsichtigern Nachdruck gegeben hätte. In seinen und den deutschen Grenzen durch die eigene Kraft und die Treue der Bundesgenossen gesichert, hätte Preußen auch nicht mit der russischen Allianz zu liebäugeln gebraucht. Es hätte sich für die bevorstehende orientalische Krisis eine unbefangene Stellung bewahren können, und es hätte dadurch Deutschland und Europa für die unvermeidliche Krisis in der Türkei vor der schwersten Gefahr bewahrt. Denn es unterliegt keinem Zweifel: der bloße Verdacht eines preußisch-russischen Bündnisses bedeutet den fruchtbaren Keim einer österreichisch-französischen Allianz.

Um aber die deutsch-nationale Idee zur Richtschnur

der preußischen Politik machen zu können, hätte man in Berlin den verführerischen Dämon des Großpreußenthums abweisen und niederkämpfen müssen. Man hat das entschiedenste Gegentheil gethan; man hat diesen bösen Dämon sogar als den heiligen Geist proklamirt der die Weltgeschichte mache. So hat man deutsche Fürsten vertrieben und selbstständige deutsche Länder gewaltsam einverleibt trotz des ihnen gegebenen Worts. So verfährt man gegen die unterjochten Länder mit einer solchen Härte, daß selbst das Organ der bayerischen Fortschrittspartei von einer „blinden und tollen Prussifizirung" spricht. Die sogenannten Conservativen in Preußen welche ein solches Verfahren mit ihren Principien und mit der Legitimität verträglich finden, sind unter sich gespalten und als bloße Anbeter der erfolgreichen Gewalt allenthalben der verdienten Verachtung anheimgefallen. Jene Abtheilung der Fortschrittspartei aber welche die Identität der großpreußischen Politik mit der deutsch-nationalen Idee behauptet und darum dem Grafen Bismark durch Dick und Dünn die Schleppe tragen zu müssen glaubt — diese sogenannte „national-liberale Partei" macht sich von Tag zu Tag mehr lächerlich. Denn kein Unbefangener kann verkennen, daß diese großpreußische Politik der schnurgerade Gegensatz der deutsch-nationalen Idee ist.

Das rächt sich auch vor Allem in der auswärtigen Politik. Preußen hat von seiner deutsch-nationalen Idee stets versprochen: daß sie Deutschland kräftiger und geachteter gegen das Ausland dastehen machen werde. Anstatt dessen ist es jetzt in Berlin ständige Uebung geworden die französische Empfindlichkeit und Eifersucht mit dem Hinweis zu beschwichtigen, daß ja Deutschland nunmehr viel schwächer sei als vorher wo es als geeinigte Macht von 70 Millionen dagestanden; und daß diese Vertröstung mehr ist als eine Phrase, das hat sich in der Luxemburger Sache allerdings schlagend bewiesen. Der deutsche Bund hätte nie und nimmer die wichtige Grenzfestung noch einen andern deutschen Landestheil verloren und an das Ausland verrathen. Preußen

hat einst versprochen und seine deutsch-nationale Idee dem Volke damit empfohlen, daß deren Durchführung die Erleichterung der drückenden Militär-Rüstung erlauben und zur Folge haben werde. Auch hierin ist es gerade umgekehrt gekommen. Preußen hat seine Militärlast auf ganz Nord-Deutschland ausgetheilt, aber indem es dieselbe zugleich auf's höchste anspannt. Die ganze Finanzkunst des norddeutschen Bundes geht in dem Streben auf immer neue Mittel zu finden für den enormen Aufwand der Kriegskasse. Und dennoch die demüthigende Capitulation von Luxemburg; dennoch nur das steigende Gefühl der Unsicherheit innerhalb der preußischen und deutschen Grenzen!

Wäre wirklich die deutsch-nationale Idee von Preußen zur Richtschnur seiner Politik gemacht worden, so müßte wenigstens die Aussicht vorhanden seyn auf eine von allen fremden Mächten unabhängige, völlig selbstständige Stellung Preußens. Die norddeutsche Monarchie bedurfte ja auch im ehemaligen Bundesverhältniß keiner Allianzen, und dieses stolze Selbstgenügen mußte durch jede annähernd richtige Lösung der deutschen Frage nothwendig gesteigert werden. Bei dem neuen Preußen ist es gerade umgekehrt. Man macht dem Imperator begütigend den Hof, und wie gerne hätte man seinen Gegenbesuch auf preußischem Boden empfangen, während man sich in angeblich deutscher Gesinnung über den Besuch in Salzburg scandalisirte! Denn das neue Preußen fühlt sehr wohl, wenn der Imperator unversöhnlich wäre, und wenn Rußland und Italien es im Stiche ließen, so hätte die Bismarkische Herrlichkeit die längste Zeit gedauert. Wer zweifelt daran? Daraus folgt aber, daß schon deßhalb, weil in Berlin auf Rußland und Italien als die unentbehrlichen Stützen der großpreußischen Herrlichkeit Bedacht genommen werden muß, der innerste Kern der Politik Neupreußens gar nicht anders seyn kann als principiell österreich-feindlich.

Das Liebäugeln mit der ungarischen Revolutionspartei, wie es sich in der allerdings verläugneten Depesche des preußischen Gesandten in Wien ausdrückt, versteht sich darum

Digitized by Google

von selbst. Es ist doch so, mag nun die fragliche Depesche ächt seyn oder nicht. Wer ferner auf die Allianz, wenn auch nur auf das Neutralitäts-Bündniß, des Hofes von Florenz zu reflektiren hat, der muß in Gedanken auch schon Süd-Tyrol, Triest, Istrien, Görz, Dalmatien an Italien verschenkt haben. Endlich ist das heutige Rußland nicht mehr das Moskowiterreich des Czaren Nikolaus. Schon damals hätte der Bund Preußens mit Rußland die unverantwortlichste Preisgebung der deutschen Interessen in der Orient-Frage zur Voraussetzung gehabt; wenn aber das heutige Preußen die Sicherung seiner Zukunft in der Allianz mit der Großmacht des Panslavismus sucht, dann genügt die Preisgebung der Türkei weitaus nicht mehr. Dieses Preußen muß dann unbedingt Hand in Hand mit Rußland auf den Untergang Oesterreichs spekuliren. Ohne dieß gibt es heutzutage keine russische Allianz.

Es ist unfraglich, wenn Preußen fortfährt auf dem bisherigen Wege, so ist es dem legitimen Königthum katerochen gelungen den Revolutions-Kaiser zu übertrumpfen. Darum sucht dieser jetzt eine „conservative" Allianz gegen die preußisch-russische Umsturzpolitik, er sucht das Einverständniß mit — Oesterreich. Denn der Untergang Oesterreichs durch solche Gegner wäre der seinige.

Wenn aber die Dinge so stehen, wie kann man dann vernünftigerweise zweifeln, daß auch Oesterreich das Bedürfniß haben muß sich mit dem französischen Herrscher zu verständigen und für künftige Fälle zu arrangiren? Und wenn die beiden, sich gleicherweise bedroht fühlend von demselben Dritten, sich verständigen wollen, dann werden sie es auch sehr leicht können. So ist es leider, und daß es so ist, das ist wie gesagt Preußens Werk. Preußen hat Oesterreich seiner deutschen Stellung ganz und gar beraubt, und Preußen hat Oesterreich seiner Stellung in Italien berauben helfen. Damit sind die Hindernisse gefallen die in der österreichischen Weltstellung jedem Zusammenspiel mit Frankreich unübersteiglich entgegenstanden. Seitdem — nur die auf den böh-

Digitized by Google

mischen Feldern so hart gestrafte Gefühlspolitik kann es läugnen — seitdem ist es leider wahr, daß die Interessen Oesterreichs und Frankreichs auf Hauptpunkten sich nicht nur nicht widersprechen sondern nur allzu nahe sich berühren. Preußen hat den Imperator nach Salzburg eingeladen; seine unselige Politik hat den Versuch des österreichisch-französischen Einvernehmens leicht, die Rückwirkung der gesammten europäischen Lage aber auf den Orient hat die Verständigung zur dringenden Nothwendigkeit gemacht.

Ich wiederhole: Preußen hätte es anders haben können und, wenn es anstatt des großpreußischen den nationaldeutschen Maßstab angelegt hätte, auch anders haben müssen. Selbst der Prager Friede wäre einer bessern Wendung noch nicht absolut entgegengestanden. Ich will nicht urtheilen, ob nicht sogar jetzt noch, in der zwölften Stunde eine Umkehr in Berlin möglich wäre und demnach eine Aenderung der europäischen Situation. Aber wie die Dinge jetzt stehen, so brauchte der Imperator in Salzburg nur auf die natürlichen Consequenzen der preußischen Politik für die Existenz des Kaiserstaats hinzuweisen, er brauchte insbesondere nur das Wort „Orient" auszusprechen, um den unfehlbaren Vergleichspunkt auf dem Tisch auszubreiten.

So wäre also, wird man fragen, die Verständigung der zwei Monarchen in der That der Krieg, während officiell versichert wird, daß der Weltfriede eine neue Bürgschaft durch die Salzburger Zusammenkunft erhalten werde? Ich antworte: beides zumal. Der Friede nicht weniger als der Krieg wird aus den Salzburger Besprechungen hervorgehen. Das Ob und Wann aber wird von Preußen und Rußland abhängen. Ohne Zweifel ist es nicht an Dem, daß bei der Salzburger Conferenz ein geheimer Allianzvertrag niedergeschrieben wurde zwischen Oesterreich und Frankreich. Aber beide Mächte werden nunmehr genau wissen, bis zu welchem Punkte sie die Willkür des Großpreußenthums dulden wollen, und wie sie der Maulwurfsarbeit Rußlands zu begegnen gedenken.

Digitized by Google

Man scheint in Preußen darauf zu pochen, daß die innere und namentlich die finanzielle Lage Oesterreichs die beste Friedensbürgschaft sei, weil die habsburgische Monarchie nicht Krieg führen könne und der Imperator ohne Allianz nicht losbrechen werde. Wir halten dieß für einen falschen Trost. Allerdings hat Oesterreich bei einem neuen Kampf Alles zu verlieren, aber auch Viel zu gewinnen. Zwei große Niederlagen haben das Reich in seine unermeßlichen Schwierigkeiten im Innern gestürzt, aus denen es keinen andern Ausweg gibt als einen großen Sieg. Die Geschicke Oesterreichs sind nun einmal seit Jahrhunderten aufgegangen in seiner auswärtigen Politik: der Wiener Liberalismus mag dagegen salbadern was er will. Nocheinmal soll und muß Habsburg in Europa den Ausschlag geben; das ist eine Lebensfrage für Oesterreich und in solcher Lage findet ein großer Staat immer die Mittel. Ohnehin ist an den österreichischen Finanzen nichts mehr zu verderben. Wären aber auch wirklich die Machthaber in Wien von einer förmlichen Friedenswuth besessen, so brauchte ja nur in der Türkei eine russische Flinte zu früh loszugehen, und die schönsten Friedenspläne an der Donau haben ihr nothwendiges Ende. So wird denn Rußland nicht weniger als Preußen ein starker Fürsprecher der französischen Vorstellungen in Salzburg gewesen seyn.

Auch der Imperator steht vor einem unabänderlichen politischen Muß. Er **muß** Preußen im Zaume halten. Das französische Volk muß sich thatsächlich überzeugen können, daß Frankreich noch immer die erste Macht auf dem Continent ist und seinen Daumen auch der Berliner Politik fest auf's Auge drückt. Die Tuilerien haben den Pariser Besuch des preußischen Königs absichtlich bagatellmäßig behandelt, der Moniteur hat gegen ihn sogar die französische Höflichkeit bei Seite gesetzt. So muß es bleiben. Frankreich darf sich nichts mehr bieten lassen von Berlin her, sonst ist es um das durch die Salzburger Reise mühsam aufgefrischte Prästige des Imperators abermals und zum letztenmale geschehen. Die

Digitized by Google

Frage stellt sich also sehr einfach: Europa wird Frieden haben, wenn Preußen sich demüthigt und unter die französischen Forderungen sich beugt. Wo nicht, nicht.

Es sind allem Anscheine nach nicht vage Zumuthungen sondern ganz bestimmte Punkte an denen sich die Demüthigung Preußens zeigen und vollzogen werden soll. Diese Punkte betreffen die ehrliche Ausführung des Prager Friedens, und es wird um so weniger schwer gewesen seyn die Zustimmung Oesterreichs dafür zu gewinnen. Der Imperator tritt als Anwalt des Vertragsrechts auf! Er hat als Urheber der Präliminarien von Nikolsburg, wie Graf Bismark selber den französischen Herrscher bezeichnet hat, Preußen an seine völkerrechtliche Verpflichtung in Bezug auf Nordschleswig erinnert, und er wird daran erinnern daß der Prager Friede die „unabhängige internationale Existenz" der süddeutschen Staaten unbedingt verlangt. Die beiden Clauseln hat Frankreich als Vermittler des Prager Friedens aufgestellt, und daher datirt es das Recht sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen.

Offenbar könnte nun Preußen nach Allem was vorgegangen ist, nicht ohne äußerste Beschämung sich den französischen Anforderungen unterwerfen. Die Volksabstimmung in Nordschleswig würde ohne Zweifel auch die Rückabtretung von Düppel und Alsen an Dänemark kosten; jedenfalls besteht man in Kopenhagen auf dieser Consequenz. Die elendeste Zerfleischung des alten Herzogthums wäre auch ohnedieß das Schlußresultat des glorreichen Befreiungskrieges für Schleswig-Holstein. Zudem müßte sich jeder Vernünftige fragen, warum denn Preußen sich nicht mindestens die Blamage erspart und der fraglichen Bedingung des Prager Friedens früher und ungezwungen nachgekommen sei, wo es sich auch noch Dänemark hätte zum Freunde machen können. Die Demüthigung wäre unsäglich. — Aber noch gefährlicher wäre die zweite Forderung. Sie würde offenbar die Handhabe zur permanenten Einmischung Frankreichs in die deutsch-preußischen Angelegenheiten bieten. Man würde in Paris zu bestimmen

Digitized by Google

haben, welche „nationale Verbindung“ des Südens mit dem deutschen Norden erlaubt sei oder nicht; und wir hätten im Wesen der Sache neben der Mainlinie den veritablen Rheinbund, ob die süddeutschen Staaten nun wollten oder nicht. Die preußische Weltgeschichte aber würde dann erst recht stillestehen, und daß der Stillstand nicht in Krebsgang überginge, darüber müßte der norddeutsche Bund mit einem Kriegsbudget für 800,000 Soldaten wachen. Wahrlich ein sauberer „Weltberuf“!

Aber wird denn Preußen sich fügen und die Demüthigung über sich kommen lassen? Blickt man auf die erstaunliche Behandlung der Luxemburger Frage von Seite Preußens zurück, so läßt sich wahrlich Alles erwarten. Welche stolze Sprache hat sich am Anfange der Verwicklung aus dem Ministerhotel zu Berlin vernehmen lassen! Luxemburg dürfe um keinen Preis aufgegeben werden, schon aus dem Grunde weil dann Frankreich mit dem gleichen Rechte die Räumung von Mainz und Gott weiß was noch fordern könnte; das Besatzungsrecht Preußens in Luxemburg sei ganz undiskutirbar; man müsse diese deutsche Festung behaupten nöthigenfalls auch gegen den Willen der Bewohner; hoffentlich aber werde keine fremde Macht die unzweifelhaften Rechte Preußens antasten. So entschlossen bis zum Krieg lautete die Sprache Preußens; und kaum war die Form des Londoner Possenspiels gefunden, so war Luxemburg geopfert. Man kann auf diese Geschichte nicht oft genug hinweisen; denn wenn hier Preußen unter ungleich günstigeren Bedingungen — Frankreich war ja damals noch nicht gerüstet — den Kampf für „unzweifelhafte Rechte“ scheute, warum sollte es den Kampf jetzt aufnehmen, wo nichts weiter von ihm verlangt wird als die ehrliche Erfüllung der Verpflichtungen welche es selbst im Prager Frieden übernommen hat?

Graf Bismark hat am 20. Dez. v. Js. in der Kammer erklärt und zwar mit besonderer Beziehung auf Art. 5 des Prager Friedens: Preußen habe damals die französische Redaktion annehmen müssen, um nicht als waghalsiger Spieler

Digitized by Google

Alles nocheinmal auf's Spiel zu setzen. Luxemburg scheint zu beweisen, daß diese Vorsicht noch immer der beste Theil der preußischen Tapferkeit ist. Immerhin darf man nicht vergessen: wenn sich die Gewalthaber in Berlin den französischen Bedingungen in Beziehung auf Nordschleswig und Süd-Deutschland fügen, wäre auch hier die Räumung von Mainz und dort die Rückabtretung von Düppel-Alsen sammt den preußischen Heldengräbern mitverstanden — so würde sich zwar das deutsche Gefühl dagegen empören, keineswegs aber das großpreußische.

Freilich würde sich damit das Gelöbniß der preußischen Thronrede vom 24. Februar schwer vereinigen lassen, „den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meer die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwicklungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat." Auch das ist nicht zu läugnen, daß es unserer Fortschritts-Partei entsetzlich schwer werden müßte, noch länger die Identität der preußischen Politik mit der deutsch-nationalen Idee zu behaupten, und immerzu in Abrede zu stellen daß man in Berlin zwar Preußen groß mache, aber Alles nur kein Deutschland. Allein Großpreußen könnte sich damit trösten, aufgeschoben sei ja nicht aufgehoben; und es würde sich dann nur fragen, wie lange das verzweifelnde, moralisch angeekelte Volk mit dem leeren Trost sich hinhalten ließe.

Unter solchen Bedingungen kann Deutschland Frieden haben, einen bewaffneten freilich und provisorischen längstens bis zum Zusammenbrechen der Türkei. Sonst erübrigt nur der Appell an's Schwert, wenn es Preußen nicht in der zwölften Stunde noch gelingt Oesterreich auf seine Seite zu ziehen trotz Salzburg und Moskau. Das Mittel dazu läßt sich kurz bezeichnen: Rückkehr von der großpreußischen zur national-deutschen Idee. Wir werden nun sehen!

Digitized by Google

XXV.

Studie über den Kaiser Karl V. *)

(Schluß.)

V.

Es erweckt ein schmerzliches Gefühl bei den modernen Halbwissern, die sich Geschichtschreiber nennen weil sie Aktenstücke lesen können, die Anklage zu vernehmen, daß der Stolz und der Fanatismus den spanischen Karl gehindert habe in einen Religionsfrieden zu willigen. Ja freilich, dieses eine letzte Wort klingt so schön, und jene anderen so herb! Allein warum doch erzeigen diese Ankläger dem Kaiser, den sie tadeln, nicht die Gerechtigkeit auch dasjenige zu hören, nicht was Andere von ihm, sondern was er selbst über sich gesagt hat. Wo die eigene Rechtfertigung oder der Versuch dazu von einer solchen Persönlichkeit vorliegt wie von dem Kaiser Karl V.: da muß zuerst und vor allen Dingen dieser Versuch geprüft werden, um so mehr wenn, wie hier, das ausdrückliche eigene Zeugniß des Kaisers vorliegt, daß er in der Sache rede und handle ohne fremden Rath, weil die Verant-

*) Von einem protestantischen Forscher.

Digitized by Google

wortlichkeit eines solchen Rathes Niemand auf sich nehmen wolle.

Karl war das Oberhaupt der Gesammtheit der Deutschen, der berufene Schutzherr der Rechte Aller und jedes Einzelnen. Der sogenannte Friede den man von ihm forderte, die Anerkennung des Besitzstandes, konnte nur gemacht werden zu Gunsten derer die ihn überfallen, auf Kosten derer die friedlich gesessen. Nicht bloß von seinem eigenen Rechte als Oberhaupt sollte Karl etwas nachlassen: er der als das höchste Ziel der weltlichen Regierung immer die Rechtspflege empor gehalten, sollte nun freigebig seyn mit den Gütern kirchlicher Stiftungen, die das Recht hatten auf seinen Schutz! Er der als Kaiser gelobt und geschworen, die Kirche zu schützen und zu vertheidigen, sollte nun anerkennen, daß den Fürsten des Reiches das Recht zustehe von ihren Unterthanen, ob willig ob unwillig, ein Religionsbekenntniß zu fordern nach ihrem eigenen Sinne! Und das Alles sollte er thun, weil einige dieser Reichsfürsten alle Bande der Ehre, Pflicht und Treue zerrissen, weil sie ihn und das Reich an den auswärtigen Feind verrathen, ihm selber nach Leben und Freiheit getrachtet — er sollte es thun, nur damit sie ihn nicht mehr hinderten das Reich und sie selber mit auf seine Kosten und durch seine Mittel zu vertheidigen gegen den Feind welchen sie gerufen, welchem sie die Thore des Reiches geöffnet, welcher selbst sie für ihren Treubruch gegen den Kaiser bezahlte.

Hören wir den Kaiser selbst, wie er die Lage der Dinge auffaßt und wie er persönlich seinem Bruder über seine eigene Stellung Rechenschaft gibt*).

„Ich verzichte gern darauf, sagt der Kaiser, von diesen Fürsten Hülfe zu fordern zum Schutze von Deutschland gegen Frankreich. Auch will ich Anderes nachgeben. Allein man verlangt von mir noch mehr. Man verlangt nicht bloß die Frei-

*) Lanz III. 319, vom 21. Juni 1552.

Digitized by Google

laſſung des Landgrafen: man verlangt auch, daß ich die Klagen am Reichskammergerichte gegen ihn niederſchlage. Ich kann es nicht; denn es iſt gegen die Ordnungen des Reiches. Ueberhaupt iſt das der Grundzug dieſer Forderungen an mich: die Partei verlangt von mir, daß ich mit abſoluter Gewalt verfahre gegen die Ordnungen und Abſchiede des Reiches, in ſoweit nämlich ein ſolches Verfahren ihnen beliebt, ihrem Partikularintereſſe auf Koſten des Gemeinwohles entſpricht. So iſt es namentlich mit ihrem Verlangen in Betreff der Religion. Die Beilegung des Streites derſelben ſoll verwieſen werden auf den nächſten Reichstag. Damit bin ich einverſtanden. Allein man macht den Zuſatz, daß auch im Falle der Nichteinigung der Stillſtand bleiben ſolle. Und dieſes kann ich nicht gewähren."

„Es iſt nicht meine Abſicht, Krieg gegen ſie zu erheben. Auch habe ich ja gegenwärtig dazu nicht die Mittel. Ja ſie ſehen, daß ich, ungeachtet des Schimpfes den ſie mir angethan, noch nicht die Waffen gegen ſie ergriffen habe. Und ich möchte ſogar ihr Verfahren entſchuldigen, wenn ich das irgendwie vermöchte. Dennoch kann ich, wie immer die Dinge liegen, nicht in den Zwang einwilligen, daß ich niemals das Heilmittel verſuchen ſoll. Eine ſolche Einwilligung wäre wider meine Pflicht. Sie würde ohne Rückſicht auf die Reichsſtände, welche dabei hoch betheiligt ſind, die Abſchiede der beiden letzten Reichstage umſtürzen. Ich habe dazu nicht das Recht. Und auf keinen Fall und für nichts in der Welt werde ich, wie ich Euch ſo oft geſagt und geſchrieben, etwas wider Pflicht und Gewiſſen thun, noch dasjenige halten was in meinem Namen ſo verſprochen würde; denn es wäre wider meinen Willen und würde mich zu nichts verbinden. Aber damit jene Stände erſehen, daß nicht ich bei irgend einer Gelegenheit in Deutſchland einen Krieg erregen will: ſo bin ich bereit mich auf jede Weiſe welche ſie verlangen mögen, in der Religionsſache zu allem zu verpflichten was auf dem nächſten Reichstage beſchloſſen wird. Ueberhaupt iſt dieß das einzige Mittel. Die Verſammlung in Paſſau hat nicht das Recht ſich über den Reichstag hinwegzuſetzen. Was von meinem Willen allein abhangt, das werde ich thun, und zwar ohne Zorn gegen diejenigen welche mich perſönlich gekränkt haben."

Digitized by Google

„Ich sehe freilich wohl, daß die Mehrzahl bemüht ist die kaiserliche Autorität zu schwächen. Wenn sie denn untergehen soll — und dieß ja ist das Ziel auf welches sie steuern trotz aller ihrer Worte — so will ich doch nicht, daß es geschehe unter mir."

„Aber ich will gern jegliche Sicherheit geben und versprechen, wie ich es genau erfüllen will, daß wenn Jemand etwas gegen mich hat, ich ihn auf dem nächsten Reichstage von jetzt an in sechs Monaten bereitwillig hören, und ihm Rede stehen will auf das was man mir zur Last legt. Ich werde in allem was sie mir vorwerfen wollen, so handeln, daß sie anerkennen sollen: ich sei mehr bemüht um das Gemeinwohl des heiligen Reiches und die Wohlfahrt der Stände desselben, als um mein besonderes Interesse."

„Das Verhalten der geistlichen Reichsstände, wie Ihr es in Passau bei den Vermittlern seht, entspricht dem bisherigen. Die Erfahrung hat mir bewiesen, daß ich von ihnen eine Hülfe gegen die Rebellion nicht zu erwarten habe. Ihre Vermittelung ist zu Gunsten des Moritz und seiner Partei."

„Ich möchte nicht, daß Ihr von mir dächtet, meine Weigerung gehe hervor aus der Abneigung dieser Partei das Unrecht gegen mich zu verzeihen, und dadurch mir das Verdienst zu erwerben welches Ihr mir ausmalt. Ihr sagt, das Nachgeben sei keine Schande für mich. Gewiß, ich versichere Euch, wenn es sich nur um die Schande handelte: so würde ich, wenn dafür der innere Friede von Deutschland zu erlangen wäre, sie zu überwinden wissen, und um des Gemeinwohles willen das mir persönlich angethane Unrecht verzeihen. Aber hier ist mehr als Schande: hier ist Beschwerung des Gewissens, die ich nicht auf mich nehmen kann."

„Auch ist es nicht so leicht wie Ihr sagt, daß ich durch die Annahme dieses Artikels volle Freiheit erhalte mich gegen den König von Frankreich zu wenden und ihn zu züchtigen. Ich erkenne an, daß dieß das beste Heilmittel wäre; denn er ist der Urheber aller unserer Verwirrungen. Allein meine Macht reicht nicht aus. Eher erkenne ich an, daß der Vertrag Euch vortheilhaft seyn würde für die Befreiung Eurer Königreiche und Länder von den Türken. Um diesen Preis könnte ich mich

Digitized by Google

darein ergeben die Schande hinunter zu schlucken. Allein dann wieder tritt es mir vor die Seele, daß er wider Pflicht und Gewissen ist. So wie er ist, kann ich ihn nicht annehmen. Lieber noch will ich die geringe Macht die mir zu Gebote steht, um mich sammeln und mit derselben die Gegner aufsuchen. Und wenn ich nicht so viele zusammenbringen kann, daß mit Grund auf einigen Erfolg zu hoffen ist: so will ich lieber Deutschland verlassen und nach Italien oder Flandern gehen. Vielleicht werden sie in meiner Abwesenheit zur Vernunft kommen. Denn, ich wiederhole es, ich will mich nicht verpflichten die Religionssache für immer rettungslos zu lassen."

Dann jedoch erneuert der Kaiser seinem Bruder die Vollmacht. „Wenn Ihr aber glaubt um Eurer eigenen Angelegenheiten willen den Vertrag so annehmen zu müssen wie er ist: so stelle ich Euch anheim Euch der gegebenen Vollmacht zu bedienen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung meinerseits, daß ich nicht weiter als bis auf den nächsten Reichstag gebunden seyn will."

Der Brief, aus dem wir dieß entnommen, ist einer der wichtigsten die der Kaiser Karl V. geschrieben. Er selbst zeichnet hier in der deutschen Cardinalfrage seine Politik, nicht ein Anderer, und nicht beeinflußt durch fremden Rath. Denn er fügt dem langen Schreiben, das mehrfach dieselben Gedanken wiederholt, mit eigener Hand die Bitte um Entschuldigung hinzu, daß er nicht alles selbst geschrieben, und zugleich die Betheuerung, daß kein Wort anders sei als seinem Sinne entsprechend. Er sagt ausdrücklich, daß weder Granvella noch ein Anderer es habe auf sich nehmen wollen, ihm in dieser Sache zu rathen.

Im gleichen Sinne wie seinem Bruder Ferdinand antwortet der Kaiser den zu Passau anwesenden Ständen des Reiches. „Ich berufe mich, sagt er*), auf meine ganze Laufbahn. Ich fordere Euch alle zu Zeugen, mit welcher väterlichen Liebe

*) Lanz III. 334.

Digitized by Google

und Neigung ich je und allewege das heilige Reich deutscher Nation, mein geliebtes Vaterland, auf Kosten meiner Erbkönigreiche und Länder, mit Gefahr und Wagniß meiner eigenen Person, gemeint und bedacht, wie ich für des Reiches Ehre, Nutzen und Aufnehmen keine Mühe, keine Arbeit, keine Kosten gespart. So auch ferner zu handeln, ist mein Entschluß, mein Wille. Dann wieder rufe ich Euch alle zu Zeugen, wie ich in dem verflossenen Winter um des Friedens willen mich abgemüht, wie geduldig ich dann während dieser Handlung mich benommen, in der Hoffnung, daß die Urheber der Empörung und der Spaltung dadurch zum Frieden bewogen würden. Nun aber ist es billiger Weise an Euch, nicht bei mir Euch zu bemühen, daß ich nachgebe, sondern daß sie ablassen von ihrer ungerechten Forderung, damit ein wirklicher und wahrer Vertrag abgeschlossen werden könne, der dem Reiche den Frieden und die Ruhe wieder gibt, damit man nicht unter dem Scheine eines Vertrages und eines Friedens in der Unruhe und der Empörung stecken bleibe, oder vielmehr gar für die Zukunft noch größerem Jammer das Thor eröffne."

So der Kaiser Karl an die Reichsstände. Wir sehen, wie seinem ahnungsvollen Blicke sich der Jammer der künftigen Zeiten aufthut, wie er es durchschaut, daß das Princip, dessen Anerkennung man von ihm forderte, der Quell alles Unheiles für Deutschland seyn werde. Aber nur seinem Blicke allein lag diese Einsicht offen.

Die Reichsstände zu Passau gaben ihm das Zeugniß, zu welchem er sie erfordert. „Ew. Majestät, antworten sie*), haben bisher jederzeit das heilige Reich deutscher Nation mit väterlicher Treue gemeint, auch in dieser gegenwärtigen Unruhe und Empörung sich ganz geduldig erwiesen, damit sie nicht weiter greifen und der Friede wiederkehren könne." Allein eben darum hofften sie, der Kaiser werde auch dießmal nachgeben und den Vertrag bewilligen.

*) Lanz III. 345.

Digitized by Google

Der Grund, weßhalb auch die Kirchenfürsten zu Passau mit in die Forderung der Genehmigung des Vertrages einstimmten, lag nicht fern. Es war die Furcht. Moritz und die Seinen standen gerüstet da. Der französische König steigerte sein Angebot des Soldes. „Kommt der Vertrag nicht zu Stande", melden dem Kaiser die Räthe Seld und Reze, „so stehen die geistlichen Fürsten in der Gefahr gänzlicher Verheerung ihrer Länder." „Wir vermögen nicht die Grundsätze Ew. Majestät anzugreifen", sagen diese Räthe; „aber die Sache ist höchst gefährlich. Die protestirenden Fürsten haben die Vorschläge der Vermittler angenommen. Wenn Ew. Majestät sie verwerfen, so ist von keinem ein Beistand zu erwarten."

Die dreifache Gefahr von Osten, von Westen, in der Mitte des Reiches, schwoll an. Jene Meldung der Räthe war vom 6. Juli. Inzwischen kam eine andere Nachricht von der Königin Maria vom 4. Juli. Sie meldet die höchste Bedrängniß der Niederlande, der Erblande des Kaisers. Ihre Hoffnung steht auf einen Vertrag zwischen Karl und Moritz. „Denn für die Erhaltung dieser Erblande", also schließt sie ihren Hülferuf, „ist die persönliche Gegenwart Ew. Majestät dringend nothwendig." Karl hatte noch kein Heer. Die Rüstungen, die Schwendi in Böhmen betrieb, schritten langsam vor. Karl selber war in Villach, krank und matt. Dahin eilte Ferdinand von Passau aus.

Die beiden Brüder verhandelten. Ferdinand legte den Nothstand dar. „Ich bin bereit, erwiderte der Kaiser, alles zu bewilligen, was nicht gegen Pflicht und Gewissen ist. Allein die indirekte Anerkennung eines Rechtes der Reichsstände zur kirchlichen Spaltung für immer, ist wider meine Pflicht und mein Gewissen. Ich kann sie nicht gewähren. Und ferner will ich in Betreff der Reichsbeschwerden, abgesehen von dem was mich persönlich angeht, vor meinen Nachfolgern am Reiche nicht den Vorwurf auf mich laden, daß ich das Thor geöffnet hätte zur Verringerung ihrer Ehre,

Digitized by Google

Würde und Hoheit, und sie dem absoluten Urtheil derer unterworfen über welche sie regieren sollen." — „Abgesehen von diesen beiden Punkten, sagt der Kaiser, nehme ich den Vertrag an. Und da sie die Waffen nicht niederlegen aus Furcht daß ich sie mit Krieg überziehen würde: so gebe ich ihnen die Versicherung, daß weder ich noch ein Anderer in meinem Namen sie angreifen werde, sondern daß ich sofort meine ganze Mannschaft abführen will gegen den Reichsfeind. Von dort her werde ich zur bestimmten Zeit zum Reichstage wiederkehren, waffenlos und friedlich, um so die gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches zu berathen, um jedem Rede zu stehen auf seine Klagen, und zu einer Vergleichung in der Religionssache zu gelangen. Wohl uns Allen, wenn es gelingt! Wo nicht, so werde ich nach Spanien übersiedeln, weil der Zustand meiner Gesundheit einen längeren Aufenthalt hier nicht verstattet."

Dieß ist der Standpunkt, auf welchem der Kaiser Karl V. bleibend verharrt. Es ist die Ueberzeugung, daß die Worte mit denen man den Kern der Sache zu verhüllen strebte, nämlich daß die Anerkennung des Landeskirchenthumes dauern solle bis zur endlichen Vergleichung in der Religion — daß diese letzten Worte eben nur Worte, daß die Spaltung eine endlose sei, daß es eben so viele deutsche Kirchenthümer geben werde wie Territorien. Ebenso fest aber stand in Karl die Ueberzeugung, daß die kirchliche Zerklüftung auch die weltliche nach sich ziehen werde. Seine Ahnungen gingen noch weiter, gingen hinaus über diese Consequenz. „Wenn die Hand Gottes nicht hilft, sagt er seinem Bruder*), wenn nicht er den Fürsten und Ständen des Reiches die Augen öffnet: so möchte man urtheilen, daß sie selbst ihren eigenen Untergang sich bereiten wollen." Es liegt hier, wie es scheint, eine ähnliche Anschauung zu Grunde wie die welche

*) Lanz III. 674.

Digitized by Google

Nikolaus von Kuſa ein Jahrhundert vor Karl V. in die Worte kleidete: „Die Fürſten ſuchen das Kaiſerthum zu zertreten. Aber wenn es ihnen gelingt: ſo wird über ſie die Demokratie kommen und wird ſie zertreten.“ Den Fürſten des neuen Kirchenthumes mochte dieſe Anſicht des Kaiſers Karl nicht einleuchten. Denn augenſcheinlich fiel der nächſte Gewinn des Zuwachſes an Macht nicht der Demokratie zu, ſondern ihnen ſelbſt. Was dem Reichsadel, den Bauern fehl geſchlagen war, die Ausnutzung des neuen Evangelii durch die Sprengung der bisherigen kirchlichen Bande, das war den Reichsſtänden gelungen, den Fürſten und Stadtmagiſtraten. Ueber dieß Gelingen vergaßen ſie, durch welche Mittel das geſchehen ſei: durch den Bruch des Rechtes und der beſchworenen Pflicht nach innen, durch die doppelte Hülfe der Fremden von Oſten und von Weſten. Das Mittel war ſanktionirt durch den Erfolg. Es konnte ferner angewendet, es konnte angewendet werden bis zur Zertrümmerung der kaiſerlichen Macht, die ſchützend ſich ausbreitete über Alle. Es konnte dann angewendet werden von dem Einen gegen den Anderen, von dem Stärkeren gegen den Schwächeren, und ſo fort bis die Schwächeren nicht mehr da waren, bis nur noch der Stärkſte übrig blieb, erwartend daß wieder über ihn eine ſtärkere Macht komme und mit ihm verfahre nach der Gebühr.

Mit der Erhebung des Principes von Paſſau durch die Gewalt des Moritz und ſeiner Bundesgenoſſen war die ſchiefe Ebene beſchritten. Sie führte abwärts. Ob nach Jahrzehnten, ob nach Jahrhunderten, war eine Frage der Zeit, nicht des Rechtes.

Endlich kam nach langen Mühen des Kaiſers Karl und ſeines Bruders, des Königs Ferdinand, der verabredete Reichstag von Augsburg zu Stande. Es ſcheint mit Sicherheit angenommen werden zu dürfen, daß der Kaiſer Karl, wenn ſeine phyſiſche Kraft es ihm verſtattet hätte in Augsburg zu ſeyn, das Princip des Landeskirchenthumes, das Princip der kirchlichen Spaltung von Deutſchland für immer, nicht be-

Digitized by Google

willigt haben würde. Für Ferdinand lag die Sache etwas anders. Der Grundzug seiner kirchlichen und politischen Gesinnung war derselbe wie bei dem Kaiser Karl. Ob sein Blick so weit hinausreichte in die Zukunft wie derjenige seines Bruders, dürfte eher fraglich seyn. Allein zugleich war Ferdinand persönlich bedrängt. Um der Türkennoth willen hatte er persönlich drei Jahre zuvor den Fürsten zu Passau den einen Satz zugestanden, den Karl dann hinwegstrich: den Satz, daß der Friedstand dauern solle auch wenn eine Vergleichung nicht erreicht würde. Dieselbe Forderung ward nun in Augsburg wieder vorangestellt. Jene Noth des Königs Ferdinand dauerte fort. Er sprach dem Kaiser seine schmerzlichen Klagen aus. „Die Türken, sagt er*), achten des Stillstandes nicht. Sie verletzen ungestraft mein Gebiet. Die dringende Noth der Meinigen ruft mich heim. Und hier habe ich zu thun mit der Hartnäckigkeit der Reichsstände, ihrer Gesandten und Räthe, mit ihrer Gleichgültigkeit gegen das Gemeinwohl, mit ihrer Langsamkeit. Sie verhandeln Wochen und Monate und kommen zu keinem Beschlusse.“ Ferdinand wiederholt dem Kaiser: ihn dränge die äußerste Noth; der Kaiser möge entscheiden was zu thun sei.

Karl gab sich noch der Hoffnung hin, daß die Entscheidung sich verschieben lasse auf einen anderen Reichstag, auf welchem alle Fürsten persönlich erscheinen sollten. Ferdinand verneint dieß. Er fürchtet eher, sagt er am 20. August, daß, wenn nicht eine Bewilligung erfolge, man wieder zu den Waffen greifen werde. Schon gehen solche Drohungen um. Die Söhne des ehemaligen Kurfürsten Johann Friedrich werben Söldner.

Stärkeren Eindruck noch als auf Ferdinand machten solche Reden auf den altkirchlichen Theil der Reichsstände, auf die Erzbischöfe und Bischöfe. Die Furcht vor Albrecht

*) Lanz III. 664 u. f

von Brandenburg war in ihnen noch sehr lebendig. Daß er von Frankreich aus seiner Stunde lauere, war selbst in Wittenberg bekannt. Wenn es abermals zum Kriege kam, so mußten sie, wehrlos wie immer, denselben bezahlen. Es ist die zu allen Zeiten wiederkehrende Schlaffheit der conservativen Richtung. Hier freilich trat noch mehr hinzu. Die geistlichen Herren waren von ihrem Standpunkte aus nicht minder partikularistisch, als die neukirchlichen Stände von dem ihrigen des Angriffes. Diese suchten für sich ein Princip zu ertrotzen auf Kosten des Gemeinwohles. Jene suchten zu behalten was sie hatten, und um den Preis dieses Zugeständnisses waren sie bereit das Princip ihres positiven Rechtes hinzugeben, diesem Rechte selber mit die Axt an die Wurzel zu legen. Ferdinand meldete seinem Bruder, daß die geistlichen Herren aus Furcht vor irgend welcher Ungelegenheit bereit seien alles nachzugeben. Er bat um die Entscheidung des Kaisers.

Karl verweigerte sie von Brüssel aus am 19. September 1555. „Ich übersehe die Angelegenheiten, die Stimmungen dort nicht im einzelnen. Und ferner wiederhole ich, daß ich um des Gewissens willen Scheu trage in den Religionspunkt mich zu verwickeln. Ich kann nicht. Ihr selbst müßt entscheiden." Der König Ferdinand fügte sich in das Unvermeidliche. „Ich habe mich gezwungen gesehen, sagt er am 24. September, endlich den Schritt weiter zu thun und abzuschließen. Ich habe dem Andringen der Reichsstände einerseits, und andererseits der Erwägung der Türkengefahr weichen müssen."

Heben wir mithin kurz die Sachlage hervor. Der Religionsfriede von Augsburg, die Wurzel und der Quell des späteren Unheiles für Deutschland, ist nur zu einem Theile die Frucht der Rebellion, zu welcher der Kurfürst Moritz und seine Gesinnungsgenossen in den Stand gesetzt wurden durch das Geld des Königs von Frankreich. Eine nicht minder bedeutende Mitursache war der französische Angriff selbst.

Digitized by Google

Die entscheidende Thatsache aber war die Bedrängniß von Deutschland durch die Türkengefahr.

Es ist das Gelingen des seit Jahrzehnten betriebenen Planes, den Melanchthon wiederholt charakterisirt hat. Wir erinnern an sein Wort von 1544. „Ich kenne dieß Verfahren, sagt er damals. Wir machen es wie bei einem Kaufcontrakte. Wie man dort um den Preis handelt, so wollen wir erst um den Frieden handeln, bevor wir unsere Mithülfe versprechen zu unserer eigenen und der allgemeinen Rettung. Dieß Markten hat allen Rechtschaffenen immer mißfallen."

Der Augsburger Religionsfriede enthielt die reichsrechtliche Anerkennung der Lösung der bisherigen kirchlichen Bande, die Anerkennung der kirchlichen Autonomie der Reichsstände, die Preisgebung der Unterthanen derselben an ihren Absolutismus auf kirchlichem Gebiete. Indem der römische König Ferdinand I. diese Forderung bewilligte, verzichtete er dadurch für sich und seine Nachfolger auf das Recht und die Pflicht der Herstellung der kirchlichen Einigkeit im Reiche.

Bis dahin war für diejenigen welche sich in diesen Territorien schweigend der weltlichen Gewalt in kirchlichen Dingen gefügt hatten, noch die Hoffnung eines Besserwerdens geblieben. Nach dem Reichstage von Augsburg mußten sie auf diese Hoffnung verzichten. Wer nicht die Mittel oder die Kraft zu einer damals sehr schweren Auswanderung besaß, mußte sich fügen unter die Kirchenlehre die der Landesherr vorschrieb. Eine andere ward nicht geduldet.

Man hat oft gesagt, daß die Reformationsbewegung in Deutschland wenigstens moralisch reiner sei, als die englische. Der Unterschied würde dann hauptsächlich in der Person des Königs Heinrich VIII. beruhen. Allein es möchte doch vielleicht schwer seyn, die höhere moralische Qualifikation des Landgrafen Philipp von Hessen, oder gar des Kurfürsten Moritz über Heinrich VIII. darzuthun. Indessen wie dem auch sei, nicht ein Mehr oder Minder der moralischen Schlechtigkeit der einzelnen Persönlichkeiten entscheidet, son-

Digitized by Google

dern das Princip selbst. Und dieses war auf der einen Seite ebenso revolutionär wie auf der anderen.

Aber das Landeskirchenthum in Deutschland that, zum Zwecke seiner dauernden Befestigung, einen wichtigen Schritt, der in England das Princip des Cäsareopapismus nicht in gleicher Weise durchführte. Das deutsche Landeskirchenthum band an sich das gesammte Schulwesen, nicht bloß das hohe sondern auch das niedere. Es organisirte aus den Mitteln welche es nicht selber dafür hergab, sondern aus den Stiftungen der alten Kirche sich angeeignet hatte, ein Netz des Unterrichtswesens im eigenen Dienste gegen die alte Kirche.

Dieß ist ein Faktor in unserer deutschen National-Entwickelung, der selten im vollen Maße gewürdigt worden ist und der doch unzertrennlich mit der Begründung des neuen Landeskirchenthumes zusammenhängt. Denn eben die Sorge für die Jugend war es welche Martin Luther bewog nach dem Bauernkriege an seinen Fürsten die nachdrücklich wiederholte Aufforderung zu richten, daß er sich der Kirche und Schule annehmen möge gleich wie der Brücken, Wege und Stege.

Es ist unzweifelhaft, daß diejenige Macht welche das Schulwesen in ihrer Hand hat, eben dadurch auf die Anschauungen der kommenden Geschlechter den nachdrücklichsten Einfluß übt. Die damaligen Inhaber des Landeskirchenthumes haben dieß sehr wohl verstanden. Sowohl für die Universitäten welche sie aus dem alten Kirchenthume mit hinüber nahmen, als für diejenigen welche sie aus den an sich genommenen Stiftungen und Mitteln der alten Kirche begründeten, galt in jedem einzelnen als Gebot, daß jeder Lehrer das Bekenntniß zu beschwören hatte welches der Wille des Landesherrn als das richtige anerkannte. Bei der Concordienformel später ging man bis auf die Dorfschulmeister hinab, und stellte ihnen das Entweder-Oder. Sie unterschrieben. — Diesem Eide gemäß lehrte man, und mußte man lehren. Die Wirksamkeit dieses Systemes erhielt volle Kraft dadurch daß

Digitized by Google

auch der Besuch dieser Schulen obligatorisch wurde. Die Freiheit des Unterrichtes hörte auf. Darum mußte nach wenigen Jahrzehnten in den Ländern des neuen Kirchenthumes die Erinnerung an die alte Zeit völlig verschwinden. Die neue Zeit konnte sich nur noch verneinend, feindselig gegen dieselbe verhalten. Eine wahre Freiheit der Erkenntniß wurde unter solchen Verhältnissen sehr schwer, vielfach unmöglich.

Es bildete sich demgemäß über jene Zeiten der Spaltung eine Tradition, deren Wesen nicht ist die Gerechtigkeit. Diese Tradition wandte sich feindlich gegen den Kaiser Karl V., den Schützer des Rechtes. Sie wandte sich freundlich gegen Moritz und vergaß, daß die Zeitgenossen desselben sein Thun verwerflich gefunden hatten.

Und wiederum trat dann dasselbe Verhältniß ein bei den späteren Haupt-Repräsentanten derselben Richtung welche zuerst Moritz eingeschlagen hatte, bei Gustav Adolf von Schweden, bei Friedrich II. von Preußen. Ihr Thun stand moralisch mit demjenigen des Moritz auf gleicher Höhe, oder wenn der Ausdruck gestattet ist, in gleicher Tiefe. Wie er, schritten sie, eisern und blutig, zermalmend hinweg über die alten Ordnungen. Wie er, luden sie auf sich den Fluch ihrer Mitwelt. Allein nachdem der Erfolg ihr Thun gekrönt, bildete die Nachwelt über sie eine Tradition, analog derjenigen über Moritz, und das obligatorische Schulwesen ließ diese Tradition sich bewurzeln.

Denn im Laufe der Zeiten trat der Unterschied ein, daß die Institution, welche ursprünglich dem Partikularismus Vieler gedient hatte, nur demjenigen zu gute kam welcher am folgerichtigsten das Princip der Auflösung und Spaltung vertrat, dem es dann endlich sogar gelang, das in der Wirklichkeit negative Princip zu verhüllen durch ein scheinbar positives und dadurch viele zu bethören.

Die Erkenntniß dieses Ganges der Entwickelung war nicht immer in voller Klarheit vorhanden; aber selbst auch

Digitized by Google

da wo die volle Erkenntniß fehlte, brachte die Consequenz des Beharrens auf dem einmal gegebenen Wege in praktischer Weise den Mangel der Erkenntniß.

Namentlich dauerte, wenn auch oft fast nur instinktiv, die Meinung fort, daß bei einem Ringen mit gleichen Kräften, bei völliger Freiheit der Bewegung das Institut des Landeskirchenthumes auf die Dauer wieder weichen müsse vor dem alten Kirchenthume. Wir haben gesehen, wie die Fürsten und Theologen des neuen Kirchenthumes von Anfang an dieser Ueberzeugung huldigten, daß nur der Zwang der Ausschließung des alten Cultus den neuen lebensfähig erhalte. In ganz ähnlicher Weise hat zweihundert Jahre später der vor allen Anderen energische und consequente Repräsentant der negativen Richtung geurtheilt, der König Friedrich II. von Preußen. Als an diesen von der Seite der sogenannten Philosophie aus, welcher er persönlich selber angehörte, die Mahnung herantrat, den Religionsunterricht als eine Waffe des Aberglaubens aus den Schulen zu verbannen und nur noch Moral lehren zu lassen, erwiderte der König mit richtigem Scharfblicke: „daß die Schulmeister auf dem Lande den jungen Leuten Religion und Moral lehren, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen.“ Der zu Grunde liegende Gedanke schimmert klar herdurch. Der König weiß sehr wohl, daß das Religions-Bedürfniß des Menschen unaustilglich ist. Er ist nicht der Meinung, daß, wenn die Religion aus den Schulen des Staates verbannt werde, sie darum untergehen müsse. Aber er fürchtet dann den Untergang desjenigen Kirchenthumes welches geworden ist als die dienstwillige Magd des Absolutismus. Denn das Religionsbedürfniß der Menschen werde sie dann, wenn es sich völlig frei bewegen könne, auf die Dauer dem Katholicismus wieder zuführen. Ueberhaupt erscheinen jene Worte des Königs in mancher Beziehung sehr lehrreich.

Digitized by Google

Halten wir uns daran, daß sie, dem Grundzuge nach, übereinstimmen mit jener Ansicht der Fürsten und Theologen des neuen Kirchenthumes bereits von 1529.

In diesem Grundzuge stimmte mit ihnen auch der Kaiser Karl V. überein. Nur die Consequenz war verschieden. Denn eben deßwegen verlangten jene in ihrem Partikular-Interesse den Zwang, und eben deßwegen verlangte der Kaiser Karl V. kraft seines Rechtes und seiner Pflicht für die Allgemeinheit, im Interesse ferner der menschlichen Freiheit, die Aufhebung des Zwanges, die gleiche Berechtigung. Er sah voraus daß, wenn nur erst sein sehnlichstes Verlangen und Streben erfüllt und demgemäß die hauptsächlichsten Schäden beseitigt wären, die alte Kirche bei freier Bewegung binnen wenigen Jahren alle Abgewichenen wieder an sich ziehen würde. Darum so viel er auch sonst nachgab, niemals eine rechtliche Anerkennung der Spaltung.

Er glaubte dem Ziele nahe zu seyn im Jahre 1551. Da brach über ihn die Coalition der drei Mächte: von innen der Rebellion, von Osten und von Westen des äußern Feindes. Er, der Vorkämpfer der wahren menschlichen Freiheit, stand ihnen gegenüber allein. Dennoch gab er nicht nach, beugte er sich nicht. Aber seine eigenen Kräfte versagten ihm den Dienst. Da ergriff Karl das äußerste Mittel. Er legte die Sache auf das Gewissen seines Bruders, der in diesem Punkte gleiche Pflichten hatte mit ihm. Ferdinand entschied sich für das Nachgeben.

In Folge dessen gestaltete der Kaiser Karl den längst gehegten Gedanken des freiwilligen Rücktrittes zum Entschlusse. Wenige Wochen nach jenem Abschlusse des sogenannten Religionsfriedens von Augsburg versammelte er in Brüssel um sich die Stände seiner Niederlande. Er kündigte ihnen seinen Entschluß an. Er warf einen Rückblick auf seine Laufbahn. Er wiederholte, was er erstrebt. Er legte dar, was ihn daran gehindert. Seine Worte sind wie eine Ablage der Rechenschaft seines Thuns. Und darum erfordert die Gerechtigkeit

Digitized by

gegen den Kaiser, bei dem Urtheile über sein Thun hauptsächlich seine Abschiedsworte von 1555 zu vergleichen mit seinen Antrittsworten von 1521.

Hätte der Kaiser Karl V. in völliger Freiheit zu handeln vermocht, so würde seine Nachwelt das nicht kennen was man heute die orientalische Frage nennt. Die Franzosen von damals wußten das sehr wohl. „Glaubt denn ihr Türken — sagte *) vier Jahre später ein kecker Franzose, der Gesandte Lavigne in Constantinopel zu dem Vezier Mustan — glaubt denn ihr Türken, daß ihr Ofen, Gran, Stuhlweißenburg und die übrigen Städte in Ungarn durch eure eigene Kraft gewonnen habt? Wahrlich ihr täuscht euch. Wenn nicht Frankreich beständig Zwietracht und Krieg mit dem Hause Habsburg unterhalten hätte: so wären nicht bloß jene Oerter nicht in eurem Besitze, sondern ihr wäret vor dem Kaiser Karl V. auch in Constantinopel nicht sicher gewesen."

Mit ebenso großem und noch größerem Rechte hätte ein Wort ähnlichen Inhaltes von Seiten der französischen Politik gerichtet werden können an die Inhaber des deutschen Landeskirchenthumes. Es war die Politik der französischen Herrscher aus dem Geschlechte Valois. Der intelligente Theil der französischen Nation, der Adel und die Geistlichkeit, hat diese Politik nie gebilligt **).

Wir Deutsche aber haben für unser Urtheil über den Kaiser Karl V. ein hauptsächliches Gewicht zu legen auf dasjenige Melanchthons, als eines der ersten Repräsentanten der Wissenschaft, als eines durch eigene Thätigkeit und eigene Erfahrung in den Wirren jener Zeiten kundigen, als eines bei allen Schwächen und Verirrungen dennoch rechtschaffenen Mannes, als eines deutschen Patrioten endlich den keine

*) A. G. Busbequii omnia quae extant. Lugd. Bat. ex off. Elz. 1633. p. 320.

**) Relationi degli Amb. Venet. Serie I. T. 2. p. 284.

Bande der Furcht oder der Dankbarkeit an diesen Kaiser fesselten.

Am Ende des Jahres 1558 hält Melanchthon Rundschau über die Ereignisse desselben, und legt darüber seine Gedanken nieder. „Am 20. September in diesem 58 Jahre, sagt Melanchthon*), ist Karl V., römischer Kaiser und König in Spanien, nachdem er große Dinge ausgerichtet, seliglich entschlafen in Spanien im Kloster, darin er Ruhe halben entwichen, und fast zwei Jahre mit Beten und Lesen zugebracht hat, wie er denn sonderlich gern im Bernhardo gelesen."

„Im Jahre 1521 forderte er die deutschen Fürsten gen Worms. Damals sagte sein Kanzler Mercurinus, ein weiser und vortrefflicher Mann, zu dem Kanzler des Herzogs und Kurfürsten Friedrich von Sachsen: die deutschen Fürsten haben wohl daran gethan, daß sie Karl zum Kaiser gemacht haben; denn es wird ein weiser und frommer Herr werden. Daß aber diese, eines solchen Mannes Worte, nicht aus Heuchelei, sondern aus der Wahrheit und wohlbedachtem Gemüthe hergeflossen sind, hat der Ausgang bezeuget."

Melanchthon berichtet dann das Verhalten des Kaisers gegen den König Franz von Frankreich und gegen den Papst. Er faßt sein Urtheil darüber zusammen in die Worte: „Diese Handlungen, darinnen sich der Kaiser gar bescheiden gehalten, zeigen genugsam an, daß er ein weiser, glimpflicher und gutthätiger Herr gewesen ist."

Melanchthon erörtert dann das Verhalten des Kaisers in den kirchlichen Angelegenheiten, namentlich gegenüber dem Papste. Er lobt den hohen Verstand und großen Muth des Kaisers. Er hebt mit Nachdruck hervor, daß es von Anfang an der Wille des Kaisers gewesen sei, die Sache gütlich auf einem Concile zu vertragen. Dann faßt er zum Schlusse

---

*) Corp. Ref. IX. 708.

Digitized by Google

seine Ansicht zusammen. „Dieß habe ich an dem Orte von dem Kaiser Karl anzeigen wollen, dieweil es in anderen Historien ausgelassen ist“ (nämlich bei Sleidan). „Es sind viel herrlicher großer Tugenden in ihm gewesen. Denn für sich selbst war er ein eingezogener mäßiger Herr. Im Regimente aber sind viele Anzeichen einer hohen großen Weisheit. Und daß er in der Regierung Gerechtigkeit und Gelindigkeit lieb gehabt und gebraucht, weiset seine ganze Historie aus, als daß er so viele gefangene Fürsten hat wieder losgelassen, nämlich Franz König von Frankreich, Papst Clemens, Herzog Johann Friedrich Kurfürsten von Sachsen, und Philipp Landgrafen von Hessen.“

Fügen wir zu diesen Worten von Melanchthon als der Richtschnur des deutschen Urtheiles über den Kaiser Karl V. noch die Worte hinzu, die er selber denjenigen erwiderte welche ihm als Sieger im schmalkaldischen Kriege das Beispiel des Julius Cäsar als nachahmungswerth empfahlen. Denn man müsse Siege nicht nur erfechten, sondern auch verfolgen bis zur völligen Vernichtung des Gegners. Der Kaiser entgegnete: „die Alten hatten nur Ein Ziel vor Augen: die Ehre; wir Christen haben deren zwei: die Ehre und das Gewissen.“

Das ist der Maßstab des Kaisers Karl V.

Digitized by Google

XXVI.

Künſtlerkämpfe nebſt einem Wort über Kirchen-Reſtauration.

(Umrißſtizze aus der Mappe eines Betheiligten.)

„Sie reiten ein ſchwieriges Terrain in leichter Gangart", ſagte ich zu dem Schreiber der nachfolgenden Blätter, die ich — ein paar der oberſten — aus ſeiner reichen Mappe gekramt und ſtehenden Fußes geleſen hatte. Und: „„Nur heraus damit!"" war die Antwort: „„der Galopp paßt nicht für den ernſten Vorwurf, iſt ſeiner nicht recht würdig; ich ritt ihn auch nur, um mir ſelber Bewegung zu machen, und allenfalls einigen Freunden zur Schau; du haſt deine Luſt gebüßt, alſo raſch wieder in die Mappe!"" Er ſolle dennoch einmal hinausreiten, meinte ich: die eigenartige Ausführung, deren ſpärliche Striche faſt zuviel Stoff umſchließen und ihn doch dem Kundigen ganz anſchaulich kraftvoll zuſammenhalten, werde ihr eigenes Gute ſtiften in einer Zeit und Frage, da kein rechtes Wort verloren gehen dürfe; während ein Schock nach dem anderen machtlos wider ſeine und der Seinen reguläre Cadres pralle, werde man erfahren, daß er auch reiten könne, wenn's ſeyn müßte auch eine ganz ordentliche Attaque, und möge ſich vorſehen; und jedenfalls habe die Aeußerung eines Künſtlers, nicht pro domo, aber pro aris et focis ge-

sprochen, so ernst bei aller Flüchtigkeit, Gewicht genug zu interessiren und anzuregen nach allen Seiten. Audiatur et altera! „Wenn du glaubst, so sei's drum", ist die lakonische Vollmacht, in der ich — Widerruf fürchtend — eile, Ihnen Darstellung und Votum eines der ältesten Triarier zu senden. Sie werden mein Consurgite nicht verfrüht und auch dieser Stimme einen Platz in der Zeitschrift finden, „welche künftigen Geschichtsschreibern von Deutschland durch so viele Hinterlagen von Wichtigkeit seyn wird."

Mehr zum Troste derer die auf anderen Gebieten klagen, wie wenig man darauf rechnen dürfe, hier auf Erden unangefochten zu bleiben, wenn man die Absicht hat nach dem Maße seiner Einsicht im Interesse der Sache auch nur irgendwie über das alltäglich Hergebrachte sich zu erheben oder nach dem Maße seines Könnens zum Nutzen und Frommen seiner Nebenmenschen zu wirken, als zu polemischen Zwecken — sei uns vergönnt in folgender Skizze einige der Kämpfe zu zeichnen, welche die Künstler im 19. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu bestehen hatten; wobei zu bemerken, daß, wenn die flüchtige Feder bisweilen etwas anzüglich zu werden scheint, nur eine augenblickliche Laune sie dazu verführte.

Als vor beinahe zwei Menschenaltern die Männer, welche man ziemlich allgemein als die Wiedererwecker der neueren Kunst zu bezeichnen pflegt, in ihrem jugendlichen Eifer den Muth hatten dem verrotteten akademischen Unwesen, dem verblaßten Neuheidenthum mit seinen schwächlichen und langweiligen Nachäffungen der Antike, seinen frostigen Allegorien, seinen widerlich üppigen Nymphen, seinen Faunen, Amoretten und weichlichen Idyllen Valet zu sagen, und diesen Morast verließen um eine festere Bahn zu betreten: da konnte es nicht fehlen, daß es den Freunden und Anhängern jener unsauberen Welt, die bisher mit so viel

Digitized by Google

Behagen in diesem Kreise sich bewegt hatten, unheimlich zu Muthe ward. Sie fühlten wohl, es rege sich da ein Leben welches sie längst als todt und abgethan betrachtet hatten, eine Erscheinung vor der sie zurückbebten wie vor einem vom Grabe erstehenden Gespenst; und da sie zeitig genug die Gefahr erkannten, welche in dem neuen Beginnen ihnen drohte, so ermannten sie sich um es zu bekämpfen und, wo möglich, im Entstehen zu erdrücken. — Haben wir deßhalb, so klagten sie wohl, unter dem Schutz des Olympes die Kunstwelt beherrscht, um uns nun auf so schmähliche Art von einigen Neulingen, die diese Autorität mißachten, das Scepter entreißen zu lassen? Was soll aus unserer heiteren Götterwelt werden, aus den süßen Geheimnissen ihres Dienstes, aus unseren Liebhabereien und Steckenpferden, wenn jene Finsterlinge fortfahren dürfen in ihrem Treiben sich gegen uns zu empören? Noch sind es nur wenige, noch dominiren wir und beherrschen den Geschmack, noch sind wir die anerkannten Gewalten, Günstlinge des himmlischen Hofs und der Musen; wir können nicht dulden, daß man uns trotze und daß die Zahl jener langhaarigen Nazarener sich mehre. Auf, laßt uns sie bekämpfen in Broschüren, Satiren, in Reden, Programmen, Kunstaufgaben und Preisvertheilungen! Zeus Kronion und die rosige Aphrodite werden in ihrer eigenen Sache uns schützen und helfen. — So ertönte der Ruf. Die Stimme der gefeierten Koryphäen weckte Viele, die auf akademischen Lehrstühlen in behaglichem Kunstdusel sich dehnten, und der Kampf um das Leben rüttelte sie aus dem Schlaf. Es geschah Mancherlei in feindseligem Sinne. Aber da die schützenden Götter sich, wie vorauszusehen, unzuverlässig zeigten und in ihrer Ohnmacht selbst des Schutzes bedurften, so erlahmte der Streit bald, und die Vorkämpfer, am Siege verzweifelnd, zogen es vor, statt ferner fruchtlos zu hadern, sich in ein verachtendes Schweigen zu hüllen, die gefürchteten Rebellen vornehm zu ignoriren und — ihrer Zeit zu harren. Die Neuerer indessen folgten bescheidentlich zwar, doch un-

Digitized by Google

bekümmert ihrem Berufe und achteten der Pfeile nicht, die noch hin und wieder in der Luft schwirrten ohne zu verwunden. Sie waren ihrer Sache zu gewiß, um sich beirren zu lassen; und da es ihnen von anderer Seite her an Beifall und Ermunterung nicht fehlte, so durften sie unverdrossen und hohen Muthes die ihnen gewordenen Aufträge vollführen. Und es ward Morgen und Abend, der erste Krieg.

Zu näherer Erläuterung desselben diene noch dieses. Wohl hatte die Empörung gegen den alten Schlendrian schon in Deutschland begonnen, und mancher der Rebellen wurde deßhalb auf den dortigen Kunstakademien nicht eben sanft behandelt. Aber erst in Italien gedieh sie zu einiger Reife, und zwar in Rom selbst, diesem Mittelpunkt aller Künste, wo von jeher die begabtesten Geister und gebildetsten Hände zur Verherrlichung der Kirche und Verschönerung des Lebens gewirkt hatten. Jene alten Meister namentlich, welche den Ernst mit der Milde vereinigen, die Großheit mit der Anmuth, eine ruhige Würde mit der freieren Bewegung, den traditionellen Typus mit dem lebendigen Ausdruck, und die dabei ein fromm gläubiges Herz, ein tief inniges religiöses Gefühl in allen ihren Werken offenbaren, waren es welche ihnen den richtigsten Fingerzeig für ihre eigenen Bestrebungen zu bieten schienen; und es ist natürlich, ja es konnte nicht anders seyn, als daß unsere jugendlichen Kunstjünger, ganz umgeben von solchen Herrlichkeiten, in den Meisterwerken der altitalienischen Kunst den Anknüpfungspunkt suchten und fanden, an den sich lehnend und von welchem ausgehend sie ihrem Ziele fortschreitend zustreben könnten. Fröhlichen Sinnes glaubten sie, den abgerissenen Faden so wieder aufnehmend daß sie in gelehriger Selbstthätigkeit ihn liebevoll weiterspännen, das Rechte getroffen zu haben; und trotz gelegentlicher Verirrungen, welche Einige aus ihrer Mitte in ein Extrem führten welches sie auch das Unschöne zum Muster nehmen ließ, Andere, hingerissen durch den Zauber der vene-

Digitized by Google

tianischen Farbenpracht, nur hierin das Heil suchen hießen, werden doch die in jener Zeit entstandenen Werke das redliche Streben bekunden und die siegreiche Hoffnung, einen Weg eingeschlagen und eine Bahn eröffnet zu haben, auf denen die Kunst ein gedeihliches Leben entfalten werde.

Sie gingen muthig voran, das hohe Ziel fest im Auge, sich gegenseitig ermunternd und helfend. Vom ersten Feinde ertönte nur noch ein dumpfes Murren ob der vielen Ueberläufer die seine bleiche Fahne verließen; und es schien den Kunstgenossen die Morgenröthe eines heiteren Tages zu leuchten, als eine kleine Wolke sich bildete, die den Horizont einigermaßen trübte. Es entstand eine Art von Abfall oder Trennung, und zwar im deutschen Vaterlande, deren Beginn in ihrem Gründer sich indessen schon in Rom hatte errathen lassen. Sie trat in ziemlich entschiedener Opposition auf, obwohl sie dieß nicht Wort haben wollte, beanspruchte für sich ein ausschließliches Monopol und zog durch den großen Erfolg, welchen sie hatte, viele Talente (in einem und anderem Sinne) zu sich hin: eine etwas zwitterartige Vermischung von Modernität und Stil, Sentimentalität und Ernst, Natur und Ideal, Gliedermann und Phantasie, von Altem und Neuem in bestechlicher Form und sauber ausgeführter Vollendung. Es war nicht ganz das Falsche, allein ebensowenig ganz das Rechte, gefiel aber vielleicht gerade deßhalb so sehr, zumal in jener Zeit, und ward gepriesen, bejubelt und auf alle erdenkliche Art bevorzugt und gefördert. Es hatte das Verdienst eine Schule zu seyn, in der viele Kräfte thätig waren; allein es verfiel durch die gleichmäßige Anwendung eines Kunstreceptes, welches für Alle und für jeden Gegenstand passen sollte, in eine fabrikartige Monotonie, von der nur sehr Wenige sich frei hielten. Religiöse Bilder, die aus dieser Schule hervorgingen, nannte Jemand boshaft genug die „Stunden der Andachts-Malerei", was wohl nur als ein karrikirendes Witzwort aufzufassen ist. Manches Schöne schuf sie, nebenbei aber manches traurig Düstere und Me-

Digitized by Google

lancholische. Ein verwitterter Thurm auf zerklüfteter Felshöhe ließ schon ahnen, daß unheimliche Nachtvögel aus ihm hervorschwirren würden; und als vollends wildfanatische Hussiten in Masse erschienen, da ward es dem Haupte der Schule selber leid, solche Kukukseier ausgebrütet zu haben, und auch dieser Nebel verzog sich allmählig: freilich nur um giftigen Dünsten zu weichen.

Es war dem Häuflein der Treuen kein Friede gegönnt, keine Zeit der Ruhe, festen Fuß in der Heimath zu fassen. Der neue Feind trat auf, dann und wann wollte es den Künstlern vorkommen, als sei er ein alter Bekannter, bewaffnet mit einem tintespritzenden Hinterlader — eine bösartige Erfindung die den Gegner anschwärzte — Zirkel und Richtscheit als Seitengewehr, wallende Straußenfedern auf der das Haupt bedeckenden Kappe, übrigens in Tricot. Er kam im Namen des Fortschritts und der Aufklärung (semen lycopodii) aus dem Lande der „anerkannten Unschuld", und von ihm mußten die Künstler, welche an der Quelle geschöpft hatten um daheim die dorrenden Felder zu befruchten, sich bitterböse Worte gefallen lassen. Da hieß es, sie seien nur ein Hemmniß für die freie Entwickelung, nur in der Verblichenheit alter, längst beseitigter und verschollener Elendsgestalten, „alter Reliquien von anno Schwartenleder" suchten sie das Heil, ihr ganzes Bestreben sei wie auch das der Pfaffen und als deren mittelalterlich höriger Schildknappen nur auf die gewaltsame Rückwärtsverdummung des zum „vollen Lichte" vorangeschrittenen Volksgeistes gerichtet — und solch alberner Tiraden mehr. Als Specimen dieses Gekrächzes diene ein damals in einem deutschen Blatt erschienener Artikel, welcher so beginnt: „Sie ist nicht für unsere Zeit, jene abgeblaßte todtenfarbige Richtung, der wir den Skandal des Overbeck'schen Religionsgemäldes (im Städel'schen Institut zu Frankfurt am Main) verdanken! Als Lionardo da Vinci lebte, da schuf er was seiner Zeit als lebensfrisch erschien; diejenigen welche zu ihm zurückkehren

Digitized by Google

möchten, glauben Lionardo's glückliche Schüler zu seyn, wenn sie violette Heiligengesichter auf die Leinwand bringen. Aber Lionardo malte mit ebenso hohem Incarnat wie heute die Niederländer, die Zeit nur hat seine Farbe verblaßt oder verdunkelt!" Dann heißt es mit speciellem Bezug auf Ph. Veit, der damals als Direktor der genannten Anstalt die Fahne des „alterthümelnden christkatholischen Kunstgeschmackes" am Maine hoch hielt: „Es ist endlich einmal Zeit, daß das Institut unter die Leitung eines Mannes komme der in der Gegenwart steht, der, wie auch M. Angelo, wie Rafael in ihren Tagen gethan, sich dem heiteren Leben in treuer Auffassung zuwendet, der nicht mit magerer Zeichnung und karger Farbe das Höchste zu erreichen vermeint, der nicht mit frommen Principien die Kunst, dieß freie Kind des Geistes, fesseln möchte, dem geniale Zeichnung, reiche Färbung und jene Technik deren Tradition am besten bei den Niederländern erhalten ist, das beste Ziel für die Schüler dünkt, und dem es nicht einfällt die ewig ruhige, ewig herzbewegende Kunst zur religiösen Polemik zu verwenden." — Das war doch gewiß recht artig und nett gesagt und konnte nicht verfehlen die Künstler zu veranlassen, mehr Zinnober und Incarnat auf die Palette zu nehmen, um den lebensfrischen Forderungen der Gegenwart und ihrer „gesunden Sinnlichkeit" zu genügen. Im Ernst, sie hatten solche Plattheiten erwarten dürfen und konnten sie sammt ihrer ganzen Spiegelfechterei ruhig übersehen. Ist es ja doch der guten Deutschen Unsitte und fast nur ihre, wie sie sich im Kriege stets selbst bekämpfen, so auch im Frieden sich gegenseitig herabzuwürdigen, indem sie gierig Alles bequängeln und bemäkeln, was in ihrer Mitte emporstrebt: eine Beschuldigung, welche Alle bestätigen werden die muthig genug waren und auch das Zeug besaßen, statt des breitgetretenen Philisterpfades einen besseren zu beschreiten, und muthig genug sind ihre Erfahrungen an ihren lieben Landsleuten zu bekennen. Das Wort: „Es ist nicht weit her!" bleibt für dieselben bezeichnend genug. Auch ist

Digitized by Google

ja von jeher Alles, was nur entfernt nach Chriſtenthum ausſieht, den Heiden eine Thorheit; den modernen Heiden, welche mit der vielförmigen aber leichtfertigen Bildung des Götzendienſtes die ganze ſtockige Verbiſſenheit eines durch und durch unwahren Phariſäismus zum leidenſchaftlichſten Antichriſtenthum verbinden, iſt es Thorheit und Aergerniß zugleich. — Und es ward Morgen und Abend, der dritte Krieg.

Wiederum wechſelte die Scene und mit ihr die Waffen. Neue Gegner traten auf die Bühne; und während jene nach den Fleiſchtöpfen Egyptens Lüſternen nur aus heimlichem Verſteck ihre ſtumpfen Bolzen ſchoſſen, erſchienen dieſe wohlbewehrt und feſtgepanzert in ſchwerer mittelalterlicher Rüſtung, griffen mit Lanze und Schwert von vorne an, oft mit ganz offenem Viſir; und um ſo bedrohlicher mußte der Angriff ſich für unſere Künſtler geſtalten, als er von einer Seite erfolgte welche ſie als neutrales, und da Neutralität hier im Grunde nicht möglich, ſogar als befreundetes Gebiet hatten betrachten dürfen, je weniger ſie deßhalb darauf gefaßt waren. Es waren die Ritter der Gothik, die in ihrer Begeiſterung und erſtem Feuereifer ohne Quartier zu geben Alles und Jedes niederkämpften, das nicht im Spitzbogenſtil war. Die altitalieniſche Kunſt konnte ihnen ſelbſtverſtändlich nicht gothiſch genug ſeyn, paßte alſo ihrer Anſicht nach weder in ein Wohnhaus, noch viel weniger in eine Kirche. Die Beſtrebungen und Leiſtungen der neueren Künſtler, die kirchlichen nicht ausgenommen, meinten ſie, ſeien doch immer noch zu akademiſch, ſogar etwas zopfig; und ſo, obwohl ſie ihr Leben daran geſetzt hätten den Zopf zu bekämpfen, was in Anbetracht des löblichen Willens anerkannt werde, ſei es ihnen doch nicht gelungen, und ohne daß ſie ihn ſehen wollten: „So wie es ſtund, es annoch ſteht, der Zopf, der hängt ihm hinten.“ — Viele, auch Künſtler, geſellten ſich ihnen zu und zwängten ſich mit Mühe in die gothiſche Form; und ſoweit verſtieg ſich der Fanatismus — denn ſo kann man wohl die Kühnheit jener gothiſchen Helden

Digitized by Google

bezeichnen — daß für sie Christenthum und Gothik ein und dasselbe war, letztere allein die einzig richtige Form des ersten. Nur durch eine strenge und ausschließliche Aneignung dieser Form sei folgerecht auch für die Kunst noch ein Gedeihen zu hoffen; und da sie als Männer von Einsicht die spätere Ausartung der Gothik in welke Wucherschlingen und schnörkelhafte Künstelei weder übersehen noch billigen konnten, so waren sie, um consequent zu bleiben, gezwungen, diese einzig richtige Form sowohl des Christenthums als der Kunst auf eine kurze Spanne Zeit von etwa 60 bis 80 Jahren zu beschränken und so dem in der Kirche stets lebendig fortwirkenden Geist einen verhältnißmäßig sehr geringen Zeit- und Spielraum congruenter Ausgestaltung anzuweisen. Das mußte freilich nachgerade ihnen selbst bedenklich werden. Und als nun gar in Folge ihrer unaufhörlichen, unermüdlichen exclusiven Lobpreisungen der Gothik die Kirchen mit den schwächlichsten gothisch seyn sollenden Möbeln und Fabrikaten überschwemmt wurden; als sie sich zu füllen begannen mit unzähligen Exemplaren hölzerner Spitzbögen, schwindsüchtiger Fialen und Knäufchen, unverstandenen Nachahmungen älterer Muster und hier und dort gestohlenen Originalen, mochten sie passen oder nicht, genug wenn sie nur den blöden Blick eines Nichtkenners täuschten der auch Zuckerbäckereien für ächt gothisch halten konnte; als der ausgestreute Samen in Haus und Hof und allen Ecken so hinderlich üppig in's Holz schoß: da ward es denn doch den Besten aus ihnen selbst zu arg; sie erkannten Etwas heraufbeschworen zu haben, was sie nicht mehr zu bemeistern im Stande waren; sie begannen gelindere Saiten aufzuziehen, die Friedensfahne auszustecken und selbst einigen der erwähnten Künstler freundschaftlich die Hand zu bieten; „die ich rief, die Geister werd' ich nun nicht los" . . . . .

So ging denn auch dieser Sturm leidlich gut vorüber, und schon durfte man sich der freudigen Hoffnung getrösten, die Zeit eines friedlich ruhigen Lebens und Wirkens sei

Digitized by Google

endlich eingetreten. Aber noch einmal war dieß nur Täuſchung, und der eigenſinnigſte, bitterſte und unverſöhnlichſte Feind von allen ſollte noch kommen. Er kam, und zwar in der ſeltſamen Tracht eines byzantiniſchen Hoftrabanten aus der Zeit des bilderſtürmenden Kopronymus; ſelbſt das goldene Horn, man wußte nicht, trug er es als Schmuck, Feldzeichen oder Waffe, mußte an Konſtantinopel erinnern; und mit ihm ein aus Geiſtlichen und Laien gemiſchtes Gefolge von Anhängern und Adepten. Auch war die Verkleidung nicht übel gewählt. Man würde ſie für ächt gehalten und ſich als vor einem Revenant bekreuzt haben, hätten nicht einige unbeachtete Lücken in der byzantiniſchen Umhüllung die Modernität und den Compatrioten ſchalkhaft verrathen. Immerhin waren die Künſtler nicht wenig verblüfft über dieſe ungewohnte Erſcheinung, und noch mehr wurden ſie es, als der Anführer dieſer neuen Phalanx von Gegnern die Stimme erhob und ſie folgendermaßen apoſtrophirte: „O ihr Verblendeten, die ihr in euerem Dünkel wähnt die Kunſt gehoben und gefördert zu haben; die ihr nicht einſehen und begreifen wollt oder könnt, daß ihr eigentlich Werke hervorbringt die als ganz unkirchlich die Tempel bloß entweihen und die ſammt allen Unthaten eures ſinnlichen Rafael, eures fleiſchlichen Michel Angelo und all der ſo mit Unrecht geprieſenen alten Italiener auf den Kunſtinder gehörten, gäb' es dergleichen, wie aber wir ihn errichten werden, ſobald unſere heilige Sache triumphirt! Euere Werke ſind lauter Kinder der Sünde; und wenn ihr nicht ſtrenge Buße thut, all euere gerühmte Kunſtfertigkeit und luxurioſe Geſchicklichkeit ablegt, Alles was ihr bisher gelernt habt vergeßt, den ganzen Kram eurer ſo brillirenden Kenntniſſe als unnützen Ballaſt (um nicht mehr zu ſagen) über Bord werft und wenigſtens zehn Jahre nach dem Berge Athos Wallfahrten anſtellt, um dort die ſtrenge Disciplin der Kunſt in Faſten und Nachtwachen zu erlernen: ſo ſeid ihr nicht zu retten. Ein Handlanger, ein ABC-Schütze von dort weiß

mehr als ihr, die ihr noch immer flunkert, man dürfe, ja müsse auch die Natur befragen. Die Natur — horribile dictu! — diese eigentliche Feindin und Zerstörerin christlicher Kunst, der ihr, dem verabscheuungswürdigen akademischen Treiben wie ihr faselt entronnen, doch ein Hinterpförtchen offen haltet, sie mit Allem, dem ihr entsagen wolltet, wieder einzulassen! Fort mit euch und mit eueren frivolen Kunst-Schöpfungen! Wir allein sind berufen, den rechten Weg zu zeigen; wir allein besitzen den unfehlbaren Codex sammt der Kunst ihn zu lesen und der Kraft ihn zu üben: unserer Autorität, und wenn sie euch vernichten muß, habt ihr ohne Widerwort euch demüthig zu beugen." — So ungefähr die Orakelsprüche dieser neu auftauchenden byzantinisch antiquarischen Zeloten, die es auf nichts Geringeres absehen, als der armen bedrängten Kunst die archäologische Zwangsjacke anzulegen. Nun sollte man nach solchen Expektorationen meinen, die äußere Erscheinung dieser Kunstbußprediger müsse auch im gewöhnlichen Leben und an Werktagen ihrer an's Leben greifenden Lehre einigermaßen entsprechen, sie müßten etwa aussehen wie St. Ephrem der Syrer. Aber keineswegs; das geschieht nur bei feierlichen Anlässen, und wie gesagt auch dann nicht recht; sonst gehen sie einher wie andere Menschen auch, in Rock und Pantalon u. s. w. Sie dürften auch wohl, um nicht gar zu augenfällig inconsequent zu seyn, wenn sie selbst ein Werk der Oeffentlichkeit übergeben, darauf Bedacht nehmen, etwas dem Charakter ihrer Lehre in äußerer Ausstattung nicht ganz Widersprechendes zu liefern: aber nein! das thut sich nicht; da ist Alles ganz modern elegant und weicht nicht im geringsten von der neuesten Façon ab. In Allem wissen sie sich zu akkommodiren; aber die Künstler, ja die sollen sich ihnen zu Dienst und Gefallen in ihren Arbeiten als byzantinische Aszeten verkleiden, sie allein sollen eine Maske vornehmen und wie gut exerzirte Komödianten eine eingelernte Rolle spielen. — Das ist doch wohl die barockeste, weitestgehende Forderung die je gestellt

Digitized by Google

wurde! Man bedauere den Künstler, der darauf eingeht! Sei die Rolle noch so fleißig einstudirt und durch den besten Souffleur unterstützt, immer wird sich die mangelhafte Theatergarderobe bei jeder Wendung zeigen, das Licht der Sonne erträgt der Lampenflitter gar nicht, und die ernsteste Scene kann zur Posse werden. Ja, wenn es damit gethan wäre, daß man bei der Darstellung eines Heiligen etwa dessen Namen mit griechischen Lettern auf beiden Seiten von oben nach unten zeichnete, die Falten der Gewandung nur durch schwarze Striche andeutete, und dergleichen Seltsamkeiten mehr! Es steht nicht zu erwarten, daß Jemand durch solche äußerliche Absonderlichkeiten sich täuschen lasse; nur zu leicht sieht man hinter die Coulissen; und die nachgeahmte Form altgriechischer Bilder, die in ihrer ursprünglichen Treuherzigkeit ehrwürdig sind und ihrer Zeit angemessen, wird hier zu einem widerwärtigen Zerrbild. Das hindert indessen jene Männer nicht, ihre Caprice durchsetzen zu wollen um jeden Preis und gegen Alles zu polemisiren was ihr widerstrebt; und so befangen sind sie in dieser ihrer Idee, daß der so nahe liegende Gedanke sie noch nie belästigt zu haben scheint, das Volk (und für wen anders malen wir?) werde diese ihm so fremdartigen Gestaltungen, deren Deutung dem Griechen des 8. Jahrhunderts wohl geläufig war, ohne weitläufigen Commentar gar nicht verstehen und, weit entfernt durch sie erbaut zu seyn, werde es mir davor erschrecken und zum Troste lieber zu einem ihm wohlvertrauten Andachtsbilde seine Zuflucht nehmen, sei dieses auch nichts weniger als griechisch. In der That, daß die Bilder in der Kirche nichts Anderes seyn sollen, als eine sichtbare Predigt; daß aber diese aus so weiter Ferne und einer längst verschollenen Zeit hergeholten Bilder dem schlichten Volke denselben Eindruck machen müßten, wie eine griechische Homilie gesprochen vom Herrn Domprediger in diesem Jahre: das scheint ihnen gleichgültig oder sie ignoriren es absichtlich — sie, die Apostel der Selbstvernichtung und des „kirchlichen" Gehorsams in

Digitized by Google

necessariis, dubiis, omnibus et quibusdam aliis! Nun, immerhin! Mögen die neueren Kunſtarchäologen ihre geſpenſtiſchen Phantasmagorien durchſetzen! Die Unwahrheit ſcheint jetzt zeitgemäß; „die Lüge iſt eine europäiſche Macht!“ hat einer der genialſten Zeitgenoſſen geſagt. Male, ſchmiede, ciſelire man denn altgriechiſche Bilder! Es werden ja auch altgriechiſche Münzen genug fabrizirt, die das Auge des Nichtkenners beſtechen. Wann auch dieſem Kriege der Abend dämmert, wiſſen wir freilich nicht; aber ſo gewiß die Wahrheit überall das letzte Wort haben wird, auch dieſe Woge wird vorübergehen wie die anderen! Es iſt doch am Ende nicht viel mehr, als ein mit alten Lappen aufgeſtutztes Flickwerk, welches wie jede Mode wieder einer anderen, vielleicht noch bizarreren weichen wird. Kunſt und Künſtler aber mögen ferner ihren Principien und ihrer Eingebung folgen und wegen ſolcher Zumuthungen am wenigſten den Weg verlaſſen, den ſie als den rechten erkannt und gegen andere Feinde behauptet haben ihr Leben lang.

Das ungefähr ſind die Kämpfe, welche die „Wiedererwecker“ zu beſtehen hatten und noch beſtehen. Man ſieht, wie verſchiedenartig die Angriffe waren. Den Einen gingen ſie zu weit zurück, den Anderen lange nicht weit genug. Den Einen ſchufen ſie nur vertrocknete Geſtalten des finſteren Mittelalters, den Anderen waren ſelbſt dieſe noch ein Aergerniß von Modernität, und wie von dem tollgewordenen Prinzen in der Reiſe nach dem guten Geſchmack ſollten die Couliſſen des Stückes weiter und noch viel weiter von ihnen zurück geſchraubt werden. Und ſo wiederholt ſich trefflich die alte Fabel von den Bauern mit ihrem Eſel, die es Keinem recht machen konnten. Wiederholen wir uns zum Troſte, was der Infant Don Juan Manuel in ſeinem Conde Lucanor dazu erſonnen:

„Um der Menſchen Lob und Tadel
Sollſt du nimmer blöde zaudern;
Iſt dein Thun von rechtem Adel,
Fecht' es aus und — laß ſie plaudern!“

Digitized by Google

Nicht alle Angriffe waren gleich gefährlich, die letzten Gegner aber unbedingt die schlimmsten. Und da dieselben schon deßhalb im Vortheil sich befinden, weil sie Kunst und Künstler ohne weiteres aus dem Wege räumen wollen, während diesen — die Gründe liegen auf der Hand — nicht gestattet ist mit jenen ein Gleiches zu thun, die Schlacht auch noch hinüber und herüber wogt, so möge die etwas spöttische Art mit welcher sie eingeführt, und der gehobenere Ton in dem sie bekämpft wurden, als eine kleine Rache angesehen werden, ohne einer weiteren Entschuldigung zu bedürfen.

Der Kampf der, schon von den Gothikern eröffnet, durch sie hauptsächlich aufgenommen wurde und nicht ohne Erbitterung geführt wird, berührt überdem eine sehr wichtige Frage, von so größerer Bedeutung, als sie nicht nur die Kunst im Allgemeinen, sondern auch ganz speciell ihre Stellung in der Kirche betrifft. Es ist die bisher in so verschiedenem Sinne aufgefaßte und noch immer nicht vollständig gelöste Frage der Restauration einer alten Kirche. Und da jetzt hierin so Vieles, nicht immer gleich Glückliches geschieht, so dürften nachträglich einige kurze Bemerkungen auch über diesen Gegenstand vielleicht am Platze seyn.

In früherer Zeit ward an eine Kirchenrestauration im heutigen Sinn, abgesehen von nöthig gewordenen Reparaturen und Ergänzungen, nicht gedacht. Jedes Jahrhundert schmückte die Kirche ganz in der Art und Weise aus, wie es in ihm hergebracht und gebräuchlich war, und es ward von den dazu berufenen Künstlern nicht verlangt, daß sie in anderer Art als der ihnen eigenthümlichen bilden und malen sollten. Man grübelte nicht über den zu befolgenden Stil, und der Gedanke, eine Kirche in dem der ursprünglichen Bauart analogen Stil zu verzieren oder gar architektonisch und dekorativ zu restauriren und sie so in einen ästhetisch abgerundeten Kunsttempel zu verwandeln, lag ganz fern. Nur bei Neubauten konnte dieß allenfalls geschehen. Immer war man vielmehr bedacht, dem Volke verständlich zu bleiben und nicht

Digitized by Google

im Interesse theoretischer Consequenzmacherei der historischen und psychologischen Wahrheit irgend Fremdartiges einzuführen. Und da die Andacht bisweilen andere Formen annahm oder sich einem neuen Gegenstande der Verehrung zuwandte, die älteren aber aus Pietät unangetastet blieben, so kommt es, daß man in einer alten Kirche die heterogensten Formen und Gestaltungen als ganz gleich berechtigt, friedlich nebeneinander stehend erblickt. Man sieht Basiliken mit Altären aus der Renaissance, Statuen und Bilder alter und neuer Epochen, neben musivischen Werken andere von modernem Gepräge, romanische und gothische Kirchen die Zeugnisse aller Entwicklungsphasen ihres Stils — wenn nicht gar beider — am Leibe tragend und angefüllt mit den verschiedenartigsten Productionen jeder Periode; und der Beschauer durchlebt gewissermaßen in der Betrachtung einer solchen Reihenfolge sinnbildlicher Darstellungen und christlicher Monumente eine ganze Kunst- und Kirchengeschichte. Dieß konnte auch in seiner Art recht lehrreich und erbaulich seyn; und wenn auch manches Geschmacklose sich einmischte, das dem geläuterten Kunstsinn nicht entsprach, sei es in einem Altarbild oder in der Figur eines Heiligen welche dem Volke lieb geworden, so ist doch gewiß nicht zu läugnen, daß der leitende Gedanke, die Andacht aller Zeiten in ihrem bildlichen Ausdruck zu respektiren, als ein ächt katholischer nicht so kurzweg zu verwerfen war.

Anders die Ansicht der modernen Kirchenrestauratoren. In ihren Augen ist das Alles nur unberechtigte Eigenmacht und ein Gräuel. Sie gehen von dem Grundprincip aus, daß der erste Plan die unabweichliche Richtschnur für alle nachfolgenden Jahrhunderte zu verbleiben das geborene und unverjährbare Recht gehabt, daß darum der ursprüngliche Stil der Kirche ganz allein die Norm abgeben dürfe, wie dieselbe baulich und bildnerisch „wiederherzustellen" sei. Diesem Princip zu Folge wird vor Allem damit begonnen, tabula rasa zu machen, und es muß Alles und Jedes beseitigt, ab-

Digitized by Google

gebrochen und fortgeschafft werden was nicht mit ihm in vollem Einklang ist. Altäre frommer Stiftungen, aus den Pfennigen der Armen oder dem Gelöbniß eines Vermögenden bestrittene Bilder und Statuen, Chorstühle, Kanzeln 2c., alle spätere Ausstattung muß unbedenklich, ohne Schonung dem leitenden Grundsatz weichen; nur mit Widerstreben läßt man Einiges stehen, lediglich weil es nicht ohne große Kosten oder ohne Gefahr zu zerstören ist: und so steht denn die arme Kirche nackt und bloß da, all ihrer Zierde beraubt und, wenn man recht consequent war, meist geradezu ruinos. Das arme Volk kennt sie kaum wieder und fühlt sich nicht mehr heimisch in ihr; höchstens erfreut sie noch den kundigen Architekten und jenes Geschlecht das — seine Beute wittert. Das Wunderlichste dabei ist, daß selbst Geistliche, von denen am meisten man Schonung des zu Recht Bestehenden erwarten sollte, bei solchen Renovationen oft am gründlichsten zu Werke gehen und, nachdem die bei ihnen so lange grassirende Epidemie des Anweißens (auch eine Verwüstung in ihrer Art) etwas abgenommen hat, nun in ihren eigenen Kirchen nicht genug aufräumen können.

Soweit ging denn auch Alles ziemlich leicht und rasch von statten. Das Einreißen ist keine große Mühe und der Schutt läßt sich fortschaffen. Allein, was nun? Man kann und will die Kirche nicht leer stehen lassen und muß sie stilgerecht von neuem verzieren. Hier hebt die Schwierigkeit erst an. In einem Punkte natürlich ist man mit sich und Anderen einig, daß nämlich, wie ein griechischer Tempel nicht anders als antikisch dekorirt werden dürfe, eine Pagode nicht anders als chinesisch, was gar nicht zu bestreiten, so folgerichtig ein romanischer Bau nur byzantinisch, ein gothischer altdeutsch in der inneren Ausschmückung zu vollenden sei. Freilich wird dabei nur übersehen, daß jene etwas Todtes repräsentiren, das Christenthum aber ein stets Lebendiges ist. Jene strenge Forderung steht nun aber einmal als unumstößliches Axiom fest. Wo also findet man den so gewandten Künstler,

Digitized by Google

den Proteus, der mit einer solchen Elasticität des Geistes und selbst der Hände begabt ist, daß er mit Leichtigkeit in diese uns mehr oder minder fremd gewordenen Formen sich hinein- und sie unverfälscht aus sich herauslebte? Beim besten Willen wird es Keiner können, Jeder wird von dem Seinigen hinzuthun, und um so sichtbarer, je bewährter, je geschickter er sonst ist. Nie wird Einer sich selbst so gänzlich zu verläugnen vermögen, daß seine und seiner Zeit Eigenthümlichkeit nicht störend überall durchblickte; je tüchtiger er ist, wir wiederholen es, um so größer die Gefahr! — Ganz richtig denn im Sinne jenes nun einmal fest angenommenen Grundsatzes und durchaus consequent gehandelt ist es von Jenen die sich an die Spitze stellen, um die Restaurirung eines kirchlichen Gebäudes zu leiten, wenn sie von der Berufung eines Künstlers bei einem derartigen Unternehmen einfach abstehen. Man könne ja füglich und werde weit zweckdienlicher ihn entbehren; auch ohne seine Hülfe würden sich wohl noch Entwürfe combiniren, Figuren zusammenstellen lassen, alte Muster und stilgerechte Schablonen, die man dann viel klüger einem untergeordneten Handwerker, einem geschickten Dekorationsmaler unterbreite, der sie als blindes Werkzeug eben nur ganz mechanisch nachzufahren brauche, nur dieß verstünde. Genug Kupferwerke jeden Stiles seien ja jetzt vorhanden, aus denen man nicht nur einzelne Figuren und Ornamente, sondern ganze Compositionen mit geringen Veränderungen entnehmen könne; warum diese so reichlich dargebotenen Mittel nicht benutzen? warum statt an der Quelle weit unten aus dem Strome schöpfen, wo Schmutz und Nebenwässer aller Art die ursprüngliche Welle bis zur Ungreifbarkeit versetzt haben? „Willst du immer weiter schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah!"

Das wäre nun in der That die richtig aufgefundene Lösung der Schwierigkeit; und die welche sie fanden, würden vielleicht befriedigt auf diese Weise ihren Plan durchgeführt, das Werk der wiederherstellenden Gerechtigkeit vollendet sehen.

Digitized by Google

Aber man irre ſich nicht! Viel und Mancherlei vermag die Kunſt, nur Eines nicht: ſie kann nicht lügen! Ihrer Natur nach iſt ſie ſo fein und durchſichtig, daß auch eine bloße Copie, und wäre ſie noch ſo getreu, den Copirenden erkennen läßt, daß ſelbſt eine Durchzeichnung die Hand deſſen verräth welcher ſie machte. Alle Ehrfurcht vor dem Gothiſchen, wie vor dem Byzantiniſchen! Wer vermöchte dieſe großartigen Erſcheinungen in ihrer wunderbaren Bedeutſamkeit nicht zu würdigen? Und bedarf es noch einer ſolchen Verwahrung? Aber eine mechaniſche Nachahmung wird nie und nimmer denſelben Eindruck machen können. Sei ſie noch ſo ſorgfältig und treu nach alten Muſtern, immer wird ſich unſere Zeit in ihr ſpiegeln, um ſo empfindlicher, wenn ſie von Jemand verſucht wird der das Schöne nicht fühlt und das Häßliche vielleicht noch übertreibt; und da es doch hier nur auf eine Täuſchung abgeſehen ſeyn kann, ſo iſt und bleibt die Nachahmung nichts Anderes und nichts Beſſeres als eine Lüge, eine bewußte und gewollte Lüge für Jeden deſſen Auge noch klar genug iſt, eine mechaniſche Theaterdekoration von der gewachſenen Natur, von einem ächten frei geſchaffenen Kunſtwerk zu unterſcheiden.

Soll nun mit all dem geſagt ſeyn, daß man, da dieſer Weg als der rechte nicht anzuerkennen iſt, die Kirchen ſtehen laſſen möge wie ſie nun einmal ſind, ohne ſie reſtaurirend zu berühren? Ja! Das iſt allerdings die Meinung; ſo lange wenigſtens, als man noch immer planlos umherſchweift, von einem Extrem in das andere verfällt und noch keine richtige Anſicht darüber feſtgeſtellt iſt, was zu erhalten, was zu verwerfen und wie das Fehlende zu erſetzen ſei. Wenn wahr iſt, was jener große Charakteriſtiker ſagt, daß nichts der lebendigen Ueberzeugung beſſer gleiche, als ſchlechter Eigenſinn, ſo bewährt ſich ja auch hier bis heute und wird ſich ſtets bewähren, was dicht dahinter kommt, daß Eigenſinn und Ueberdruß ſich auf der Ferſe folgen. Bloße Liebhabereien und einſeitige Kunſtanſichten genügen hier nicht; geradezu vermeſſen iſt da das bekannte „kurze Gedärm“ der Schiller'=

Digitized by Google

schen Sonntagskinder; und besser in jedem Fall ist schützendes Zögern, als zerstörender Vandalismus. Und außerdem ist die unmaßgebliche Meinung, daß es doch wohl gerathen seyn dürfte, die Leistungen neuerer Künstler nicht deßhalb in blindem Eifer und übertriebenem Purismus verächtlich wegzuwerfen und aus den Kirchen verbannen zu wollen, koste es was es wolle, weil sie vielleicht nicht so ganz im Sinne jener Puristen sind und den Fesseln ihres Radikalismus sich nicht anbequemen. Wie sie auch sonst seyn mögen, diese Leistungen, sie lügen wenigstens nicht, sie wollen nicht täuschen, sondern — wo möglich — erbauen, mit aufrichtigen Mitteln. Wahrheit über Alles!

Daß übrigens ein Künstler — und dieses Wort ist zu betonen, denn Pfuscher gibt es ja auch: Priester und Pfaffen der Kunst — wenn ihm eine solche Aufgabe würde, etwas ganz Heterogenes schaffen werde, ist gar nicht zu befürchten und längst thatsächlich widerlegt. Er wird sie vermöge eines gebildeten Sinnes richtiger auffassen, als der mechanische Nachahmer. Vor Allem wird er sich die dargebotenen Räumlichkeiten betrachten und sich mit ihnen vertraut machen. Der Charakter des architektonischen Stiles und die großartigen Verhältnisse des Baues werden so mächtig auf ihn einwirken, daß er wie ganz von selbst in ihren Geist eindringt und von ihm gesättiget gleichsam gezwungen wird, in seinen Schöpfungen sich ihnen anzuschließen. Es wird ihm gar nicht möglich seyn anders zu verfahren oder ganz Unpassendes auch nur zu denken. Der Plan, eine ehrwürdige romanische Metropole in eine Porträt-Gallerie der Kurfürst-Erzbischöfe zu verwandeln die — Heilige und Unheilige — auf ihrem Stuhl gesessen, wird auf seinem Acker nicht wachsen. Dieses Eingehen in den Geist des Baustiles ist die erste Bedingung seiner Thätigkeit, und es ist deßhalb von Wichtigkeit, daß nicht nach eingesandten Plänen, Grundrissen und architektonischen Aufnahmen allein die Entwürfe gemacht werden, wie das so häufig geschieht, sondern nach eigener oft

Digitized by Google

wiederholter Anschauung des Gebäudes selbst. So wird er es lieben lernen und in dieser Liebe auch die rechte Form für die Ausführung finden, wie es auch gewiß so und nicht anders in früheren guten Zeiten von den Künstlern geschah, die ein solches Werk zu unternehmen berufen wurden.

So aufgefaßt, wird es doch wohl noch möglich seyn, in versöhnlichem Geiste eine Frage zu lösen, die so eminent wichtig ist und bei starrköpfigem Beharren auf einem anderen Wege immer schwieriger, dunkler und verworrener werden muß. Schließlich vergesse man nicht, daß jedes falsche Princip der Saturn ist der seine eigenen Kinder frißt, und daß ein folgendes Zeitalter an den Puristen des unserigen zuverlässig das Wort exerciren wird: Worin einer sündigt, darin wird er auch gequält werden. Wer in Gefangenschaft führt, wird in Gefangenschaft gehen; wer im Schwerte tödtet, muß mit dem Schwerte getödtet werden. Halte man auch hier etwas mehr am Katechismus: Was du nicht willst, daß man dir thue, thue du keinem Andern; denn mit demselben Maße, mit dem ihr ausgemessen, wird euch zurückgemessen werden, und noch besser!

Es werden diese wenigen Worte von gegnerischer Seite wohl nur als eine Nothwehr der Künstler ausgelegt und so beurtheilt werden, als verföchten sie nur eine höchstpersönliche Sache, indem sie sich zurückgesetzt fühlten und wo möglich von einem Gebiet ausgeschlossen, dessen Betretung auch ihnen — wie sie wähnten — gebühre. Wenn selbst, so ist solchen Angriffen gegenüber die Nothwehr wohl gerechtfertigt. Uebrigens soll mit dem Gesagten nur der Ansicht entgegengetreten werden, als sei die ganze christliche Kunst nur auf eine scharf und eng begrenzte Form zu beschränken und Alles, was außerhalb dieser Form liege, deßhalb nicht mehr christlich. Ohne willkürlichen und maßlosen Ausschweifungen, die gerechten Tadel verdienen, das Wort reden zu wollen, beansprucht man nur auch für sich und sein, man sollte glauben, nicht unbewährtes Wollen und Können Freiheit und Spielraum zu

Digitized by Google

einiger Thätigkeit, und nichts weiter. Ist ja doch überhaupt die ganze bildende Kunst in der Kirche, ohne ihre Bedeutung zu unterschätzen, nur eine auf die Stufen des Altares niedergelegte Blüthe, die verdorrt durch eine neue frische sich ersetzt, ohne der dahingewelkten die ihr als einer ehrwürdigen Reliquie immer noch gebührende Liebe und Achtung, auf die sie selber hofft, zu verweigern. Nur glaubt sie, daß auch die Dahlie und Aster des Herbstes in ihrem Leben des Altars noch würdiger sei, als gebackene Rosen oder die Veilchenmumie eines Herbariums, künstlich aufgefrischt. Sie versagt es sich gern, auf den Beschauer bloß als Kunstgenuß zu wirken; denn sie trägt die Begeisterung einer höheren Aufgabe und weiß, daß ein zu einer christlichen Kirche umgewandelter Heidentempel, der Besuch einer fast schmucklosen alten Basilika oder ein Gang in die Katakomben ebensowohl gute Gedanken und würdige Gefühle erwecken können, als eine im reichsten Kunstschmuck prangende gothische oder romanische Kirche, wie ganz Nebensache und verschwindend bescheidene Zugabe die bildende Kunst in jenen Räumen auch ist.

Tantum.

Digitized by Google

XXVII.

Zur Reiseliteratur.

Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. Von Seb. Brunner. Wien bei Braumüller 1866. Zwei Bände.

Nachdem wir Herrn Sebastian Brunner bereits zweimal auf seinen Fahrten in Italien begegnet *), finden wir auch die Resultate einer dritten Reise in dem vorstehend genannten zweibändigen Werke berichtet, welches in zweihundert größeren und kleineren Abschnitten eine willkommene Fülle von heiteren Bemerkungen, bitteren Beobachtungen und neuen Entdeckungen bietet.

Herr Brunner polemisirt durchgängig gegen die faden Kunstschwätzer und gegen die belletristischen oder in wissenschaftlicher Bildung machenden Commisvoyageurs aus dem großen Hause der Aufgeklärtheit, welche plattköpfig auf der breiten Straße alltäglicher Vorurtheile daherfahren und mit überfließender Breitmäuligkeit das abgebrühte Wasser ihrer Weisheit dem durstigen Pöbel in Verleit geben. „Der Haß

*) „Kennst Du das Land? Heitere Fahrten durch Italien" (Wien 1857) und „Aus dem Venediger- und Lombardenland. Für Hinreiser und Heimbleiber" (Wien 1860) 2. Aufl.

Digitized by Google

ist ihre Brille, er kann sich zum Wahnsinn steigern. Gutzkow hatte noch nicht das Unglück gehabt in die Nacht des Wahnsinns zu verfallen, als wir über seinen Zauberer von Rom (und er reiste nach Italien, um in diesem Roman seinen Haß ablagern zu können) schon aussprachen: Das ganze Machwerk ist ein Wahnsinn. Roman ist eben Roman, die Lüge hilft der Tendenz nach, wo der Haß die Tendenz ist. Aber auch Jene die der Wissenschaft zu dienen vorgeben, scheuen sich nicht, geradewegs den Haß als das Endziel einer Reise nach Italien auszusprechen." So ein Exemplar ist der Leipziger Theologie-Professor Fleck, der eine vierbändige „wissenschaftliche Reise durch Deutschland und Italien" herausgegeben hat, in welcher er sich als Nachtreter Luthers hervorhebt, der seinen Haß gegen Papstthum und Glaubenstyrannei gleichfalls einer Romfahrt verdanke! Herr Fleck gibt aber auch sonst spaßhafte Blößen, wenn er am Zeug flickt; so sah der genannte Ehrenmann in S. Domenico zu Bologna an der Stelle des vielbewunderten Steinsarges des heil. Dominikus — das Grabmal des Thomas von Aquin, was vor ihm noch Niemand zu Bologna entdeckt hatte. Solchen und andern schreibseligen Touristen jeden Schlages ist Sebastian Brunner scharf auf den Fersen und verfehlt nie am geeigneten Platze die seichte Oberflächlichkeit mit humoristischen Peitschenhieben abzuwandeln.

Der weitaus größere Theil dieser „Studien" ist positiven Inhalts. Man findet hier, wenn auch oft nur flüchtig hingeworfene Andeutungen über Werke und Meister, von welchen die neueren fabrikmäßig producirten kunsthistorischen Compendien und Reisehandbücher nicht die leiseste Ahnung haben. So befindet sich z. B. in S. Petronio zu Bologna an einem Pfeiler die berühmte astronomische Uhr, von welcher schief durch die Kirche, am Boden derselben die Mittagslinie geht. „Es ist bekannt, mit welcher neidischen Parteisucht Alles entweder ganz verschwiegen oder nur mit Entstellungen berichtet wird, was in Wissenschaft und Kunst von Genossen

katholiſcher Orden geleiſtet worden iſt. Der Urheber dieſer erſten Mittagslinie wird entweder gar nicht genannt oder es wird Giovanni Domeniko Caſſini als derſelbe bezeichnet. Nun wurde aber dieſe vielgerühmte Mittagslinie von einem der erſten Mathematiker und Aſtronomen, Ignazio Danti im J. 1575 gezogen, der ein Dominikanerprieſter und zu jener Zeit Profeſſor der Mathematik an der Univerſität Bologna war, und Caſſini hat die Linie in der Folge nur verlängert. Dieſer Danti (geb. 1537 in Perugia) war auch einer der erſten Geographen ſeiner Zeit, er ſtellte Theorien zur Anfertigung von Sonnenuhren auf. Die zwei ſeiner Zeit renommirteſten in Florenz an der Kirche Maria Novella ſind ſein Werk. Die 53 Landkarten aller Länder Europa's, noch im Palazzo Vecchio in Florenz zu ſehen, ſind die vollkommenſte Arbeit ſeiner Zeit; ſie ſtanden nach dem Zeugniß des Vaſari bis auf ſeine Tage unübertrefflich da. Der erſte Geograph Italiens neuerer Zeit, Marmocchi nennt ſie Wunder von Gelehrſamkeit und Schönheit und erklärt Danti mit Mercatore und Ortelio für die Begründer der modernen Geographie. Die Gebirge ſind perſpektiviſch, die Wälder ſogar je nach Laub- oder Nadelholz angezeigt. Die Galleria geographica (200 ſtarke Schritte lang) im Vatikan rechts und links mit mächtigen Karten von der Decke bis zum Boden herab bemalt, das Großartigſte was je in Kartographie geleiſtet worden, iſt durchgehends ein Werk Ignazio Danti's, der es um 1580 unter Gregor XIII. anfertigte. Er bekam damals den Titel päpſtlicher Mathematiker und war einer der erſten Arbeiter an der Herſtellung des heutigen Kalenders, reſpektive der neuen Zeitrechnung. Noch iſt auf der Urkunde, welche die Einführung der neuen Zeitrechnung feſtſetzte, ſeine Unterſchrift zu leſen. Die letzten drei Jahre ſeines Lebens war er Biſchof von Alatri und nun verlegte ſich der Aſtronom, Mathematiker, Architekt (verſchiedene monumentale Bauten ſind auch ſein Werk) und Geograph mit allem Eifer auf ſein Hirtenamt. Im J. 1586 wurde er von

Digitized by Google

Sixtus V. nach Rom berufen und mußte mit seinem Rath beistehen, als man die schwierige Aufstellung des großen Obelisken von St. Peter eben unternehmen wollte. Danti hatte für die Basis eine die Aequinoktien und Solstitien anzeigende Sonnenuhr angefertigt. Er kehrte krank nach Alatri zurück und beschloß sein der Wissenschaft und in den letzten Jahren dem Hirtenamte geweihtes Leben am 9. Oktober 1586."

In Florenz ist es das vom alten Cosmus von Medici gestiftete (1437) und von Michelozzi gebaute Kloster von San Marco, welchem Herr Brunner einen längeren Besuch widmet. Hier wo einst der heiligmäßige Erzbischof Antonin (dessen ehemalige Zelle noch erhalten ist) die Religion, der feurige Savonarola die strenge Sitte und die Liebe zum Vaterlande, der unvergleichliche Fra Angelico und der milde Bartolomeo della Porta die Kunst in würdigster Weise repräsentirten, wurden in jüngstvergangener Zeit — piemontesische Soldaten einquartirt und die Fresken Angelico's im Corridor mit Brettern zugedeckt. Welch' zarte Schonung! Die Bretter werden herabgerissen und verbrannt und selbst wenn sie bleiben, wird der durchdringende Tabaksqualm die Bilder ruiniren. Wenn so etwas zu Frankfurt, Weimar oder Jena in einem Göthe- oder Schillerhause passiren würde — welch' einen Randal würde die gesinnungstüchtige Journalistik erhoben haben! Nun ist die Einquartirung wieder beseitigt, man ließ sogar großmüthig sechs Mönche im Kloster, doch ist der Eintritt in alle Räume nur mit ministerieller Erlaubniß gestattet, das gewöhnliche Publikum der Reisenden erhält bloß den Anblick des Klosterhofes und einiger Gänge zugestanden.

In San Marco gab es früher große zentnerschwere Chorbücher, mit lederüberzogenen Holzdeckeln, welche mit Miniaturen von Fra Beato Angelico's Hand geschmückt sind. „Man hat es hier mit den ersten Blüthen zu thun, die aus der jungfräulichen Seele des Künstlers aufgesproßt sind. Was

Digitized by Google

für eine wunderbare, tief ergreifende Arbeit! Man kann diese Christus- und Madonnenbilder, diese Engel, diese Apostel und Heiligengestalten nicht ohne innige Rührung anschauen. Da hat kein Unterricht, keine Akademie mitgeholfen, das hat rein nur eine unschuldige Seele in überquellender Frömmigkeit, im Bunde mit dem Genie hervorgebracht. Es gibt nichts Zweites. Es sind die ersten Rosenknospen einer gnadenreichen Liebe, die in solcher Innigkeit noch kein Maler in seinem Herzen getragen. In prächtigen Formen ist Angelico von manchem Genius der späteren Zeit überflügelt worden, im heiligen Ausdruck der Unschuld und reinen Gottesliebe steht er schon in dieser seiner Jünglingsarbeit unerreichbar da. Diese kleinen Bilder sind Gebete in Farben; sie entflammen die Andacht, sie erwecken den Glauben, denn sie sind nur im Glauben, im Gebet, in der Andacht zu Stande gekommen." Welche Zelle Angelico in S. Marco bewohnt hat, ist in der Tradition verloren gegangen; doch mag man sich in jeder Zelle an ihn erinnern, in welcher Bilder von ihm zu finden sind, er hat mehr dort gewohnt wo er gemalt, als dort wo er geschlafen hat. Dagegen werden Savonarola's Zellen noch gezeigt: „Zwei sehr kleine Zimmer in einer Ecke des Klosterhofes, jedes hat nur vier Schritt im Gevierte, und ein kleines, wenig über zwei Schuh hohes, oben gerundetes Fensterlein!" In einem Gemach neben der Sakristei werden einige Reliquien von Savonarola aufbewahrt. „Sie bestehen in einem Stück von dem Pfahl (un pezzo di furca), an dem Savonarola erwürgt wurde und den Feuertod erlitt. Das Stück Holz, etwa über einen Schuh lang und 2½ Zoll dick, ist an einer Seite angebrannt. In einem Kästchen wird Mantel, Cilicium und Unterkleid, welche Savonarola auf dem Weg zur Marterstätte getragen, hergezeigt" *). In der

*) Vergl. dazu die schöne Schilderung Savonarola's in Brunner's früherem Buche: Die Kunstgenossen der Klosterzelle (1863) S. 217 und Histor.-polit. Blätter Bd. 52, S. 456 ff.

Digitized by Google

Kirche von S. Marco ist auch das Grab des Grafen Pico da Mirandola, jenes Wunderkindes, der immerdar noch auf einen ebenbürtigen Biographen wartet; hier liegt der Philosoph Angelo Polizian begraben, der Geschichtschreiber des Hauses Medicis und der Dichter Geronimo Benevieni: alle drei intime Freunde und Anhänger Savonarola's.

Ueber die neue Regierung und die damit verbundenen Erscheinungen ist der Verfasser natürlich nicht gut zu sprechen. In den hohen Hallen des Klosters S. Maria Novella waren piemontesische Soldaten einquartirt. „Sechshundert Jahre lang sind die Dominikaner im Besitz ihres Klosters. Die Kirche haben die zwei Dominikaner Fra Sisto und Fra Ristoro gebaut; Michel Angelo Buonarotti nannte sie seine Braut und erkannte in ihr eine der schönsten Monumentalbauten christlicher Zeit. Die piemontesische Regierung kommt, jagt die Dominikaner davon und macht aus den Zellen zuerst Kasernenzimmer, dann Ministerial-Schreibwerkstätten. Das große Refectorium muß als eine Volksschule herhalten; die Wandgemälde sind, um die Jugend nicht zerstreut zu machen, mit Tüchern verhangen." — Die neueste Malerei macht sich mit Tagesfragen zu schaffen und führt gleich der Journalistik einen förmlichen Krieg gegen den Papst: „Die Kunstausstellungen neuer Bilder in Bologna und in Florenz athmen einen widerlichen Servilismus gegenüber Piemont. Genre- und historische Bilder werden für die gegenwärtige Zeitströmung adjustirt." (Beispiele dafür S. 81 ff.) Die Schmutz-Literatur hat die frechste Aufdringlichkeit erfunden. „Sie begrüßt dich auf Bahnhöfen, sie bietet sich dar bei jedem Tabakkrämer, sie läuft dir in Gestalt zerlumpter schäbiger Jungen in's Kaffeehaus nach; jede Broschüre, die du bei irgend einem fliegenden Buchhändler auf irgend einem Bahnhofe vom Brette nimmst, ist Schmutz und Skandal. Es ist constatirt, daß bei dieser Schmutzliteratur die gebornen Feinde des Christenthums auch in Italien die Hand mit im Spiele haben. In einer dieser Broschüren werden die Päpste be-

Digitized by Google

schimpft, in einer zweiten wird die Beicht angegriffen, in der dritten die Klöster, in der vierten hat die nackte Unzucht ihren Markt aufgeschlagen. Es existirt eine ganze Bibliothek, eine Reihenfolge von schlechten Büchern, um das Volk zu verderben. Sie heißt Biblioteca enciclopedica popolare, und erscheint in Livorno. Davon behandelt z. B. ein kleines Büchlein im Westentaschenformat, 250 Seiten stark, die Geschichte des Papstthums. Schon die Vorrede zu diesem Pamphlet beginnt mit den Worten: „„Das Papstthum begreift die Geschichte aller Uebel in sich, welche Europa getroffen haben."" Die größten Päpste werden mit 20 bis 30 Zeilen, einem Conglomerat von Schimpfworten, abgethan." In jedem Case werden sogenannte Witzblätter verkauft: „In jedem ist der Papst der Gegenstand des gemeinsten Hohnes. So werden ihm z. B. von Garibaldi auf einem dieser Bilder Fußtritte ertheilt. So weit ist der Witz in dem vereinten Königreich fortgeschritten." Freilich, es ist Methode in dem Wahnsinn!

Nachdem der Verfasser die Gräber Michel Angelo's, Galilei's und Machiavelli's besucht (auf letzterem steht das stolze Wort: „Einem so großen Namen ist kein Lob genügend!"), charakterisirt er die wissenschaftlich-künstlerischen Bestrebungen der Medizäer in treffendster Weise. „Was unter Kaiser Julian mit brutaler Gewalt versucht wurde: das verrottete Heidenthum wieder an die Stelle des Christenthums zu setzen, das sollte unter den Medizäern durch Wissenschaft und Kunst in Scene gesetzt werden. Glänzende Geister, große Gelehrte betheiligten sich an dieser Arbeit — oft mit dem besten Willen; sie wollten das Christenthum mit dem Heidenthum versöhnen, um der Gegensätze in Wissenschaft und Leben durch eine versuchte Ausgleichung derselben Meister zu werden; freilich schlug Wissenschaft und Leben abschüssig in's Heidenthum hinab." Die Consequenzen davon zeigten sich bald. „Es bildete sich eine Classe von Pamphletisten, welche allen Haß und Ingrimm gegen die Mönche und Klöster ausspieen und

beren mitunter handgreifliche Lügen noch heutigen Tages von kirchenfeindlichen Schriftstellern mit einer unverwüstlichen Glaubenskraft als historische Zeugnisse angeführt werden. Je lüderlicher und schlechter diese Gesellen selbst waren, um so lüderlicher und schlechter suchten sie die Mönche zu machen. Es war damals in Italien wie heutzutage in ganz Europa." Das pantheistische Princip des Heidenthums stieg in alle Schichten nieder; die Träger der durch Simonie erkauften höheren Kirchenstellen konnten keinen Damm entgegenstellen; die eigentlichsten Haupthähne aber waren die sogenannten humanistischen Philologen, geistlose Wortmacher und Phrasendrechsler, des aufgeblähtesten Dünkels voll, die sich gegenseitig beräucherten und zu einer schwindelnden Höhe hinaufschraubten — ganz die Vorläufer jener glorreichen Perrücken des 17. Jahrhunderts und ebenso jener congenialen Genies, welche im 19. Jahrhundert ein wissenschaftliches Monopol zu behaupten wagen. Alle waren durch das Netz der Akademien verbunden, welche alsbald in ganz arkadische Schafzucht überschlugen, denen unsere heutige Manie für populärgemachte „wissenschaftliche" Vorträge und endlose Vorlesungen ebenmäßig zur Seite steht. Herr Brunner ist weit entfernt, den wahren Aufschwung von Kunst und Wissenschaft herabzusetzen, „es handelt sich aber auch darum, die Blüthen jener Bestrebungen vollkommen zu würdigen und auch die Nachtheile der ganzen Richtung auf das christlich sociale Leben nicht zu übersehen."

In Mailand und zu Neapel haben die Engländer, wie anderwärts*), einen Bibelladen aufgerichtet; aber das angli-

*) Auf dem Pariser Marsfeld hat das „christliche Albion" sich gleichfalls etablirt, am Fuße des englischen Leuchtthurms hat die brittische Central-Bibel-Gesellschaft ein Häuschen gebaut, welches bis an das Dach mit Bibeln und Traktätlein in mehreren Sprachen angefüllt ist. Die Vertheilung derselben wird mit einer solchen Verschwendung und so ohne alles Ansehen der Person betrieben „daß Einem bei-

Digitized by Google

kanische Apostolat macht schlechte Geschäfte. „Der Italiener ist nicht der Mensch der sich hinsetzt und sich aus der Bibel ein blasses Christenthum herausspintisirt. Entweder ist er ein guter Katholik und glaubt und lebt nach dem Glauben, oder er ist ein schlechter Katholik und zweifelt und führt ein zweifelhaftes Leben, oder er wirft Glaube und Sitte zusammen über Bord und ist ein verzweifelter moderner Heide. Für dieses letztere Heidenthum wird nun das Volk durch eine im schmutzigsten Schlamm herumplätschernde Journalistik und Broschürenliteratur gewonnen; Bilder mit Schmähungen auf Papst und Klerus und Bilder mit den gemeinsten Obscönitäten — das ist jetzt ein guter Markt, derlei Gegenstände werden viel angefertigt und viel verkauft. Von der bodenlosen Nichtsnutzigkeit in Neapel ist es schwer eine Schilderung zu geben. Gute Katholiken sehen mit Entrüstung, wie das Volk absichtlich verführt, sein sittlicher Ruin allenthalben gefördert wird. Aber auch die Radikalsten werden durch die weiteste Indulgenz der Regierung gegen Sittenlosigkeit für diese Regierung noch nicht gewonnen." Natürlich arbeitet das Theater mit unsinnigen Tendenzstücken — je abgeschmackter die Lüge und Verläumdung, desto bereitwilliger wird sie beklatscht — wacker mit; eine Probe davon wird (I. 243 ff.) dem Leser aufgetischt. Uebrigens ist dem ächten Neapolitaner das piemontesische Regiment keineswegs angenehm, sondern verhaßt. „Die tausend armen Leute die man unter dem weiten Brigantenvorwand todtgeschossen, die endlosen Steuern, die Rekrutirungen, die Unsicherheit, die Ueberladung mit Militär, die rohe Behandlung von Seite sämmtlicher Behörden, die vollen Kerker, das Genügen einer De-

---

nahe das schöne Papier leid thut." Vergl. Ebeling: Die Wunder der Pariser Weltausstellung (Köln 1867) S. 120. Die Bibel- und Traktätlein-Vertheiler feiern selbst an den Sonntagen nicht, wo doch England alle Maschinen der Exposition ruhen läßt und den übrigen Nationen mit dem Beispiele der Sonntagsfeier vorangeht.

Digitized by Google

nunciation um Einen in's schändlichste Gefängniß zu bringen, die rohe Tölpelei mit welcher die Regierung gegen alle äußeren Abzeichen des katholischen Bekenntnisses förmlich wüthet — das sind lauter Thatsachen, welche die schlechte Stimmung gehörig begründen" (I. 276). Wenn König Franz II. aus dem Schlosse fuhr, theilte er Geld unter die Armen aus, die sich um den Wagen sehen ließen. Victor Emmanuel warf, als er in Portici war, auch einige kleine Münzen aus, aber sie wurden ihm von den umstehenden Armen mit Schimpfworten der beleidigendsten Art in den Wagen zurückgeworfen; Niemand wollte von ihm etwas nehmen. Die Einspänner in Neapel zahlten früher nichts, jetzt monatlich 4 Franken Steuern. Für jede Namensfirma ober einem Kaufladen sind monatlich 10 Franken zu zahlen; nun löschen die Kaufleute ihre Firmen aus und ziehen vor, lieber nichts ober dem Laden verzeichnet zu haben. Haussteuer gab es auf dem Lande gar keine, jetzt jährlich 12 Carlin. Alles Mögliche ist besteuert; wer sein ehrliches Wappen am Wagen führen will, muß dafür eine Steuer bezahlen; für jeden Livree-Bedienten wird eine Steuer erhoben. Das ist also eine Adel- und Luxussteuer. Den armen Leuten geht es aber gerade so, die Besitzer kleiner Bottegen, Handwerker, Fruchthändler, Speck- und Wurstkrämer waren früher frei, jetzt zahlt jeder 9 Ducati*). Schon 1861 hat der Herzog von Maddaloni der Deputirtenkammer zu Turin über das Walten der Piemontesen in Neapel eine Denkschrift (am 20. Nov.) übergeben, in welcher auf 50 Seiten die schwersten Anklagen gegen die Regierung verzeichnet sind. Zwei Ortschaften, Pontelandolfo und Casalduri, erstere 5000, die zweite 10,000 Bewohner zählend, wurden von den piemontesischen Soldaten mit haarsträubender Grausamkeit rein niedergebrannt, Frauen zogen den Flammentod vor, um unbefleckt zu sterben. Officiöse

*) 1 Dukaten = 10 Carlin, 1 Carlin = 12 Kreuzer rheinisch.

Digitized by Google

Journale meldeten bloß, daß gegen die beiden Orte „Gerechtigkeit geübt wurde.“ Die gewöhnliche Zeitungsliteratur geht über solche Thatsachen natürlich stillschweigend hinweg.

Ein eigener Abschnitt ist den Grabeshallen unter dem St. Petersdom in der ewigen Stadt gewidmet. Die interessante Geschichte des Grabmals Kaisers Otto II. hat Sighart in seinem anziehenden Büchlein „Reliquien aus Rom“ (S. 89 ff.) ausführlich behandelt. In diesen Krypten wird auch der Sarg Alexanders VI. von den Führern standhaft hergezeigt, aber um des zu bezweckenden geheimnißvollen Schauders willen nicht erwähnt, daß sein Leib nicht mehr darinnen liegt: dieser wurde nämlich auf Befehl Julius II. in die Kirche S. Giacomo degli Spagnuoli gebracht, und nachdem diese verfiel, 1605 in die Kirche S. Maria de Monseratto übertragen. Eine satanische Freude und ein Hohngelächter der Hölle lassen in der Regel vor dem Sarge dieses Papstes vorzüglich jene Herren an sich merken, denen es ein Trost und ein Vergnügen ist, hinter den steinernen Deckel desselben ihr eigenes Treiben zu verschanzen. Es ist übrigens zu bemerken, daß Parteileidenschaft Alexander VI. noch viel schwärzer gemacht hat, als er in der That gewesen ist. Selbst Gregorovius als Protestant und nicht absonderlicher Freund der Päpste nimmt manche Anschuldigung, die gegen Alexander VI. gemacht wurde, mit Bedenken an ihrer Aechtheit auf. So sagt er in seinen Grabmälern römischer Päpste (S. 118): „Alexander soll an Gift gestorben seyn, welches er einem Cardinal hatte einflößen wollen, wenn diese Nachricht mehr als eine Fabel ist.“ Sogar einiges Lob läßt ihm dieser Autor in den Worten angedeihen: „Vom Glück war dieser Papst weniger reich beschenkt als von der Natur, ein glänzender Kopf; klug, sehr beredt, ein vollendeter Diplomat, nicht ohne Sorgsamkeit für das Wohl Roms.“ Ferner: „Die Anspielung auf ein schändliches Verhältniß zu seiner Tochter Lucrezia rechtfertigt kein Dokument.“

Der zweite Band von Brunners Studien und Kri-

Digitized by Google

tiken enthält eine wahre Fundgrube von interessanten Bemerkungen über verschiedene römische Zustände, von denen jener Abschnitt „Was in Rom für die Armen geschieht“ gewissen Statistikern mit Zahlen in's Gewissen redet. Besondere Aufmerksamkeit hat Herr Brunner der wissenschaftlichen Thätigkeit gewidmet. Die kleinste Stadt, mancher von der neuesten Kunstgeschichte oft immer noch vergessene Dom hat seine umfangreiche, quellenmäßig gearbeitete, häufig sogar vielbändige Monographie aufzuweisen; der Herr Verfasser zieht ebensowohl kostbare alte Werke hervor und gibt uns mit derselben Umsicht von den neueren und neuesten Werken Kunde, welche in Deutschland vielleicht zum erstenmale genannt werden. Die Gesinnungstüchtigkeit wird ihn hiefür freilich ignoriren, desto mehr Grund für uns, ihm hiefür Dank zu wissen, zumal auch dafür daß er es in so anziehender und pikanter Form geboten hat.

XXVIII.

Zur Geschichte der Philosophie.

I. Geschichte der Philosophie des Mittelalters von Dr. Albert Stöckl. Dritter Band: Periode der Bekämpfung der Scholastik. Mainz bei Kirchheim 1866. 688 S.

Sowohl den verehrten Lesern dieser Blätter als auch dem Autor glauben wir verpflichtet zu seyn den vorliegenden dritten Band der Geschichte der Philosophie des Mittelalters, wodurch das umfangreiche Werk seinen Abschluß erhalten hat, zur Anzeige zu bringen. Die schnelle Aufeinanderfolge der drei seitenreichen Bände hat uns fast einige Verwunderung

Digitized by Google

abgenöthigt, wenn wir auf das mannigfache Material, welches darin verarbeitet werden mußte, Rücksicht nehmen. Es läßt sich selbstverständlich erwarten, daß der Plan und die Grundanschauung, welche wir in den beiden ersten Bänden gefunden haben, auch in diesem Schlußbande beibehalten ist. Dieselben Voraussetzungen wie dort sind auch hier; ebenso kehren dieselben Einseitigkeiten und Härten, wie wir sie dort gefunden, auch hier wieder. Wir können darum den Leser, der an der Sache wirkliches Interesse findet, auf die frühere Besprechung (Bd. 58 S. 1 ff.) verweisen. Es scheint uns demnach eine möglichst kurze Skizze des überreichen Stoffes des vorliegenden letzten Bandes zu genügen.

Mit Recht nennt der Hr. Verfasser den Zeitraum, welcher der Gegenstand dieses dritten Bandes ist, „die Periode der Bekämpfung der Scholastik." Unter den mannigfachen Faktoren, welche das Zeitalter der Renaissance und der Reformation herbeigeführt haben und daraus hervorgegangen sind, macht die Philosophie nicht den geringsten aus. Man müßte nur dem blinden Zufall in der Geschichte Thür und Thor öffnen, oder keine Ahnung haben von dem inneren Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen sowohl auf dem Gebiete des geistigen als auch des physischen Lebens, wollte man sich etwa der Meinung hingeben, daß Ereignisse wie wir sie z. B. im 15. und 16. Jahrhundert beobachten, bloß so über Nacht geworden seien. So sehr man über derartige Dinge empört seyn mag: wer vermag es zu ermessen, wie viel oder wie wenig Verantwortung hier auf den Einzelnen fällt? Wir sind der Meinung: nur Der, der da Herz und Nieren prüft. So sehr wir den Faktor der menschlichen Freiheit sei es im Guten oder Bösen in der Geschichte anerkennen, ebenso werden wir auch genöthigt seyn ein Gesetz, eine historische Nothwendigkeit als Grundlage einer allgemeinen Geistergährung anzunehmen. Stöckl's Arbeit trägt dazu bei auf diese tieferen Grundlagen der Geschichte hinzuweisen. In der Vorrede zum vorliegenden dritten Bande

Digitized by Google

bemerkt der Verfaſſer mit Grund: „Die Bewegungen der Renaiſſance und des Zeitalters der ſogenannten Reformation ſind ſo tief eingreifend, ſie führen eine derartige Umwälzung des Beſtehenden mit ſich und ſind ſo bedeutungsvoll und einflußreich für die Zukunft, daß ein tieferes Eingehen in dieſe Bewegungen unumgänglich nothwendig iſt, um den Uebergang von der mittlern in die neuere Zeit und den Charakter der letztern ſelbſt wiederum zum rechten Verſtändniß zu bringen. Dieß gilt, wie überall, ſo auch auf dem Gebiete der Philoſophie.“

In der Einleitung gibt Stöckl eine kurze Ueberſicht der Hauptmomente des kirchlichen, politiſchen und ſocialen Lebens, welche zuſammenwirkend den Bruch mit den mittelalterlichen Traditionen herbeiführten. Ein Abgrund ruft dem anderen; ein Extrem folgt auf das andere: dieß dürfte wohl der Grundgedanke dieſer Skizze ſeyn, welche nicht auf Ausführlichkeit Anſpruch macht und darum auch nicht im Einzelnen gepreßt werden darf. So z. B. was S. 10 über die Einheit der chriſtlichen Völkerfamilie im Mittelalter und die Sonderbeſtrebungen der einzelnen Staaten beim Beginne der neueren Zeit; ebenſo S. 4 über das Verhältniß der Päpſte zu den Kaiſern ꝛc. geſagt iſt. Der Autor gliedert ſeine vielfach diſparaten Stoffe in zehn Hauptabſchnitte: 1) die Cuſaniſche Schule, zu welcher außer Nikolaus von Cues Carolus Bovillus und Giordano Bruno gerechnet werden (S. 23 bis 135). 2) Der Platonismus, welchem Gemiſthius Plethon, Beſſarion, Marſilius Ficinus, Johannes Pico von Mirandula, Franziscus Patricius und Thomas More zugehören (S. 136 — 201). Es folgt darauf 3) der antiſcholaſtiſche Ariſtotelismus eines Leonicus Thomäus, Alexander Achillinus, Petrus Pomponatius, Auguſtinus Niphus, Andreas Cäſalpinus, Jakob Zabarella und Cäſar Cremonius (S. 202 bis 275). 4) Die antiſcholaſtiſche Dialektik der Philologen Laurentius Valla, Rudolf Agricola und Ludwig Vives, des Rizolius und Petrus Ramus (276—305). 5) Die Reſtau-

Digitized by Google

ration des Stoicismus und Epicuräismus durch Justus Lipsius, Petrus Gassendi und Claudius Berigard (S. 306 bis 328). 6) Die Naturphilosophie des Bernardinus Telesius, Thomas Campanella (329—366). 7) Die Skeptiker: Montaigne, Charron, Franz Sanchez (367—393). 8) Die cabbalistische Theosophie in den mannigfachsten Färbungen bei Reuchlin, Cornelius Agrippa, Franz Zorzi, Paracelsus, Cardanus, Helmont ꝛc. Zu dieser rechnet Stöckl auch die Reformatoren Luther, Melanchthon, Taurellus, Valentin Weigel, Jakob Böhme (S. 394—607). 9) Den Socinianismus bringt er unter die Kategorie des empiristischen Rationalismus (S. 608—627). Zum Schlusse weist er 10) auf den Fortgang der Scholastik während dieser Periode bei den Spaniern Soto, Vasquez, Suarez und das Verhältniß der neuen Scholastik zum Jansenismus hin (S. 628—685).

Als Pendant zur deutschen Theosophie und spanischen Scholastik wäre vielleicht die Schilderung der spekulativen Grundideen der spanischen Mystiker sehr am Platze gewesen; sintemalen sich meiner Meinung nach in den Schriften einer Teresa da Jesus, eines Johannes vom Kreuz u. s. w. nicht bloß „Erbauliches", sondern die tiefsten metaphysischen Probleme finden. Diese gotterleuchteten Naturen haben in ihren Schriften, die allerdings für uns nicht selten einer tiefdunkeln Nacht gleichen von Geistesblitzen durchleuchtet — nicht bloß die dunkle Nacht der Seele geschildert, sondern sie haben wie jener Altvater mit Gott selber gerungen, es sind ihnen darum auch jene geheimnißvollen Tiefen göttlichen Lebens geöffnet worden, die uns Sterblichen verschlossen sind. Das höchste Ziel das die Menschenseele hienieden ersehnt, die ethisch-pneumatische Vereinigung der Creatur mit Gott in Christo haben sie in der kühnsten und großartigsten Weise geschildert. Es haben darum Manche darin so Manches mißverstanden, als ob damit ein natürliches Gotteinsseyn ausgesagt wäre. Die Kirche hat nie daran Anstoß genommen. In neuerer Zeit haben selbst Protestanten, z. B. Zöckler,

Digitized by Google

Wilkens, Möller (vgl. Hilgenfelds Zeitschrift 1862 S. 185; 1866 S. 21; Theologische Studien und Kritiken 1866. 2) darauf hingewiesen. Vielleicht wäre es hier dem Verfasser eher gelungen ein tieferes Verständniß von dem Wesen der christlichen Mystik überhaupt zu gewinnen, das wir im Allgemeinen bei ihm vermissen; weil ihn fast immer die heimliche Furcht vor Häresie oder „Pantheism" oder dem „Zusammenziehen von Gott und Welt" begleitet, weßhalb allerdings diese Wege für ihn „schlüpferige" sind (S. 25) und die besagte Angst ihm selber manchmal „fatale Streiche" (S. 59) spielt (S. 67, 81 ꝛc.). Wir verweisen nur auf das, was wir über diesen Punkt gelegentlich der früheren Besprechung bemerkten. Die hier angezogene Parallele wäre recht geeignet die dortigen Behauptungen bis in's Kleinste zu erhärten. Soviel über diesen Punkt im Vorbeigehen. Ueber die angezogene Abtheilung und Unterordnung ließe sich vielleicht manche gegründete Gegenbemerkung machen. Wir wollen aber keineswegs daran nergeln; da wo so viele geistige Strömungen sich durchkreuzen und mischen, kann man nicht jeden Wassertropfen classificiren. Im Ganzen ist die große Masse der so mannigfachen und heterogenen Elemente gut geordnet.

Im Allgemeinen stimmt Recensent gerne mit dem was über den großen Cardinal Nikolaus Cusanus gesagt ist, überein; aber nichtsdestoweniger glaubt er bemerken zu dürfen, daß es sehr leicht zu großen Mißverständnissen führen kann, wenn das alte: si duo dicunt idem, non est idem, besonders bei so originellen und großartigen Systemen, wie das des Cusanus ist, nicht beachtet wird. Wenn Cusanus S. 25 von der garrula logica redet, und gegen die „aristotelische Sekte" auftritt, so ist darunter noch keineswegs die ganze „aristotelisch-scholastische Philosophie und Theologie" über den Haufen geworfen. Nicht gegen die spekulative Scholastik überhaupt, sondern gegen den Abfall von derselben von Seite der Terministen und Nominalisten wendet er sich. Wer nur ein paar von den Conclusionen des Centiloquium eines Occam

Digitized by Google

angesehen hat und die tendenziöse Sucht, Widersprüche aufeinander zu häufen ohne jeglichen spekulativen Ernst sie zu lösen, kennt — der wird den Charakter dieser „geschwätzigen Logik" bei Cusanus richtig gezeichnet finden. Wenn S. 35 bemerkt wird: „Die Tragweite des Glaubens wird somit hier offenbar weiter ausgedehnt als recht ist, weil dem Verstande ohne den Glauben die Erkenntnißfähigkeit abgesprochen wird; aber eben dadurch wird auf der anderen Seite die reine Uebernatürlichkeit des Glaubenslichtes sehr beeinträchtigt, wenn nicht geradezu aufgehoben" — so wäre dieses Argument ganz richtig, wenn Cusanus von dem Unterschiede des intellectus und der fides in dem bestimmten Sinne des heil. Thomas sprechen würde. Das ist aber eben nicht der Fall. Wenn Cusanus den Glauben als Anfang der Erkenntniß bezeichnet (De docta ignorant. III, 11 etc.), so versteht er etwas ganz Anderes darunter als etwa Thomas und Bonaventura unter der fides als lumen supernaturale verstehen. Der Hr. Verfasser sollte also hier das erste Gesetz der Hermeneutik — einen Autor aus sich selber zu erklären — angewendet haben, statt mit einem anderen und fremden Maßstab denselben zu hofmeistern. Es ist ja doch einem Kenner der Scholastik kein Geheimniß, daß die Begriffe innerhalb der Scholastik selber eine mannigfache Geschichte und eine reiche Nüancirung durchgemacht haben; und daß Jeder in's Blaue greift, der dieses Gesetz der Bewegung mißkennend diese Termini als homonym gebraucht. Wenn dieses Gesetz schon für zwei Männer einer und derselben Gedankenrichtung gilt, um wie viel mehr für so heterogene Erscheinungen wie etwa ein Aristoteliker des 13. Jahrhunderts und Cusanus es sind?

Es ist allerdings nicht leicht diese feinen Unterschiede überall zu verfolgen: wo es aber unterlassen wird, geht der eigentliche rothe Faden des Organismus, der auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens jede Mannigfaltigkeit einer höheren Einheit unterordnet, verloren; und statt der concreten That-

sachen und Begriffe bleiben dem Geschichtsschreiber bloße Worte und allgemeine Schablonen. Auch das möge bemerkt seyn, weil uns nicht allwärts bei dem Verfasser dieser so nothwendige feine Takt der Distinktion begegnet. So wird z. B. Cusanus meistens mit einem fremden Maßstab gemessen, bis auch hier „der Pantheismus" wie gewöhnlich alle Räthsel löst (S. 67). Recensent ist der Meinung, daß das was wirklich Pantheismus ist, von Cusanus am gründlichsten widerlegt worden ist. Wem es darum zu thun ist sich selbst ein Urtheil zu verschaffen, den verweise ich nur auf die scharfsinnige **Apologia doctae ignorantiae** (p. 63 — 72). Es fehlt aber außerdem nicht an ganz klaren Auseinandersetzungen bei Cusanus. So **de docta ignorantia** l. I. c. 7 über das Verhältniß der **alteritas** zur **aeternitas**. **De docta ignorantia** l. I. c. 23. II. c. 3. **Dialog. de Posset** p. 251 etc.

Scharpff und Düx haben in ihren Schriften über Cusanus recht gut das Wesen und den Geist dieses tiefsinnigen Mannes dargestellt. Clemens hat das nicht durchweg verstanden; er urtheilt wie Denzinger (Vier Bücher der relig. Erkenntniß I. 356) nicht selten „nur nach den Worten", nicht nach dem Zusammenhang des Ganzen. An diese Methode hält sich auch manchmal unser geehrter Autor. Staudenmaier (Dogmatik, III. S. 318 ff.) hat dagegen ein sachliches Urtheil über Cusanus gefällt, auch Recensent hat sämmtliche Fragepunkte, die hier in Betracht kommen, an Ort und Stelle von rein objektivem Gesichtspunkte aus erörtert. Man wird mir vielleicht nicht mit Unrecht erwidern, wie das der Verfasser (S. 111, 134) selber thut, daß der offene Pantheismus des Girardano Bruno „aus den Prämissen des Cusanischen Systems" sich herausgebildet habe. Ich frage aber dagegen: welche Systeme haben sich denn im Verlaufe der Kirchengeschichte nicht „aus den Prämissen" der heiligen Schrift herausgebildet? Wollen wir die Sünden eines ungerathenen Sohnes dem Vater imputiren? Steht denn Bovillus, über den wir durch Veranlassung des sel. Deutinger

Digitized by Google

von H. Dippel eine treffliche Arbeit haben, dem Cuſanus nicht näher, ſowohl der Zeit als dem Geiſte nach? Trotzdem Bovillus mehr eine logiſch reflektirende als intuitive Natur iſt, hat er niemals über den „pantheiſtiſchen Anſtrich“ der Philoſophie Cuſa's (S. 106) Augenweh bekommen.

Doch davon genug, um mir nicht etwa den Anſchein zu geben, als ob es mir nach Art jener Kritiker die an dem morbus cholericus kränkeln, nur darum zu thun ſei Widerſprüche zu ſuchen: ſo bemerke ich ausdrücklich, daß dieſe meine Anſichten ich Niemand aufdringen will. Damit ſoll auch nicht im geringſten das große Ganze dieſes ſo mühevollen Werkes in Schatten geſtellt ſeyn. Ich betone darum ausdrücklich, daß im Allgemeinen die Darſtellung eine objektive und gründliche iſt. Wenn auch nicht in allen Details ſich eine urſprüngliche Auffaſſung zeigt, ſondern die Urtheile Anderer, wie z. B. Ritters, Rixners u. ſ. w. gegeben ſind: ſo iſt doch ein reiches Quellenmaterial hergeſchafft und vielfach gründlich verarbeitet.

Es iſt, ohne den gemeſſenen Raum über Gebühr zu überſchreiten, nicht thunlich, unſeren Leſern auch nur ein flüchtiges Bild dieſer bunten Mannigfaltigkeit der Geiſtesrichtungen zu geben, wie ſie uns der gelehrte Autor gibt. Wir verweiſen auf die oben angeführte Eintheilung.

Man mag über die Syſteme eines Gemiſthius Plethon (S. 140), eines Beſſarion (S. 149), eines Joh. Pico von Mirandula (S. 167) ganz kalt und ruhig urtheilen, das Streben mit den Trümmern altehrwürdiger Geiſtestempel ein neues Gebäude aufzurichten, iſt doch ein großartiges. So hat die Philoſophie eines Franz Patrizius eine großartige Anlage, ſo armſelig der Ausbau iſt (S. 180 ff.). Manche ironiſche Schlaglichter auf unſere ſocialen Zuſtände und Gebrechen finden ſich in der Schrift des Thomas Morus „von der neuen Inſel Utopia“, die bekanntlich ſchon im Jahre 1516 geſchrieben iſt. Ganz mit denſelben Argumenten wie neulich ein bayeriſcher Kammerredner indirekt den Staat als

Ursache des Todtschlages und Mordes hinstellt, thut es schon Morus bezüglich des Diebstahls (De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia ed. Basil. 1518 p. 35 ss.) Auch Morus plaidirt in seiner Utopia für Aufhebung der Todesstrafe. Woher kommt der Diebstahl? Antwort: von der großen Noth; ergo ist der Staat verpflichtet die Noth aus der Welt zu schaffen. Wodurch? Antwort: durch Gütertheilung. Bis jetzt haben die Engländer den gutgemeinten Rath des ehrwürdigen Morus nicht befolgt. Neben vielen anderen Vortheilen haben die Utopier auch volle Religions-Freiheit. „Jeder Utopier darf glauben was er mag" (l. c. p. 144). Unsere modernen Utopier kämpfen aber meistens deßhalb für Religionsfreiheit, nicht in dem Sinne wie das der erste große advocatus ecclesiae Tertullian gethan, nämlich „weil das Wesen der Religion freie Hingabe an Gott ist": sondern meistens um keine Religion zu haben, wie das z. B. in Belgien nicht selten der Fall ist, daß sich Einer officiell zu keiner Religion bekennt.

Die aristotelischen Antischolastiker, unter denen Pomponatius und Leonicus Thomäus (S. 204 ff.) die bedeutendsten sind, werden kurz und bündig charakterisirt. Das alte Heidenthum tritt hier in philosophischem Gewande wider die christliche Lebensanschauung auf mit dem bescheidenen Auskunftsmittel, daß etwas theologisch wahr und philosophisch falsch seyn könne und umgekehrt: womit also die Grundlage alles vernünftigen Denkens, daß es nur Eine Wahrheit gibt, und zugleich das Fundament des Glaubens, daß Gott die Wahrheit ist, in Trümmer geht. Die heidnischen Aristoteliker der Gegenwart gehen allerdings auch von der Theorie des Pomponatius aus, aber nur mit etwas mehr Gründlichkeit. Wenn wir die gelehrte Arbeit Prof. Prantl's nach dieser Seite hin nicht mißverstanden haben, so darf es kein einziger Autor, der wirklich Christ ist, wagen auch Philosoph seyn zu wollen (Geschichte der Logik Bd. III. S. 208 ꝛc.). Das soll keiner wagen, wenn ihm nicht (ibid.

Digitized by Google

S. 9) das Anathema der „Unfähigkeit einen Gedanken bis an ſein Ende (?) folgerichtig hinauszudenken", an den Kopf geſchleudert werden ſoll. Die Theologie iſt im Grunde doch nichts anderes als „theologiſches Gezänke" (ib. S. 181, 373). Die „Sympathien aller Unbefangenen" kann nur der beanſpruchen und „volle Unbefangenheit in religiöſer Beziehung" hat nur der, der „auf theoretiſche Begründung des Dogma's verzichtet" (S. 328, 108, 202) und die Abſurdität des Glaubens als erſten Grundſatz unterſchreibt. Wenn freilich Prantl meint, daß ſich bei Duns Scotus „wieder einmal die Richtigkeit des auguſtiniſchen credo quia absurdum zeige" (S. 202): ſo ſind wir ihm ſehr verpflichtet, wenn wir erfahren können, wo denn Auguſtinus dieſen Grundſatz ausgeſprochen habe; vielleicht iſt angeſpielt auf das Tertullianiſche prorsus credibile est, quia ineptum est ... certum est, quia impossibile est, nämlich die Thatſache der Kreuzigung und Auferſtehung Chriſti, und nicht das Dogma des Chriſtenthums meint Tertullian (De carne Christi 5. 434 ed. Oehler). Auch ohne es uns zu verſichern, hätten wir dem Herrn Prof. Prantl auf Grundlage ſeiner gelegentlichen Blitzſtrahlen es geglaubt, daß er vollkommen „in der glücklichen Lage" iſt (S. 181) „alles theologiſche Gezänke" „ohne Neid" (S. 373) Anderen überlaſſen zu haben; wenn er es als erſten Grundſatz, ähnlich wie jene „ſtrengeren Zeloten" (S. 10, 202) ausſpricht, daß Theologie und Logik ſich nicht vertragen, und daß „Albertus Magnus und Thomas von Aquin und hundert Andere ihre Unfähigkeit dadurch beweiſen, daß ſie zugleich Ariſtoteliker und zugleich trinitätsgläubig ſeyn zu können vermeinten" (S. 9). — Wenn der gelehrte Hr. Verfaſſer der Geſchichte der Logik ſich geneigt fühlt „die Größe des Magens der Kirche zu bewundern", und darüber ſtaunt „wie viel heidniſche Literatur ſeit Albertus all jene frommen Männer verſchluckten, ohne hierüber die geringſten Beſchwerden zu verſpüren" (S. 179): ſo wundert es Referenten gar nicht, daß dem modernen Autor die geringſte Doſis Theologie

ſtets „Beſchwerden“ machen muß. Deſtruktive Naturen haben gleich den Nagethieren ſcharfe Schneidezähne, aber niemals die Fähigkeit ſelber etwas Poſitives zu produciren. So ſehen wir in den verſchiedenſten Richtungen hin zur Zeit des Umſturzes der poſitiven mittelalterlichen Wiſſenſchaft ein Syſtem das andere vernichten (Stöckl III. 223 ff.). Die Geſchichte der Philoſophie erſchöpft ſich in allen Möglichkeiten, die Thatſache der Religion und ihr Verhältniß zum Denken zu erklären. Sie muß darum auch alle möglichen Thorheiten der früheren Jahrhunderte bei dieſem Suchen verzeichnen, welche die Späteren unter den gleichen Vorausſetzungen immer wieder begehen. Dieß ſehen wir auch in der ſchalen Anticipation des Naturalismus und Deismus (S. 232 ff.) im 15. Jahrhundert.

Wäre nicht Eile unſere erſte Pflicht, ſo ließe ſich gerade an den genannten Erſcheinungen zeigen, wie die Glaubensloſigkeit bei jedem Schritt, mit dem ſie das Chriſtenthum hinter ſich zu haben meint, in Unſinn verfällt auch *ohne* „einen Gedanken bis an ſein Ende hinauszudenken!“ Wir können nur auf Stöckl's Schilderung dieſer Partien hinweiſen. Wenn man es jetzt als etwas Komiſches anſieht, daß weiland Pomponatius (S. 235 ff.) die Selbſtſtändigkeit der menſchlichen Freiheit dadurch zu wahren verſuchte, daß er die Vorſehung Gottes nur bis an die Mondſphäre reichen ließ: ſo glaubt man etwas ganz Neues zu hören, wenn man, um die Selbſtſtändigkeit der Wiſſenſchaft zu wahren, die Logik nicht bis über die Naſe des Logikers hinaus — jedenfalls nicht auf Gott und göttliche Dinge — reichen läßt. Und doch wollte Pomponatius durch dieſe Grenze nur die „Verquickung“ von Philoſophie und Theologie verhindern; ganz einfach indem er die Welt mit einer Bretterwand verſicherte. Für unſere Gegenwart fehlt noch dieſe Bretterwand, wodurch das „Bereich der Logik“ von der Theologie geſchieden wird. Hier liegt die große Aufgabe des „ſelbſteigenen Denkens“ für die nächſte Zukunft!

Der ſogenannte hausbackene „geſunde" Verſtand hat in Ramus einen prächtigen Patron. Intereſſant finden wir beſonders von S. 306 ff. an die Schilderung des Abfalles von aller Spekulation und die bloße Repriſtination des alten Epikuräism, Stoicism ꝛc.; wie in Lipſius, Gaſſendi, Berigard. Wohlthätiger dagegen muthen uns die wie Pilze aufſchießenden Hypotheſen der neuen Naturphiloſophie ſeit Teleſius (S. 326) an. Ueberall fängt man von vorne an; darum gleicht die Kosmologie des Teleſius und die eines modernen Senſualiſten ſich auf ein Haar. Teleſius ſo gut wie Darwin ſind uns den Beweis ſchuldig wie aus dem anorganiſchen das organiſche, aus dem bloß phyſiſchen das geiſtige Daſeyn ſich entwickelt habe (S. 339). Daſſelbe iſt bei Campanella der Fall (S. 343). Durch all dieſe Erſcheinungen hindurch zeigt ſich nur Unbefriedigendes, ein dunkles Gähren und Suchen nach Neuem, abortive Geiſtesgeburten und häufige Rückfälle in längſt antiquirte Standpunkte: ehemals wie heute die Charakteriſtik einer Uebergangszeit. Die Skepſis eines Montaigne (S. 367), Franz Sanchez (S. 384), der Eckel vor ſolch unverdaulichen Dingen iſt etwas ganz Naturgemäßes. Zu den Dingen ſelber, der puren Greifbarkeit flüchtet ſich in ſolcher Lage der Verſtand (S. 393); und das iſt gut, weil immer das Wiſſen ſich an der Wirklichkeit zu orientiren hat — ſchlimm nur inſofern, als die ganze Rohheit des ungeſchulten Denkens die Wirklichkeit lediglich mit dem Maße der eigenen Beſchränktheit mißt. Die andere Möglichkeit und ein nothwendiges Extrem der einſeitig materialiſtiſchen Denkrichtung iſt die Cabbaliſtik (S. 394). An die Stelle der logiſchen Geſetze und der poſitiven Offenbarung tritt die phantaſtiſche Exaltation, die dennoch den Kern einer tieferen Ahnung der Wahrheit in ſich trägt (S. 407). So bei Agrippa von Nettesheim (S. 419), Reuchlin (S. 423), Zorzi und dem deutſchen Magus Paracelſus (S. 430).

Wir übergehen abſichtlich das folgende, um zum Schluſſe des Verfaſſers Anſicht über die Beziehung der reformatoriſchen

Theologie zur Philosophie etwas in's Auge zu fassen. Um dabei das audiatur et altera pars zu beachten, ziehen wir als Parallele die jüngste Darstellung über diese Punkte in der „Geschichte der protestantischen Theologie von Dr. J. A. Dorner" (München 1867) herbei.

Was uns bei Stöckl als ein vollkommen berechtigter Gedanke erscheint, ist der Versuch, die Genesis der sogenannten reformatorischen Theologie nach ihrer erkenntnißtheoretischen Seite zu schildern (S. 477 ff.). Die Theologie als Wissenschaft, sei es nun die kirchliche oder außerkirchliche, ist ihrem Wesen nach Bewegung, und will eben als solche verstanden werden. Axiome und Resultate einer bestimmten Zeittheologie, die an sich gar nicht erklärlich wären, werden das, sobald wir die Geschichte der jeweiligen Erkenntnißlehre in's Auge fassen. Diesen Grundsatz wendet Stöckl auf die Theologie Luthers, Melanchthons mit vollem Rechte an. Während nun Dorner Luthers Leben und Wirken in dem verklärtesten Lichte darstellt (S. 78 ff.) und der Ansicht ist, daß sämmtliche Faktoren welche die neue Zeit herbeiführten, „die Weihe zum wahren Segen der Menschheit nur in der Reformation erhalten", sogar auch „die Erfindung des Schießpulvers" (S. 66): kommt Stöckl fast nur zu negativen Resultaten. Er subsumirt die wissenschaftliche Form lutherischer Theologie unter „die cabbalistische Theosophie in dogmatischer Form mit altgnostisch-manichäischer Färbung" (S. 477). Es ist sehr schwer zu dieser Subsumtion ja oder nein zu sagen. Etwas Wahres enthält sie sicher, darum aber glaube ich noch nicht daß sie sich durchweg als wahr erweisen läßt. Wir vermissen ungern, daß Stöckl die Theologie des Staupitz ganz übergangen, die meisten Elemente lutherischer Auffassung liegen hier im Keime. Wenn wir von dem psychologischen Proceß der Persönlichkeit Luthers absehen, in welcher eben doch der Hauptschlüssel seiner oft so disparaten Lehrmeinungen liegt; weßhalb er auch vor dem Ende seines Lebens noch wie ein zweiter Saturn fast

all ſeine geiſtigen Kinder verſchlingen möchte: ſo iſt es bei ihm gerade am ſchwerſten einen logiſchen Zuſammenhang ſeiner jeweiligen Lehre mit irgend einer der vorliegenden ſich durchkreuzenden Geiſtesrichtungen nachzuweiſen, weil wir bei ihm Alles, nur keine logiſche Einheit, keinen wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang finden. Nicht bloß theoſophiſche Elemente (S. 502) und die deutſche Myſtik (S. 511) üben auf ihn einen Einfluß aus; ſondern auch ebenſo die Scholaſtik in der Form des ſich ſelbſt zerſetzenden Nominalismus. Das iſt nicht bloß bei Melanchthon der Fall, wie Stöckl meint (S. 531), ſondern auch bei Luther. Wenn Melchior Canus (loc. theol. l. VIII. c. 1) auch Recht hat, daß Luther „die Schule" verlaſſen, ſo iſt das wahr in Beziehung auf die ſpekulativen Scholaſtiker Thomas, Bonaventura, Duns Scotus: nicht aber in Beziehung auf die nominaliſtiſche Scholaſtik eines Occam, Gabriel Biel, Peter d'Ailly; bewußt und unbewußt war er ein Schüler dieſer Schule, nämlich der ſich ſelbſt zerſetzenden Scholaſtik. Dafür haben wir nicht bloß direkte Zeugniſſe bei Luther (De captivitate Babylonica ed. Viteberg. 1551 T. II. f. 67) und Melanchthon (Historia de vita et actis Lutheri. Viteberg. 1549. fol 5): ſondern ſeine Lehre vom Abendmahl iſt weſentlich aus Occam herübergenommen (vgl. Studien und Kritiken 1839 S. 73 ff.); ſeine Lehre von dem freien Willen Gottes, d. h. der göttlichen Willkür in Beziehung auf Rechtfertigung und Prädeſtination iſt bei Occam und d'Ailly ſchon da, u. ſ. w. Die Proteſtanten ſelber, wie z. B. Lange in Herzogs Reallexikon u. a., erkennen ausdrücklich Occam als den Vater der formellen dogmatiſchen Lehre der lutheriſchen Kirche an, und haben dazu ein gewiſſes Recht. So iſt Luther auf der einen Seite exceſſiver Realiſt, auf der anderen überſchwänglicher Nominaliſt — und oft beides mit Einem Schlag. Und er ſteht nicht ganz allein in dieſem ſonderbaren Widerſpruch. Etwas Aehnliches iſt ja auch bei Gerſon, dem berühmten Kanzler der

Fall. Man braucht gar nicht die „elasticita di pensiera“ zu haben, wie sie Tosti (Storia del Conc. di Costanza I. p. 72) beansprucht, um diese Parallele nach dieser Seite wahrzunehmen. Sie liegt ganz einfach darin, daß beide die Kinder ihrer Zeit waren. So sehr Gerson sich gegen die nominalistische Dialektik, die in oft ekelhafter Weise die Mysterien des Christenthums zum frivolen Spiele macht, erwehrt: sobald er theoretisch als Theologe spricht, kann er sich der ihn allumgebenden Atmosphäre Occam's und d'Ailly's nicht entledigen. Hätte Stöckl den theologischen Begriff der acceptatio divina wie er seit Duns Scotus in dem Nominalismus des Durandus, Occam, Gabriel Biel, Peter d'Ailly ꝛc.*) dahin ausgebildet wird, daß jede sittliche Thätigkeit des Menschen in dem Processe der Rechtfertigung dagegen verschwindet, näher beachtet: so hätte er Luthers Lehre von der „reinen Passivität“ des Menschen (S. 499) nicht bei den persischen Sufis, der Cabbalah, den Begharden und bei den „deutschen Mystikern“ zu suchen gebraucht.

Ein positives Gesammtbild der Wissenschaft Luthers haben wir bei Stöckl ebensowenig zu erwarten, als er es ja nicht intendirt (S. 477). In gleicher Weise entbehrt die Dorner'sche Geschichte der protestantischen Theologie durchweg des tieferen Verständnisses des katholischen Lebens und der katholischen Lehre. Es ist da der Grundfehler jeder Partei-Auffassung nicht vermieden, daß zwischen dem Dogma der Kirche und dem sittlichen oder unsittlichen Charakter ihrer Glieder nicht unterschieden wird.

---

*) Vgl. z. B. was D. Scotus In Sentt. op. Oxon. III. d. 20. qu. un. n. 8. p. 428 ss. sagt; ebenso Occam In Sentt. IV. qu. 9. ad. dub. 1. R. ib. I. d. 1. qu. 2. qu. 4. etc. Gabriel Biel Collectorium circa IV. Sentt. libb. I. I. dist. 42. qu. un. a 3. dub. 1. E. Petrus de Alliaco Super libros Sentt. I. I. qu. 12. D. etc.

Was Hr. Prof. Stöckl über Taurellus, Valentin Weigel, Jakob Böhme, den Socinianismus ſagt, können wir des Raumes wegen nicht einer Beſprechung unterziehen. Kurz und bündig iſt ſeine Darſtellung der Wiederbelebung der Scholaſtik (S. 629 ff.). Werners breite Auseinanderſetzungen in ſeiner Geſchichte des Thomismus und über Franz Suarez bilden hier die Grundlage. Damit ſchließen wir unſere Beſprechung und ſcheiden von dem gelehrten Buche mit dem aufrichtigen Wunſche, daß das Werk vieler Mühe zum gründlicheren Studium der Philoſophie und Theologie bei Vielen reiche Früchte tragen möge, und daß der ſehr geehrte Autor unſere abweichenden Meinungen ſo annehme wie ſie geſchrieben ſind, nämlich in Liebe zur Wahrheit.

Dr. Bach.

XXIX.

Zeitläufe.

Ein neues Programm bayerischer Politik.

München macht wieder einmal Lärm in der Welt. Man kann sogar sagen, daß in der jetzt lebenden Generation noch niemals ein so allgemeines Aufsehen von München ausgegangen ist wie eben in diesem Augenblicke. Bayern ist in Aller Mund, und daß wir so plötzlich in den Vordergrund des europäischen Gukkastens getreten sind, das haben wir Herrn Dr. Julius Fröbel zu verdanken und dem Programm der Zeitung welche er vom 1. Oktober an in München erscheinen lassen will. Am Tage vorher soll nämlich unser kranker Mann — wenn es anders erlaubt ist von der „Bayerischen Zeitung" ein männliches Prädikat zu gebrauchen — aufhören das Publikum unverantwortlich zu langweilen, und Herrn Fröbel's „Süddeutsche Presse" soll als Ersatz eintreten.

Allerdings soll die neue Zeitung nicht in der Weise anerkanntes Regierungsorgan seyn wie die abgelebte „Bayerische" es war. Der letztern hing der bureaukratische Zopf vorne und hinten; ihre Redakteure waren weiter nichts als die

Digitized by Google

Bedienten der miniſteriellen Preßleiter. Daß ein Mann wie Fröbel unter ſolchen Bedingungen ſeine Feder nicht herleihen würde, war zu erwarten. Das Blatt wird darum auch nicht wie ſeine Vorgängerin den Behörden zur Anſchaffung aus Regiemitteln befohlen ſondern bloß empfohlen. Aber dieſer Unterſchied der Abhängigkeit hindert natürlich nicht, daß die Fröbel'ſche „Preſſe" die Aufgabe hat im Ganzen und Großen ihrer Auffaſſung den Regierungsgedanken auszudrücken. Deßhalb war die politiſche Welt Europa's ſo ſehr geſpannt auf Herrn Fröbel's Programm. Denn wußte vorher eigentlich Niemand, was in Wahrheit und Wirklichkeit jetzt die bayeriſche Politik ſei, ſo war ſeit der Kaiſer-Begegnung in Salzburg natürlich Jedermann um ſo begieriger das Geheimniß zu erfahren. Und gerade in dem Moment der höchſten Spannung hat Hr. Dr. Fröbel geredet.

Vorerſt iſt ihm nach auswärts nur von Einer Seite her ein beifälliger Wiederhall zu Theil geworden. Nämlich von Seite — Frankreichs. So ziemlich alle Beurtheiler des Auslands ſtimmen darin überein, daß das Fröbel'ſche Programm eine Politik aufſtelle die in Bayern ſchon einmal dageweſen ſei; aber nur in Paris freut man ſich darüber. Gewiß eine bedeutſame Thatſache! In Berlin, ſoweit die dortige inſpirirte Preſſe es erkennen läßt, ſchüttelt man bedrohlich den Kopf über die neue Ausſtaffirung der alten „bayeriſchen Großmachts-Politik". In Wien ſpricht man geringſchätzig von einem wieder aufgewärmten Von der Pfordten; die Organe der öffentlichen Meinung in der Kaiſerſtadt verſichern jenes „treuloſe Schaukelſyſtem" noch nicht vergeſſen zu haben, welches die weſentliche Schuld trage an der Kataſtrophe des vorigen Jahres; und nachdem die öſterreichiſchen Augen einmal aufgegangen ſeien über den eigentlichen Charakter dieſer Mittelſtaaten-Politik, glaubt man in Wien für alle Zeit ſeinen Spiegelberg zu kennen. Mit Einem Wort: nur die Tuilerien zeigen ein vergnügtes Geſicht. „Spät kommen

sie, doch sie kommen!" so versteht man an der Seine die Proklamation des Herrn Fröbel.

Was nun unser eigenes Urtheil betrifft, so gedenken wir nicht ein so complicirt ausgedachtes und fein angelegtes Schriftstück wie das Fröbel'sche Programm, in dem jedes Wort von schwerer Bedeutung ist, kurz und von oben herab abzuthun. In unsern Augen verdient schon der Muth in der jetzigen Lage Bayerns überhaupt mit einem nicht bloß negativen Programm aufzutreten, alle Achtung. Aber so viel wird allerdings auf den ersten Blick klar, daß die hier aufgestellte Politik Bayerns in der That schon dagewesen ist: denn der Grundgedanke derselben ist ganz und gar identisch mit der Richtung welche in der gesammten Regierungsperiode Königs Max II. die bayerische Politik im Innern und Aeußern beherrscht hat. Freilich hat damals die deutsche Bewegung und die Rücksicht auf den Bund eine völlig offene Sprache nie recht aufkommen lassen; man hatte sich darum an gewisse ständige Phrasen gewöhnt, um die eigentliche Tendenz zu verdecken. Aber was damals die geheime Richtschnur aller Regierungsmaßregeln des verstorbenen Königs war, das spricht Hr. Fröbel jetzt offen als Programm der neuen officiösen Zeitung aus. „Großmachtspolitik" und „Schaukelsystem" zwischen den zwei Großmächten des ehemaligen Bundes: dieß ist abermals des Pudels Kern.

Was soll man dazu sagen? Es ist für alle Unbefangenen eine ausgemachte Sache, daß eben diese Politik des verstorbenen Königs das grenzenlose Unglück des Jahres 1866 herbeigeführt hat und mit Nothwendigkeit herbeiführen mußte. Und dieselbe Politik — nur daß sie fortan von dem Makel der Zweideutigkeit frei wäre, weil sie offen eingestanden wird — soll nunmehr das neue Evangelium des Bayerlandes seyn und uns wieder auf den grünen Zweig helfen von dem wir so kläglich herabgefallen sind. Was soll man dazu sagen? Zunächst, denke ich, weiter nichts, als daß es eben keinen

Digitized by Google

bessern Beweis für die Hoffnungslosigkeit der neuen Wendung gibt, welche von Herrn Fröbel angekündigt wird. Den nämlichen Weg auf dem wir schon einmal in die abscheulichste Sackgasse gerathen sind, räth er uns abermals zu betreten; nachdem wir mit der ganz gleichen Politik Ehre und Ansehen bei Andern, das Selbstvertrauen und die Achtung vor unserer eigenen Staatsmannschaft verloren haben, ja nachdem die Unmöglichkeit des Gelingens zum Theil sogar traktatmäßig verbürgt ist — sollen wir nun denselben Versuch von vorne wiederholen. Und was das Traurige unserer Lage vollends charakterisirt: einen solchen Rath gibt uns Herr Fröbel nicht etwa weil es ihm willkürlich so beliebt, sondern weil er gar nicht anders kann und weil er beim besten Willen schlechthin nichts Anderes zu sagen wüßte, wenn er weder den Anschluß an Preußen noch das französische Protektorat empfehlen will. Preußisch, französisch-österreichisch oder die Fröbel'sche Isolirung: es gibt in der That keine andere Wahl mehr.

Man muß der preußischen Partei in Bayern angehören oder man muß zur Fahne der französischen Partei in Bayern schwören; will man aber weder das Eine noch das Andere, so bleibt nichts übrig als die ganze Hoffnungslosigkeit des Fröbel'schen Programms zu unterschreiben. Ich sage: die Hoffnungslosigkeit dieses Programms. Ist es möglich, daß der Verfasser selbst sich Täuschungen hingibt? Ich meine: gerade daß Dr. Fröbel so und nicht anders spricht, macht seine Sache wo möglich noch hoffnungsloser als sie an sich ist.

Fröbel war seit langer Zeit ein publicistischer Hauptvertreter jener großdeutschen Richtung, welche vom Standpunkte der ehrlichen Trias die deutsche Frage zu lösen suchte. Ich sage: der ehrlichen Trias; denn das deutsche Moment war ihm die Cardinalsache, die Dreitheilung nur das Mittel zum Zweck. Am bayerischen Hofe von dazumal wurde die Trias bekanntlich umgekehrt verstanden; hier sollte die Drei-

Digitized by Google

theilung Deutschlands der Selbstzweck seyn, wodurch die dynastische Erhöhung Bayerns zur Großmacht unter dem Titel und Deckmantel der deutschen Frage erzielt werden könnte. Man hat an den Höfen von Stuttgart, Darmstadt und Karlsruhe die Absicht gemerkt und wurde verstimmt für immer; nichts hat mehr zu unserm Ruin beigetragen und insbesondere den ersehnten „Süddeutschen Bund" unmöglich gemacht als eben diese Zweideutigkeit der bayerischen Trias-Politik. Hr. Fröbel selbst würde sich damals mit Händen und Füßen gegen eine partikularistische Täuscherei solcher Art verwahrt haben. Jetzt aber gründet er ein Blatt um im Wesen derselben Politik das Wort zu reden. Und er thut es nicht weil er will, sondern er thut es weil er muß. König Max II. von Bayern hätte es anders machen können, nach ihm kann es keiner mehr. Weil der verstorbene Monarch Oesterreich haßte, darum haben wir für unsern Standpunkt jetzt die Wahl zwischen Preußen, Frankreich und der blauen Luft.

Um sein Programm zu schreiben, mußte Herr Fröbel seine ganze publicistische Vergangenheit als verlorene Mühe und Arbeit hinter sich werfen. Als großdeutscher Vertreter hat er zu Wien unter Schmerling ein officiöses Organ redigirt und als ehrlicher Triasmann hat er sich in Stuttgart an der Redaktion des „Staatsanzeigers" betheiligt. Beides in kurzen Jahren hintereinander und jedesmal hat er auf Grund einer philosophischen Weltanschauung seine Ansicht sozusagen als metaphysische Nothwendigkeit hingestellt. Um jetzt die „Süddeutsche Presse" in München zu unternehmen, mußte er auf beide Standpunkte völlig verzichten. Mit der deutschen Idee hat es nach ihm definitiv ein Ende; er sagt ausdrücklich: der leitende Gedanke der bayerischen Politik müsse künftig der seyn, „daß es im Gange der Geschichte liege ein in sich geschlossenes europäisches Staatensystem an die Stelle des zerstörten deutschen zu setzen." Herr Fröbel fürchtet selber, daß einer solchen bayerischen Politik „der Vorwurf

eines undeutschen Charakters vielleicht nicht erspart bleiben werde." Aber die klare Erkenntniß eines richtig erkannten Zieles dürfe sich durch den Tadel nicht irren lassen. Mit Einem Worte: Bayern braucht sich um die deutsche Frage ferner nicht zu kümmern, denn dieselbe ist ein pures Nichts, es ist aus und Amen damit.

Zweitens muß Herr Fröbel zugestehen, daß auch die Einigung eines dritten Deutschlands, die sogenannte Trias nicht weniger ein Schattenbild und Hirngespinst sei als die Einigung Gesammtdeutschlands, für welche die populäre Bewegung in Mitteleuropa zwanzig Jahre lang Himmel und Erde in Aufruhr gesetzt hat. Die deutsche Frage hat sich nach ihm „mit ihrem ganzen Inhalt in eine süddeutsche zusammengezogen." Aber „die Gründung eines süddeutschen Bundes ist nicht gelungen und hat auch ferner wenig Aussicht auf Erfolg." Die Großmachts-Idee des Königs Max II. hat die verfassungsmäßige Führung Bayerns in Süddeutschland zur Voraussetzung gehabt. Damit sei es nichts: sagt Herr Fröbel; aber er will dennoch die Politik des verstorbenen Königs wieder aufgenommen wissen. Eigentlich will er also eine Politik ohne ihr Ziel. Gerade durch das Scheitern des süddeutschen Bundesplans, sagt er, sei die politische Bedeutung Bayerns erhöht worden; und aus der ganzen europäischen Situation gehe unter diesen Umständen für Bayern „eine hohe Aufgabe" hervor, „deren Erkenntniß geeignet sei gebrochenes Selbstgefühl wieder aufzurichten."

Hr. Fröbel wird sehr dunkel an diesem Punkt. Er behauptet wiederholt, daß nach dem Scheitern der deutschen Frage und des Trias-Planes „der europäische Beruf Süd-Deutschlands sich in der bayerischen Politik zusammendränge." Aber er begeht zunächst den Fehler mit keinem Wort sich über die vorhandenen Mittel und Kräfte zu äußern. Als eine thatsächliche Aeußerung dieser Art erscheint freilich die Ankündigung der „Süddeutschen Presse" selber. Bayern braucht

ein lesbares Blatt welches dem Regierungsgedanken am nächsten stehen soll. Wer wird das Blatt gründen und redigiren? Drei Fremde, zu dem Zwecke aus dem Auslande herbeigerufen. Wir kennen die Heimath des Herrn Dr. Fröbel nicht genau, er hängt wenigstens durch seine hochachtbare Gemahlin mit dem Lande zusammen welchem er ein Quasi-Regierungs-Organ zu geben berufen ist. Musikmeister Röckel, der zweite Redakteur, stammt aus Dresden. Der dritte Redakteur, ein sicherer Herr Borges, kommt aus Wien, als Theaterkritiker, wie man sagt, und speciell zu dem Zwecke aufgestellt um die Zukunftsmusik Richard Wagners in dem neuen Organ zu verherrlichen. Diese drei Herren aus der Fremde sind also berufen für die neue specifisch bayerische Politik ein correktes Organ zu schaffen. Unter den Landeskindern fehlen die Kräfte für diese wie für jede andere geistige Leistung. Armes Bayern!

Noch curioser und in aller Welt unerhört gestaltet sich die Sache, wenn man die politischen Antecedentien der betheiligten Personen und Lagen allseitig und vergleichend in's Auge faßt. Ein tieferer Blick in das vorliegende Programm verbunden mit einem Rückblick auf die letzten zwanzig Jahre der bayerischen Geschichte lehrt sofort, daß die Politik welche Hr. Fröbel hier verkündet, genau der Standpunkt war auf dem um das Jahr 1848 die conservative Partei in Bayern stand. Diese Partei wollte nichts wissen von der anwachsenden „Deutschthümelei"; denn das engere Vaterland ging ihr über das weitere, und Bayern schien ihr im europäischen Gesammtsysteme, um mit dem vorliegenden Programme zu reden, eine historische Stellung zu besitzen und sich selber genügen zu können. So dachten damals die Conservativen oder, wenn man will, die Ultramontanen in Bayern. Die beiden Männer hingegen welche jetzt dem bayerischen Regierungsgedanken ein Organ schaffen sollen, schwammen damals mit den höchsten Wogen der Revolution oder, wenn das

Digitized by Google

beſſer lautet, der deutſchen Bewegung. Herr Fröbel wurde in Wien als Mitglied der Parlamentsgeſandtſchaft an die Aula zur Seite Robert Blums gefangen und kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt. Herr Röckel erfuhr als einer der Hauptleiter des Dresdener Aufruhrs mit ſeinem muſikaliſchen Freunde Richard Wagner daſſelbe Schickſal, und er ſaß viele Jahre lang im Zuchthaus zu Waldheim.

Ich ſage das nicht, um einen Stein auf die zwei Männer zu werfen. Haben ja die betreffenden Dynaſtien ſelbſt ihnen längſt thatſächliche Abbitte geleiſtet, und iſt es ja mit der politiſchen Moral ſoweit gekommen daß im Grunde Niemand mehr weiß, wer in jener bewegten Zeit der Sünder oder der Gerechte war. Aber das muß doch Jedermann ſagen: Fröbel und Röckel als Redakteure der wiedergebornen Bayeriſchen Zeitung zeugen von einer ungeheuren, ſchlechthin unausfüllbaren Kluft zwiſchen den Zuſtänden Bayerns im Jahre 1847 und im Jahre 1867. Wenn dieſe Männer heute genau die Politik im Sinne der Regierung vertheidigen, welche vor zwanzig Jahren von ihren conſervativen Gegnern, unter harten Verfolgungen und bittern Schmähungen von Seite der ſogenannten deutſchen Partei, im Munde und im Herzen geführt wurde — dann dürfte doch wohl Niemand Luſt haben zu läugnen, daß ſeitdem Viel, ſehr Viel anders geworden iſt bei uns und in aller Welt.

Vor zwanzig Jahren iſt der Volksglaube an Bayerns Kraft und Macht noch unerſchüttert geweſen. Daß Bayern eine hiſtoriſche Stellung beſitze im europäiſchen Geſammtſyſteme und daß es ſich ſelber genügen könne: das wagten nur Wenige offen zu läugnen. Es gab damals in der That noch eine conſervative öffentliche Meinung in Bayern, auf deren mannhafte Entſchloſſenheit eine weiſe und unparteiiſch rechtliche Regierung ſich unbedingt hätte verlaſſen können. Heute iſt das Land in wahnſinnig erbitterte Parteien bis in's Innerſte zerriſſen, das Vertrauen iſt auf allen Seiten dahin und ſelbſt

Digitized by Google

die Frage der Existenz wird unverholen diskutirt. Und kein Wunder! Denn seit zwanzig Jahren sind nicht weniger als alle Lebensbedingungen Bayerns total andere geworden. Wo ist das europäische Gesammtsystem von damals? Wenn überhaupt noch ein solches System besteht, so hat es sich aus einer Schutzwehr des öffentlichen Rechts in eine Räuberbande von Kaisern und Königen verwandelt. Wo ist die historische Stellung Bayerns? Was die Buhlerei des verstorbenen Monarchen mit dem gehässigsten Liberalismus etwa davon übriggelassen hat, das ist auf den böhmischen Feldern verloren gegangen. Wenn uns Herr Fröbel jetzt dennoch sagt, daß Bayern sich selber genüge um eine wichtige Rolle in Europa zu spielen, so dürfte er wenig Gläubige finden. In seinem Herzen wenigstens denkt doch ein Jeder entweder an den Anschluß an Preußen oder an das schützende Veto Frankreichs. Wer weiß, ob der Gedanke an die Zweikaiser-Gespräche in Salzburg nicht Herrn Dr. Fröbel unwillkürlich selber beschleicht. Nahe genug liegt der Gedanke.

Wer heute von einer selbstständigen Politik im europäischen Staatensystem spricht, die in München etablirt sei oder etablirt werden solle, der darf doch wohl vor Allem den 22. August des vorigen Jahres nicht vergessen. Herr Dr. Fröbel datirt sein Circular vom 22. August 1867, aber er berührt mit keiner Sylbe den Vertrag welchen der bayerische Minister von der Pfordten am 22. August 1866 in Berlin abgeschlossen hat. In Wahrheit liegt da ein uns platterdings unbegreifliches Versehen vor. Sache des Programms zur neuen Zeitung wäre es ja doch in erster Instanz gewesen zu untersuchen, ob ein Staat der vertragsmäßig verpflichtet ist im nächsten besten Kriegsfall seine Militärmacht nicht nur einem bestimmten andern Staat zu Hülfe zu schicken sondern sie auch unter den Oberbefehl dieses andern Staates zu stellen — ob ein solcher Staat überhaupt noch freier Herr seiner politischen Entschließungen sei. Daß nämlich ein Staat

Digitized by Google

ohne die volle Freiheit seiner politischen Entschließungen weder zum Vermitteln noch zum Verhüten noch zu irgend einer Stellung im europäischen Staatensystem, abgesehen vom bloßen Vegetiren, taugen kann, darüber dürfte doch wohl kein Streit seyn. Nach dem Inhalt des vorliegenden Programms müßte man also schließen, daß der berüchtigte Vertrag vom 22. August für die bayerische Regierung nicht mehr existire, während doch der Herr Ministerpräsident öffentlich versichert hat, daß Bayern unter allen Umständen den Verträgen seine Treue bewahren werde. Sind das nicht unglaubliche Widersprüche und unlösbare Räthsel?

Dr. Fröbel legt uns selbst ein schlagendes Beispiel nahe von der absoluten Lähmung, zu welcher der Vertrag vom 22. August die bayerische Politik verdammt hat. Er sagt: im Ganzen des europäischen Staatensystems theile Bayern in diesem Augenblicke mit — Italien den Vorzug einer Stellung von wesentlichem Einfluß auf den Gang der Dinge. „Wie Italien insbesondere zur Verhütung eines Bruches zwischen Frankreich und Preußen beitragen kann, so Bayern zur Verhütung eines abermaligen Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich." Ist das wahr? Uns scheint der Vergleich sehr übel gewählt und das gerade Gegentheil zu beweisen. Oder frage man sich nur: wenn Italien, so wie Bayern gegen Preußen, vertragsmäßig zur Heeresfolge Frankreichs verpflichtet wäre, würde dieß nicht einen französischen Angriffskrieg gegen Preußen sehr wesentlich fördern? Jedermann wird das zugeben. Unsere bayerische Stellung hätte also nur dann Aehnlichkeit mit der italienischen, wenn wir noch die Freiheit besäßen in Berlin eventuell mit dem Anschluß an Oesterreich und seine Bundesgenossen zu drohen, wie man zu Florenz diese Freiheit dem Imperator gegenüber wenigstens im Princip allerdings besitzt.

Aber das ist ja bei uns nicht mehr der Fall. Der Prager Friede hat uns von dem benachbarten Kaiserstaat

Digitized by Google

rein abgeschnitten; er hat dem Hause der alten deutschen Kaiser das beispiellos freche Verbot auferlegt irgendeine nationale Verbindung mit Deutschland überhaupt und mit Süddeutschland insbesondere zu suchen, und überdieß hat der Vertrag vom 22. August Bayern politisch willenlos an Preußen geschmiedet. Von einer europäischen Stellung kann da für uns schlechthin keine Rede mehr seyn. Hr. Fröbel sagt: „das deutsche Nationalinteresse habe für jetzt nichts Höheres zu erwarten, als daß im europäischen Gesammtsysteme Oesterreich wieder sich mit Norddeutschland und Süddeutschland zusammenfinde." Sehr richtig und ganz auch unsere Meinung. Aber Bayern hat zu diesem Zwecke nur leere Bitten, keine zwingenden Gründe mehr, so lange der Vertrag vom 22. August besteht. Will Preußen nicht, so muß Bayern sich bescheiden; das hat zu allem Ueberfluß die Sendung des Grafen Taufkirchen sonnenklar bewiesen.

Der Vertrag vom 22. August ist abgeschlossen worden zum Schutze der deutschen Integrität gegen das Ausland. Wenigstens auf unserer Seite konnte die Intention gar keine andere seyn. Nun aber hat Preußen in Luxemburg die deutsche Integrität unter den fadenscheinigsten Vorwänden selber preisgegeben. Deßgleichen steht Graf Bismark im Begriff, das Spiel in Nordschleswig zu wiederholen; wenn Schleswig wirklich „deutsch ist bis zur Königsau", dann wird er dort der Nationalehre die zweite brennende Schmach zufügen. Nach Alldem zu schließen, wird es die Berliner Politik niemals um Deutschland zu einem Kriege kommen lassen, sondern nur um Großpreußen. Verpflichtet nun der Vertrag vom 22. August auch unter solchen Umständen unser Land zur preußischen Heeresfolge? Das ist die Hauptfrage und über diese Hauptfrage wird hoffentlich die neue Zeitung selbst sich möglichst bald und klar aussprechen. Das Programm berührt wie gesagt dieses entscheidende Rechtsverhältniß

mit keinem Wort, obwohl sich die dringendste Veranlassung hiezu von allen Seiten aufdrängt.

Hr. Fröbel setzt selber den Fall, daß die Gruppe der drei deutschen Glieder im europäischen Gesammtsysteme nicht zu Stande komme, und vielmehr „der Kampf einer Coalition von Mittelmeerstaaten gegen die Ziele einer verbundenen preußisch-russischen Politik" entbrenne. Er bezeichnet diesen Fall als „viel unglücklicher" im Vergleich mit der faktischen Zerreißung Deutschlands, weil ihm scheint, daß dadurch „der mitten durch Deutschland gehende Riß zwischen Süd- und Nordeuropa für die Zukunft unheilbar gemacht würde." Offenbar verräth diese Aeußerung nicht viel Vertrauen auf den preußisch-russischen Sieg. Trotzdem gibt das Programm nicht die leiseste Andeutung über das Verhalten Bayerns im Angesicht der nur allzu wahrscheinlichen Katastrophe. Es kann und darf eben nicht mit klaren Worten sich aussprechen, weil der Vertrag vom 22. August als Nolimetangere dazwischen liegt. Also stellt sich Hr. Fröbel lieber an, als wisse er nichts von dem großen Stein des Anstoßes.

Solche zarte Rücksicht verdient alle Achtung. Nur passen dazu nicht die hochtrabenden Worte: die deutsche Frage habe sich in eine süddeutsche zusammengezogen; der europäische Beruf Süddeutschlands aber dränge sich zusammen in der bayerischen Politik; und die so auf Bayern concentrirte süddeutsche Frage „bezeichne einen Knotenpunkt der Geschichte, in welchem sich entscheiden wird, ob das europäische Staatensystem einer Erneuerung fähig ist, oder ob es der fortschreitenden Zersetzung und Selbstentfremdung mit ihren inneren und äußern Folgen anheim fallen soll." Solche Worte mögen gewisse Ohren kitzeln, aber sie stehen mit der Wirklichkeit in schneidendem Widerspruch. Allerdings hat Baron von der Pfordten vor dem Ausbruch des leichtsinnig herbeigeführten und achselträgerisch geleiteten Kriegs vor der Kammer erklärt: die Regierung werde „aus dem allgemeinen

Schiffbruch wenigstens die Selbstständigkeit Bayerns retten." Aber gerade dieses höchste Gut eines Staats hat er uns verspielt, und der Verlust ist bis jetzt in keiner Weise wieder eingebracht.

„Ideale Leistungen insbesondere sind in neuerer Zeit der Ruhm Bayerns." So sagt Hr. Fröbel am Schluß seines Programms. Deutlicher gesprochen heißt das: der zeitgenössische Schwindel aller Art hat, von König Max II. herbeigerufen, in unserm guten Lande sein Eldorado gefunden und gierig das Mark unseres Volkes angefressen. Das müßte vor Allem anders werden. So lange wir uns nicht im Innern auf uns selbst besinnen, so lange werden wir auch in der auswärtigen Politik unsern Fuß nicht auf realen Boden zu setzen vermögen. „In die Ecke, alte Besen, seid's gewesen": so müßte der Wahlspruch eines bayerischen Regenerators lauten. Davon aber finden wir nichts in dem Fröbel'schen Programm und außerhalb auch nicht.

Digitized by Google

XXX.

War Shakeſpeare Katholik?

Dritter Artikel *).

In dem vorhergehenden zweiten Artikel über die vorliegende Frage waren wir zu folgendem Ergebniß gelangt: William Shakeſpeare's Eltern waren Katholiken, ſoweit man in der damaligen Zeit der Katholikenverfolgung unter Eduard VI. und der Königin Eliſabeth dieſes ſeyn konnte. Er wuchs in einer katholiſchen Familie auf und erhielt, ſo viel die Umſtände es damals erlaubten, in der Heimlichkeit des Hauſes eine entſprechende katholiſche Erziehung und katholiſche Jugend-Eindrücke. Aus ſeiner ſpätern Lebenszeit ſind keine entſcheidenden Thatſachen bekannt, welche hinſichtlich ſeines perſönlichen, innern Verhältniſſes zu der katholiſchen Kirche einen beſtimmten Aufſchluß geben.

Es bleibt uns jetzt für dieſen dritten und letzten Artikel die Aufgabe übrig, einen Blick auf ſeine ſchriftſtelleriſchen Werke zu werfen, um zu ſehen, was ſich etwa hier zur Aufhellung dieſer Frage findet.

Zuerſt ſind hier in Betracht zu ziehen die Gedichte

*) Vergl. Bd. 54, S. 81 ff. Bd. 59, S. 322 ff.

Shakespeare's, in welchen die eigene Person des Verfassers unmittelbar hervortritt, und nicht wie in seinen dramatischen Werken hinter die von ihm geschaffenen Personen und Charaktere zurücktritt. In jener ersten Classe von Shakespeare's poetischen Erzeugnissen wird man zwar vergeblich Stücke oder einzelne Stellen suchen, in welchen der Dichter ein ausdrückliches Zeugniß oder eine bestimmte Kundgebung über sein religiöses oder kirchliches Bekenntniß niedergelegt hätte; doch fehlt es daselbst nicht an charakteristischen Aeußerungen sittlicher und religiöser Grundsätze, Gefühle und Anschauungen, welche auf die Anlagen und Stimmungen des Dichters auf diesem Gebiete hindeuten und wenn auch indirekt, doch immerhin in einigem Zusammenhang mit der uns hier beschäftigenden Frage stehen.

Das erste in der Reihe von Shakespeare's Gedichten *), Venus und Adonis, stellt sich dem Leser beim erstmaligen Ansehen dar lediglich als ein reizendes Gemälde der Liebeswerbung der Göttin um den schönen, kaum zum Jüngling herangereiften Adonis; voll sinnlicher Gluth und Leidenschaft, ausgeführt mit großer dichterischer Begabung und mit großer Virtuosität des poetisch-rhetorischen Ausdruckes. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber bei diesem Inhalte und Charakter des Gedichtes, und ungeachtet desselben, eine ernst gemeinte sittliche Tendenz, so daß man dasselbe mit Fug und Recht ein episch-didaktisches Gedicht nennen könnte. Diese letztere Seite des Gedichtes, welche meistens übersehen wird, zeigt sich in den Reden welche Adonis und der Göttin selbst in den Mund gelegt werden, offenbar zu dem Zweck um das Ungenügende, überhaupt die ganze Schattenseite der bloß auf sinnlicher Begierde und Leidenschaft beruhenden Liebe zu zeigen und um dadurch zu einer höhern, geistigen Liebe hin-

*) Shakespeare's Poems. Herausgegeben und erklärt von Dr. Nikolaus Delius. Neue Ausgabe. Elberfeld 1864.

zuführen. Der Dichter läßt Adonis den leidenſchaftlichen Liebesbewerbungen der Göttin entgegen in einer längern Rede *) alſo ſagen:

O nenn es Liebe nicht: Lieb iſt entwichen
Zum Himmel, ſeit man Wolluſt Liebe heißt.
Als Liebe kommt die Mörderin geſchlichen,
Und ſchändet noch dazu was ſie zerreißt.
Der Schönheit Friſche pflegt ſie zu berauben,
Wie Raupen einen jungen Baum entlauben.

Die Lieb erquickt wie Sonnenſtrahl nach Regen;
Wolluſt iſt Sturm nach kurzem Sonnenſchein.
Ein ewig junger Lenz der Liebe Segen;
Der Wolluſt Winter läßt im Sommer ſchnei'n.
Liebe hält Maß, Wolluſt hat nie genug;
Lieb iſt getreu, doch Wolluſt nichts als Trug.

Es liegt der Gedanke unabweisbar nahe, daß der Dichter ſeinen jungen Freund, den Grafen Southampton dem das Gedicht gewidmet iſt, durch die dem Adonis in den Mund gelegten Worte vor den Gefahren und Verirrungen der ſinnlichen Liebe warnen und davon zurückhalten wollte. Darauf deutet ſogar ganz deutlich eine Anſpielung hin an einer Stelle wo Adonis die Jugend des Sittenpredigers hervorhebt:

Wohl wüßt ich mehr, doch weiter jetzt kein Wort!
Der Text iſt alt, allein der Redner grün.

Shakeſpeare war nur um wenige Jahre älter als ſein junger Gönner und Freund Southampton. Wir wiſſen nicht genau, wann das Gedicht Venus und Adonis verfaßt worden iſt. Selbſt aber wenn es nicht lange vor der erſten Herausgabe (1593) verfaßt wäre, ſo wäre Shakeſpeare noch ein junger Mann in den Zwanzigen geweſen und für ſo ſtrenge und reine Grundſätze immerhin noch ein junger Lehrmeiſter.

Aber auch Venus ſelbſt, nachdem durch den traurigen

*) Call it not love etc. Delius S. 32. Shakeſpeare's Gedichte deutſch von Simrock S. 197. Strophe 116.

Tod ihres Lieblings die Hitze ihrer Leidenschaft abgekühlt ist, muß dem Dichter ihre Stimme leihen, um das unbefriedigte Treiben und die Widerwärtigkeiten der sinnlichen Liebe und Leidenschaft darzuthun. Er läßt sie sagen*):

Weil du mir starbst, sei Leid der Liebe Frucht.
So will ich es und Niemand mag es wenden;
Begleitet soll sie seyn von Eifersucht,
Selig beginnen und unselig enden,
Nur hoch und tief und nie auf gleichem Grund,
Sei ihr viel Leid und wenig Wonne kund. U. s. w.

Es dringt in diesen didaktischen Stellen des Gedichtes überall ein ernster sittlicher Eifer durch, um den Leser, also zunächst den jungen Freund dem das Gedicht gewidmet ist, vor den Ausschweifungen der sinnlichen Lust zu bewahren oder ihn aus den Schlingen und Banden derselben loszureißen. Zugleich muß es als ein origineller gewiß nicht unglücklicher Gedanke gelten, einem vornehmen jungen Manne so ernste Lehren, die er in direkter Mittheilung wohl kaum hätte an sich herankommen lassen, in dieser reizenden Umrahmung beizubringen.

So wie in Venus und Adonis die Leidenschaft der sinnlichen Liebe von Seiten des Weibes dargestellt wird: so gibt das gleichfalls dem Graf Southampton gewidmete Gedicht „Lucretia" (1594) die entsprechende Darstellung der Gefahren und Verirrungen dieser Leidenschaft von Seiten des Mannes. Auch dieses Gedicht hat neben der Beschreibung und Erzählung mit einer ähnlichen poetisch-rhetorischen Virtuosität des Vortrags, wie jenes erste, zugleich ein reflektirendes und didaktisches Element mit derselben Tendenz.

---

*) Since thou art dead etc. S. 44 bei Delius. Strophe 173—177, S. 216 Simrock. Alle Widersprüche, Qualen und Verkehrtheiten der leidenschaftlichen, sinnlichen Liebe werden in diesen Strophen geschildert, so wie sie nur schildern kann wer sie selbst durchlebt hat.

Zuweilen tritt dieſes Element nur in zu großer Ausdehnung und zum Nachtheil der poetiſchen Darſtellung hervor, wie namentlich in der langen Rede Lucretia's, wodurch ſie Tarquinius von ſeiner Frevelthat abzuhalten ſucht (Poems S. 69—72, Delius). Außer einer Anzahl ſentenziöſer Stellen gehört zu dieſem didaktiſchen Elemente des Gedichtes beſonders das Selbſtgeſpräch Tarquin's ehe er die Frevelthat beginnt, in welchem er alle vernünftigen und ſittlichen Gründe ſich ſelbſt vorhält die ihn davon zurückhalten ſollten (Strophe 28—31, Simrock); und dann nach der Vollendung der Frevelthat die Vorwürfe des Gewiſſens, die Stimmung voll Ueberdruß und Unzufriedenheit, welche mit ſo lebendiger Anſchaulichkeit geſchildert werden (Str. 99—106). Sehr bezeichnend und für ein edleres männliches Gemüth gewiß nicht ohne Eindruck iſt der Ausſpruch über die größere Verantwortlichkeit des Mannes bei ſchuldhaften Verirrungen der ſinnlichen Leidenſchaft*):

Der Mann iſt Marmor, weiches Wachs die Frau;
Drum bilden ſich die Frauen nach dem Mann.
Das Unterdrückte zeigt das Bild genau,
Das es durch fremde Kraft und Liſt gewann.
Drum klagt die Frau um keinen Fehler an:
Dem Wachs thut Unrecht, wer das weiche ſchilt,
Weil ſich ihm aufgedrückt des Teufels Bild.

Das ganze Gedicht aber zeigt in Lucretia die Verherrlichung der weiblichen Tugend und Keuſchheit, welche Shakeſpeare in ſeinen Dramen in ſo vielen edeln und reizenden Frauengeſtalten mit ebenſo tiefem ſittlichen Gefühl als poetiſcher Kunſt zur Erſcheinung bringt.

Die Luſt und Qual der leidenſchaftlichen ſinnlichen Liebe, welche uns der Dichter in den beiden erwähnten Gedichten ſchildert, indem er dabei zugleich auf eine höhere geiſtige

*) For men have marble, woman waxen minds etc. S. 90, Delius. Str. 178, S. 282 Simrock.

Liebe hinweist welche die Seele besser befriedigt — diese Lust und Qual des in den Banden der sinnlichen Liebe und Leidenschaft gefesselten menschlichen Herzens und das Ringen sich aus denselben zu befreien und zu erheben, macht den größern Theil des Inhaltes der Sonette Shakespeare's aus.

Hier hat man sich aber zuerst über die Vorfrage zu entscheiden, ob der Inhalt dieser Sonette sich auf eigene Erlebnisse des Dichters bezieht, oder nicht. Im Allgemeinen hielt man bisher diese Sonette, welche theils (Nr. I—CXXV) eine schwärmerische Freundschaft für einen jungen Mann zum Inhalt haben, theils ein Liebesverhältniß zu einer Frau (Nr. CXXVI—CLIII), für die Frucht eigener Erlebnisse des Dichters, und man sah in dem schwärmerisch geliebten Freunde den Grafen Southampton, wenn auch alle nähern Umstände über die Entstehung der einzelnen Sonette ganz unbekannt sind. In der neuesten Zeit hat Delius dagegen die Behauptung aufgestellt und in einer eigenen Abhandlung*) zu begründen gesucht, daß diese Sonette weder Beziehungen auf bestimmte Personen, noch Anspielungen auf wirkliche Erlebnisse des Dichters enthalten, sondern freie Erzeugnisse seiner dichterischen Phantasie seien, welche die Verhältnisse erst fingirte, um sie dann in diesen Gedichten poetisch zu behandeln. Es ist nicht dieses Ortes, auf eine nähere Prüfung dieser Behauptung einzugehen. Mag Delius auch beweisen, daß die Hypothesen Browns über die persönlichen Bezüge Shakespeare's zu den einzelnen Sonetten nicht begründet sind; mag er auch Beispiele anführen von ähnlichen poetischen Fiktionen: man wird kein Beispiel finden, daß ein wahrer und rechter Dichter, ein Dichter wie Shakespeare auf solche poetische Stilübungen sich eingelassen habe. Diese Entstehungsart der Shakespeare'schen Sonette wäre ebenso gegen

*) In dem Jahrbuche der deutschen Shakespear-Gesellschaft, herausgegeben von Bodenstedt. Berlin 1866. S. 18 ff.

Digitized by Google

die Natur des poetischen Genius, wie wenn man die lyrischen Gedichte Göthes für solche bloße Fiktionen und poetische Uebungsstücke hielte. Ueberdieß tragen die Sonette einen so ausgeprägten individuellen Charakter, daß sie ihre Veranlassung und Entstehung aus ganz concreten Verhältnissen als unzweifelhaft erscheinen lassen, mögen uns diese Verhältnisse selbst im Einzelnen noch so unbekannt seyn.

Wir nehmen also, und wie wir glauben mit Fug und Recht an, daß die Sonette innere Seelenstimmungen, Gefühle und Gedanken unseres Dichters selbst enthalten. Wenn diese Gedichte auch keinerlei solchen Inhalt haben, welcher in direkter Beziehung zu der hier von uns zu behandelnden Frage stehen, so enthalten sie doch ein Stück Geistesleben Shakespeare's und bilden ein Glied in dem Ganzen seiner geistigen Entwicklung. In der einen Gruppe der Sonette, an den Freund, zeigt sich eine Feinheit und Reizbarkeit der Empfindung bis zur Schwärmerei; dabei ein ethisches Element in dem wiederholten und drängenden Rathe, den er dem jungen Freunde gibt, zur Ehe und zur Gründung einer Familie sich zu entschließen. An einer Stelle (Sonett CVIII) zeigt der Dichter, daß ihm die Wirkung des Gebetes und der täglichen Wiederholung desselben nicht fremd ist; er vergleicht damit die stete Wiederholung derselben Worte der Freundschaft und Liebe an seinen jungen Freund*):

— Und doch wie fromm Gebet
Sag ich dir stets auf's Neu das wundersame,
Mir nimmer alte Lied: Du mein, ich dein!
Wie da zuerst mir scholl dein süßer Name.

In der zweiten Gruppe der Sonette, welche an die Geliebte gerichtet sind, zeigt sich die Lust, die Qual, die Erniedrigung welche die bloß sinnliche Leidenschaft der Liebe mit sich bringt. Der Dichter fühlt auf das lebhafteste, daß die

*) Simrock S. 110.

Geliebte seiner nicht würdig ist; und doch fehlt ihm die Kraft sich loszureißen. Es tritt in diesen Sonetten hervor der Kampf der gemeinern und der höhern Liebe (Sonett CXLIV); das peinliche Gefühl des Ungenügenden und Unbefriedigten, was bei dem bloß sinnlichen Genusse unvermeidlich ist (CXXIX), und das Ringen und Streben nach einem höhern geistigen Aufschwunge (CXLVI). Es ist also hier ein ähnlicher Kreis von Gedanken, wie derselbe in den beiden episch-didaktischen Gedichten „Venus und Adonis" und „Lucretia" an so vielen Stellen zu Tage tritt.

In den übrigen Gedichten die Shakespeare's Namen tragen (A lovers Complaint und The passionate Pilgrim) finden sich Stellen welche mit der hier vorliegenden Frage in Beziehung zu bringen wären. In der „Klage einer Liebenden" kommt eine Stelle vor, welche man beim ersten Lesen vielleicht als einen unfreundlichen Seitenblick gegen die Frauenklöster auffassen könnte; man wäre aber dabei im Unrecht. Es wird nämlich dort *) der treulose Geliebte des unglücklichen, verlassenen Mädchens redend eingeführt, wie er von einer vorher frommen, heiligmäßigen Nonne erzählt die aus Liebe zu ihm aus dem Kloster floh. Es geschieht aber diese Erwähnung ohne jede tadelnde Nebenbemerkung gegen das klösterliche Leben, sondern lediglich nur um zu zeigen, wie unwiderstehlich die äußern Vorzüge und die leidenschaftlichen Bewerbungen des Mannes seien. Wir werden weiter unten sehen, daß Shakespeare gerade dem Institute der Frauenklöster eine besondere Aufmerksamkeit und wohlwollende Anerkennung zuwendet.

Wir gehen nun zu dem Haupttheile unserer Aufgabe über, nämlich zur Betrachtung der dramatischen Werke des Dichters, um zu sehen, ob Etwas und Was aus denselben über die persönlichen religiösen und confessionellen Anschau-

*) Poems. Delius S. 201. Simrock S. 326, Str. 34—38.

zed by Google

ungen und Ueberzeugungen Shakespeare's wahrgenommen oder erschlossen werden kann.

Dem Einblick und Durchblick der Dramen Shakespeare's von dem angegebenen Gesichtspunkte aus müssen wir aber zwei Vorbemerkungen allgemeiner Art vorausschicken. Die eine bezieht sich auf das Wesen und den Charakter der dramatischen Poesie; die andere auf den Zustand des englischen Theaters zur Zeit Shakespeare's. Man kann nämlich die Frage aufwerfen: können sich in Werken der dramatischen Poesie, wo der Dichter mit seiner Person ganz zurücktritt hinter die von ihm geschaffenen Charaktere und Situationen, dennoch dessen persönliche Anschauungen, Grundsätze und Ueberzeugungen erkennen lassen? Allerdings kann man dieses, selbst wenn die in den Dramen dargestellten Personen und Handlungen durch Sage oder Geschichte gegeben und keine Selbsterzeugnisse des Dichters sind. Wer wird läugnen, daß man in den Stücken des Aeschylus, Sophokles, Euripides die verschiedene poetische Individualität nicht bloß, sondern auch die Weltanschauung und Denkweise dieser Dichter und ihr Verhältniß zur Religion ihres Volkes erkennen kann? Dasselbe gilt von den großen dramatischen Dichtern der modernen Literaturen, und muß also auch von Shakespeare gelten. Die persönliche geistige Individualität des Dichters mit ihrer Lebensanschauung und ihren Grundsätzen im Ganzen und Großen kann sich aber in seinen dramatischen Erzeugnissen auf eine dreifache Weise abspiegeln: nämlich in der Wahl des Sujets und der Gesammt-Tendenz der Behandlung derselben; ferner in den Charakteren, Handlungen, Institutionen welche von dem Dichter mit besonderer Vorliebe dargestellt und geschildert werden; endlich in solchen einzelnen Stellen die nicht aus dem Charakter und der Situation der sprechenden Personen mit Nothwendigkeit hervorgehen, sondern auf der freien Willkür des Dichters beruhen und dabei von ihm mit einer gewissen tendenziösen Absichtlichkeit angebracht werden. Nach diesen drei eben angedeuteten Rubriken

werden wir die Shakeſpeare'ſchen Dramen von unſerm hier genommenen Standpunkte aus überblicken.

Ehe dieſes aber geſchieht, iſt es nöthig, daß man von den öffentlichen Zuſtänden, von dem Volksgeiſte und von dem Zuſtande des Theaters in der Zeit, in welcher Shakeſpeare als Theaterdichter und als Schauſpieler (welche beide Berufsarten damals häufig verbunden waren) lebte und wirkte, ein wahres und anſchauliches Bild gewinne. Es iſt ein Verdienſt des Buches des Herrn Rio, dazu einen weſentlichen Beitrag zu geben. Unſere deutſchen Schriftſteller über Shakeſpeare vergeſſen und mißkennen, ſei es abſichtlich oder unabſichtlich, nur zu ſehr die damaligen wirklichen Zuſtände. Indem ſie von einer idealen Auffaſſung der Reformation ausgehen und den jetzigen rationaliſtiſchen Proteſtantismus an die Stelle des damaligen Proteſtantismus ſetzen, ſprechen ſie von „dem Lichte des modernen Selbſtbewußtſeyns, das mit der Reformation erwacht ſei", und ſetzen in dieſen modernen Geiſt das Charakteriſtiſche Shakeſpeare's; oder ſie erklären unſern Dichter für die Incarnation dieſes modernen Geiſtes und des ſtrengen Gegenſatzes des mittelalterlichen Geiſtes*). Selbſt der bekannte „Realiſt", welcher ſonſt in ſo mancher Beziehung die Betrachtung und Beurtheilung Shakeſpeare's aus dem Gebiete willkürlicher Abſtraktionen auf den Boden der Wirklichkeit zurückgeführt hat — ſelbſt Rümelin behauptet gerade in dieſer Beziehung nicht genug ſeinen realiſtiſchen Standpunkt und gibt der bisher bei uns vorherrſchenden idealiſirenden und dadurch irrthümlichen Auffaſſung des damaligen engliſchen Proteſtantismus zu viel nach. Wir können uns hier begreiflicher Weiſe nicht auf eine ausführliche Darſtellung des engliſchen Proteſtantismus, ſeines Einfluſſes auf das Volksleben

*) So Vehſe, Shakeſpeare als Proteſtant, Politiker, Pſycholog, Dichter (Hamburg 1851) Bd. I. S. 61; andere deutſche Kritiker in andern mehr oder minder ähnlichen Wendungen. Auch das Werk von Gervinus geht im Ganzen von dieſem Standpunkte aus.

und auf die Volksbühne einlaſſen, ſondern müſſen uns auf eine Skizze in wenigen charakteriſtiſchen Zügen beſchränken. Einiges hierher Gehörige iſt auch ſchon oben in dem zweiten Artikel (Bd. 59, S. 330) bemerkt worden. Den Einfluß der engliſchen Reformation auf Leben, Sitten, Theater behandelt Rio in dem zweiten Capitel: Shakespeare à Londres*).

Gewiß fehlte es in England ſo wenig wie in Deutſchland an Solchen welche die damaligen Neuerungen in einem tiefern ſittlichen Sinne auffaßten und bei ſich zur Durchführung brachten; aber bei der großen Maſſe war dieſes nicht der Fall. Man weiß dieſes aus eigenen Aeußerungen und Klagen der deutſchen Reformatoren hinſichtlich der Zuſtände Deutſchlands; und in England war es nicht viel anders. Ein großer Theil des Volkes war unzufrieden mit dieſer Neuerung und entzog ſich ſo viel als möglich ihrer Wirkung; der andere nicht ſo geſtimmte Theil folgte paſſiv dem von oben her gegebenen Anſtoß. Die meiſten von dieſen, der althergebrachten Lebensordnung und der religiöſen Leitung entbunden, mußten ſich ſelbſt überlaſſen nur zu leicht einer gewiſſen Verwilderung preisgegeben werden. Die blutigen Hinrichtungen bei der grauſamen Katholikenverfolgung unter der Königin Eliſabeth mußten zur Verhärtung und Verwilderung der Gemüther beitragen. Die alten kirchlichen Volksfeſte und Feiertage hörten großentheils auf, und damit der erheiternde und milde Einfluß derſelben auf die Stimmung der Gemüther. Es entſtand dadurch eine Lücke im Leben des Volkes, die durch gröbere und wildere Genüſſe ausgefüllt wurde. Um die Erinnerungen an die alte katholiſche Zeit möglichſt aus dem Bewußtſeyn des Volkes zu tilgen, wurde ſchon unter Heinrich VIII. ſtreng verboten, die alten Reime, Lieder und Balladen zu ſingen, und durch ein Statut der Königin Eliſabeth wurden die Balladenſänger mit den Vaga-

*) p. 49—100. Ueberſ. S. 44—91.

bunden und Schelmen auf gleiche Linie geſetzt, durch Einſperrung und Auspeitſchung beſtraft. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam nach des Hiſtorikers Camden Zeugniß bei den Engländern, welche bis dahin unter den nordiſchen Völkern die mäßigſten waren, die Trunkſucht in einem vorher nicht gekannten Grade auf und verbreitete ſich als ein endemiſches Uebel in der ganzen Nation*). In den mittlern und höhern Ständen, in welchen ſo viele Familien an der Plünderung des Kirchengutes Theil genommen, ging vor allem das Hauptbeſtreben dahin dieſe Beute zu behalten und zu ſichern; im übrigen waren ſie bereit jede von oben her diktirte Religion anzunehmen, wenn dieſes ihr Intereſſe nicht gefährdet wurde. So ſchildern Noailles, Renard und der venetianiſche Botſchafter in ihren Depeſchen den damaligen engliſchen Adel und höhern Bürgerſtand**).

So geartet war die Maſſe des engliſchen Theaterpublikums zur Zeit als Shakeſpeare anfing ſich der Bühne zu widmen. Die religiöſen Wirren, die confeſſionelle Polemik, die Verfolgung und Unterdrückung der katholiſchen Kirche — alles das übte einen beherrſchenden Einfluß auf die Schaubühne aus. Die theologiſche Polemik hatte nicht bloß die Kanzel, ſondern auch das Theater zu ihrem Kampfplatze. Schon unter Heinrich VIII. und Eduard VI. wurden Verordnungen gegeben und Maßregeln getroffen um zu verhüten, daß nicht die öffentliche Ruhe dadurch geſtört würde***).

---

*) Rio p. 91, Ueberſ. S. 83 gibt dieſe Anführung aus Camdens Annalen. Eine Hindeutung auf dieſes Laſter der damaligen Trunkſucht kann auch aus Shakeſpeare angeführt werden Othello Akt II. Sc. 3 in den Worten Jagos: I learned it in England, where indeed they are most potent in potting: your Dane, your German and your sway-bellied Hollander are nothing to your English.

**) Lingard, Geſchichte von England, überſ. von Salis VII. S. 202.

***) Die nähern Nachweiſe darüber gibt Malone, Historical account of the english stage p. 29. 44. Ed. Basil. 1800.

Zur Zeit der Elisabeth diente das Theater gleichfalls polemischen Zwecken. Es wurde als Mittel gebraucht die alte Religion und Kirche möglichst herabzuwürdigen und zu verspotten.

Die zweite allgemeine charakteristische Eigenthümlichkeit der englischen Bühne besteht in der übertriebenen Schmeichelei für die Königin Elisabeth, welche die Theaterdichter überall in ihren Stücken mit der größten Verschwendung anzubringen bemüht waren. Denn „die große, kluge und gelehrte Königin Elisabeth war zugleich die eitelste, eingebildetste Frau. Dieß nahm mit ihrem Alter zu. Um ihr zu gefallen bedurfte es eines Aufgebotes von Schmeicheleien, wie dergleichen heutzutage von jeder halbwegs verständigen Fürstin, und wäre sie noch so schön, als Narrheit belächelt oder als Beleidigung bestraft werden würde" *).

Von welchem sittlichen und ästhetischen Gehalte die Theaterdichter gewesen seyn müssen, welche von dem Beifalle eines solchen Theaterpublikums abhingen und nach dem Beifall einer solchen Königin strebten, läßt sich denken. Die talentvollsten unter diesen Zeit- und Berufsgenossen Shakespeare's waren unstreitig Christoph Marlow und Robert Green. Gerade diese beiden hervorragenden Repräsentanten ihrer Berufsgenossen zeigen aber in ihren dramatischen Werken, neben den unverkennbaren Zügen ihres großen Talentes, in auffallendem Grade die Rohheit und Verwilderung des Geschmackes und des sittlichen Geistes der damaligen englischen Bühne; ganz besonders aber zeigen sie in ihrem eigenen Leben eine Schauder erregende innere Zerrissenheit, ein Leben voll Ausschweifung, Laster und Elend. Der urkundliche Beweis davon liegt uns vor in einer Schrift Robert Green's die nach seinem Tode im Druck erschien:

---

*) So äußert sich Bodenstedt, Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke. III. Bd. S. 12.

Digitized by Google

„Ein Groſchen-Werth Witz erkauft durch eine Million Reue“ *). Dieſe Schrift enthält die Erzählung von einem reichen Wucherer der zwei Söhne hatte, Lucanio und Robert. Der erſtere ſetzte das Geſchäft ſeines Vaters fort, der letztere ſtudirte und wurde ein Gelehrter. Darauf folgt der ausführlichere Bericht über den Lebenslauf Roberts. Er wird Theaterdichter; ſtürzt ſich in alle Ausſchweifungen und Laſter; macht ſeine tugendhafte Frau unglücklich und ſtirbt im Elend. Am Schluſſe legt dann der Verfaſſer das Geſtändniß ab: dieſer Sünder ſei er, Robert Green, ſelbſt. Darauf folgen noch Ermahnungen an ſeine Collegen, die Schauſpieldichter, daß ſie von ähnlichen Verirrungen ſich abwenden und ſich beſſern ſollen.

Auch Marlow führte nach dem Berichte von Zeitgenoſſen ein ſittenloſes, ausſchweifendes Leben und gab ſich als entſchiedener Atheiſt zu erkennen. Er ſtarb eines gewaltſamen Todes, erdolcht von einem ſeiner Bekannten. Sehr bemerkenswerth iſt, daß ein ſolcher Mann, von ſolchen Grundſätzen und von einem ſolchen Lebenswandel, die katholiſche Religion für empfehlenswerther als die neue Lehre erklärte. Außerdem daß er die wirkſamen moraliſchen Früchte bei dieſer Religionsänderung vermißte, mochte er auch vielleicht an ſich und andern die Erfahrung machen, daß die Mittel der ſtrengern moraliſchen Zucht, aber auch der Stärkung welche der alte Glaube für ſeine Bekenner habe, für die meiſten Menſchen wohlthätiger ſei als eine größere Ungebundenheit. Marlow äußerte einmal: „wenn es einen Gott oder irgend eine

*) Groats-Worth of wit bought with a Million of repentance. London 1621. Auch hat man eine früher erſchienene Autobiographie von ihm: The repentance of Robert Green. London 1592. Die Echtheit der Autobiographie wird von Bodenſtedt (l. c. III. 57) angezweifelt, weil der Inhalt dieſer Schrift ungefähr derſelbe ſei, wie in Green's „Pamphlet“ (ſo nennt es Bodenſtedt) Groats-Worth of wit.

gute Religion gebe, dann ſei dieſe Religion bei den Papiſten; die Proteſtanten ſeien heuchleriſche Eſel"*). Um Marlow und mit ihm lebte eine Geſellſchaft von ähnlich gearteten Schauſpieldichter-Collegen: außer Robert Green, Peele, Naſh u. a.

Bodenſtedt ſucht jene ungünſtigen Berichte von Zeitgenoſſen über damalige Theaterdichter möglichſt zu mildern und abzuſchwächen. Das mag man ſich noch gefallen laſſen. Dagegen weiß man nicht recht, welche Richtſchnur für ſeine Beurtheilung Bodenſtedt nimmt, wenn er die Reue Green's über ſeine frühern Verirrungen mit folgenden Worten verwirft: „Alle frühern Sünden ſeines ausſchweifenden Lebens wären ihm eher zu verzeihen als die letzte: daß er ſeine Freunde förmlich als lüderliche Menſchen und Atheiſten öffentlich denuncirte" (S. 167). Dennoch gelangt auch Bodenſtedt zu folgendem gewiß nicht ſehr günſtigen Geſammturtheil über das engliſche Theater und die engliſchen Theater-Dichter zur Zeit Shakeſpeare's: „Der Wurm des Verderbens lag ſchon in der Knospe des altengliſchen Drama's. Von vornherein war das Intereſſe am Stoff überwiegend und die ſtrengern Forderungen der Kunſt traten mehr und mehr in den Hintergrund . . . Das Theater ſtand nicht hoch genug im Anſehen, um als nationale Bildungsanſtalt gewürdigt zu werden. Die gedrückte Stellung der Schauſpieldichter wirkte nachtheilig auf ihr Schaffen wie auf ihren Charakter ein. Da ſie nach außen keinen Halt hatten, verloren ſie auch den innern Halt, und der Beifall der Menge, die einzige Quelle ihrer Anregung und Belohnung, wurde zugleich die Quelle ihres Verderbens."

---

*) That yf ther be any God, or good religion, then it is in the Papists; . . that the Protestants are hipocriticall asses. Marlows Works Ed. Dyce 1858. Append. II. p. 389. So wird die Stelle angeführt von dem engliſchen Recenſenten Rio's in Edinburgh Rev. p. 164.

Was die hier angedeutete „gedrückte Stellung der Schauspieldichter" betrifft, so muß man sich vergegenwärtigen, daß letztere damals in der Regel dem Stande der Schauspieler angehörten; daß die Schauspieler aber damals eine rechtliche Existenz oder vielmehr polizeiliche Duldung nur hatten unter dem Titel als Bediente vornehmer Cavaliere und des Hofes; jedenfalls nur als zur Dienerschaft der Cavaliere und des Hofes gerechnet.

Es ist begreiflich, daß eine bessere und edlere Natur wie die Shakespeare's, bei solchen Zuständen des Theaterpublikums, des Theaters und der Theaterdichter, und in diesem Medium lebend, sich nicht glücklich fühlen konnte, und daß er den Beruf dem er sich gewidmet hatte und von dem er sich nicht los machen konnte, ohne seine äußere Existenz aufzuopfern, zuweilen tief beklagen mußte. Diese Empfindungen spricht er in einigen der an seinen edeln jungen Gönner und Freund gerichteten Sonette aus*); dazu fügt er den Gedanken, daß nur diese Verbindung mit dem jungen Freunde ihn tröste und aufrecht halte; er hält aber auch sehr darauf, daß sein vornehmer Freund nicht seine Standesehre vor der Welt compromittire durch einen offenen Umgang mit ihm, dem Schauspieler und Theaterdichter.

Shakespeare hatte zwar einen bessern Geschmack und ein besseres sittliches Gefühl vor der Gesammtheit der damaligen Schauspieldichter voraus, vor Allem aber seinen hohen poetischen Genius, in welchem diese genannten Vorzüge wurzelten. Ungeachtet dessen konnte aber auch er, so wenig als irgend ein damaliger dramatischer Dichter, von seiner Zeit und ihren Fehlern ganz unberührt bleiben. Dahin gehören z. B. manche zu freie, selbst rohe Späße, mit denen er sein Theaterpublikum zu belustigen hatte, und jener bekannte sogenannte Euphyismus, jene verschrobene, nach Witz haschende Ausdrucksweise

*) Sonett XXIX. XXXVI. CXI. CXII.

die damals in der Conversation der vornehmen Welt Mode war. Dabei aber zeigt Shakespeare, abgesehen von seinem poetischen Genius der ihm eine ganz besondere Stelle anwies, eine specifisch verschiedene Richtung im Vergleich zu den übrigen Bühnendichtern seiner Zeit. Die beiden am meisten hervortretenden charakteristischen Eigenschaften der damaligen englischen Theaterdichter waren doch, wie oben bemerkt: die Polemik gegen die katholische Kirche und die übertriebene Schmeichelei für die Königin Elisabeth. Wenn sich Shakespeare durch eine höhere Stufe der ästhetischen und moralischen Anlage und Bildung vor seinen Collegen auszeichnete, so hätte dieses an und für sich nicht gehindert, daß er hinsichtlich der beiden bezeichneten charakteristischen Züge derselben Richtung hätte folgen können. Seine Polemik gegen die katholische Kirche wäre dann nur milder, gemäßigter gewesen, seine schmeichelhaften Aeußerungen für die Königin wären dann, wenn auch ebenso reichlich, doch mit besserm Geschmack von ihm angebracht worden; sie hätten sich mehr auf ihr Verdienst als Regentin beschränkt, und nicht ihre Schönheit und Jungfräulichkeit gepriesen. Nun finden wir bei Shakespeare diese Richtung nicht. Es findet sich bei ihm jene Polemik gegen die alte Kirche nicht, im Gegentheil eher an manchen Stellen eine gewisse Sympathie für dieselbe, so viel die Zeitumstände dieses erlaubten; und andererseits eine nüchterne Enthaltung von den damals allgemeinen Schmeicheleien der Bühnendichter für die Königin Elisabeth, wenn auch einige wenige, verhältnißmäßig nicht bedeutende Complimente bei ihm vorkommen. Beweise dafür, daß Shakespeare sich in dieser Weise von den damals allgemein herrschenden Tendenzen der englischen Bühne frei gehalten hat, werden weiter unten folgen.

Diese specifische Verschiedenheit Shakespeare's von den übrigen Bühnendichtern seiner Zeit muß ihren bestimmten Grund haben. Dieser Grund ergibt sich von selbst, wenn wir zugeben, was sich nach unserer früher begründeten Ansicht

kaum wird zurückweiſen laſſen, daß der Dichter das Kind einer katholiſchen Familie war, welche ungeachtet des Druckes und der Verfolgung unter denen die katholiſche Kirche damals in England litt, dennoch ihren katholiſchen Glauben zu bewahren ſuchte; wenn er von dieſer Abſtammung und von ſeiner häuslichen Erziehung her Eindrücke erhalten hatte und auch in ſeinem ſpätern Leben nicht verlor, welche bei ihm Sympathie für die katholiſche Kirche und Abneigung gegen die grauſame Unterdrückerin der Katholiken erzeugten und fortwährend unterhielten. Dieſe Jugendeindrücke konnten bei Shakeſpeare dennoch fortwirken, wenn er auch von allem kirchlichen Leben als Katholik durch die Gewalt der Umſtände abgeſchnitten, vielleicht ſelbſt nur ſehr mangelhaft in der Religion ſeiner Väter unterrichtet, in ſeinem äußeren Leben dem herrſchenden Proteſtantismus ſich beugte, und wenn er auch weit entfernt von dem Willen und der Kraft eines katholiſchen Martyr's, durch die Leidenſchaften und die Zerſtreuungen der Jugend, durch ſeinen Beruf als Bühnenkünſtler und durch die allgemeinen Zeitverhältniſſe einem ungebundneren Lebenswandel und religiöſem Indifferentismus zutrieb.

Wenn wir mit einiger Vollſtändigkeit die Beweiſe und Andeutungen aus Shakeſpeare's dramatiſchen Werken zuſammenſtellen und eine genauere Vergleichung Shakeſpeare's mit den andern Theaterdichtern ſeiner Zeit zu dem bezeichneten Zwecke geben wollten, ſo wäre dazu der Raum eines Buches und nicht einer Abhandlung von der Ausdehnung wie die vorliegende iſt, nöthig. Wir beſchränken uns deßwegen hier darauf, unter ſteter Berückſichtigung des Werkes von Rio welches ſich vorzugsweiſe dieſe Aufgabe geſetzt hat, einige der dort behandelten, entweder beſonders treffenden oder von den Kritikern mit Unrecht beſtrittenen Punkte der Unterſuchung hervorzuheben, und einiges Neue, wie wir hoffen, hinzuzufügen. Dabei werden wir die oben ſchon angedeutete Eintheilung beibehalten und den Stoff nach dieſen drei Abſchnitten behandeln, nämlich: 1) Geſammttendenz

zed by Googl

einzelner Dichtungen, welche für die hier vorliegende Frage von Bedeutung ſind; 2) Auffaſſung und Darſtellung einzelner katholiſcher Charaktere und Inſtitutionen von Seiten Shakeſpeare's; 3) einzelne Stellen aus Shakeſpeare's dramatiſchen Werken, welche für die Entſcheidung der vorliegenden Frage von Bedeutung ſind.

1) Tendenzſtücke im ſtrengen Sinne des Wortes, d. h. ſolche dramatiſche Stücke welche nicht in einer poetiſchen Anregung und Conception des Dichters ihren Grund haben, ſondern welche lediglich und von Anfang an mit kalter Berechnung darauf angelegt ſind, einen abſtrakten Gedanken oder eine praktiſche Beſtrebung durch das darüber geworfene poetiſche Gewand geltend zu machen — ſolche Tendenzſtücke wird man bei Shakeſpeare ebenſowenig wie überhaupt bei andern ächten Dichtern finden. Wenn Shakeſpeare übrigens auch etwas Aehnliches hätte unternehmen wollen, ſo hätten ihm die Zeitumſtände es jedenfalls unmöglich gemacht, eine dem Katholicismus günſtige Tendenz deutlich und mit Nachdruck hervortreten zu laſſen. Wenn man aber Tendenzſtücke in dem oben angegebenen Sinne bei Shakeſpeare nicht findet, ſo ſteht doch nichts im Wege, es iſt vielmehr nur natürlich, daß ſich auch bei ihm, wie bei andern Dichtern, in ſeinen dramatiſchen Werken Anſichten und Stimmungen des Dichters über große politiſche oder religiöſe Zeitfragen abſpiegeln.

Unter den apokryphen Stücken, welche den Namen Shakeſpeare's tragen, ſind ſolche welche eine unverkennbare confeſſionelle Färbung haben, einige im proteſtantiſchen Sinne (wie „Leben und Thaten Cromwells"; „der luſtige Teufel von Edmonton" und „Sir John Oldcaſtle"), andere im katholiſchen Sinne (wie „der Londoner verlorne Sohn", „Arden von Feversham" und die „Geburt Merlins"). Da aber dieſes eine kritiſche Frage für ſich iſt, und weder von Rio noch von ſeinen Beurtheilern dieſe Frage in den Kreis ihrer Unterſuchung gezogen wird, ſo übergehen wir ſie hier der Kürze wegen.

Unter den ächten und unzweifelhaften Stücken Shakespeare's sind es zwei, wo von einer confessionellen Gesammttendenz die Rede seyn kann, wie sie auch von Rio in seinem Werke über Shakespeare behauptet worden ist, nämlich: König Johann und König Heinrich VIII.

König Johann, ein durch Despotismus, Falschheit, Ausschweifungen gebrandmarkter Charakter, Mörder seines Neffen der als der Sohn eines ältern Bruders König Johanns nähern Anspruch an den Thron hatte, ist in der englischen Geschichte vorzugsweise durch zwei Handlungen bekannt: durch seine Streitigkeiten mit Papst Innocenz III., bei welchen er nachzugeben sich genöthigt sah, das Königreich dem römischen Stuhl übergab und von ihm wieder zu Lehen nahm; und ferner durch den großen Freiheitsbrief, die Magna Charta, welche seine Barone dem Könige abdrangen, und welche man als das Fundament von Englands politischer Freiheit anzusehen pflegt. Die Geschichte des Königs Johann wurde, wie die Geschichte anderer Könige, frühe dramatisirt auf die englische Bühne gebracht. Es gehören hierher die drei Stücke: König Johann von dem schon oben einmal genannten Bale, dem anglikanischen Bischof von Ossory in Irland; ferner The first and second part of the troublesome raigne of John King of England, gedruckt erschienen 1591; endlich Shakespeare's König Johann.

In keinem dieser drei Stücke wird auf die Ertheilung der Magna Charta durch diesen König Rücksicht genommen; dieses doch für England wichtige Faktum wird in keinem derselben auch nur genannt. Den Hauptinhalt derselben bilden, außer dem Kriege Johanns gegen König Philipp August von Frankreich und den Zerwürfnissen mit den englischen Baronen, ganz besonders seine Beziehungen zu Papst Innocenz III. Man sieht daraus, daß bei der Wahl dieses Stoffes vorzugsweise die dadurch gegebene Gelegenheit für confessionelle Polemik in Betracht kam, wie sie jener Periode der englischen Bühne eigenthümlich war. Wie mußte nun von dem englisch-

protestantischen Standpunkt aus in der Dramatisirung der Geschichte König Johanns die Polemik gegen die katholische Kirche zu führen seyn? Man kann sich wohl diese Frage stellen: denn an und für sich war die Geschichte nicht so recht dazu angethan. Das Papstthum triumphirte ja über einen Gegner der ein sehr unwürdiger Repräsentant der Staatsgewalt war, und der sich überdieß der damals fast allgemein anerkannten Autorität des Papstes über das religiöse und moralische Verhalten der Fürsten freiwillig unterworfen, sein Königreich dem heiligen Stuhle zum Eigenthum übergeben und von dem Papste wieder als Lehen zurückerhalten hatte. Dieses letztere war nach den Einrichtungen und Ideen der damaligen Zeit nicht so auffallend als es uns erscheint. Es gab viele Lehensträger, welche höher und mächtiger waren als ihre Lehensherrn; es gab Könige und mächtige Fürsten, welche Theile ihres Territorialbesitzes von Bischöfen und Aebten zu Lehen trugen. Doch die politische und kirchliche Partei-Polemik kümmert sich wenig um die historische Wahrheit. Das Mittel wodurch die protestantische Polemik die Geschichte König Johanns ausbeutete, konnte nur darin bestehen: sie mußte die Schlechtigkeit dieses Gegners des Papstes möglichst mildern oder verbergen; dann mußte sie dessen anfänglichen Widerstand gegen den Papst und seine Klagen über die päpstliche Herrschsucht, sowie auch damalige Mängel im Zustande der Kirche zur Hauptsache machen.

So ungefähr ist das älteste dieser drei Stücke gehalten, das von Bale. Das personificirte England, als eine unglückliche Wittwe, klagt über ihren unglücklichen Zustand, an welchem nur die Priester, Mönche, Cardinäle, vor Allem der Papst Schuld ist. In dessen Dienst wirken die drei allegorischen Personen: Empörung, Verrath und Heuchelei gegen König Johann; dieser selbst wird als untadelhaft und als vollständig in seinem Rechte gegen den Papst dargestellt*). — Das zweite

*) Rio p. 144. Uebers. 131.

Stück, The troublesome raigne of John, ist schon von etwas anderer Art. Es enthält sehr starke Aeußerungen gegen das Papstthum und für die volle Unabhängigkeit der regierenden Fürsten von dem römischen Stuhle; nicht minder lobende Anspielungen auf die künftigen protestantischen Herrscher Englands. Auch wird die Sittenlosigkeit der Mönche und Nonnen, die Philipp Faulconbridge, der Bastard Richards Löwenherz, auf Befehl des Königs Johann säkularisirt, in scandalosen Scenen auf die Bühne gebracht. Aber Johann selbst wird nichts weniger als untadelhaft dargestellt, vielmehr in einem höchst ungünstigen Lichte, als der intellektuelle Urheber des Todes seines Neffen, als verhaßter Despot und als durch eigene Gewissensbisse gefoltert. Dadurch sowie durch den Umstand daß jene kirchen- und papstfeindlichen Aeußerungen vorzugsweise nur dem König Johann und dem Bastard Faulconbridge in den Mund gelegt, von anderen Personen des Stückes aber widersprochen werden, wird zwar der polemische Charakter des Stückes nicht ganz aufgehoben, aber doch bedeutend modificirt. Tieck scheint sich daher zu stark auszudrücken, wenn er von diesem Stücke in der Einleitung zu seiner Uebersetzung desselben sagt: „die Gehässigkeit des Papstthums bilde den Mittelpunkt auf welchen alle Figuren hinweisen“ *).

Das Stück von Shakespeare stimmt mit dem oben genannten Stück im Ganzen überein was den Gang der Handlung, die Personen und Charaktere, und den größern Theil des Dialogs betrifft. Aber die antikatholische Polemik ist darin beseitigt, und Aeußerungen in diesem Sinne sind nur in soweit gelassen als sie nach dem Charakter Johanns und Faulconbridge's, sowie nach der dramatischen Situation unerläßlich sind. So läßt also Shakespeare aus dem ältern Stücke ganz hinweg die possenhafte und scandalose Scene

*) Tieck, Altenglisches Theater. Berlin 1811. I. Bd. S. XVII.

gitized by Googl

zwischen Faulconbridge und den Mönchen (Akt III. Sc. 1); die dort auf der Bühne vorgehende Vergiftung des Königs im Kloster Swineshead (Akt V. Sc. 3) läßt er nur kurz erzählen; die stärksten Stellen gegen den Papst (Akt III. Sc. 3, IV. 3) und die Prophezeiung auf den Sturz der päpstlichen Macht durch König Heinrich VIII. (Akt IV. Sc. 2) streicht er. Es ist also der König Johann von Shakespeare eine Umarbeitung, eine Correktur jenes ältern Stückes und zwar im Sinne einer Abschwächung der protestantischen Polemik und in einem der katholischen Kirche weniger feindseligen Sinne.

In der obigen Auseinandersetzung haben wir im Wesentlichen nur Rio's Darstellung und Urtheil wieder gegeben, woraus er den Schluß zieht, daß sich daraus die katholische Gesinnung Shakespeare's und in Verbindung mit anderen Beweisen und Anzeichen aus seiner Familienabstammung, seinem Leben und Werken die katholische Confession Shakespeare's ergebe. Dabei nimmt Rio an, Shakespeare habe die bestimmte Absicht gehabt dem Bühnenstücke Bale's entgegenzutreten; und in der gleichen Absicht, die Feindseligkeit gegen die katholische Kirche bei dem englischen Theaterpublikum zu bekämpfen, habe er das ältere nicht von ihm, sondern von einem Andern herrührende Stück Troublesome raigne umgearbeitet.

Die beiden Kritiker Rio's scheinen das Stück Troublesome raigne of King John gleichfalls Shakespeare abzusprechen, wenigstens bemerken sie nichts dagegen. Dafür haben sie aber andere Einwendungen gegen die oben mitgetheilte Ansicht Rio's über das Verhältniß dieser drei Stücke zueinander zu machen. Sowohl der Kritiker der Edinburgh Review als Bernays behaupten auf das entschiedenste*), Shakespeare könne seinen König Johann dem Stücke Bale's nicht entgegengesetzt haben; das letztere sei zu Shakespeare's Zeit

*) Ed. Rev. p. 171. Bernays S. 262.

Digitized by Google

veraltet geweſen; Shakeſpeare habe es wahrſcheinlich gar nicht gekannt; die dramatiſchen Stücke Bale's ſeien ſchon 1537 gedruckt erſchienen. Wenn die beiden Kritiker geſagt hätten: Rio habe nicht urkundlich oder ſonſt evident bewieſen, daß Shakeſpeare bei der Abfaſſung ſeines Königs Johann gerade Bale's Stück vor Augen gehabt und als Ziel der Bekämpfung ſich vorgeſetzt, ſo hätten ſie nicht unrecht. Aber daß Shakeſpeare dabei gar nicht an Bale's Stück dachte, ja gar keine Kenntniß von demſelben hatte: das haben die beiden Kritiker ebenſowenig bewieſen, und nach der Lage der Sache iſt dieſes viel unwahrſcheinlicher als Rio's Hypotheſe. Dramatiſche Werke Bale's wurden allerdings ſchon 1537 gedruckt; alſo um ein Menſchenalter früher als Shakeſpeare geboren war, und ein halbes Jahrhundert früher als Shakeſpeare ſich mit dem Theater beſchäftigte. Aber das Stück „König Johann" iſt nicht unter jenen gedruckten Stücken, ſondern ungedruckt geblieben bis es erſt 1838 von Collier in den Schriften der Camden Society publicirt wurde. Bale aber (geb. 1495) lebte bis 1563 und konnte ſehr wohl dieſes Stück in ſeinen ſpätern Lebensjahren unter König Eduard VI., wo die Theater-Polemik gegen die Katholiken beſonders lebhaft betrieben wurde, oder ſelbſt noch unter der Königin Eliſabeth verfaßt und zur Aufführung gebracht haben. Wenn das Stück dem engliſchen Publikum ſehr gefiel, wie anzunehmen iſt, ſo kann es wohl noch 10—20 Jahre lang nachher zuweilen zur Aufführung gekommen ſeyn, und Shakeſpeare kann es dann in ſeiner Jugend von einer wandernden Schauſpielertruppe oder auch ſelbſt noch zu London haben aufführen ſehen. Rio hat die chronologiſchen Daten nicht außer Acht gelaſſen; nur hat er, da man die Zeit der Abfaſſung dieſes Stückes von Bale nicht genauer kennt, angenommen, dieſer habe es in ſeinen letzten Lebensjahren geſchrieben.

Eine andere Einwendung von Bernays beſteht darin: die Aenderungen welche Shakeſpeare mit dem ältern Stück

(Troublesome raigne) vorgenommen habe, beruhen lediglich auf ästhetischen Motiven und seien ganz außerhalb des confessionellen Kreises. Ein solches ästhetisches Motiv könnte obgewaltet haben bei der Weglassung der Scene mit den Mönchen und Nonnen. Bei der Ersetzung der Vergiftungs-Scene mit einer kurzen Erwähnung ist sogar ein theatralischer Effekt aufgeopfert worden. Aber wie kann man die Abänderungen und Auslassungen des ältern Stückes, welche lediglich auf das weltliche Supremat sich beziehen, aus ästhetischen Motiven erklären? So streicht Shakespeare die Prophezeiung im Munde König Johanns (IV. Akt 2. Sc.):

Zu sündhaft bist du, um der Mann zu seyn,
Den Papst und seine Herrschaft hier zu stürzen;
Allein auf diesem Stuhl, sagt mir mein Geist,
Herrscht einst ein König, der sie niederreißt.

Ebenso ist dieselbe noch stärker ausgedrückte Vorhersagung des Königs Johann kurz vor seinem Tode gestrichen (V. Akt 3. Sc.):

Seit sich Johann dem Priester Roms ergab,
Hat er, die Seinigen kein Glück auf Erden;
Fluch ist sein Segen, Segen nur sein Fluch.
Doch wenn mein sterbend Herz mich nicht betrügt,
Entsprießt ein Königszweig aus diesen Lenden,
Deß Waffen rühren an die Thore Roms,
Deß Fuß den Stolz der Hure niedertritt,
Die auf dem Stuhle sitzt von Babylon.

Ferner sind ausgelassen bei Shakespeare die Worte, welche in dem ältern Stücke Faulconbridge zu den vom König Johann abfallenden englischen Lords spricht (IV. Akt 3. Sc.):

Und darf ein Papst, ein Pfaff, ein Mann des Stolzes
Das Leben feil rechtmäß'ger Könige bieten?
Jedweder der für euern Glauben stirbt,
Verkauft die Seele ewig währ'nder Pein.

Deßgleichen ist von Shakespeare gestrichen ein längerer starker Ausfall gegen den Papst (III. Akt 3. Sc.), welcher mit den Worten schließt:

Weh daß die Könige vergang'ner Zeiten
Blind andächtig dem Stuhle Roms ergeben,
Sich so in tausendfache Schande stürzten!

Ferner die Aenderung der Stelle II. Akt 3. Sc. des ältern Stückes, wo die geistliche Suprematie des Königs von England auf das bestimmteste und stärkste betont wird:

„Kein italien'scher Priester soll je aus England Zehnten, Zoll, noch Abgaben erheben, sondern wie ich König bin, so will ich nur unter Gott regieren, Oberhaupt im Geistlichen und Weltlichen."

Dafür steht in Shakespeare's Stück (III. Akt 1. Sc.) viel limitirter, nur auf das Zeitliche beschränkt:

Füg dieß hinzu noch, daß kein welscher Priester
In unserm Reich verzehnten soll und zinsen.
Wie nächst dem Himmel wir das höchste Haupt,
So wollen wir auch diese Oberhoheit
Nächst ihm allein verwalten.

Diese Auslassungen und Abänderungen haben gewiß kein ästhetisches Motiv, sondern offenbar die Tendenz die protestantische Polemik gegen die katholische Kirche möglichst zu beseitigen und zu mildern.

Nur eine Stelle bleibt in dem Shakespeare'schen Stücke noch übrig, welche auf den ersten Anblick mit dieser Tendenz in Widerspruch zu stehen scheint, und von welcher auch der Recensent Rio's in der Edinburgh Review nach dem Vorgange eines andern englischen Kritikers*) sagt: diese Stelle könne kein Katholik geschrieben haben. Es sind Worte die nicht dem Könige Johann oder dem Bastard Faulconbridge in den Mund gelegt werden, zu deren Charakteristik Feindseligkeit gegen das Papstthum und die katholische Kirche gehört, sondern dem Cardinal Pandulpho, dem Legaten des Papstes, da wo er dem König Johann die Excommunikation verkündigt (Akt III. Sc. 1):

Jede Hand soll man verdienstlich heißen,
Kanonisiren und gleich Heil'gen ehren,
Die durch geheime Mittel aus dem Weg
Dein feindlich Leben räumt.

*) Hunter Illustrations of Shakespeare. Vol. II. p. 14.

gitized by Google

Diese Aufforderung zum Meuchelmord in dem Munde eines päpstlichen Legaten sieht allerdings ganz darnach aus, als könne sie nur ein eifriger, selbst fanatischer Protestant geschrieben haben, um die katholische Kirche herabzuwürdigen. Da aber die ganze übrige Haltung des Stückes nicht diese Tendenz zeigt und da Cardinal Pandulpho in dem Stücke Shakespeare's überall sehr würdig und maßvoll auftritt, so glaube ich nicht, daß diese Stelle für sich allein von dem Gewichte seyn kann, welches ihr der englische Recensent beilegt. Diese immerhin sehr auffallende Stelle läßt sich erklären entweder aus einer Art von Versehen, indem Shakespeare diesen Gedanken, der auch in dem ältern Stücke vorkommt, ohne nähere Ueberlegung in seiner neuen Umarbeitung desselben beibehalten hat; oder er hat nach einer unbestimmten verschwommenen Kenntniß oder Erinnerung drohender schreckender Formeln des römischen Curialstiles diesen furchtbaren Gedanken als zur Excommunikationsformel gehörig angesehen. Denn wenn auch Shakespeare in der Verborgenheit des elterlichen Hauses und im Geheimen in dem hochverpönten katholischen Glauben auferzogen und daher Sympathie für die katholische Kirche bewahrte, so kann er doch dabei, jeder Theilnahme an dem katholischen kirchlichen Leben beraubt und ohne Gelegenheit durch Lektüre und Studium sich zu belehren, und als Laie über manche Punkte der Lehre und Verfassung der katholischen Kirche gar nicht oder nur sehr unvollkommen unterrichtet gewesen seyn.

Als Resultat alles bisher Gesagten über Shakespeare's König Johann wird fest stehen, daß dieses Stück in Vergleich mit den zwei ältern desselben Sujets keine solche antikatholische, protestantische Polemik zeigt, sondern einen viel mildern, die katholische Kirche viel mehr schonenden Charakter.

(Fortsetzung folgt.)

XXXI.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

IV. Die Vergleichspunkte der socialen Zustände.

Frankfurt 30. Juni 1867.

Zu gewissen Zeiten erscheinen Krankheiten der Gesellschaft; erscheinen moralische Zerrüttungen der Völker; sie sind Ursache und Wirkung der Störungen im staatlichen Leben und immer die Vorläufer gewaltiger Katastrophen. Arme Völker sind gesund geblieben in ihrer Armuth, und wurden sie unterjocht, so sind sie der Uebermacht erlegen als langer Widerstand ihre Mittel erschöpft hatte. Reiche Staaten sind meistens durch die Wirkungen des Reichthumes zerfallen.

Zu allen Zeiten waren die Güter ungleich vertheilt, zu allen Zeiten hat neben unermeßlichem Reichthum die bittere Armuth gestanden. Reiche Leute erwarben die Macht, von ihnen wurden nicht nur die Armen, sondern alle diejenigen abhängig, welche die Macht derselben schützte oder welche deren Verschwendung ernährte. Die Völker wurden in Parteien zerrissen und das Staatsleben wurde ein fortwährender Kampf um die Gewalt. Die siegende Partei wollte immer die besiegte vernichten und diese nahm grau-

ſame Rache, wenn die Reihe an ſie kam. In ſolchem Leben ſah keiner die Macht des Geſetzes, er gewahrte nur die Perſon mit ihrer Gewalt, und der Begriff der geſetzlichen Autorität ging ihm verloren. Es gab kein Vaterland mehr, der Einzelne gehörte nur noch ſeiner Partei, der Sinn und das Verſtändniß für die öffentliche Wohlfahrt verſchwand, und was die Menſchen „Freiheit“ nannten, das war nur die Zügelloſigkeit, welche die Herren für ihren eigenen Vortheil erlaubten.

Die Reichen und die Mächtigen verſanken in den Schlamm ihrer Lüſte; mit der Wolluſt geht immer die Grauſamkeit, und Jeder welcher den Beſitz der Gewalt errang, war auch ein ſcheußlicher Deſpot. Die Sitten des Volkes wurden verdorben; es verlor den Glauben, es verlor den Sinn für Recht, wie ſehr auch die Geſetzgebung zugeſpitzt und das formelle Recht ausgebildet ſeyn mochte.

So erſchien denn eine begabte und geſegnete Nation als eine Heerde ohne Glauben, ohne Sitten, ohne Liebe zum Vaterland, ohne Gefühl für das Recht und ohne Verſtändniß für das Gute; eine Heerde von Menſchen, rührig nur für ihre Genüſſe, unterwürfig nur der beſtehenden Gewalt, grauſam und feig — für immer unfähig der Freiheit. Alle Hülfsmittel und alle Kräfte des Staates dienten nur den Anforderungen der Gewalthaber, Verwaltung und Regierung waren nur noch Handlungen ihrer ſchrankenloſen Willkür, ihre Politik anmaßend, feig, ohne Treue und Würde. Jahrhunderte lang konnten ſolche Staaten ihren äußern Beſtand noch fortſchleppen, zuletzt aber wurden ſie doch immer die Beute geſunder und kräftiger Völker.

Das alles hab' ich in einem großen Brief umſtändlich ausgeführt, mit Beiſpielen belegt und mit ſchönen Citaten geſchmückt. Du hätteſt ſelbſt ſagen müſſen, ich ſei zum Profeſſor nicht ganz verdorben geweſen; aber ich habe das lange Geſchreibſel nicht abgeſendet, weil ich zum Voraus Deine Erwiderung wußte.

Ich werde, so hättest Du gesagt, doch keine Folgerungen für die Gegenwart ziehen, denn ich habe das Alterthum oder doch sehr weit hinter uns liegende Zeiten im Auge gehabt, und dabei gänzlich übersehen, daß alle Verhältnisse anders geworden, und so habe ich mit erklecklichen Uebertreibungen Zustände geschildert, welche heutzutage gar nicht mehr eintreten können. Die Civilisation des 19. Jahrhunderts, hättest Du gesagt, verhindere die bittere Armuth ganzer großer Classen des Volkes und gestatte dem Reichthum nicht die Erwerbung gesetzwidriger Macht. Unmöglich sei die wechselnde Schreckensherrschaft thatsächlicher Gewalten, unmöglich die feige Unterwerfung, unmöglich sei die widerstandlose Ausübung solcher Herrschaft, und unmöglich sei die innere Zerrissenheit in welcher Nationen untergehen und große Staaten zerfallen. Die Civilisation, würdest Du ferner sagen, habe die Sklaverei und Hörigkeit, und mit diesen noch viele Reste der rohen Sitten aus dem Leben der Gesellschaft geworfen und unsere Zeit habe die Gleichheit der Bürger zum Gesetz und zur Thatsache gemacht.

Ich bin immer bereit, Alles anzunehmen was mir als wahr und begründet erscheint, selbst auf die Gefahr daß meine schönsten Erörterungen in den leeren Raum zerstieben und daß meine besten Schlüsse kläglich zu Boden fallen. Sicherlich hat die neue Zeit auch neue Verhältnisse, andere Auffassungen und andere Sitten geschaffen, und unter Vorbehalt einiger Beschränkungen will ich in der Hauptsache zugestehen, was ich Dir in den Mund gelegt habe. Du aber vergiß nicht, daß in allen Zeiten die Menschen von denselben Leidenschaften getrieben und von der gleichen Selbstsucht bestimmt worden sind; vergiß nicht, daß die Selbstsucht viel besser als ein edler Trieb sich den Verhältnissen anschmiegt und in diesem Anschmiegen ihren Absichten die Mittel findet, welche die Zeit und ihre Sitte darbieten oder gestatten. Viel besser als der alte Soldat weiß der Mann der Höfe und Salons, weiß der Diplomat, daß die Gleich-

heit vor dem Gesetze noch lange nicht die Gleichheit in der Gesellschaft bedeutet. Ob aber die Gleichheit vor dem Gesetz im Leben und nicht nur auf dem Papier besteht, das wäre erst noch die Frage. Solang es Menschen gibt, sind immer dieselben Kräfte thätig, aber in verschiedenen Zeiten müssen sie mit verschiedenen Werkzeugen arbeiten; die Wirkungen gehen andere Wege, aber immer zu demselben Ziel. Was man früher gesehen das erscheint auch jetzt, nur in anderen Gestalten.

Die Zustände der Gegenwart, die Kräfte unserer Zeit und deren Wirkungen möcht ich bezeichnen. Du hast es von mir gefordert und darum folge geduldig einer langathmigen Erörterung, auch wenn sie oft nur bekannte Dinge vorführt. Wenn ich nun zuerst von den gesellschaftlichen Zuständen spreche, so muß ich an mich halten, um nicht ein Buch statt eines Briefes zu schreiben. Du wirst, die Selbstbeschränkung anerkennend, nicht tadeln, daß ich nicht einzelne bestimmte Thatsachen vorführe und daß noch weniger ich Namen nenne. Daß ich aber meine Schilderungen nicht aus dem Blauen herabhole — das kannst Du getrost voraussetzen ohne Beunruhigung Deines Gewissens.

Unsere Zeit ist die Zeit der materiellen Interessen; der Cultus derselben hat alle Geistesthätigkeiten in Anspruch genommen und am Ende ist er eben doch nur das Jagen nach Reichthum. Der Reichthum, durch Krieg, durch Eroberung, durch gewaltsames Verfahren erworben, hat allerdings einen anderen Charakter als jener welchen Handel und Gewerbe errungen. Die französischen Marschälle welche Länder ausgeplündert, Millionen erpreßt und ungeheure Dotationen mit geraubten Gütern erzwungen, waren immer andere Männer als die heutigen Börsenkönige, die Baumwollenspinner und die Aktienfabrikanten; aber wie dem auch sei — die nahen und fernen Wirkungen des Reichthumes sind immer dieselben; nur erscheinen sie, ich habe es eben bemerkt, in den Gestaltungen welche ihnen die Zeiten und deren Verhältnisse geben.

Der nutzbare Boden eines Landes kann sich nicht zu größerer Fläche ausdehnen, nur hie und da kann bessere Cultur und leichterer Absatz den Werth des Grundbesitzes wirklich erhöhen. Die Steigerung desselben durch Sinken des Geldwerthes ist aber lediglich nur scheinbar und wenn man daher von dem Wachsen des Wohlstandes spricht, so ist mit wenigen Ausnahmen immer nur die Vermehrung der beweglichen Güter gemeint.

Fragen wir: in was besteht der bewegliche Reichthum? so wird man mit jeder Civilgesetzgebung uns antworten: in den Inventarien von Fabriken, Manufakturen, Werkstätten und Industrie-Anstalten jeglicher Art, in mancherlei Nothwendigkeiten des Lebens, in Gegenständen des Luxus, in Vorräthen von Waaren, in Geld oder in sog. Effekten, seien es nun Verschreibungen der Staatsschulden oder sogenannte Industriepapiere oder Schuldverschreibungen von Privaten, und in tausend verschiedenen Dingen welche nicht fest an ihrem Orte und der Hauptsache nach nicht unzerstörbar sind. In unserem Sinne wird man den Begriff des beweglichen Gutes viel weiter als die Civilgesetzgebung ausdehnen müssen. Solches Vermögen ist großen Schwankungen unterworfen selbst in gewöhnlichen Zeiten. Die Fabriken können stille stehen, deren Einrichtungen können unbrauchbar werden; die Preise der Waaren können sinken, der Curs der Effekten kann durch kleine Ursachen herabgedrückt werden; große Ereignisse dagegen können die beweglichen Güter ganz oder theilweis entwerthen. Bittere Erfahrungen haben uns von diesen Schwankungen unterrichtet. Industriepapiere in ungeheurem Betrag sind so gut als gänzlich entwerthet und Verschreibungen großer und mächtiger Staaten sind unter die Hälfte ihres Nennwerthes gesunken um sich nicht wieder zu heben. — Was würde man bei großen Erschütterungen erleben?

Ihrer Natur nach gehen die beweglichen Güter von Hand zu Hand; sie vermehren sich dort wo schon namhafte Massen liegen, und darum häufen sie sich in wenigen Händen.

Wenn nun in irgend einem Lande oder selbst in einer größeren Stadt die Gesammtsumme der beweglichen Güter sich fortwährend erhöht, so schaffen diese doch keinen allgemeinen Wohlstand, sie vergrößern nur die Vermögen einer gewissen Anzahl von Bürgern und die fortgesetzte Bewegung führt zu dem Zustand welcher die ganze Gesellschaft in zwei Classen scheidet — in Reiche und in Arme. Der Unterschied zwischen reich und arm ist allerdings eine Ordnung der Natur, aber in ihrem ganzen Reich hat die Natur die schroffen Gegensätze durch viele Abstufungen vermittelt. Wenn man nun sagt und mit Recht sagt, daß die Kraft und die Wohlfahrt einer jeden Nation in einem wohlhabenden Mittelstand liege, so muß man doch zuerst feststellen was man denn eigentlich unter dem „Mittelstande" verstehe.

Wer ist reich, wer ist arm? Wo hört der Reichthum auf, wo fängt die Armuth an? — Ich bin, Du weißt es sehr wohl, eben kein großer Freund der schulmeisterlichen Wortklauberei, aber „doch ein Begriff muß bei dem Worte seyn" läßt Meister Göthe den natürlichen Verstand des Schülers sagen. Reich nennen wir Denjenigen welcher mehr einnimmt, also auch mehr ausgeben kann, als nach der Sitte des Landes eine von seiner Bildung und seiner gesellschaftlichen Stellung geforderte Art des Lebens verlangt. Arm ist Derjenige welcher ohne festen Besitz sich und seine Familie nur allein durch die Mühen seiner Tagesarbeit ernährt. Reichthum und Armuth sind daher Begriffe welche die Vergleichung der Verhältnisse bestimmt. Ein Vermögen welches Reichthum wäre für den kleinen Handwerker, ist für den Mann in hoher Lebensstellung fast bittere Armuth. Wer schon für reich gilt in einer mittleren deutschen Stadt, der kann sich in London noch nicht einmal zu den Wohlhabenden zählen, und wer in einem Landstädtchen schon stolz ist auf sein Vermögen, der darf nicht so weit gehen um zu den sehr „kleinen Leuten" gerechnet zu werden. Was man in England ein mittleres Vermögen nennt, das wäre Reichthum

auf dem größten Theile des Festlandes; aber der Arme in diesem ist darum nicht ärmer als der Arme auf der brittischen Insel. Damit ist nun freilich der Begriff noch nicht mit Schärfe bestimmt, aber wenn Du durchaus eine schulgerechte Definition haben willst, so sage ich: der Mittelstand ist die Gesammtheit der Menschen oder der Familien, welche nicht reich nach dem oben bestimmten Begriff, aber dennoch nicht ohne Besitz, welche bei eigenem Vermögen oder bei selbstständigem nicht fabrikmäßigen Gewerbe unabhängig d. h. ohne irgend eine Dienstbarkeit und ohne Beihülfe von andern leben und zwar nach der landesüblichen Art. Selbstverständlich gibt es gar viele Abstufungen die einerseits dem Reichthum und andererseits der Armuth sich nähern. Der Staatsdiener als solcher gehört immer zu irgend einer Abstufung des Mittelstandes, denn sein Amt ist sein Besitz, sein Amt weist ihm seine Stelle an.

Ich weiß sehr gut, daß das Vermögen auch hier nicht allein bestimmt; ich weiß daß noch mancherlei Verhältnisse in Betracht kommen; ich weiß daß man einen Mann von feiner Erziehung oder von vornehmer Familie nicht in den untersten Schichten einreiht, auch wenn er gar nichts auf Gottes Erde sein nennen kann. Wollte ich nicht streng mich in dem Kreis meiner eigentlichen Betrachtungen halten, so könnte ich darüber wohl Allerlei sagen.

Je mehr große Kapitalien sich bilden, um so mehr werden Handel und Industrie in größeren Verhältnissen nach allen Richtungen sich ausdehnen, und naturgemäß die kleineren Gewerbe verschlingen. Je mehr die Kapitalien in verhältnißmäßig wenigen Händen sich sammeln, um so größer wird der Abstand von dem Reichthum zur Armuth und um so mehr vermindern sich die Zwischenglieder an Zahl und an Stärke. Darum kann man, allerdings mit einiger Uebertreibung, sagen, daß die Bewegung des beweglichen Reichthumes den Mittelstand allmählig vernichte. In den meisten der sogenannten Culturländer kann man diesen Prozeß sehr gut beobachten.

zed by Google

Von allen europäischen Ländern ist es England in welchem der größte bewegliche Reichthum neben ungeheurem untheilbaren Grundbesitz steht. In keinem anderen Lande ist der Abstand zwischen Reichthum und Armuth so groß, aber in keinem anderen Lande sind die Abstufungen zwischen beiden so zahlreich. Freilich hat man in Altengland einen anderen Maßstab als in den meisten Ländern auf dem Festland; denn was man hier Luxus nennt, das ist dort nur gewöhnlicher nothwendiger „Comfort". Bedeutende Grundeigenthümer, Handelsleute und Fabrikanten, Familien welche aus dem Ertrag schöner Güter oder von den Renten großer Vermögen mit allem erdenklichen Comfort leben — der Engländer rechnet sie zu seinem Mittelstand, im Fall nicht Geburt und andere Verhältnisse sie darüber erheben. Kleine Handwerker und Krämer werden schon zu den Armen gezählt; denn das größere Gewerbe kann nur als Fabrikbetrieb bestehen. Allerdings ist zwischen beiden der Abstand gar groß.

Frankreich ist ein reiches Land, aber sicherlich ist die Gesammtmasse des beweglichen Reichthums weit nicht so groß als jenseits des Kanals; und er ist ohne Zweifel auch weniger in einzelnen Händen angehäuft. Frankreich geht aber immer mehr den englischen Zuständen entgegen, denn jetzt schon findet man sehr große Vermögen und neben solchen ein sehr großes Proletariat welches die Entwickelung der Industrie und die Theilung der Güter beständig vermehrt. So wird immer kleiner der Mittelstand welcher wohlhabend, bescheiden und ehrbar selbst noch in den größten Städten besteht. In den deutschen, besonders in den nördlichen Ländern gewinnt die Industrie eine immer größere Ausdehnung. Obwohl aber die Untheilbarkeit der großen Bauerngüter sehr beschränkt und die Fideicommisse da und dort aufgehoben werden, so wird es wohl noch lange Zeit anstehen bis, besonders im Süden, das Fabrikwesen ganz und gar das kleine Gewerbe überwuchert. Ueberall sind noch die Elemente eines kräftigen Mittelstandes

vorhanden, aber überall wird auch an deren Zerstörung gearbeitet.

Entschuldige die lange, vielleicht kaum nöthige Erörterung und gestatte, daß ich übergehe zu dem eigentlichen Gegenstand meiner Betrachtung.

Wo der Gelderwerb das höchste Ziel des Lebens geworden, da ist es bald nur der Besitz welcher Achtung und Bedeutung gewährt; darum wollen auch Leute mit geringen Mitteln für reich gehalten werden und daher der Schwindel, der leere Schein und nur zu oft in den Familien die innere Zerrüttung. Dem Reichthum wird eine götzendienerische Verehrung gewidmet und nothwendig folgt daraus der Hochmuth Derjenigen welche reich sind, und Derjenigen welche für reich gelten wollen. Der Geldstolz ist nirgend angenehm, aber viel weniger widerwärtig ist der Hochmuth bei wirklich colossalen Vermögen, weil diese sich an große Verhältnisse knüpfen. Wer in die fernsten Länder anderer Welttheile hinüberreicht; wer sein Haus mit königlichem Aufwand unterhält; wer Hunderttausende einnimmt und ausgibt: der ist ganz anders und erscheint ganz anders als wer mit wenig Tausenden sich aufbläht. Aber gerade bei diesem wirst Du die Herrlichkeiten des Geldbrotzen in schönster Entwickelung finden. Willst Du diese, willst Du den lächerlichen Dünkel so recht kennen lernen, so gehe in die kleineren Städte und sieh' die ungeheure Selbstüberschätzung und die plumpe Anmaßung der Menschen welche im größeren Leben spurlos in der allgemeinen Masse verschwänden. Sieh', wie selbstbewußt sie die Eleganz und den Luxus zur Schau stellen welche in größeren Städten noch nicht einmal gewöhnlicher Comfort sind.

Der reiche Spießbürger beugt demüthig sich vor Demjenigen welchen er für reicher hält, aber unwillkürlich, fast unbewußt scheut er einen Jeden welcher in anderen Dingen als dem Vermögen ihn überragt. Er hat eine entschiedene Abneigung gegen die Männer von Talent und von Wissen, beiden gegenüber fühlt er sich sehr unbehaglich, weil Kennt-

niſſe und höhere Bildung ihm fehlen. In ſeinem Inneren haßt er den Adel, weil jede Begegnung ihm zeigt, daß in all den Manigfaltigkeiten des geſellſchaftlichen Lebens er auch dem herabgekommenen Adeligen zurückſteht. Bei alle dem rühmt der Geldmann ſich gar zu gerne ſeiner Bekanntſchaft mit berühmten oder mit vornehmen Leuten und er iſt glücklich, wenn ein „hochgeſtellter" Herr mit ihm redet oder wohl gar bei ihm ſpeist oder den Thee trinkt. Der reiche Mann der kleinen Städte hat kein Urtheil über den Werth eines Menſchen; am meiſten gefallen ihm die Charlatans jeglicher Art und die leeren Köpfe die unverſchämt ſind und gewandt. Ein Mann von europäiſchem Ruf kann Jahre lang unter ſeinen Augen herumgehen, er kennt ihn nicht, er achtet ihn nicht, wenn nicht etwa die Tagesblätter, aus welchen er ſeine Weisheit ſchöpft, oder einige Geld-Autoritäten oder gar die Loge ihn anerkannt, d. h. ihn geprieſen haben. Bemüht er ſich ohne ſolche Empfehlung einem geiſtig ausgezeichneten Mann ſchön zu thun, ſo thut er es nicht weil er ihn verſteht und hochſchätzt, ſondern weil er ihn gebrauchen will oder weil er ihn fürchtet.

Das ganze Weſen erſcheint am meiſten ausgeprägt bei den Frauen. Vor Allem legen ſie gar großen Werth auf ihren Putz und äffen Manieren nach die ſie gar nicht verſtehen. Sie meinen damit gar elegant und vornehm zu ſeyn, und ſie würden raſend werden oder ſie würden verächtlich über den „ungebildeten Neidhart" lachen, wenn er unvorſichtig merken ließe, daß in der großen Geſellſchaft ſie eben doch nur als ſteif herausgeputzte Kleinſtädterinen erſcheinen und mit ihrer Vornehmheit aus Krähwinkel oder mit ihrer Verlegenheit ſich lächerlich machten. Beſonders werfen dieſe, in mancher Beziehung ſehr achtungswerthen Frauen ſich in die Bruſt, wenn der Mann oder der Vater ein Gemeinderath, ein Abgeordneter oder etwas Aehnliches iſt, oder gar wenn ſie in ſelbſteigenem Einſpänner fahren. Kein Altadeliger ſpricht ſo viel von dem „Stand" wie ſie, die früher

Digitized by Google

vielleicht in der Backstube gesessen, in einem Putzgeschäft gearbeitet oder im kleinen Kramladen Kaffeebohnen oder Bänder verkauft hat. Mit ungemeinem Selbstgefühl sehen diese Frauen und ihre Töchter herab auf das „niedere Volk", sie halten den Abstand für unermeßlich und glauben sehr christlich oder edel zu seyn, wenn sie mit irgend einem Menschen dieses niedern Volkes ein freundliches Wort reden. Selbstverständlich müssen sie auch Gesellschaften geben, aber diese sind nicht etwa anspruchlose Vereinigungen in welchen man, traulich um den Theetisch sitzend, allerlei interessante Dinge bespricht. In den Salons der großen Städte sammeln sich immer ausgezeichnete Männer und Frauen, und der rege Verkehr welcher in diesen sich herstellt, ist unendlich anziehend für einen Jeden welchen der Umgang mit gebildeten Menschen erfrischt; in den Salons der vermöglichen Kleinstädter aber ist keinerlei geistiger Verkehr, kaum jemals ein ordentliches Gespräch. Man trinkt Thee, weil es einmal so Sitte ist, man spielt Whist, man sitzt einige Stunden lang an überladener Tafel und geht fort, sehr froh daß die Langeweile überstanden ist. Ihren Töchtern zu lieb, wenn diese heirathsfähig sind, geben sie auch Bälle; und ist der nothwendige Raum nicht vorhanden, so werden Möbel und Betten verstellt und unbarmherzig die Zimmer ausgeräumt. Alte und junge Damen sind geputzt und geschniegelt; sie fühlen sich sehr erhaben, wenn sie Toiletten von Paris kommen lassen; die feine Sitte und den guten Geschmack können sie nicht verschreiben.

Jetzt habe ich mich müde geschrieben, in den nächsten Tagen die Fortsetzung.

Dein N. N.

V. Die steigende Schwäche der Gesellschaft.

Frankfurt 4. Juli 1866.

Du erhältst die Fortsetzung meines Junius-Briefes schneller als ich es selber gedacht, und weil ich enden will, so gehe ich rasch in das Zeug. Eine Einleitung wirst Du gewiß nicht vermissen.

Man spricht gar viel von der hohen Bildung unserer Zeit — mir ist sie immer sehr zweifelhaft gewesen. Alle die Wissenschaften, welche den materiellen Interessen dienen, haben unermeßliche Fortschritte gemacht in ihren Anwendungen; aber nicht so in sich selber. Denn eben weil sie vorzugsweise den materiellen Interessen dienen, so ist eine gewisse trockene Plattheit in das geistige Leben gekommen, und wie vor einem halben Jahrhundert ein krankhafter Idealismus die positive Forschung verhöhnte, so hat jetzt die materielle Richtung das ideelle Streben verdrängt.

Was die Literatur unserer Zeit unstreitig Gutes geleistet — ich schätze es hoch, so weit ich es kenne. Aber ein furchtbares Unheil stiftet sie dadurch, daß sie sich verwenden läßt, um die Sinnlichkeit aufzuregen und um jene falsche Aufklärung zu verbreiten, mit welcher der „gebildete" Bürger Parade macht und in der Loge Geltung erwirbt. Diese Literatur dient der Halbwisserei, welche mit grenzenloser Unverschämtheit über Dinge urtheilen will, wovon sie die Spur nicht versteht. Die Halbwisser scheuen sich nicht, wirklich gebildeten Männern ihre Schlagwörter und ihre eingelernten Redensarten entgegenzuwerfen, und sich selbst über sie zu stellen mit den Dingen die sie aus Romanen, aus Zeitungs-Feuilletons, und wenn es hoch kommt aus kleinen Conversationslexikons mit kurzen Artikeln geschöpft haben. Daß ein wirklich gebildeter Mann ihre Schalheit verlacht, wenn er den Aerger über die Unverschämtheit verschluckt, das läßt sie ihr Hochmuth nicht ahnen. Aus diesen Leuten, mein Freund,

besteht jetzt die „Elite des Volkes"; solche Leute bestimmen Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung, von solchen Leuten erwartet der moderne Staat Wohlfahrt und Heil.

Die Zukunft der Gesellschaft liegt in den Frauen und darum muß man wohl fragen, wie die vermöglichen Familien ihre Mädchen erziehen. Nun, die ganze Erziehung der Mädchen ist berechnet auf die schale Vornehmthuerei; die jungen Geschöpfe sollen eben Salonsdamen werden, und da wird ihnen dann ein Abhub verschiedener Doktrinen eingetrichtert. Die Fräuleins lernen eine oder zwei fremde Sprachen radbrechen — das ist die Grundlage der feineren Bildung. Man gibt ihnen die Namen einer gewissen Anzahl von Dichtern und andern Schriftstellern, das heißt Literatur. Sie lernen die Jahreszahlen für einige Weltbegebenheiten und hören eine verdrehte Erzählung und eine falsche Auffassung derselben — das nennt man Geschichte. Man unterrichtet sie, daß die Luft schwer ist, daß der Thermometer die Wärme anzeigt, daß die Erde um die Sonne geht zum Trotz „der Einsprachen der römischen Inquisition" — das nennt man Physik und Astronomie; sie müssen eine „reine Vernunftreligion" d. h. die Verachtung des positiven Christenthums lernen — das ist Philosophie. Und endlich erhalten sie noch in gewissen Anstalten einige Redensarten über Staatsverfassung, Selbstregierung, Nationalreichthum, Vertretung und Autorität u. s. w. — das Alles ist nun die „wissenschaftliche Bildung." Damit aber auch die künstlerische nicht fehle, müssen sie auf einem Klavier trommeln, spielen sie im Liebhaber-Theater und haben elegante Mappen in welchen steife Copien liegen woran der Lehrer das meiste gemacht hat. Mit großer Anmaßung kommen dann die niedlichen jungen Dinger aus ihren Pensionen, die natürliche Einfachheit haben sie gegen einige Formen ausgetauscht und mit diesen halten sie sich wirklich für sehr gebildet und vornehm. — Ich bin, Du weißt es mein Freund, von jeher ein großer Verehrer gebildeter Frauen; aber die mit sich selbst zufriedene, anmaßende

Selbstüberhebung ist mir besonders bei jungen Damen immer sehr widerwärtig oder sehr lächerlich gewesen.

Wo Reichthum ist, so sagt man, da blüht die Kunst. In unserer gesegneten Zeit sind Kunstwerke freilich wohl nothwendige Luxusartikel der Reichen. Die Künstler, wenn sie dem Geist und dem Geschmack dieser Reichen zu schmeicheln verstehen, werden glänzend bezahlt; sie werden auch auf eine fast lächerliche Weise gehoben und gehätschelt. Aber die Kunst ist nicht mehr aufgefaßt als die bildliche Offenbarung der Heiligthümer im Menschen. Man sucht Kunstwerke aus der frühern Zeit, man zahlt ungeheure Summen selbst für kirchliche Bilder, aber sie sind, wie ich erwähnt habe, nicht Mittel zur Hebung des Geistes und Gemüthes, sie sind nur Bedürfnisse der Prahlerei und der Verschwendung. Der offene Cynismus, die Ueppigkeit und die Lüderlichkeit neuer Bilder, wie ich sie in Oberitalien gesehen, ekelt mich noch weniger an als das gemachte Kunstgeschwätz und die schöngeisterische Heuchelei der sogenannten guten Gesellschaft. Auch der minder Vermögliche muß „Kunstsinn" beweisen — und mit großer Selbstzufriedenheit zeigt er das mittelmäßige Zeug mit welchem er die Wände seiner Zimmer behängt.

Die Kunst der Schauspieler ist recht eigentlich die Kunst des 19. Jahrhunderts. Jedes kleine Nest will seinen dramatischen „Kunsttempel" haben. Jeder ernste Mann muß angeekelt werden vor dem ewigen Geschwätz über ihre kleinen Theater, aber keinem kann der ungeheure Einfluß entgehen, welchen sie ausüben und zwar auf alle Schichten der Gesellschaft. Du kannst nicht in Abrede stellen, daß heutzutage die Bühnen Anstalten sind in welchen man die Menschen verblendet und die Sitten lockert. Das Schauspielwesen erzeugt und befördert eine gewisse Weichlichkeit des Volkes und die allgemeine Theatersucht ist eine Erscheinung derselben. Ich bin niemals ein grundsätzlicher Feind des Theaters und noch viel weniger der Schauspieler gewesen; aber für eine Kunst

im höheren Sinn habe ich die mimische niemals gehalten; denn der beste Schauspieler kann eben nur darstellen was ein dichterischer Genius geschaffen. Der Bildhauer verwendet Thon oder Holz oder Stein für seine Werke; der Schauspieler macht sich selbst zum Material seiner Darstellung, und zur Unterhaltung der müssigen Menschen muß er sich in fremde Situationen hineinlügen. Das war mir immer widerlich, noch widerlicher aber ist mir die Abgötterei die man treibt mit Helden und Prinzessinen des Theaters. Es ist Mode geworden, daß hochgeborene und reiche Männer ihre Frauen von der Bühne holen, und man muß gestehen daß sie die großen Damen sehr gut spielen solang die Kunst und „Bühne" außer Frage bleiben. In ihrer Eitelkeit wünschen die weiblichen Größen des Theaters neben ihrem „Künstlernamen" auch einen historischen zu führen, und um solchen zu erhalten beglücken sie oft ganz arme Männer mit ihrer Hand. Wenn nun ein vermögensloser Adeliger seinen Namen für ein sorgenfreies üppiges Leben verkauft, und den Hof- und Reisemarschall einer „gefeierten" d. h. einer hochbezahlten Sängerin oder Schauspielerin macht, so mag eine gemeine Auffassung das wohl natürlich und sehr praktisch finden; aber die höhere Auffassung wird darin den Untergang des adeligen Sinnes als eine traurige Erscheinung unserer gesellschaftlichen Zustände beklagen. Du sagst: vornehme Engländer haben auch schon Schauspielerinen oder Sängerinen geheirathet. Es ist wohl manchmal vorgekommen, aber mit der Verlobung hatte dann auch der Künstler-Beruf sein Ende.

Der Luxus, jeder Schüler kann Dir es sagen, ist eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit und der Industrie ist die Aufgabe gestellt diesem Luxus immer neue Gegenstände, den reichen Leuten neue Genüsse und neue Bedürfnisse zu schaffen. Unsere größten Städte haben die Ueppigkeit der Römer und Byzantiner vielleicht noch nicht erreicht, aber immer ist sie so groß, als sie nach dem Falle beider in Europa niemals gewesen, und deßhalb sehen wir auch so häufig jene Leerheit

der Uebersättigung, aus welcher der gelähmte Menschengeist niemals zu einer sittlichen Idee sich erhebt. Diese geistige Versunkenheit kannst Du bei den Löwen der Gesellschaft finden, welche Sinn und Gefühl und Interesse haben nur für ihre Genüsse, solang eben die verbrauchten Körperkräfte noch ausreichen. Wo aber die sittliche Empfindung erstorben ist, da gewinnt das Laster die Herrschaft. — Die Unsittlichkeit der höchsten Classen der Gesellschaft liegt weniger darin, daß sie das Schlechte thun, als darin daß sie keine Pflicht anerkennen, deren Erfüllung eine Entbehrung oder nur eine Ueberwindung der Begierde verlangt, und daß sie alle die Anstalten verhöhnen auf welchen die Gesellschaft beruht. Ich bin kein Splitterrichter, aber was ich höre und sehe von dem Leben der höhern Gesellschaft, das erfüllt mich mit Betrübniß und Ekel, und ein Trost für die Zukunft liegt nur darin daß gerade in den größten Städten wie z. B. in Paris und London noch viele vornehme und reiche Familien in strenger Sittlichkeit leben. Aber nicht an der Chaussee d'Antin findest Du diese Familien sondern in den alten Hotels des Faubourg St. Germain. Neben dieser hohen Gesellschaft steht noch ein ehrbarer und wohlhabender Mittelstand der seine Familien rein erhält. Diese Vornehmen, diese mittleren Leute sind es welche dem heillosen Treiben sich entgegenstemmen. Denk' an die Eingabe des Maire von St. Etienne an den Senat.

Die Ueppigkeit der obern Classen wirkt sehr unglücklich auf die untern; denn der Anblick der Verschwendung, er muß nothwendig die berechtigten Wünsche der minder Wohlhabenden und der Armen zu thörichten Ansprüchen steigern. Werden diese niemals befriediget, so werden die Menschen mißmuthig, in sich zerfallen und von der Entbehrung zu dem Haß gegen die Besitzenden getrieben welcher die Gesellschaft zerreißt, und zu der Gewissenlosigkeit welcher für die Erwerbung eines Vortheiles oder einer Annehmlichkeit oder eines Genusses kein Mittel zu schlecht ist. Da zeigt sich dann die byzantinische Verkommenheit des Volkes. Haben doch die Wiener geschwelgt,

Digitized by Google

getanzt und gejubelt, als das österreichische Heer fast bis zur Vernichtung geschlagen und der Feind an den Thoren gewesen.

Du kennst den argen Zwingherrn unserer Zeit — er heißt Kapital. Dieser Tyrann bedarf einer Masse besitzloser Arbeiter, wie der Reichthum der alten Völker der Sklaven und wie die mittelalterliche Feudalherrschaft der Hörigen bedurfte. Sicherlich verschlingt die große Industrie viele kleinere Gewerbe, aber immer wird es noch Handwerker geben, denn die nächsten Bedürfnisse der Gesellschaft können sie nicht entbehren. Diese kleinen Handwerker, wenn sie der großen Industrie nicht als Arbeiter zufallen, müssen kümmerlich sich durch ein mühseliges Leben plagen, aber wenn irgend einem ein etwas größerer Gewerbsbetrieb möglich geworden, so zählt er sogleich in der Reihe der Bourgeois, von welchen ich oben geschrieben. Das Selbstgefühl des ehrbaren Handwerkers war die Grundlage des ächten Bürgersinnes; an die Stelle des Bürgersinnes tritt die charakterlose Spießbürgerei, unterwürfig gegen diejenigen von welchen sie Nutzen erwartet, hochmüthig gegen den ärmeren Bürger und gegen Alle die sie glaubt nicht brauchen zu müssen, und besonders noch stolz auf ihre „Bildung". Wohl gibt es noch viele ehrbare und wohlhabende Handwerker, in welchen der rechte Sinn sich erhalten hat, und ich ehre hoch einen jeden von ihnen, besonders auch weil sie immer seltener werden. Ich freue mich sehr wenn ein solcher gedeiht, aber wenn viele Handwerker sich zu größeren Gewerbsleuten erheben, so werden noch viel mehr der Classe der abhängigen Arbeiter zufallen, und so wird der Kern des Volkes allmählig zerstört. Polen wäre nicht untergegangen, hätte es ein Bürgerthum geschaffen.

Die furchtbarste Zerrissenheit der modernen Gesellschaft erscheint in der sogenannten Arbeiterfrage. Du kennst besser als ich Alles was da geschrieben worden ist über diese Frage. Es ist jetzt eine kaum widersprochene Wahrheit, daß

Digitized by Google

die Löhne, nach Angebot und Nachfrage sich richtend, nur die Bedürfnisse des armseligen Lebens decken; und mit Recht hat ein Bischof geschrieben: der Zustand, welcher die Familie den natürlichen oder künstlich herbeigeführten Schwankungen des Arbeitsmarktes unterwirft, sei der Sklavenmarkt des heutigen Europa's. Die Arbeiter wissen das wohl; sie wollen nicht mehr die Hörigen der Fabrikherren seyn, sie wollen sich der grausamen Herrschaft des Kapitales entziehen, und weil dieses den frühern dritten Stand allmählig vernichtet, so wollen sie sich einigen zu einem vierten Stand. Wer kann läugnen, daß in diesen Arbeitern eine ungeheure Kraft der Nation liegt, daß sie, die Träger dieser Kraft, kümmerlich ihr nacktes Leben fristen, und daß nur selten einer von ihnen sich in eine bessere Lage hinaufzuarbeiten vermag? Die Arbeiter wissen sehr wohl, daß ihre Arbeit und ihr Elend den Unternehmern die Mittel zur Ueppigkeit schafft; und mit dem geheimen Haß erwacht ein drohendes Selbstgefühl. Dächten die hochmüthigen Geldmänner daran, sie würden trotz aller Frivolität ihren Gewinn und ihre Ansprüche beschränken; sie würden das lächerliche Vornehmthun bleiben lassen und sie würden aus ihrer Flachheit zu einer höhern Auffassung des Lebens hinaufsteigen.

In der Flachheit der modernen Gesellschaft befinden sich am meisten wohl jene Menschen welche ohne Studium, ohne gründliche Kenntnisse und ohne Urtheilsfähigkeit ihre Sentenzen abgeben über alle Dinge im Himmel und auf Erden. Solche „Gebildete" sind das rechte Material der Logen; für solche „Gebildete" sind Bücher wie das von Renan und Genossen ganz besonders geschrieben, von diesen werden sie angestaunt und doch nicht verstanden, denn nur ihre Verneinung wird aufgefaßt, niemals was noch an idealer Anschauung geblieben. Für diese „Gebildeten" in der modernen Gesellschaft ist die Lehre des Materialismus so recht eigentlich gemacht. Sie sehen die Formen des Christenthums, aber nicht faßbar ist ihnen sein Geist; sie lesen und hören die Ver-

meinungen, die Schmähungen der Religion und der Kirche und des sittlichen Strebens, aber sie wissen niemals um was es sich handelt; sie suchen Weisheit in frechen Redensarten die sie nicht verstehen*), und sie glauben ihrer Stellung und ihrer Bildung es schuldig zu seyn, daß sie wo immer ihre schale Freigeisterei auskramen.

Der ärgste von allen Geldbrozen ist der reich gewordene Bauer, wenn er ein Herr seyn will. Auch er will vornehm thun, und damit wird er noch viel lächerlicher als der aufgeblähte Spießbürger in der Stadt. Kennst Du die Oligarchie der Bauern und ihre Anmaßung; kennst Du den schroffen Abstand zwischen dem reichen Hofbauern und dem „Häusler" und Taglöhner? Was man bei den Geldmännern in den großen Städten sieht, es erscheint auch bei den Vornehmen der Dörfer, nur eben in anderer Gestalt. Als vor einigen Jahren die Preise der Produkte sehr hoch standen, da hatte der Papierschwindel auch die Bauern erfaßt. In Frankreich und in Deutschland gab es deren gar viele, welche mit erübrigten oder flüssig gemachten Geldern nicht ihren Grundbesitz vergrößerten oder ihren Viehstand vermehrten, sondern Staatspapiere und Aktien kauften, und von kleineren Bankiers kannst Du hören, daß sie noch immer oft solche Geschäfte machen mit Bauern. Coupons abschneiden kostet weniger Arbeit und Mühe als Graben und Pflügen; der beste landwirthschaftliche Betrieb kann nicht acht Procent seines Kapitales erwerben, wie bei gegenwärtigem Curs und nach Abzug der Steuer z. B. die österreichischen National-Obligationen es geben. Freilich weiß man nicht wie lange das noch währt.

Wo der Stand der Bauern mit mittelmäßigem Vermögen sich rein gehalten hat von der Krankheit unserer Zeit, da ist

*) z. B. „Religion macht statt freier Bürger dieser Erde Heloten einer supernaturalistischen Welt."

er noch immer das beste Element des Volkes; da achtet er noch seine Altvordern, da ehrt er noch den Glauben seiner Väter; da ist noch Sitte, Verdammung des Bösen und Achtung des Guten und die Idee einer Autorität. Diese schönen Keime aber sollen zerstört werden durch die Lehren unserer modernen Weisheit, sie sollen zerstört werden durch die Förderung des Unglaubens und der Genußsucht. Die unbeschränkte Theilung der Bauerngüter fließt nothwendig aus dem Systeme der liberal-ökonomischen Lehren und ich würde gern die Billigkeit des Grundsatzes einsehen, wenn der Erfolg der besseren Absicht entspräche, wenn damit ein freier, gleichartiger, mäßig vermöglicher Bauernstand geschaffen oder erhalten würde. Leider aber erfolgen ganz entgegengesetzte Wirkungen. Wird ein ansehnlicher Grundbesitz unter die Erben vertheilt, so können schon in der zweiten Generation diese von dem zugefallenen winzigen Grundbesitz nicht leben und meistens können sie denselben gar nicht behaupten. Werden nun diese kleinen Grundstücke aus freiem Entschluß oder im Zwangsweg verkauft, so fallen sie fast immer dorthin wo schon ein bedeutender Besitz vorhanden ist, oder die Macht des Kapitales bemächtigt sich desselben. Vermögliche Handels- und Gewerbsleute und besonders reiche Fabrikanten erwerben sehr große Flächen durch den Kauf solcher Güter. Viele von diesen, von einem richtigen Instinkt getrieben, wollen eben Grundbesitz erwerben; andere aber kaufen Felder, um vorkommenden Falles sie verpfänden zu können. Das ist dann ein ganz gutes Geschäft, denn es verdient wenigstens das Dreifache der Zinsen des aufgenommenen Kapitales. Wer gibt diesen aber das Geld? Nun, Sparkassen, Versicherungs-Gesellschaften und allerlei Anstalten welche ihr Geld sicher anlegen wollen; sie geben es ihnen meistens in sehr bedeutenden Summen und verweigern es häufig dem kleinen Handwerker oder Landwirth, der mit einem winzigen Vorschuß sich helfen könnte. So, mein Freund, muß das Geld der minder Bemittelten oder der Armen wieder dienen um die

Reichen reicher zu machen. Diesen stehen mancherlei Mittel zu Gebot, um auf mehrere Generationen hinaus die Theilung ihres Grundbesitzes zu hindern, und so entsteht mehr und immer mehr neben großem Grundbesitz ein ländliches Proletariat. — Ich habe diesen Gang der Dinge besonders in Frankreich gesehen.

Jetzt muß ich einem Vorwurf zuvorkommen. Ich habe keine Abneigung gegen die Classe der Gesellschaft von der ich gesprochen, zu derselben gehören Freunde die ich achte und liebe. Ich spreche von der Classe und nicht von einzelnen gewissen Personen. Unter der sogenannten Bourgeoisie findet man hochbegabte und vortrefflich erzogene Leute, aus ihr sind Charaktere hervorgegangen und große Talente und Frauen von Bildung und Anmuth, um welche Fürstinen sie hätte beneiden können. Im Allgemeinen aber steckt geistige Leerheit hinter dem Hochmuth, und doch bedarf der anmaßende Reichthum immer und überall talentvoller Leute, die aus irgend einer Ursache seinem Wesen sich anschließen und, wo es Ernst wird, ihre Sache verfechten.

Wie jede Partei, so will auch die Bourgeoisie ihre Lehren verbreiten oder sie will vielmehr das Volk für ihre Lehren und ihre Zwecke erziehen; und außer der dienstbaren Literatur und den bezahlten Tagesblättern verwendet sie zu dieser Erziehung die Schulen. In mehreren deutschen Staaten hat man die Volksschule aus der natürlichen und geschichtlichen Verbindung gerissen, welche gar wohl mit dem begründeten Aufsichtsrecht des Staates hätte bestehen können. In England und in vielen andern Ländern wird die Religion als die Grundlage des Volksunterrichtes betrachtet, in den erwähnten Musterstaaten hat man sie zu einem kümmerlichen, höchstens nur geduldeten Gegenstand des Unterrichts und den Pfarrer zum bloßen Fachlehrer gemacht. Die Schulmeister aber hat man für das System recht eigentlich hergerichtet. Man hat sie in alle möglichen Wissenschaften hineingucken lassen; man hat in denselben die Meinung erzeugt, daß sie

Digitized by Google

von diesen Wissenschaften wirklich etwas wissen, dadurch diese Menschen zu lächerlichen Ansprüchen an den Staat und an die Gesellschaft gesteigert und sie zu rührigen Werkzeugen der herrschenden Partei gemacht. In einigen Ländern spielen die „Volksbildner" auch wirklich eine Rolle. Nach den verkehrten Schulordnungen sollen sie den Kindern schlichter Handwerker oder Bauern alle möglichen Wissenschaften von welchen sie selber gehört, eintrichtern, um dadurch sie von den ererbten Vorurtheilen zu befreien. Damit nun ist diesen Schulmeistern Veranlassung und Gelegenheit geboten, die Religion und ihre Gebräuche zu verhöhnen, den Glauben zu zerstören und eine verderbliche Freigeisterei zu verbreiten. Nicht die Geistlichen allein, ruhige vernünftige Männer jeden Standes, besorgte Eltern und selbst die bessern Volkslehrer klagen darüber; denn schon zeigen sich die nothwendigen Folgen dieses Wesens. Frage die Pfarrer, frage ehrenhafte Beamte oder andere Männer, und sie werden Dir fast schauderhafte Dinge erzählen von der Unsittlichkeit der Jugend. Siehe in die Zeitungen und frage die Gerichtsbeamten, und Du wirst von beiden erfahren, wie in den untern Volks-Classen mit der Zunahme der Unsittlichkeit die Verbrechen und die Selbstmorde sich mehren, und zwar in Ländern die früher solches niemals gesehen. Nicht die einzelnen Vergehen, nicht die einzelnen Verbrechen sind das furchtbarste in dieser Zerrüttung; die grausigste Erscheinung ist der zunehmende Mangel der sittlichen Empfindung, ist die Mißachtung Alles dessen was sonst dem Menschen heilig gewesen — ist das unaufhörliche Verlangen und Streben nach dem Genuß. Mit natürlichem Neide sieht der arme Arbeiter die Ueppigkeit der reichen Leute und da sagt er sich: man hat mir die Aussicht auf den Himmel genommen, man ist mir Glück und Genuß schuldig auf der Erde. Die praktische Anwendung solchen Satzes wird sich gewiß einstellen, vielleicht ehe noch ein Menschenalter vergeht.

Mit allen Lobrednern der heutigen Zeit und ihrer Zu-

Digitized by Google

stände hältst Du mir verschiedene Einwürfe entgegen. Wer arbeiten wolle, sagst Du, der könne, mit fast verschwindenden Ausnahmen, auch lohnende Arbeit finden; das Sinken des Geldwerthes schädige nicht den Arbeiter, denn wenn die Bedürfnisse theurer werden, so werden die Löhne höher, wie man dieses sehen könne in den verschiedenen Theilen eines jeden nicht allzu kleinen Landes. Ferner sagst Du: für die gleiche oder entsprechende Summe Geldes sei heutzutage viel mehr zu haben als früher, und der ärmere Mann könne viel besser leben als in früherer Zeit. Am Ende meinst Du, seien sowohl durch Zusammenwirken der Aermeren, als durch die Beiträge der Wohlhabenden allerlei schöne Anstalten gegründet, welche auch die Arbeitsunfähigen in bitterer Noth nicht umkommen lassen.

Gestatte mir einige Worte der Erwiderung.

Das Sinken des Geldwerthes hat vor allem andern seine Ursache in der fabelhaften Vermehrung papierner Zahlungsmittel, und diese ist wohl ein sehr zweifelhaftes Glück für die Gesellschaft. In großer Anzahl müssen alle jene Leute welche von unveränderlichen Renten leben, sich einschränken, und was diese sich versagen, das wird größtentheils der Landwirthschaft und den kleinen Gewerben entzogen. Das behagliche Leben eines bescheidenen Wohlstandes *Vieler* wird nimmer ersetzt durch den größern Aufwand der *wenigen* Reichen. Es wäre sehr die Frage, ob das was durch das Sinken des Geldwerthes an wirklichem Wohlstand verloren geht, nicht von der Papierwirthschaft verschlungen, mittelbar Jenen zufällt welche die Papiere ausgeben und umtreiben. Siehst Du, mein Freund, eine günstige Wirkung darin, daß der kleine Mann jetzt viel größere Summen Geldes in Händen hat, ohne damit mehr ausrichten zu können? Glaubst Du nicht, daß der Sinn für Sparsamkeit abnimmt wenn dieser kleine Mann das Geld niedriger schätzt?

Sicherlich gestattet die Entwickelung der Industrie auch dem ärmeren Manne gewisse Annehmlichkeiten des Lebens,

welche früher nur der Wohlhabende sich zu verschaffen vermochte. Männer und Frauen, die früher sich mit schlechten Stoffen bedeckten, gehen jetzt in guten Kleidern; in der Wohnung des kleinen auch sparsamen Handwerkers erscheint ein bescheidener Comfort, selbst die Kammer des besitzlosen ehrbaren Arbeiters entbehrt nicht einer gewissen zierlichen Reinlichkeit. Wer wird sich darüber nicht freuen? Frägt man aber solche die mit diesen Leuten in genauer Berührung sind, so sagen sie, daß gerade die Wohlfeilheit der Luxusartikel die Putzliebe und die Genußsucht erwecke und fördere, daß besonders bei Frauen und Mädchen immer größere Wünsche und Ansprüche entstehen, und die Befriedigung derselben nicht eben der Sittlichkeit nütze. Daß auch in den untern Classen eine gewisse Weichlichkeit erzeugt werde, das wirst Du nicht läugnen. Siehe die jungen Leute an, wie bei mäßiger Kälte sie in Ueberwürfe sich stecken und Kopf und Schultern in Plaids einhüllen. Haben wir in unsern Kinderjahren solches gesehen? Als auch die reichen Bauern in ihren selbstgemachten guten Zwilchröcken gingen, da gab es viel kräftigere Männer im Volke und vielleicht auch schönere Frauen.

Es ist gewiß, daß durch mancherlei Anstalten viel Gutes bewirkt wird und daß noch mehr bewirkt werden könnte, wenn sie alle auf wirkliche und wahre Gegenseitigkeit gegründet und theilweise nicht eingerichtet wären um gewissen Leuten größern und kleinern Gewinn oder Verdienst zuzuwenden. Die große Mildthätigkeit aller Classen ist eine der schönsten, vielleicht die schönste Erscheinung unserer Zeit. Reiche Leute geben oft sehr bedeutende Summen; und ohne diese Spenden wären manche Anstalten die jetzt viel Elend lindern, nicht möglich. Liegt dieser Wohlthätigkeit auch oft eine gewisse Berechnung zu Grunde, so ist es eine Berechnung der besseren Art und wir dürfen darüber nicht rechten. Man wirft diesen Anstalten vor, daß sie ihre Wohlthaten nicht immer auf die rechte Art spenden, daß Unkenntniß und Protektion sehr oft die Organe derselben bestimme, daß häufig die

Digitized by Google

Schlauen und Zudringlichen am meisten bedacht werden, zum Nachtheil derer die wahrhaft würdig sind und der Hülfe bedürftig. Gewiß sind diese Vorwürfe mindestens übertrieben und am Ende zeigt alles Menschliche eben auch menschliche Schwächen. Die Wohlthätigkeit wird aber nicht nur von Reichen und Vermöglichen geübt. Siehe nach in den Listen und Du wirst finden, wie groß der Betrag der Gaben ist, welche die Aermeren und die Armen zu einem guten Werke beisteuern. Man hebt wohl auch hervor, daß die modernen Wohlthätigkeitsanstalten die persönliche Mildthätigkeit ausschließen, und daß die Mildthätigkeit unserer Zeit nicht mehr die christliche caritas sei. Man hat Unrecht, denn unendlich viel Gutes geschieht still und geheim, und für jede öffentliche Wohlthätigkeit ist die Vereinigung der Mittel wenn nicht eine Forderung, doch ein Gewinn.

Und nun, mein Freund, halte dem alten Soldaten eine Bemerkung zu gut, die er eben nicht zu unterdrücken vermag. Wenn der Arme von seiner Nothdurft weit mehr als der Reiche von seinem Ueberfluß abgibt; wenn in Deutschland, in Frankeich, in England, wenn in allen europäischen Ländern vornehme Damen aus dem Leben ihrer Ueppigkeit heraustreten, das Elend aufsuchen und Trost und Hülfe bringen in die dumpfen Hütten der Armen; wenn viele von diesen Damen, im Reichthum erzogen, an dessen Genüsse gewöhnt, plötzlich Allem entsagen, mit einem rauhen Ordenskleid alle Entbehrungen auf sich nehmen, allen Ekel überwinden und schmutzige Arbeiten verrichten, um arme Kranke zu pflegen — worin liegt für diese Selbstverläugnung der Beweggrund, woher kömmt die Kraft? Eitelkeit, Mode, eine gewisse sentimentale Ueberspannung und mancherlei Einflüsse mögen vieles bewirken, im Allgemeinen aber kannst Du in dieser Wohlthätigkeit nur die Werkthätigkeit des religiösen Gemüthes verehren. Die christliche Barmherzigkeit kann freilich die allgemeine Krankheit der Gesellschaft nicht heben, immer aber ist sie ein erfreuliches Zeichen dafür,

daß stets und überall noch gesunde Keime des Guten bestehen.

Soll ich wiederholen, daß der gepriesene Wohlstand auf keiner festen Grundlage steht, daß all unsere Zustände großen Schwankungen unterworfen sind, daß die schönsten Besitze schnell entwerthet, daß reiche Leute schnell arm werden können. Wenn gewisse Staaten die Zinsen ihrer Papiere herabsetzen, so sind viele wohlhabende Leute nahezu Bettler geworden. Wir haben schon manche Krisen erlebt welche uns die Unsicherheit unserer Zustände hätten zeigen sollen. Eine Börsenrevolution wäre der Umsturz des künstlichen Gebäudes, und vielleicht bedürfte es nicht einmal ungeheurer Ereignisse, um eine solche hervorzurufen.

Noch könnte ich gar mancherlei anführen aber ich denke, es sei vorerst genug. Fasse jetzt alle die Zustände die ich angedeutet, zusammen und läugne, wenn Du kannst, die Krankheit der hochgepriesenen modernen Gesellschaft. Hast Du aber diese zugestanden, so mußt Du schon bekennen, daß die Heilung, aus sich selber nicht möglich, nur durch große Erschütterungen bewirkt werden kann.

Ob die staatlichen Zustände besser als die gesellschaftlichen sind, das wird die Fortsetzung meiner Betrachtungen erörtern.

Von Herzen

Dein N. N.

XXXII.

Zur neuern Literaturgeschichte.

I. Briefe von und an Klopstock. Ein Beitrag zur Literatur-Geschichte seiner Zeit. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867.

Das vorliegende Buch ist ein Werk patriotischer Pietät, ausgeführt von einem angesehenen Sohne derselben Stadt, welche auch dem Messiassänger zur zweiten Heimath geworden. Wie die Vorrede besagt, ist die Sammlung dieses Briefwechsels die letzte literarische Arbeit des Hamburger Historikers Lappenberg — eine Arbeit vieljähriger Emsigkeit, der man die liebevolle Sorgfalt des Lokalpatriotismus ansieht, deren Herausgabe der Forscher jedoch nicht mehr erlebte. Der gelehrte Sammler machte sich die Zusammenfassung alles dessen zur Aufgabe, was nicht schon in früheren Sammlungen Klopstock'scher Briefe seine Stelle gefunden hatte. Demnach enthält das Buch der Mehrzahl nach ungedruckte Briefe, über deren Fundort genauer Nachweis geliefert wird, und außerdem nur die in Zeitschriften und entlegenen Werken zerstreuten Bruchstücke Klopstock'scher Correspondenz. Trotzdem ergab sich die stattliche Zahl von 227 Briefen, welche in ihrer Reihenfolge den Zeitraum eines halben Jahrhunderts, vom J. 1747 bis 1802 füllen.

In den angehängten Erläuterungen, welche 108 Seiten umfassen, findet man erstlich die von Lappenberg seit Jahren gesammelten genealogischen Notizen über Klopstocks eigene und angeheirathete Verwandte, nach Kirchenbüchern und Familienstammbäumen zusammengestellt; außerdem aber zahlreiche und großentheils sehr werthvolle Anmerkungen zur nähern Aufklärung der Personen und Zeitverhältnisse. Diese letztern rühren in der Hauptsache nicht mehr von Lappenberg selbst her, sondern von Hrn. Dr. Ludwig Weiland in Hamburg, „seit Jahresfrist dem letzten Gehülfen seiner unausgesetzten literarischen Thätigkeit."

Gewiß verdient ein schöpferischer Genius wie Klopstock, der Wiedererwecker einer wahrhaften deutschen Poesie, den Aufwand von Mühe und Forscherfleiß, der an die Sammlung dieser Zeugnisse aus seinem Leben gesetzt worden ist. Aber um den positiven Werth der Ergebnisse dieser Sammlung billig zu beurtheilen, muß man sich erinnern, daß die Zeit Klopstocks auch die Periode der Empfindsamkeit ist. Die Signatur jener Zeit, die Gefühlsschwärmerei welche so oft in Ueberschwänglichkeiten ausartete, die Verzärtelung der Herzen und die redselige Beschäftigung mit kleinlich persönlichen Interessen: dieser Charakter prägt sich auch in dem Briefwechsel aus und bewirkt, daß der Gehalt nicht im Verhältniß zu der Quantität der Briefe und der Namen steht. Um daher einen billigen Maßstab anzulegen, muß man die Verhältnisse im Auge behalten, aus welchen jenes Geschlecht sich emporgerungen, man muß bedenken daß, wie der Herausgeber sagt, „ein Ueberschreiten des Maßes nach langer Zeit der Geistesunterdrückung und Gemüthsverödung naturgemäß erfolgen mußte, daß ferner der Fortschritt zum Höhepunkt der Weimarer Literaturperiode bedingt war durch die Befreiung der vaterländischen Muse aus den Banden der Katheder-doktrin, durch die Rückkehr zu kindlich unmittelbarem Empfinden und Schaffen." Es war eben das Jugend-Zeitalter einer neu aufsteigenden Literatur, und das eigent-

lichste Kind dieses Zeitalters ist Klopstock. Er ist es aber auch der die Fahne des geistigen Aufschwungs, der vaterländischen und religiös-sittlichen Erhebung der Gemüther in seinem Wesen und seinen Dichtungen vorantrug und durch die Kraft seiner Ueberzeugung das jüngere Geschlecht mit sich fortriß. So dienen denn allerdings auch diese Briefe dazu, das Bild von den damaligen Bestrebungen zu vervollständigen und einen Einblick zu eröffnen „in den Werdegang der Regeneration des deutschen Volksgeistes."

Fast alle Namen, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts literargeschichtliche Bedeutung gewinnen, sieht man um die gefeierte Person des Messiassängers näher und entfernter sich gruppiren. Zuerst erscheinen natürlich die Verfasser der Bremer Beiträge, und für ihre Charakteristik sind die Briefe nicht uninteressant, obgleich sie anfänglich sehr jugendlich, ganz die Luft des „Wingolf", des Tempels der Freundschaft athmen. „Was haben Sie", ruft Klopstock einem dieser Freunde einmal zu, „was haben Sie für ein unvergleichliches Talent zu freundschaftlichen Briefen! Und dieses Talent haben Sie bisher ungebraucht liegen lassen!" Später werden sie jedoch gehaltvoller. Besonders belebt ist der Briefwechsel mit den „Beiträgern" Ebert, Cramer und J. Adolf Schlegel, dem Vater des dichterischen Brüderpaares das zu den Gründern der romantischen Schule zählt. Der Einfluß der englischen Dichter Young, Richardson, Addison ꝛc. auf diesen jugendlichen Kreis leuchtet hier auch aus der Auffassung der persönlichen Verhältnisse hervor, und namentlich Clarissa spielt eine hervorragende Rolle.

Man sieht dann ebenso in den persönlichen Verkehr Klopstocks mit den Schweizern Bodmer und Breitinger, den streitbaren Gegnern der Gottsched'schen Schule, aber auch in die bald ausbrechenden Mißhelligkeiten zwischen dem grämlichen Bodmer und Klopstock hinein. Namentlich Brief 35 gibt historisch referirend die ganze Entwicklung des Verhältnisses der beiden Dichter in der Zeit von Klopstocks Aufent-

halt am Zürcher See, und der kleinlichen Zwischenfälle die das Zerwürfniß herbeiführten.

Inzwischen hatten die ersten Gesänge des „Messias" ihren Eroberungszug durch die deutschen Gauen gemacht. Der sittlich erhebende Einfluß und die gewaltige Erweckung des Vaterlandsgefühls, welche Klopstocks Dichtung auf die jüngern Zeitgenossen übte, ist in vielen unmittelbaren Bezeugungen in diesem Briefwechsel niedergelegt. Auch die Namen der zahlreichen Uebersetzer der Messiade in den verschiedensten Sprachen Europa's lernt man kennen. Ein Brief Schubarts aus Ulm, der öffentliche Vorträge aus dem Messias zu Augsburg, München, Nürnberg, Erlangen, Nördlingen, Eßlingen, Ludwigsburg, Mannheim hielt (1775 bis 1776), gibt ein anschauliches Bild von der zündenden Wirkung der christlichen Dichtung auf die Zeitgenossen in Süddeutschland. Klopstock hatte den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht, und als einige Jahre später derselbe Schubart von seinem gewaltthätigen Fürsten auf den Asperg abgeführt wurde, hielt man den Namen des nordischen Dichters für einflußreich genug, um seine Verwendung für die Befreiung des eingekerkerten schwäbischen Dichters anzurufen. Die beiden hieher gehörigen, bisher ungedruckten Briefe (S. 296 ff.) sind von Schubarts Landsmann Miller, dem Sigwart-Dichter, im Namen seiner trostlosen Frau geschrieben. Ob Klopstock dem dringenden Flehen Folge gegeben, ist nicht ermittelt; jedenfalls war der Schritt erfolglos, wenn er geschehen. Denn Schubart saß bekanntlich zehn Jahre lang auf Hohenasperg.

Das allgemeine Interesse, das der Messias bei allen christlich Gesinnten erweckte, war es auch was zu einer ziemlich angeregten Correspondenz Klopstocks mit dem Jesuiten Denis führte, der damals Lehrer der schönen Wissenschaften am Theresianischen Collegium in Wien war; wie hinwiederum Klopstock an der Uebersetzung Ossians durch Denis sehr lebhaften Antheil nahm. In einem dieser Briefe an Denis erzählt Klopstock gelegentlich einmal, wie er auf

seiner Reise nach der Schweiz durch einen katholischen Brauch, der ihm bisher unbekannt war, gerührt worden sei. „Wir waren an einem schönen Tage ausgestiegen und gingen. Ich war ein wenig von der Gesellschaft zurückgeblieben. Einige gute Schwaben begegneten mir, und jeder von ihnen sagte zu mir: Gelobt sei Jesus Christus! Ich wußte noch nicht, daß dieß ein Gruß war, und ebensowenig konnte ich wieder grüßen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieser Gruß rührte. Der Gegengruß, den ich hernach erfuhr, kam mir so natürlich vor, daß es mich wunderte, daß ich nicht darauf gefallen war, damit zu antworten."

Pater Denis wurde dann der Vermittler eines brieflichen Verkehrs zwischen Klopstock und Gluck, der wie bekannt mehrere Gesänge Klopstocks componirt hat. Unbekannt war bis jetzt der Brief vom 14. April 1773, worin sich der sechszigjährige Tonkünstler über die von ihm in Musik gesetzten Oden sowie über seine Compositionen aus der Hermannsschlacht charakteristisch ausspricht. Zwei weitere mitgetheilte Briefe Glucks vom 24. Juni 1775 und vom 10. Mai 1780 standen früher schon in Zeitschriften zu lesen.

Zu den Künstlern, welche die Begeisterung für den Messias dem Dichter nahe geführt hatte, gehört besonders noch Angelica Kaufmann, die sich während ihres Londoner Aufenthalts aus freien Stücken mit Klopstock in Verbindung setzte und zum Zeichen ihrer Verehrung eine Scene aus dem Messias nebst ihrem eigenen Porträt zu malen verhieß. Das Gemälde nach dem Messias (Samma umfaßt die Urne Benonis ꝛc.) schickte sie ihm wirklich bald hernach aus London zu; unter demselben steht von ihrer Hand: „Angelica Kaufmann mahlte dieses für ihren Freund Klopstock London 1769." Ihr Briefwechsel mit dem Dichter erstreckt sich bis in das Jahr 1780, wo dann wahrscheinlich ihre Verheirathung mit dem Italiener Zucchi und die damit verbundene Uebersiedlung nach Italien einen ferneren Verkehr abschnitt. Neu und lesenswerth ist übrigens noch der

Digitized by Google

schöne, von Bewunderung diktirte, aber vielfach charakterisirende Brief Schönborns an Klopstock über Angelica (S. 304).

Ein origineller Brief Hamanns ist gegen Klopstocks lächerliche orthographische Neuerung gerichtet. Zum erstenmal gedruckt sind die Briefe von Lessing und Jacobi an den Messias-Sänger. Auch Fürstenberg, der Reformator des münsterischen Landes, stand zeitweilig (1775) mit Klopstock im Briefwechsel und sprach sich gegen ihn über seine Bestrebungen für Volksbildung aus (S. 264); er suchte ihn sogar für das Hochstift zu gewinnen. Von dem Weimarer Dichterkreis sind fast alle Namen vertreten, mit Ausnahme Schillers der ihm abgewandt blieb. Von Herder finden sich einige geistvolle Zuschriften, und Klopstock sendet ihm Epigramme, die gegen Schiller gerichtet scheinen. Ein bisher ungedruckter Brief Göthes (15. April 1775) ist bemerkenswerth auch deßhalb, weil er der einzige aus dem Briefwechsel beider Dichter zu seyn scheint vor dem Bruche ihrer Freundschaft. Einen zweiten S. 266 mitgetheilten wagt der Herausgeber selber nicht mit voller Zuversicht Göthen zu vindiciren. Mit Verwunderung bemerkt man, daß selbst Wieland und Klopstock, die sich einst so scharf und frostig gegenüberstanden, zuletzt sich brieflich nähern und durch Freundesvermittlung einander Beweise wohlwollender Theilnahme geben. So hat auch hier das Alter seine ausgleichende Macht geübt.

Zu den werthvolleren Zeugnissen zählen die wenigen Briefe Lavaters, namentlich der vom 30. Januar 1793 datirte, aus dem Herzen geschriebene und seinem Herzen Ehre machende Brief aus den Tagen des französischen Königsmords. Mit beredter Wärme spricht Lavater darin gegen Klopstock die Erwartung und väterliche Mahnung aus, daß er das ihm verliehene französische Bürgerrecht, nach dem Gräuelvollen was soeben in Paris geschehen, dem National-Convent mit Entrüstung wieder zurücksende. Am Schlusse

Digitized by Google

des sechs Seiten langen Briefes heißt es: „O edler, großer, vielbedeutender Mann, sprechen Sie edle, große, vielbedeutende Worte an die Repräsentanten einer erst von Durst nach Freiheit schmachtenden, nun von dem Schwindelgeiste der Ungebundenheit berauschten Nation! Wenn sie auch, nach so vielen Umwandlungen ihrer eigenen Grundsätze und Constitution, nicht mehr zu ruhiger Prüfung und Wahl des Besten fähig seyn sollte, so geziemt es doch einem ernannten Bürger, auch ein Gebeindurchdringendes, unsterbliches Wort mitzusprechen“ (S. 352). Aber das väterliche Mahnschreiben fand keineswegs die gehoffte Aufnahme. Klopstock dachte nicht an's Zurücksenden, und als im Mai des gleichen Jahres Lavater einer Einladung des Grafen Bernstorf folgend nach Hamburg kam, lehnte der Sänger des Messias eine persönliche Begegnung mit dem Schweizer Prediger ab. Erst später gelang es den Bemühungen seiner klugen Frau, noch eine persönliche Unterredung und Verständigung zwischen den beiden Männern zu veranstalten. Der moralische Sieger in dem kurzen Streit war aber Lavater: das zeigt der Ton der Briefe.

Klopstock, obgleich schon ein bejahrter Mann der viele Enttäuschungen hinter sich hatte, kam bekanntlich nur langsam von seiner Begeisterung für die französische Revolution zurück; dann allerdings, als er zur vollen Erkenntniß seines Irrthums gelangte, gab er seiner Entrüstung Ausdruck und beklagte die lange Selbsttäuschung, der er sich über die französische „Freiheit“ hingegeben. Mit Bezug darauf sagt er in einem Briefe an Herder (13. November 1799), indem er vorausschickt, daß er niemals andere habe beherrschen wollen, daß aber auch, Dank seinem Genius, andere niemals ihn beherrscht hätten: „Aber ach, lieber Herder, einmal habe ich denn doch das schreckliche Joch getragen. Ich ließ mich durch die Franzosen verleiten zu glauben, sie würden durch eine so heilige Freiheit, daß zu ihren Grundsätzen sogar das der Nichteroberung gehörte, bessere Menschen werden, als ich

Digitized by Google

sie aus der Geschichte kannte. Welch ein Joch! Denn es ist unwiderleglich ausgemacht, daß sie Teufel geworden sind. So oft ich dieß wieder denke, und ich kann es nie anders als sehr lebhaft denken, habe ich Erholung nöthig" (S. 418). Gleichwohl ist es falsch, wenn man behauptet, wie in fast allen Literaturgeschichten zu lesen ist: Klopstock habe das Diplom zurückgeschickt. Er hat es niemals zurückgeschickt. Noch in seinen allerletzten Jahren beruft er sich Franzosen gegenüber auf seine Eigenschaft als „Bürger Klopstock!" Seltsame Widersprüche des Menschenherzens!

Unter den Briefen aus weiblicher Feder sind besonders die der Meta Moller (Klopstocks Braut und erster Frau) nennenswerth; es sind großentheils frische muntere Mädchen-Briefe, die durch anmuthige Natürlichkeit und durch den Duft der Jugend ergötzen.

Zum Schlusse sei noch der Hainbundsdichter gedacht, deren unbegrenzte Verehrung für Klopstock zur Genüge bekannt ist. Die Bundesbriefe aus Göttingen, namentlich das Schreiben vom März 1774 mit dem im weihevollsten Pathos mehrmals wiederholten Ausrufe: „Unter uns Klopstock!" sind höchst bezeichnend für den Grad hochschwärmerischer Temperatur unter diesen Klopstock-Jüngern. Am meisten hat uns gefreut, von demjenigen unter ihnen der die christlich-nationale Richtung am ernstesten erfaßte und am folgerichtigsten durchführte, von Fr. L. Stolberg einige bisher nicht veröffentlichte Briefe mitgetheilt zu finden, darunter einen aus dem Jahre seines Eintritts in die katholische Kirche (Münster 30. Dezember 1800), der in Ton und Haltung die unveränderte Herzlichkeit und Liebe zu dem alten Mentor seiner Jugend athmet. Er meldet ihm mit Freuden, daß ein französischer Emigrant Namens Hanquet, ehemals Professor in der Picardie, den Messias in's Latein übersetzt habe, und schickt ihm eine Probe davon. (Die Uebersetzung erschien 1801 gedruckt unter dem Titel: Messiae Klopstockii Cantus XV). Dann schließt er im Hinblick auf die Jahreswende mit

Digitized by Google

den Worten: „Mit getroſtem Muthe ſchreite ich in's neue Jahrhundert über, ſo umwölkt es uns auch zu nahen ſcheint. Denen, welchen alle Dinge zum Beſten dienen müſſen, kann es nur Gutes bringen.“

Mit dieſen wackern Worten ſchließen auch wir am beſten unſere Blumenleſe aus dem Briefwechſel des Repräſentanten einer nun abgeſchloſſenen Literaturperiode.

XXXIII.

Ueber die gegenwärtige Lage Portugals*).

Der klägliche Zuſtand der Finanzen des Königreichs Portugal beginnt die Aufmerkſamkeit des Auslands auf ſich zu ziehen und insbeſondere die zahlreichen Freunde der dortigen Cortes-Regierung, die Freimaurer-Logen der ganzen Welt mit ernſtlicher Beſorgniß zu erfüllen. In der That: ein koloſſales Deficit, für das laufende Jahr allein ungefähr 30 Millionen Franken, noch dazu ſteigend von Jahr zu Jahr, inmitten des tiefſten Friedens der ſeit mehr als fünfzehn Jahren keine Störung erlitten hat, und alles Das in einem Lande welches nicht über 9 bis 10,000 Soldaten auf den Beinen erhält — das ſind allerdings Erſcheinungen die zum Nachdenken auffordern. Vor Allem ergeht die Frage an jenen liberalen Journalismus, der mit aller Gewalt die Völker glauben machen wollte, daß einem Lande, wo die Allmacht der Volksvertretung ſo feſt begründet iſt wie bis jetzt wenigſtens in

---

*) Die nachfolgende Mittheilung iſt uns in franzöſiſcher Sprache zugekommen. Wir glaubten die deutſche Ueberſetzung unſern Leſern nicht vorenthalten zu dürfen. Anm. d. Red.

Portugal, der ſtetige und allgemeine Aufſchwung unmöglich fehlen könne.

Allmählig beginnt das portugieſiſche Volk wahrzunehmen, daß die neuen Theorien eigentlich doch nur ſeine Vertreter emporbringen; das Volk wird mißtrauiſch und unruhig — daher das Allarmgeſchrei einer gewiſſen ehrenwerthen Preſſe und ihrer gläubigen Nachbeter.

Unter dieſen Umſtänden halte ich es für angemeſſen dem irregeführten Ausland, wo man bisher nur aus den Journalen der Mitbetheiligten und im Einverſtändniß der Kammermehrheit oder der Regierung Befindlichen ſchöpfen konnte, Wink zu geben über die Manier, wie dieſes parlamentariſche Regime, das ſich ſo gerne mit dem belgiſchen vergleichen läßt, gegen die katholiſche Kirche verfährt. Es handelt ſich zunächſt um die Streitigkeiten welche ſeit langer Zeit zwiſchen der Regierung und dem heiligen Stuhle ſchweben wegen der Colonien in Afrika und Aſien, ſodann auch im eigentlichen Königreich Portugal ſelbſt.

Ein Antrag der vor einiger Zeit durch einen Herrn Levy vor die Cortes gebracht wurde, wegen der Errichtung einer apoſtoliſchen Präfektur zu Congo durch den heiligen Stuhl, hat mich veranlaßt der Sache näher auf den Grund zu gehen. Ich habe mir alles einſchlägige Material verſchafft, und freue mich nun das Reſultat meiner Studien, am Orte ſelbſt gemacht, in einem Journal niederzulegen das unermüdet den Kampf führt gegen die erſchreckliche Confuſion der Ideen in unſerer Zeit, dem ich auch gewiſſermaßen durch meine Grundſätze wie durch meine früheren Schriften angehöre.

Es ſcheint daß die Herrſcher von Congo frühzeitig das Chriſtenthum angenommen haben. Schon im J. 1620 hat einer dieſer Könige an Papſt Paul V. die Bitte geſtellt, ihm chriſtliche Miſſionäre zu ſchicken. Aber eine apoſtoliſche Präfektur wurde erſt im J. 1640 auf Congo errichtet. Die Kapuziner welche die Miſſion übernommen hatten, dehnten ihre Thätigkeit gleich von Anfang bis auf die Hauptſtadt

Congo's aus; sie gaben derselben den Namen San Salvador. Ein Dutzend Kirchen hat sich in dem Negerreich bis heute erhalten, deren Ursprung zum Theil bis in die erste Zeit der Mission zurückgeht.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bekamen die Kapuziner auf Congo starke Hülfe an einigen andern Orden, welche für die Interessen der eingebornen Bevölkerung stets eifrig besorgt waren. Namentlich verwendeten sie große Mühe auf Unterrichtsanstalten für die Kinder. Unter Andern spricht auch der berühmte Reisende Livingstone von dem dankbaren Andenken des Landes für die Wohlthaten der guten Väter. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß man noch viele Neger findet, welche lesen und schreiben können; die Einwohner pflegen nämlich diese Kunst durch wechselseitigen Unterricht fortzupflanzen. Alles was sie an Kenntnissen und Bildungskeimen empfangen und gerettet haben, verdanken sie jenen religiösen Orden. Endlich verdankten die Portugiesen der katholischen Sache auch ihr Ansehen bei den Beherrschern des Landes und durch diese ihren Einfluß auf die zahlreichen unabhängigen Negerstaaten welche die Grenzen des Generalgouvernements Angola rings umgaben. Mit Congo enge verbündet konnte Portugal eine Art Protektorat über alle jene Gebiete errichten, obwohl sich seine Herrschaft in Wirklichkeit nur über Coança und Dande erstreckte.

Diese schöne und fruchtreiche Thätigkeit erlitt ihre gewaltsame Unterbrechung zunächst unter Pombal durch die Abschaffung des größten Theils der religiösen Orden, später durch alle die wesentlich antikatholischen Tendenzen welchen das constitutionelle und officielle Portugal sklavisch ergeben ist. Der weltliche Klerus vermochte die Dienste der religiösen Orden nicht zu ersetzen, am wenigsten die der Kapuziner welche der endlosen Plackereien von Seite der Gouverneure satt, als die letzten Congo und zugleich Angola verließen. Die geistliche Organisation in diesen Ländern fiel mehr und mehr der Auflösung anheim ebenso wie im Mutterlande selbst.

Um den Zustand zu charakterisiren, welchem die Colonien durch den Fanatismus oder doch die Indifferenz der portugiesischen Regierung hülflos preisgegeben waren, genügt die Bemerkung, daß allenthalben bei der portugiesischen Bevölkerung die Vielweiberei einriß, Hand in Hand mit einer moralischen Verderbniß aller Art und noch schlimmerer Natur.

Um nun diesen jammervollen Verhältnissen abzuhelfen, hat der heilige Stuhl beschlossen Mitglieder der Congregation vom hl. Geist auszusenden, die der portugiesischen Regierung durch Msgr. Bourrée in einer officiellen Note eigens empfohlen wurden. Zugleich sollten einige andern Maßregeln in's Werk gesetzt werden, die unerläßlich waren um die geistlichen Angelegenheiten wirksam zu ordnen. Das ist in Kürze der historische Verlauf der Sache, und es ergibt sich daraus, daß die Interpellation des Herrn Levy auf zwei gleichmäßig irrthümlichen Voraussetzungen beruhte.

Für's Erste nimmt sie an, daß die Sendung von Congregations-Mitgliedern eine neue Erscheinung sei. Nun habe ich aber gezeigt, daß die Präfektur von Congo vor mehr als zwei Jahrhunderten gegründet wurde, und daß sie seitdem nie aufgehört hatte zu existiren trotz aller unter den Unbilden der Zeit erlittenen Modifikationen. Die Regierung von Portugal hat übrigens mit dieser Anerkennung selber nie Schwierigkeiten gemacht; sie hat auch mehr als einmal die Beförderung der Missionäre auf sich genommen, von welchen einige noch im Jahre 1830 in der fraglichen Mission vorhanden waren. So ist es also unbestreitbar, daß der Papst nichts Neues aufgebracht hat, sondern nur eine längst existirende und stets anerkannte Anstalt fortsetzen wollte.

Der zweite Irrthum — wenn anders dieses Wort hier am Platze ist — besteht in der Annahme, daß der heilige Stuhl, indem er die Präfektur von Congo errichtete, dieselbe von dem Bisthum Angola losgerissen habe. So steht aber die Sache nicht. Die gedachte Präfektur ist in keiner Weise von dem Bisthum Angola getrennt, dessen Jurisdiktion ganz ungeschädigt geblieben ist. Die Missionäre sind nur als Ge-

Digitized by Google

hülfen geſendet für einen Theil des ausgedehnten Landes, welches der Biſchof wegen Mangel an Leuten mit Seelſorgern nicht zu verſehen im Stande iſt. Die Verordnung von 1726 welche die Beziehungen der Miſſionäre zum Biſchof regelt, gibt ſelbſt die ausdrückliche Erklärung „salva Antistitis Angolensis jurisdictione". Sie beſchränken ſomit keineswegs die biſchöfliche Gewalt, ſie ſchaffen ihm nur die für ſeinen ungeheuren Wirkungskreis nöthige Hülfe.

Wenn endlich Herr Levy auch noch zu verſtehen gibt, daß die Politik an dieſer Frage einen Hauptantheil habe, ſo muß man ihm entgegnen, daß es ſich da um eine von jeder politiſchen oder nationalen Beziehung ganz unabhängige Angelegenheit handle. Die Kapuziner aus italieniſchen Klöſtern haben auch vorher die fragliche Präfektur innegehabt ohne daß das portugieſiſche Element ſich jemals über widrige Einflüſſe zu beklagen gehabt hätte. In gleicher Weiſe ſind die jetzigen Miſſionäre über jeden Verdacht erhaben. Die Miſſions-Bezirke in Afrika gehören ebenſo verſchiedenen Nationen an wie in Amerika, und es hat ſich in dieſer Beziehung niemals ein Anſtand ergeben.

Da nun im Angeſicht dieſer Sachlage und unangeſehen aller für das Vorgehen des heiligen Stuhles ſprechenden Gründe die portugieſiſche Regierung es dennoch für angemeſſen erachtet hat den Cortes das Verſprechen zu geben, daß ſie in Rom Proteſt erheben werde: ſo iſt dieß ein neuer Beweis von dem gehäſſigen Geiſte, der ſich in Liſſabon jedesmal geltend macht, wenn der Papſt im Intereſſe der katholiſchen Kirche auf ſeinen Rechten beſteht. Es zeigt ſich hier wieder jene nationale Engherzigkeit und jener falſche Liberalismus, welcher die Regierung ſeinerzeit auch zur Austreibung der barmherzigen Schweſtern veranlaßt hat die ſonſt in der ganzen civiliſirten Welt begehrt und verehrt ſind. Der Widerwille der gegenwärtigen Staatsmänner Portugals gegen die Congregationen erklärt ſich übrigens leicht genug aus dem Umſtand, daß es ihnen nie gelang dieſe Körperſchaften zu blinden Werkzeugen ihrer bedauerlichen Theorien und Ca-

pricen zu machen, wonach alle geiſtliche Gewalt in der Hand der zeitweiligen Machthaber aufgehen ſollte.

Alles was in Portugal Anſpruch macht auf die Bildung des Jahrhunderts, kennt in religiöſer und kirchlicher Beziehung keinen andern Standpunkt als den der Verblendung und des rationaliſtiſchen Fanatismus, auf dem Frankreich im vorigen Jahrhundert ſtand. Die portugieſiſchen Zuſtände bieten hierin auffallende Vergleichungspunkte mit den öſterreichiſchen, wenn nicht mit denen des heutigen Oeſterreichs ſo jedenfalls mit dem von 1848. Hiezu kommt die moraliſche Verſunkenheit die wenigſtens der Geſellſchaft von Liſſabon ſo ziemlich den gleichen Rang mit der von Bucareſt anweist. Dieſe Immoralität hat natürlich großen Antheil an der Feindſeligkeit, welche die höhern Schichten der Bevölkerung einer Kirche erweiſen der man zwar angehören will, deren Vorſchriften aber für gewiſſe Lebensgewohnheiten allzu unbequem ſind. Daher war auch die Beurtheilung der Encyklika nirgends ſo bornirt und abſurd wie hier, und zwar nicht bloß bei den Eingebornen. Die Atmoſphäre iſt eben hier ſchon ganz heidniſch.

Die liberale Preſſe in ihrer Geſammtheit ermangelt nie dieſem bornirten und unduldſamen Geiſte neue Nahrung zuzuführen, ſo oft der Staat in ſeinem Gefühle der Allmacht den Rechten des heiligen Stuhles den Krieg erklären zu müſſen glaubt, ſei es nun im eigentlichen Portugal oder in Afrika oder in Aſien.

Was Aſien betrifft, ſo ſind die Beziehungen der Kirche zum portugieſiſchen Gouvernement gleichfalls durchaus getrübt, und da die Preſſe ſowohl als die Cortes von Zeit zu Zeit mit der Frage ſich beſchäftigen und mit ſteigender Verbiſſenheit darauf zurückkommen, ſo erachte ich es nicht für unnütz auch dieſen Punkt der Aufmerkſamkeit des auswärtigen Publikums zu empfehlen.

Wie bekannt haben die Päpſte Alexander VI. und Leo X., indem ſie die Krone Portugal bei dem Beſitz ihrer neuen Entdeckungen beſtätigten und die Pflicht der Verbreitung des Glaubens dem Chriſtus-Orden auftrugen, die portugieſiſchen

Könige mit dem Patronat von Indien bekleidet. Dessen Gebiet wurde von Paul III., als er 1534 das Bisthum Goa gründete, vom Cap der guten Hoffnung bis nach China ausgedehnt, wobei der König die Aufgabe übernahm als Patron die Dotation der neuen Diöcesen zu besorgen. Durch den heiligen Franz Xavier erreichten die Bekehrungen eine so große Zahl, daß man die ursprüngliche Diöcese in drei Sprengel theilen und noch ein viertes Bisthum zu Macao gründen mußte.

Der heilsame und ausgebreitete Einfluß dieser Bisthümer ist berühmt geworden; aber der Verfall trat in dem Augenblicke ein wo Portugal selbst zu sinken begann. Den Hauptschlag gegen die geistige Blüthe der Colonien hat abermals der Marquis Pombal geführt, indem er den Orden unterdrückte dessen Eifer und Einsicht niemals seines Gleichen hatte — den Orden der Jesuiten. Die steigende Gleichgültigkeit der Regierung des Mutterlandes that das Uebrige. Es kam dahin, daß sie mehrere Bisthümer ihres Patronats gar nicht mehr besetzte, und ihr Klerus von dem allgemeinen Verderben mit fortgerissen, verlor endlich jedes moralische Ansehen.

Die Mißhelligkeiten welche sich daraus ergaben, veranlaßten zuletzt den heiligen Stuhl zur Selbsthülfe zu greifen, und sich in Asien unmittelbar vertreten zu lassen durch außerordentliche Missionen und apostolische Vikare. Da dieselben die Autorität des Stuhles von Goa anzuerkennen verweigerten, so entstand in Indien eine Art von Schisma, welches die dortigen Christen in zwei erbitterte Parteien spaltete. Das dauerte bis in die neueste Zeit wo die Cortes so weit gingen eine feierliche Erklärung zu beschließen: daß gewisse portugiesische Priester welche sich durch ihren Trotz gegen die Anordnungen des heiligen Stuhles besonders hervorthaten, um das Vaterland sich wohl verdient gemacht hätten.

Alle diese Kämpfe, so unendlich nachtheilig für die Interessen des Katholicismus, übten auch auf die politische An-

zed by Google

torität der portugieſiſchen Regierung die ſchädlichſte Rückwirkung aus; denn die kirchliche Geſinnung war immer ihr beſter Bundesgenoſſe geweſen. Im Angeſichte der unverkennbaren Gefahr ſchloſſen endlich die zwei ſtreitenden Parteien das Concordat von 1857. Im Jahre 1860 erhielt dasſelbe die nach Art. 10 der Zuſatz-Akte zur Conſtitution unerläßliche Genehmigung der Cortes.

Kraft dieſer Uebereinkunft wird das Patronat des Orients der portugieſiſchen Krone wieder zuerkannt; als Suffragane des Primatialſtuhls von Goa für das portugieſiſche und engliſche Indien ſollen die Biſchöfe von Cranganor, Cochin, Meliapur und Malacca, für China der von Macao gelten, letzterer mit der Provinz Canton und den benachbarten Inſeln, ausgenommen Hongkong und das Gebiet von Quamſi. Ueberdieß ſollten in Jahresfriſt nach der Ratifikation vier neue Bisthümer errichtet werden, und jede der contrahirenden Parteien ſollte einen Commiſſär an Ort und Stelle ſenden zur Umſchreibung der neuen Diöceſen. Die portugieſiſche Regierung verpflichtete ſich zugleich die Zahl würdiger und zur Miſſionsarbeit geeigneter Prieſter zu vermehren, wogegen der heilige Stuhl dem Erzbiſchof von Goa ſowie für die Wiederbeſetzung der verſchiedenen, ſeit langer Zeit erledigten Biſchofsſitze die Beſtätigung zuſicherte.

Aber die Jahresfriſt verlief ohne daß Portugal das Mindeſte that, um ſeinen Verbindlichkeiten nachzukommen, und ſo blieb es auch in den nächſten Jahren. Der Commiſſär welchen der heilige Stuhl laut des Vertrags nach Indien geſendet hatte, ſtarb ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Der Papſt von der Nutzloſigkeit der Sendung überzeugt, weigerte ſich einen zweiten Commiſſär zu ſchicken. Die vier Bisthümer waren bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebiets nach wie vor außer Stand den religiöſen Bedürfniſſen der Bewohner zu genügen; überdieß erwies ſich der Klerus von Goa weder durch Bildung noch Moralität den Anforderungen des heiligen Stuhles gewachſen, um ſo weniger als er ſich einer zahlreichen Bevölkerung von Muſelmanen

und Proteſtanten gegenüber ſteht, die nicht weniger mißtrauiſch als böswillig ſind.

Da der heilige Stuhl endlich wahrnahm, daß die portugieſiſchen Seminarien nicht einmal die Diöceſen des Mutterlandes ausreichend mit Prieſtern zu verſehen vermochten, ſomit für die Colonien noch weniger thun konnten, ſo beſchloß er den Sprengel von Macao nicht nur nicht zu erweitern ſondern vielmehr auf den Diſtrikt Macao und die benachbarten Inſeln einzuſchränken, und zwar für ſolange bis die portugieſiſche Regierung ihrer Verpflichtung nachgekommen wäre, würdige und fähige Miſſionäre in hinreichender Zahl zu ſchicken zum Erſatz der Lücken und Mängel. Unter dem 3. Auguſt 1864 richtete der heilige Vater ſelbſt ein eingehendes Schreiben an Se. allergetreueſte Majeſtät worin Er die Gründe ſeiner Maßnahmen erſchöpfend entwickelte.

Der König theilte das Schreiben dem Herzog von Loulé mit, der damals an der Spitze des Miniſteriums ſtand, und dieſer legte es dem Staatsrath vor. Hier verurſachte der Inhalt des Briefs zwar große Bewegung, doch wollte der hohe Rath nicht Partei nehmen für den Miniſter der Colonien, Mendez Leal, worauf letzterer ſeine Entlaſſung einreichte. Seitdem hat nichts mehr verlautet von dem Briefe. Als der päpſtliche Nuntius wegen der Erwiderung anfragte, erhielt er zur Antwort: der Brief ſei verloren gegangen. Das allein wäre genug, um die noble Manier zu kennzeichnen, welche die Regierung Sr. allergetreueſten Majeſtät gegen den heiligen Stuhl zu beobachten pflegt.

Schließlich hat Cardinal Antonelli alle Thatſachen und Nachweiſungen des päpſtlichen Briefes in einer officiellen Note an den apoſtoliſchen Nuntius in Liſſabon wieder vorgebracht. Die Note iſt datirt vom 13. Nov. 1866 und ſie iſt deshalb wichtig weil ſie alle Differenzpunkte zwiſchen dem heiligen Stuhl und der portugieſiſchen Regierung in ihr wahres Licht ſetzt. Auch ſie iſt ohne Antwort geblieben. Ja, ſie findet ſich nicht einmal in dem Blaubuch, das der Miniſter Caſal Ribeiro vor einiger Zeit veröffentlicht und

Digitized by Google

den Cortes feierlich vorgelegt hat. Die Cortes wußten auch nichts darüber zu sagen.

Die Lage der Kirche im eigentlichen Portugal ist die der vollständigsten Abhängigkeit. In diesem Punkte wenigstens hat Portugal nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Belgien, womit sich die liberale Partei ohne Unterlaß selbstgefällig vergleicht. Nachdem die Verbindung mit dem heiligen Stuhl, welche in Folge der revolutionären Maßregeln gegen den Klerus im Beginn der constitutionellen Aera unterbrochen worden war, wieder hergestellt wurde, fanden verschiedene Versuche statt der Kirche etwas mehr Freiheit wiederzugeben. Zuerst durch die Sendung des Msgr. Cappacini. Er erreichte fast nichts; außer der Zulassung der sogenannten Capitular-Vikare für erledigte Diöcesen, oder für solche deren Bischöfe sich den revolutionären Gewaltthaten durch die Flucht hatten entziehen müssen.

Sein Nachfolger Msgr. di Pietro erzielte zwar einige individuellen Erleichterungen. Es gelang ihm sogar über verschiedene Punkte und namentlich über die Frage von den Klöstern eine Convention abzuschließen. Aber die Regierung zögerte nicht den Vertrag in seinem wesentlichsten Inhalt zu brechen. Anstatt versprochener Maßen eine bedeutende Zahl der noch bestehenden Klöster unangetastet zu lassen, und die anderen nur mit Genehmigung des heiligen Stuhles aufzuheben, wurden die meisten willkürlich unterdrückt und ihre Güter um jeden Preis verschleudert. Die Geschichte dieser Klosteraufhebung bildet eine Kette von Betrügereien, Unterschlagungen und Scandalen, dergleichen seit der französischen Revolution nie mehr erhört worden waren.

Der Werth der Klostergüter wurde in Einschreibungen auf die öffentliche Schuld verwandelt, welche nach der Zusicherung der Regierung amortisirt und deren Zinsen alljährig bezahlt werden sollten. Aber auch dieses den Klöstern in aller legalen Form gegebene Versprechen war nichts als Täuscherei. Denn jedesmal wenn die Regierung wieder einen Convent über Bord werfen wollte, brauchte sie nur die Be-

zahlung der Interessen einzustellen. So zwang sie die Religiosen ihr ausgehungertes Kloster zu verlassen und in einem anderen Unterkunft zu suchen. Um das Maß dieser Ungerechtigkeiten voll zu machen, ist es seit dem Anbruch der neuen Aera bis auf den heutigen Tag keiner Congregation erlaubt gewesen Novizen aufzunehmen. So hat man die Grundlagen des Katholicismus untergraben. Ich brauche somit auch nicht weiter auseinanderzusetzen, wie verderblich dieser haßerfüllte Minenkrieg gegen alle religiösen Gemeinschaften ohne Ausnahme für das Volk gewesen ist, wie er namentlich die Mittel der helfenden Liebe und der Erziehung der niedern Classen verkürzt hat. Daher kommt es besonders, daß der Bettel eine wahre Landplage geworden ist, in einer Ausdehnung wie sie sich sonst nirgends findet. Die Cortes selbst und die Regierung haben die Plage öffentlich eingestanden und man bemüht sich vergebens die alten Zufluchtsstätten der Armuth durch philanthropische Vereinigungen zu ersetzen.

Ich kann meine Schilderung nicht schließen ohne zu erwähnen, daß der freie Verkehr der Bischöfe mit Rom untersagt ist, daß das Placet mit aller Strenge gehandhabt wird, und daß die Einrichtung wie die Verwaltung der Seminarien dem berechtigten Einfluß der Bischöfe so vollständig entzogen ist, daß die Regierung nicht bloß alle Professoren sondern auch die Präfekten und Aufseher bis auf den letzten herab ernennt. Ebenso bestimmt sie die Lehrbücher, und ein großer Theil dieser vorgeschriebenen Bücher steht auf dem Index.

Die Geistlichen welche aus solchen Seminarien hervorgehen, sind beschaffen wie überall wo der Staat sich der Rechte der Kirche anmaßt. Es sind arme Herren denen jedes Gefühl ihrer hohen Aufgabe abhanden gekommen ist; aller Wissenschaft baar sind sie gehorsame Verrichter des Staats der sich ihrer bedient zur Beeinflussung der Wahlen, und sie befördert je nach den Diensten welche sie der herrschenden Partei in der schamlosen Ausbeutung des armen portugiesischen Volkes zu leisten vermögen. In diesem Augenblicke wo es gälte eine gefährliche Bewegung zu Gunsten der

Civilehe zu bekämpfen, wagen die Bischöfe, auch den muthigsten, den von Porto nicht ausgenommen, bloß schüchterne Einwendungen zu machen. Im ganzen Königreich hat nur ein einziger bedeutender Mann, der Herzog von Saldanha, den Muth gehabt in einer Broschüre gegen das Projekt öffentlich aufzutreten, und diese Schrift hat unglücklicher Weise für die Theologie ungefähr ebenso viel Gewicht wie die Broschüre des Herzogs über die Homöopathie für die medicinische Wissenschaft.

Es wird in Portugal unfehlbar gehen wie immer bei den katholischen Völkern: die Kirche sinkt, aber die Religion stürzt unverweilt nach. Es ist wahr, daß die Kirche bis jetzt aus den Völkern nicht Engel gemacht hat; aber sie kann wenigstens verhindern daß sie nicht wieder Barbaren werden à la Mexiko. Bisher hat das portugiesische Volk von seinem Glauben gelebt und von dem Erbe ehrwürdiger, durch seine Ahnen überkommener Traditionen. Sobald einmal dieser Fond erschöpft ist, wird Europa das Schauspiel eines Volkes vor sich sehen, bei dem die afrikanische Natur wieder die Oberhand gewinnt.

Sicherlich wird die Freimaurerei — und der Herzog von Loulé als ihr Großmeister — diesem noch immer katholischen Volke den Verlust des Glaubens nicht ersetzen, in dem seine erste und wahrhafte Civilisation wurzelte, während die neue Civilisation, die man dem Volke beizubringen sich rühmt, erstaunlich leicht mit jeder Art innerer Rohheit sich verträgt. Insbesondere nimmt diese Civilisation keinerlei Anstoß an jener Frechheit, welche die große Welt in Portugal mehr und mehr zur Halbwelt erniedrigt, und die hochgestellte Maitresse wenigstens ebenso feiert wie die ehrbare Frau*). Man

*) Die Frau des Gesandten einer der großen Mächte ist in ihrer wahren Eigenschaft notorisch und doch wird sie allenthalben mit Auszeichnung empfangen. So haben auch im vergangenen Winter die vornehmsten Familien von Lissabon, wie die Marquise von Vianna und die Gräfin Penafiel, glänzende Feste veranstaltet für

Digitized by Google

kann ſagen: die Demi-Monde in Portugal fängt mit der Baroneſſe an. Der Scandal in der Geſellſchaft von Liſſabon iſt ſo arg und endlos, daß er einer Steigerung nicht mehr fähig ſcheint, und wäre nicht das arme Volk, ſo wäre allerdings der Prieſter hier ganz überflüſſig und erſetzt durch die Göttin der Vernunft.

So denkt auch offenbar der Hof. Der kunſtfreundliche König-Gemahl, Vater der regierenden Majeſtät, gibt ſeinem Sohn und dem Volke das ſchlechteſte Beiſpiel, indem er öffentlich und ohne die mindeſte Scheu mit einer gewiſſen Madame Häusler, einer alten Sängerin, lebt. Obgleich durch ſeine Umgänglichkeit ſehr populär in Liſſabon, hat er doch niemals im Innern des Landes das mindeſte Anſehen genoſſen, ebenſo wenig bei ſeinem Sohn und ſeiner Schwiegertochter welche ihn äußerſt geringſchätzig behandelt. Kalter Egoiſt durch und durch hat er in dieſer Beziehung die ſprechendſte Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen König Leopold von Belgien.

Die Königin verläugnet die Herkunft von dem Hofe ihres würdigen Vaters, des Königs Viktor Emmanuel, nicht. Sie iſt mit viel Verſtand begabt, aber ſie verhehlt ſo wenig ihren Widerwillen gegen die Portugieſen und zeigt ſo wenig Erziehung, daß bereits mehrere von den angeſehenſten Hof-Herren ihre Entlaſſung gegeben haben wie die Marquis de la Fronteira und von Sabugoſa. Ihr eiſerner Wille beherrſcht den König der ein unbedeutender Menſch iſt, ganz und gar; beim Volke gilt ſie als „Närrin", wegen der Nervenzufälle denen ſie ausgeſetzt iſt, ſobald irgend etwas nicht nach ihrem Kopfe geht. Jüngſt hat man ſie allein in's Ausland verreiſen laſſen müſſen, aus Furcht ſie möchte den Verſtand

---

die Baronin d' Ortega, Gemahlin des portugieſiſchen Conſuls in Madrid und anerkannte Maitreſſe des Herzogs von Alba. Die Dame war zur Beſtattung ihres wirklichen Liebhabers, der in Madrid geſtorben war aber in ſeiner Vaterſtadt begraben wurde, nach Liſſabon gekommen.

verlieren. Mit einem Wort: abgerechnet den Unterſchied der Zeiten, erinnert ſie lebhaft an jene berüchtigte Königin von Portugal, ſavoyiſche Princeſſin wie ſie, die ihren Mann entthronte um deſſen Bruder zu heirathen, und den erſtern 15 Jahre lang im Schloß von Cintra gefangen hielt.

Inzwiſchen beginnt eine unbeſtimmte Unruhe über ſeine Zukunft das portugieſiſche Volk zu erfaſſen; das Mißtrauen gegen die Cortes ſowohl als gegen die Miniſter, in deren Händen augenblicklich das Schickſal des Landes liegt, mögen ſie was immer für Namen haben, verbreitet ſich weiter und weiter. Man fängt an ganz laut zu ſagen, daß die officielle Welt ſich mit Jedem verſteht der die Mittel hat ſie auf die Seite zu bringen, und daß daher Jedermann vom Militärdienſt befreit ſeyn kann, mit Ausnahme derer die nichts zu geben haben; daß bei der Bezahlung der Steuern es wieder der Reiche ſei, der in zahlloſen Fällen ſich davonzuſchrauben vermöge; daß alle die Projekte zur Reform der Verwaltung und der höchſten Stellen immer nur den Zweck haben das ohnehin ſchon zu zahlreiche Beamten-Perſonal abermals zu vermehren; daß es ein unverzeihlicher Luxus ſei neue Eiſenbahnen in einem Lande zu bauen das guter Landſtraßen gänzlich entbehre. U. ſ. w.

Kurz: die Unzufriedenheit des portugieſiſchen Volkes iſt unſtreitig groß und wohl begründet. Das Intereſſe für die Dynaſtie und die Conſtitution iſt völlig null, ſo daß ich glaube, der Marſchall von Saldanha, der trotz ſeiner Fehler immer noch die einzige Illuſtration des Landes iſt, dürfte nur zu Pferd ſteigen und ein Pronunciamento erlaſſen, um ſofort die Dynaſtie ſammt der Conſtitution umzuſtürzen. Denn beide haben keine Wurzeln im Lande, weil beide weſentlich antinational ſind.

Die parlamentariſche Regierung hat, trotz der unermeßlichen Wohlthaten womit ſie nach Ausſage gewiſſer Preßorgane das Land jeden Tag überſchüttet, nicht vermocht das portugieſiſche Volk zu verjüngen, ſo wenig als es die Wiedergeburt der Spanier bewirkt hat. Freilich wird nach meiner

festen Ueberzeugung überhaupt kein System im Stande seyn dieses Resultat herbeizuführen. Beide Länder konnten eine große Rolle spielen, solange ihre besondere Richtung im Einklang stand mit der allgemeinen und herrschenden Richtung des Jahrhunderts; damals als es eine neue Welt zu entdecken und durch die Ausbeutung derselben Reichthümer wie Macht zu erwerben galt.

Seitdem es aber, um dahin zu gelangen, nur mehr Einen Hauptweg gibt, nämlich die Anstrengung der täglichen Arbeit, mußten diese Nationen herabsteigen von der Höhe, worauf ihr ritterlicher und abenteuernder Geist, sowie dessen außerordentliche, aber immerhin nur zeitweiligen und sprungweisen Kraftäußerungen sie gestellt hatten. Nachdem auch noch der tief religiöse Sinn welcher seit ihrer Befreiung vom Joch der Mauren die Grundlage des gesammten politischen und socialen Lebens beider Nationen gebildet hatte, zu schwinden begann, Dank der Blindheit der Regierungen, aber fast mehr noch in Folge der grenzenlosen Corruption des Adels — mußte nothwendig der ganze Organismus des Staats viel mehr darunter leiden als in andern Ländern, wo die Staatsmacht auf andern Fundamenten ruht und die natürliche Energie des Volks den Verfall der Religiosität überdauerte.

Die Wiedergeburt dieses Landes wird nach meiner Ansicht weder von neuen Gesetzen noch von neuen Dynastien kommen, aber vielleicht von einer andern Race, wohlverstanden von einer Race von wesentlich verschiedener Naturanlage, und somit fähig ihre moralische Superiorität zu behaupten. Bis dahin wird das portugiesische Volk fortfahren zu vegetiren, manchmal im Einzelnen und Kleinen sogar einen Fortschritt zu machen, während die Brüsseler „Indépendance“, im Schlepptau der liberalen Presse Portugals, fortfahren wird ihre Leser von den gewaltigen Fortschritten zu unterhalten, welche die Cortes durch den alljährlichen Platzregen ihrer neuen Gesetze hervorzuzaubern wüßten — Gesetze die selten in's Leben treten und dann bloß zur Hälfte.

XXXIV.

War Shakeſpeare Katholik?

(Fortſetzung.)

Noch deutlicher iſt die Beſeitigung der ſonſt auf der engliſchen Bühne jener Zeit herrſchenden unbedingt antikatholiſchen Polemik, und das Einſchlagen einer andern, den Katholiken günſtigern Richtung in Shakeſpeare's Heinrich VIII. Der hierüber handelnde Abſchnitt des Buches von Rio bildet einen ſehr bemerkenswerthen Theil deſſelben (p. 199 — 262, Ueberſ. S. 180—236). Mögen darin auch einzelne Punkte zu berichtigen ſeyn, mag Einzelnes was nur hypothetiſch iſt, zu kategoriſch ausgeſprochen werden: der Geiſt im Ganzen, der Geſammteindruck und Geſammtcharakter dieſes hiſtoriſchen Stückes iſt hier wahrer aufgefaßt und anſchaulicher dargeſtellt, als es ſonſt bisher geſchehen zu ſeyn ſcheint.

Heinrich VIII. iſt der Vater des engliſchen Proteſtantismus. Obgleich er für ſich nur die kirchliche Suprematie des römiſchen Stuhles ſtürzte, indem er ſeine eigene an deren Stelle ſetzte, und die Klöſter unterdrückte, in allem Uebrigen aber ſtreng an der katholiſchen Lehre hielt; ſo konnte doch nach dieſen Anfängen, und bei der Fortſetzung der hiebei angewendeten Mittel, der völlige Ruin der katholiſchen Kirche in England nicht ausbleiben. Als Shakeſpeare für die engliſche Bühne ſchrieb, war dieſes Ziel, etwa ein halbes Jahrhundert

nach jenen erſten Anfängen, längſt erreicht: der Proteſtantismus herrſchte triumphirend im Leben und auf der Bühne; die alte katholiſche Kirche und ihre Anhänger waren unterdrückt, ein Gegenſtand des Haſſes und des Spottes. Es fragt ſich alſo zuerſt: in welchem Geiſte, in welcher Richtung mußte unter dieſen Umſtänden ein Theaterdichter der damaligen Bühne die Geſchichte des Vaters der Königin Eliſabeth auffaſſen und dem engliſchen Theaterpublikum vorführen?

König Heinrich VIII. mußte nach der damals herrſchenden proteſtantiſchen Auffaſſung in einem möglichſt günſtigen Lichte dargeſtellt werden; ſeine Eheſcheidung von ſeiner Gemahlin als ganz berechtigt; zur Rechtfertigung der von ihm eingeführten königlichen Suprematie über Religion und Gewiſſen ſowie ſeiner Zerſtörung und Beraubung der Klöſter mußte das Papſtthum und ſeine Organe herabgewürdigt, mußten das Inſtitut und der Zuſtand des Mönchthums als verwerflich dargeſtellt werden. Die Königin Katharina mußte ſo wenig als möglich hervortreten und, wo ſie hervortrat, in einem möglichſt ungünſtigen Lichte gezeigt werden. In demſelben Verhältniſſe mußten die übrigen dramatiſchen Figuren und Charaktere des Stückes von dem Dichter behandelt werden, je nachdem ſie der einen oder der andern Seite zugewendet waren. Man denke ſich nur, wie jetzt ein proteſtantiſch-liberaler dramatiſcher Dichter in Deutſchland dieſes Sujet behandeln würde; wie er Heinrich VIII. als den Begründer einer neuen Aera, als den ſiegreichen Bekämpfer der Tyrannei des Papſtthumes und des Mönchthums, Katharina dagegen als ein beſchränkt bigottes, widerwärtiges Weſen darſtellen würde. In jener Periode Eliſabeths waren aber die confeſſionellen Gegenſätze noch ſchroffer als jetzt. So wurde denn auch von den populärſten engliſchen Geſchichtſchreibern und von Dichtern dieſer Zeit Heinrich VIII. nicht bloß entſchuldigt, ſondern mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen geprieſen. Rio weist dieſes im Einzelnen nach (p. 202, Ueberſ. 181 ff.). Von Stücken der engliſchen Bühne gehören hieher

Heinrich VIII. von Bale, welches ſich nur theilweiſe erhalten hat, und ein Stück von Samuel Rowley: When you see me, you know me; or the famous chronicle of king Henry VIII.*).

Was finden wir nun dagegen in Shakeſpeare's Heinrich VIII.? So ziemlich das gerade Gegentheil von jener proteſtantiſchen Auffaſſung und Behandlung der Geſchichte dieſes Königs; jedenfalls etwas ganz Anderes. Heinrich VIII. wird nicht geprieſen, und die Hauptperſon iſt nicht er, ſondern die verſtoßene Königin Katharina. Heinrich VIII. hatte in der frühern Zeit ſeiner Regierung, in welche die hier dargeſtellten Handlungen fallen (1521 bis 1534), die ſchlechten Eigenſchaften ſeines Charakters noch nicht ſo gezeigt wie ſpäter, als er anfing von ſeiner geiſtlichen Suprematie den vollen tyranniſchen Gebrauch zu machen; als er die Klöſter zerſtörte, ihre Bewohner erbarmungslos dem Elende preisgab; die Anhänger der alten Kirche und des deutſchen Proteſtantismus mit gleicher Grauſamkeit als Ketzer hinrichten ließ. So hatte der Dichter keine Gelegenheit den König in ſeiner Furchtbarkeit und Abſcheulichkeit zu zeigen; er erſcheint daher hier in einem mildern Lichte. Doch hat Shakeſpeare ihm nicht geſchmeichelt; ſondern neben den ausgezeichneten Anlagen und einzelnen guten Eigenſchaften die er hatte, deutet er genugſam ſeine Fehler an, die ſich ſpäter ſo furchtbar entwickelten und ſteigerten. Neben dem Verſtand und der Thätigkeit, welche der König in den Scenen zeigt wo er mit Regierungsgeſchäften zu thun hat, zeigt er eine auffahrende Heftigkeit**) und eine ſchonungsloſe Härte, welche der Gnade

*) Gedruckt 1605. Nach der Vermuthung eines engliſchen Kritikers (Boswell) iſt auf dieſes Stück in dem Prolog des Shakeſpear'ſchen Heinrich VIII. angeſpielt, da wo von Zuſchauern die Rede iſt, die nur an Späſſen und lärmendem Spektakel ihr Vergnügen finden: denn in der Art ſoll das Stück von Rowley gehalten ſeyn.

**) So bei dem Eintreten Norfolks und Suffolks in ſein Gemach

unzugänglich iſt. So in der Anklageſache gegen den Herzog von Buckingham. Der Fall Buckinghams ſteht mit der Haupthandlung in keinem nothwendigen Zuſammenhange. Es hat daher die Vermuthung Rio's hierüber viel für ſich. Rio vermuthet nämlich, der Dichter habe das Schickſal Buckinghams in ſein Stück aufgenommen aus Theilnahme und zur Erinnerung des kurz vorher hingerichteten Grafen Eſſex. Will man dieſes nicht gelten laſſen, ſo muß man annehmen, daß dieſe Epiſode von dem Dichter aufgenommen worden iſt, außer dem dramatiſchen Intereſſe welches die Perſon und das Schickſal Buckinghams an ſich erregt, einmal um das feindſelige Verhältniß des hohen engliſchen Adels gegen den jetzt alles beherrſchenden Emporkömmling Wolſey zu ſchildern; beſonders aber auch zur Charakteriſirung des Königs. Obgleich hier nämlich ſo Vieles für die Gnade ſprach, ſelbſt wenn die Angaben des anklagenden Haushofmeiſters als wahr angenommen wurden, und obgleich die Königin Katharina den Gemahl zur Vorſicht und Milde mahnt (Akt I. Sc. 2), ſo iſt doch Heinrich ſogleich jetzt ſchon feſt entſchloſſen, Buckingham nicht zu begnadigen.

Die Gründe der Eheſcheidung legt der König mit Geſchick und Würde dar (Akt IV. Sc. 2). Aber der Dichter entlarvt dieſe Heuchelei durch Aeußerungen, die er andern Perſonen in den Mund legt. Auf die Worte des Lord-Kämmerers über den Grund der Scheidung:

Es ſcheint die Eh' mit ſeines Bruders Weib
Kam dem Gewiſſen allzu nah' —

läßt Shakeſpeare den Lord Suffolk ſagen:

Nein, ſein Gewiſſen
Kam einer andern Frau zu nah'.

Und bei dem Krönungszuge der Königin Anna ruft ein Edelmann bei dem Anblicke ihrer Reize aus (Akt IV. Sc. 2):

Ich tadle ſein Gewiſſen nicht.

(Akt II. Sc. 2): Who is there? ha! — Who am J? ha! Vgl. III, 2. Suffolk: J do assure you, The king cry'd ha! at this.

Digitized by Google

Wie erscheint aber dagegen des Königs Gemahlin Katharina? Nicht bloß nimmt ihre Rolle der Ausdehnung nach in den vier ersten Akten den ersten Platz ein, sondern der Dichter stellt sie auch ihrem innern Charakter nach als ein Ideal von Frauentugend und Frauenwürde auf. Er thut dieses in einer Weise, daß die Herzen mit der innigsten Theilnahme und Rührung erfüllt werden. Sogleich bei ihrem ersten Auftreten (Akt I. Sc. 2) macht sie die Fürsprecherin für das durch ungerechte Steuern gedrückte Volk mit ebenso viel Verstand und Takt dem König gegenüber, als mit Muth gegenüber dem Cardinal Wolsey. Bei der Anklage gegen Buckingham mahnt sie zur Vorsicht und Milde. Wie rührend und erhaben steht sie da bei der Verhandlung des Scheidungsprocesses (Akt II. Sc. 4), sowie nach ihrer Scheidung in der Krankheit und in der Nähe des Todes (Akt IV. Sc. 2)! Wie besonnen und würdig bei der Unterredung mit den Cardinälen Wolsey und Campejus (Akt III. Sc. 1)! Mit dieser unmittelbaren Darstellung verbindet der Dichter die entsprechenden Urtheile anderer Personen über Katharina. So bei der ersten Erwähnung des Gerüchtes der Scheidung in dem Gespräche der zwei Edelleute (Akt II. Sc. 1); in dem bewundernden Urtheile Norfolks über sie (Akt II. Sc. 2); ja in den Worten Königs Heinrich selbst, die so gehalten sind, daß sie nicht ein Ausfluß gewohnter Heuchelei zu seyn scheinen, sondern der Ausdruck einer Ueberzeugung die von dem Eindrucke der wahren Tugend überwältigt ist (Akt II. Sc. 4). In solcher Verklärung strahlt Katharina als Frau und Königin, wodurch um so mehr ein dunkler Schatten auf den König und auf ihre Nebenbuhlerin fällt. Aber Katharina war auch zugleich eine fromme und eifrige Katholikin, und während Andere nicht genug von ihrem übertriebenen und widerwärtigen katholischen Bigottismus erzählen können und auch dadurch ihre Verstoßung rechtfertigen, läßt sich Shakespeare dadurch nicht abhalten, diese katholische Frau so hoch zu stellen. War

Digitized by Google

dieß von einem Proteſtanten in der Zeit Eliſabeths zu erwarten? Konnte ein ſolcher, wenn er auch die Tugenden Katharina's neben ihrem katholiſchen Glaubenseifer anerkannte, was von Vielen geſchah, auf den Gedanken kommen ihre Perſon zu einer ſolchen idealen Höhe zu erheben? Es iſt auffallend, daß die frühern Erklärer und Kritiker Shakeſpeare's vor Rio darüber ſchweigen. In der neueſten Zeit hat aber doch Rümelin ſich nicht enthalten können folgende Bemerkung zu machen: „Bemerkenswerth iſt immerhin, daß diejenige unter Shakeſpeare's Perſonen, bei welcher eine entſchiedene Frömmigkeit den Grundzug des Charakters bildet, katholiſch und eine Spanierin iſt, die Königin Katharina, die Gemahlin Heinrich VIII." *).

Neben und nach der Königin Katharina behandelt Shakeſpeare in dem Gemälde ſeines hiſtoriſchen Drama's die Figur Wolſey's mit beſonderm Intereſſe; jenen Cardinal der römiſchen Kirche, den Legat des Papſtes, der nebſt dem Biſchof Gardiner die Verbindung mit Rom und das möglichſte Feſthalten an Rom repräſentirt, ſowie der Erzbiſchof Kranmer die Richtung des deutſchen Proteſtantismus. Der Dichter verbirgt nicht die Schattenſeiten ſeines Charakters: ſeinen Stolz, ſeine Herrſchſucht, welche auch unmoraliſche Mittel nicht verſchmäht, ſein ungeiſtliches Leben. Dieſe ſeine Fehler und Laſter gehen aus den Aeußerungen hervor die der Dichter den Mitgliedern des hohen engliſchen Adels, über welchen dieſer glückliche Emporkömmling ſich erhoben hatte, in den Mund legt**). Seine gewichtvollſte Anklägerin iſt aber die

*) Rümelin, Shakeſpeare-Studien S. 178.

**) Akt I. Sc. 1 (Buckingham), II. 1 (ein Edelmann), II. 2 (Lord-Kämmerer), III. 2 (Verabredung zum Sturze Wolſey's, Abnahme des großen Siegels). Wenn der Kritiker der Edinb. Rev. p. 178 ſagt, die an der letztern Stelle von Surrey dem Cardinal zugeſchleuderten Worte (J'll startle you Worse than the sacring bell, when the brown wench Lay kissing in your arms, lord Car-

Königin Katharina (Akt I. Sc. 2, II. 4, IV. 2). Allein andererseits legt der Dichter auch andern Personen ein Zeugniß für Wolsey's gute Eigenschaften in den Mund. So hebt Norfolk hervor gegen den anklagenden Buckingham: der Cardinal habe sich durch eigene Kraft und eigenes Verdienst so hoch erhoben (Akt I. Sc. 1). Ein Anderer, Sir Lovell, rühmt seine Freigebigkeit (I. 3). Die Hauptsache aber ist, wie der Dichter diesen Kirchenfürsten in dem Drama selbst auftreten läßt, mit welchem Verstande, mit welcher Geschäftsgewandtheit, mit welcher Würde. Am größten steht er gerade da nach seinem Sturze. Jetzt fallen die Schuppen plötzlich von seinen Augen; jetzt erst sieht er ruhig gefaßt und klar das wahre Maß und den Werth der irdischen Dinge, und erhebt sich über sich selbst (Akt III. Sc. 2). Es ist diese idealisirende Darstellung Shakespeare's um so bemerkenswerther, weil der Cardinal nach andern Berichten sich bei seinem Sturze nicht so gefaßt zeigte. Diesen folgend schreibt Ranke*): „Als ihm das große Siegel genommen wurde, verlor er alle Haltung. Ein Ximenes oder Richelieu war Wolsey nicht. Er hatte keinen andern Rückhalt als die Gnade des Königs; ohne diese fiel er in sein Nichts zurück. Man hörte ihn jammern wie einen Knaben." Wie ganz anders faßt Shakespeare den Charakter des Cardinals und päpstlichen Legaten auf! Schon durch diese Scene mit dem Selbstgespräch und durch die Unterredung des

---

dinal) könne kein Katholik geschrieben haben, so ist er offenbar im Irrthum. Surrey spricht hier in der höchsten Aufregung, als ein heftiger Feind Wolsey's dem er den Tod seines hingerichteten Schwiegervaters, des Herzogs von Buckingham, zuschreibt. So ist dieser starke leidenschaftliche Ausfall gegen den Cardinal durch die Person und die Situation hinreichend motivirt; die heftigste Schmähung war hier am Platze. Darauf hatte der dramatische Dichter zu sehen; auf seine persönliche Gesinnung kann daraus kein Schluß gezogen werden.

*) Englische Geschichte I. 179.

Digitized by Google

Cardinals mit Cromwell hätte der Dichter bei der Nachwelt dem Kirchenfürsten eine Indemnitätsbill verschafft und seinem Andenken ein ehrendes Monument gesetzt. Er ist aber damit nicht zufrieden. Er gibt in einer folgenden Scene (Akt IV. Sc. 2), da wo Griffith der Königin Katharina von des Cardinals Tod erzählt, eine eingehende Analyse seines Charakters. Die Königin zählt wenn auch mit Milde, doch sehr offen und bestimmt seine Fehler und Sünden auf; Griffith dagegen seine Vorzüge und Tugenden, die er mit seiner Bekehrung und einem frommen Tode krönte. Dieses versöhnt denn auch die Königin mit ihm, so daß sie sagt:

> Den ich zumeist gehaßt, den muß ich nun
> Durch deine fromme Wahrheitslieb' und Demuth
> Im Grab noch ehren.

Bei der bisher angedeuteten Darstellung des Charakters dieser beiden historischen Personen, der Königin Katharina und des Cardinal Wolsey, welcher Shakespeare offenbar ein besonderes Interesse und eine besondere Liebe zuwendet, kommt es darauf an was er davon aus historischen Quellen nahm und was er mit freier Dichtung hinzufügte. In der Rolle der Königin Katharina ist ihre Rede an den König bei den Proceßverhandlungen (Akt II. Sc. 4) aus Cavendish, dem ergebenen Diener und Biographen Wolseys; deßgleichen was sie spricht bei der Unterredung mit den Cardinälen (Akt III. Sc. 1); auch der Inhalt ihres letzten Briefes an den König (Akt IV. Sc. 2). Dagegen die Fürbitte der Königin für das durch Steuern überlastete Volk (Akt I. Sc. 2), ihre Theilnahme bei der Untersuchung gegen Buckingham (Akt I. Sc. 2) und die bewunderungswürdige Scene wo die kranke, dem Tode nahe Königin auftritt (Akt IV. Sc. 2), gehören der freien Dichtung an. Wenigstens geben die Ausleger Shakespeare's nicht, wie bei jenen andern Stellen, historische Quellen dafür an. Die ungünstige Charakterschilderung des Cardinal Wolsey, welche der Königin Katharina in den Mund gelegt wird (Akt IV. Sc. 2), ist das eigene Urtheil

Digitized by Google

des Chronikschreibers Holinshed; die Schilderung von des Cardinals guten Eigenschaften, welche Griffith entgegenstellt, ist aus Edmund Campian, dessen Worte Holinshed citirt. Herr Rio (p. 224, Uebers. 202) macht aufmerksam darauf, wie Shakespeare bei seiner Darstellung nicht die damals vorherrschenden und am meisten in Ansehen stehenden Geschichtschreiber protestantischer Färbung, sondern Cavendish und Campian benützt. Es ist charakteristisch für die Art und Weise seiner beiden Kritiker, daß sowohl der englische als der deutsche (Edinb. Rev. p. 176, Bernays S. 284) ihm tadelnd vorhalten, die betreffenden Werke von Cavendish und Campian seien damals noch gar nicht gedruckt gewesen, und die von Shakespeare benützten Stellen beider habe er aus Holinshed der dieselben aufgenommen habe; wie wenn dadurch die Behauptung Rio's, Shakespeare habe sich nicht an katholikenfeindliche protestantische Geschichtschreiber sondern an diese beiden gehalten, damit widerlegt wäre, oder wie wenn Rio nicht selbst gewußt hätte, daß Holinshed die betreffenden Stellen aus Cavendish und Campian citirt, eine Notiz welche die Ausleger Shakespeare's jedem Leser desselben entgegen bringen.

Es ist nach allem bisher Gesagten keinem Zweifel unterworfen, daß Shakespeare in seinem Heinrich VIII. die Geschichte von dessen Ehescheidung, den Charakter und die Stellung der Königin Katharina, sowie den Charakter des Cardinal-Legaten Wolsey nicht in dem protestantischen Sinn und nach der protestantischen Auffassung, welche damals in England in der Literatur, in der öffentlichen Meinung und auf dem Theater herrschte, seinerseits auffaßte und darstellte, sondern in einem entgegengesetzten, der alten Kirche günstigen Sinn, in einem katholisirenden oder katholischen Geiste.

Alles dieses gilt aber nur von den vier ersten Akten des Stückes; der fünfte Akt hat einen von den vorhergehenden ganz verschiedenen Inhalt, einen andern Geist. Derselbe enthält den Proceß gegen den der Häresie angeklagten Erz-

Digitized by Google

bischof Kranmer, den Repräsentanten der damaligen Fortschrittspartei, und die Geburt der Königin Elisabeth. Aus dem Processe geht Kranmer siegreich hervor durch die Gnade des Königs, wobei ihm großes Lob zu Theil wird; die Taufe der neugebornen Tochter gibt die Veranlassung, daß dem Erzbischof Kranmer eine Weissagung in den Mund gelegt wird, welche die schmeichelhafteste Verherrlichung der Person und der Regierung der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers, des Königs Jakob I. enthält. Es handelt sich nun zur Feststellung und Würdigung des oben angegebenen Resultates über die vier ersten Akte zunächst darum, das wahre Verhältniß des fünften Aktes zu den vorhergehenden zu ermitteln.

In einem Briefe des Sir Henry Wotton vom 13. Juli 1631 wird Nachricht gegeben von dem Brande welcher am letzten Juni dieses Jahres das Globus-Theater verzehrte, und dabei berichtet: des Königs Schauspieler hätten an demselben Tage ein neues Stück aufgeführt, genannt „Alles ist wahr" (All is true), und darstellend einige Hauptereignisse (some principal pieces) aus der Regierung Heinrichs VIII. Es ist damit ohne Zweifel das Shakespeare'sche Stück Heinrich VIII. gemeint. Die Bedeutung des Titels kann sich im Gegensatze auf das frühere Stück von Rowley beziehen, oder auch den allgemeinen Sinn haben, daß hier in diesem Stücke die historische Wahrheit gegeben werde. Die Mehrzahl der englischen Kritiker verlegt die Entstehung des Stückes in die Zeit kurz vor dem Tode der Königin Elisabeth (1603), ohne daß man urkundliche Beweise über das Daseyn des Stückes vor 1613 hat. Delius in der Einleitung zu dem Stücke versetzt dessen Abfassung in die spätere Zeit der Aufführung von 1613. Was den fünften Akt desselben betrifft, so äußert Dr. Johnson: der Shakespeare'sche Genius sei in dem Stücke zu erkennen bis zu dem Tode Katharina's, dann nicht mehr. Andere englische Kritiker halten diesen Akt für interpolirt von fremder Hand an mehreren Stellen; namentlich in der Rede Kran-

Digitized by Google

mers erklären fast alle die Stelle über Jakob I. für einen spätern, nicht von Shakespeare herrührenden Zusatz. Delius hält den ganzen fünften Akt für ächt. Auf der Seite des entgegengesetzten Extremes steht Rio: er hält den ganzen fünften Akt für einen spätern, nicht von Shakespeare herrührenden Zusatz und vermuthet, er sei verfaßt von Ben Jonson. Der Hauptgrund dieser Behauptung liegt für ihn in dem disparaten Charakter des Stoffes und des Geistes dieses Aktes im Vergleich mit den frühern. Mit dem Tode Katharina's ist ein Abschluß gegeben und das Folgende steht nicht in organischem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden; auch ist es auffallend, daß ein und derselbe Dichter Katharina und die Tochter der Anna Boleyn zugleich verherrlicht haben soll. Die beiden Recensenten Rio's, der englische und der deutsche, verwerfen diese seine Behauptung über den fünften Akt gänzlich. Sie berichtigen und widerlegen einzelne Punkte in seiner Ausführung; auf eine nähere Beleuchtung oder Erklärung der angedeuteten Disparität zwischen dem fünften Akt und den vorhergehenden Akten lassen sie sich nicht ein. Jedenfalls aber muß man zugeben, daß die Ansicht Rio's über den fünften Akt mehr auf einem kritischen Gefühl und auf Vermuthung, als auf objektiven Beweisen beruht.

Wenn man aber auch diese Ansicht für nicht ganz unbegründet halten sollte, so geht Rio nach unserer Meinung doch zu weit, wenn er behauptet, Shakespeare hätte als Katholik ganz unmöglich diesen fünften Akt schreiben können. Abgesehen davon, daß auch außer diesem Akte früher schon ein paar für Elisabeth schmeichelhafte, wenn auch freilich ganz kurze Stellen vorkommen: so ist hiebei Folgendes zu erwägen. Der Mann des protestantischen Fortschritts, Kranmer, wird doch immerhin hier angeklagt der Abirrung vom rechten christlichen Glauben, der damals noch in England und für den König in der römisch-katholischen Glaubenslehre begriffen war; er zeigt sich bei seiner Vertheidigung durchaus

Digitized by Google

nicht als ein muthiger Glaubensheld; er vertheidigt sich mit der allgemeinen Erklärung seiner guten Absichten; mit seinen Grundsätzen, wodurch er mit der stationären oder reaktionären Gesinnung seiner Collegen im Gegensatze steht, wagt er nicht hervorzutreten. Er entgeht den Folgen der Anklage lediglich durch das persönliche Wohlwollen des Königs, welcher übrigens mit der Processirung einverstanden war und dem Processe seinen Lauf gelassen hätte, wenn er nicht darüber in einen aufbrausenden Zorn gerathen wäre, weil seine Räthe und Diener, die doch unter sich alle gleich seien, einen unter ihnen, den angeklagten Erzbischof Kranmer, so besonders unhöflich und hart behandelt hätten. Warum sollte ein Katholik, wenn er einmal diesen Theil der Zeitgeschichte dramatisch darstellen wollte, dieses in der angegebenen Weise nicht haben thun können, unbeschadet seines katholischen Gewissens und seines katholischen Ehrgefühles? Was aber die Weissagung Kranmers über die künftigen glücklichen Zeiten der Königin Elisabeth betrifft, so kann auch ein Katholik nicht läugnen, daß England unter ihrer Regierung an Wohlstand und Macht sehr zugenommen hat. Es bleiben also als Stein des Anstoßes vornehmlich übrig einige Schmeicheleien für die Person Elisabeths und was dort über den religiösen Zustand Englands gesagt ist. Das Letztere besteht in den so oft als Beweis des Protestantismus Shakespeare's angeführten, ganz wenigen Worten: „Gott wird erkannt in Wahrheit" (God shall be truly known) Akt V. Sc. 3.

Wer diese Stelle unbefangen betrachtet, der möchte vielmehr sich wundern, daß die vollständige Unterdrückung der katholischen Kirche und der vollständige Sieg des Protestantismus in England unter der Königin Elisabeth so nur mit ein paar trockenen, ganz allgemein gehaltenen Worten abgethan wird; vorausgesetzt daß diese Weissagungen Kranmers überhaupt von einem Protestanten, geschweige denn von einem überzeugten und eifrigen Protestanten geschrieben sind. Stellen wir uns vor, wie ein protestantischer oder liberal-protestantisch

Digitized by Google

geſinnter Dichter unſerer Zeit dieſes Thema an dieſer Stelle behandeln würde. Ein ſolcher Dichter hätte nicht mit ein paar Worten dieſe Sache abgemacht, wäre nicht mit flüchtigem Fuße, wie über glühende Kohlen unter Aſche verborgen, darüber hinweggeeilt. Er hätte zuerſt die alte Finſterniß, den alten Aberglauben der Kirche, die Tyrannei des Papſtes geſchildert; darauf das neue Licht, die neue Freiheit der Könige und Völker triumphirend in glänzenden Bildern geprieſen. Kommen doch auch, wenn ſchon nicht mit unſeren modernen Phraſen, ganz ähnliche Gedanken bei den proteſtantiſchen engliſchen Dichtern, Rednern und Geſchichtſchreibern aus der Zeit Eliſabeths zur Genüge vor. Von all dem iſt hier nichts, als nur der einzige kurze Satz: unter der Königin Eliſabeth „wird Gott in Wahrheit erkannt werden"; ohne alle nähere Beſtimmung, ohne alle Andeutung der Religionsneuerung und des Gegenſatzes zur alten Kirche, kurz ein ganz dehnbarer Spruch. Wir geben zu, daß Shakeſpeare, wenn er wirklich im Herzen und im Geheimen Katholik war (bekennen durfte und konnte er ja ſeinen Glauben nicht, wenn er nicht die Stärke zum Martyrthume in ſich fühlte), allerdings durch die Schmeichelei für die Perſon Eliſabeths und durch die paar Worte über den Zuſtand der Religion unter ihr ſich einer Schwäche ſchuldig gemacht hätte. Aber man denke an die Nothwendigkeiten ſeiner Stellung, nachdem er einmal an der Bühne als Hofſchauſpieler, als zum Hofdienſte gehörend, Theil nahm; nachdem er einmal als Schauſpieldichter unter Eliſabeth und nach Umſtänden zur Aufführung in Gegenwart Eliſabeths Stücke ſchrieb. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſich Shakeſpeare nicht durch die katholikenfeindliche und Eliſabeth gegenüber ſervile Strömung der Zeit und der Schaubühne, wie er ſie antraf, hinreißen ließ; ſondern vielmehr einer andern Richtung folgt: das beweiſen ſeine dramatiſchen Werke. Aber das ſchließt nicht aus, daß er von dem Rigorismus beſſerer Grundſätze, die wir ihm beilegen, auch einmal etwas abweichen konnte. Im Vergleich mit den allgemein üblichen

Digitized by Google

Schmeicheleien, mit welchen die Dichter Elisabeth überschütteten, sind die in Kranmers Weissagungen vorkommenden Phrasen fast noch gemäßigt zu nennen. Die Huldigung aber, die dem Protestantismus in den wenigen Worten dargebracht wird, ist zwar allerdings, wenn man dieselben mit einem protestantischen Commentar versieht, sehr groß, für die alte Kirche verletzend. Aber so wie die Worte hier stehen, im Fluß der übrigen Rede, sehen sie ganz darnach aus, als habe sie der Verfasser hingeschrieben um schnell über diesen Punkt hinauszukommen.

Wir wundern uns, daß bei dieser ganzen kritischen Untersuchung über den fünften Akt bisher, so viel wir wissen, ein Punkt übersehen worden ist, welcher doch als sehr auffallend erscheinen muß: es ist dieß das Verhältniß des Prologs und Epilogs zu dem Stücke. In dem Prolog wird dasselbe angekündigt als ein Stück in welchem nur Trauriges vorkomme, so „daß in Leid das Herz zerrinnt"; und am Ende sagt der Dichter von dem Eindrucke den die Zuschauer erhalten, wenn sie das Stück gesehen hätten:

Und seid ihr dann noch lustig, möcht ich meinen,
Es könn' ein Mann am Hochzeitstage weinen.

Auch in dem Epilog wird nur auf das traurige Schicksal der Königin Katharina hingewiesen, und daher vornehmlich nur der Beifall der Frauen erwartet:

Und unser einzig Hoffen laßt uns bau'n
Auf güt'ge Nachsicht sanft gestimmter Frau'n.
Denn eine solche seh'n sie hier.

Hält man es für denkbar, daß in dem Prolog und Epilog so hätte gesprochen werden *können*, so hätte gesprochen werden *dürfen*, wenn das Stück gleich anfangs mit dem freudigen Ereignisse der Geburt Elisabeths, mit der in der Weissagung Kranmers so pomphaft verkündeten Aussicht auf eine neue glückliche Aera geschlossen hätte? Dieser Umstand würde seine Erklärung finden, wenn man mit der Mehrzahl der englischen Kritiker annähme, daß das Stück noch unter

Digitized by Google

Eliſabeth geſchrieben worden iſt, und zwar mit dem vorhandenen Prolog und Epilog, aber ohne den fünften Akt; und wenn erſt zehn Jahre nachher, bei der Wiederaufführung oder auch jetzt erſt vorgenommenen erſten Aufführung des Stückes, der fünfte Akt von fremder Hand beigefügt worden wäre, wie Rio vermuthet.

2) Nachdem wir nun von der Geſammttendenz der zwei Shakeſpeare'ſchen Stücke geſprochen haben, an welche man zunächſt bei der hier vorliegenden Frage gewieſen iſt: ſo wollen wir jetzt einige charakteriſtiſchen Darſtellungen und Aeußerungen, kirchliche Perſonen und Inſtitutionen betreffend, aus den dramatiſchen Werken des Dichters zuſammenſtellen und ſehen, ob hieraus etwas auf ſeine perſönlichen Anſichten und Ueberzeugungen geſchloſſen werden kann.

Was Shakeſpeare's Darſtellungen katholiſcher Kirchenmänner betrifft, ſo kann man im Ganzen Behſe's Urtheil gelten laſſen, welcher ſagt: „Seine Biſchöfe ſind weltvertraute Staatsmänner und ſelbſt ſeine Mönche ſind als gutmüthig und dienſtfertig geſchildert“*). Jedenfalls kommt dieſes Urtheil der Wahrheit näher als das Urtheil Rümelins, das ganz falſch iſt, indem er ſagt**): „Die verſchiedenen Cardinäle und Biſchöfe in den engliſchen Hiſtorien, der Prieſter in Hamlet ſind bei ihm ſchlimme oder ſchwache Charaktere.“

Die katholiſchen Prälaten läßt Shakeſpeare im Ganzen würdig auftreten; die Mönche werden nicht feindſelig und als Gegenſtand des Spottes behandelt. Das iſt aber nach den damaligen confeſſionellen Verhältniſſen in England, wo im Leben die katholiſchen Prieſter verfolgt, die Klöſter unterdrückt und die Mönche als ein Gegenſtand des Haſſes und Spottes in dem allgemeinen Bewußtſeyn galten und ebenſo auf der Bühne behandelt wurden, eine höchſt beachtenswerthe

*) Behſe, Shakeſpeare als Proteſtant ꝛc. I. 72.

**) Shakeſpeare-Studien S. 176.

Digitized by Google

Erscheinung. Das schließt natürlich nicht aus, daß auch Prälaten und Mönche schlimmer Art auftreten, da wo in den historischen Dramen die Geschichte solche zeigt, und daß ferner einzelnen Personen tadelnde und selbst feindselige Aeußerungen gegen solche Geistliche in den Mund gelegt werden, da wo der Charakter der sprechenden Person und die Situation dieses mit sich bringt. Davon ist aber etwas ganz Verschiedenes die tendenziöse Herabsetzung oder Verspottung katholischer Prälaten, Mönche und Priester, welche in Theaterstücken, die von protestantischen Dichtern herrühren oder überhaupt in einem antikatholischen Geiste gehalten sind, auf der Bühne damals in England üblich war und welche auch anderwärts bis jetzt noch nicht aufgehört hat. Bei manchen Figuren und bei manchen tadelnden Bemerkungen gegen den geistlichen Stand überhaupt, welche Personen Shakespeare'scher Stücke in den Mund gelegt werden, kann es zweifelhaft seyn, ob damit die frühere Zeit in welche die Handlung des Stückes fällt, und somit die alte Kirche, getroffen werden soll oder die Zeit des Dichters und die neue Confession. In den meisten Fällen dieser Art wird das letztere anzunehmen seyn, was auch von Rio (p. 33—36. Uebers. 31) geschieht. Dahin gehören die lächerlichen Figuren der Pfarrer Hugh Evans in den „Lustigen Weibern von Windsor" und Nathanael in der „Verlornen Liebesmühe", außerdem aber noch folgende Stellen. Der als Geistlicher sich verkleidende Clown in „Was ihr wollt" (Akt IV. Sc. 2) sagt: „Gut, ich will mich in diesem Anzug verstellen; und ich wollte, ich wäre der erste, der sich verstellte in einem solchen Anzug" *). Ferner die

*) Daß man unter der Person des Geistlichen, als welchen sich der Clown verkleidet, einen anglikanisch-protestantischen zu denken hat, geht außer Anderm daraus hervor, weil er weiter unten minister (neben der Bezeichnung parson, curate) genannt wird. Dagegen wird in demselben Stücke da wo zu einer ernsthaften heiligen Handlung, (bei dem in einer Kapelle vorgenommenen Eheverlöbniß Oli-

Digitized by Google

ſpottenden Scherze gegen Pfarrer die zu viel an fettere Pfründen denken (Romeo und Julia Akt I. Sc. 4), und gegen unwiſſende Prieſter (Wie es euch gefällt Akt III. Sc. 2) und die ſcharfe Aeußerung Ophelia's gegen unwürdige Geiſtliche (pastors) welche Andere auf den dornigen Weg zum Himmel weiſen, ſelbſt aber den Weg des Vergnügens und der Ausſchweifung wandeln (Hamlet Akt I. Sc. 3).

Offenbar gegen Geiſtliche der neuen Confeſſion und in unverkennbarer tendenziöſer Abſicht iſt die Einführung und das Auftreten des Pfarrers Oliver Martext in „Wie es euch gefällt" (III. 4) gerichtet, wie ſchon der Name (Textverdreher) andeutet*). Einen ſatiriſchen Ausfall gegen die Ehe der proteſtantiſchen Geiſtlichen erlaubt ſich Shakeſpeare in dem König Lear (nach der erſten Redaktion). Dort**) ſagt Regan von Cordelia:

> Sie paßte recht zu eines Pfarrers Frau:
> Die ſollen ja die ſchönen Weiber lieben,
> Daß ſie ſie manchmal heirathen mit Nichts.

Der Dichter konnte dieß wagen und der Theater-Cenſor es paſſiren laſſen, weil bekanntlich die Königin Eliſabeth

---

vias und Sebaſtians) die Gegenwart eines Geiſtlichen nöthig iſt, ein katholiſcher Geiſtlicher auf die Scene gebracht, der durch die Benennungen priest, holy man, father bezeichnet wird (Akt IV. Sc. 3). Wir fragen nun: konnte es einem wirklichen und wahren Proteſtanten in der Zeit der Königin Eliſabeth in den Sinn kommen, in zwei Scenen deſſelben dramatiſchen Stückes, wovon die eine ſcherzhaft und poſſenhaft iſt, die andere ernſt und würdig, in der erſten Scene einen proteſtantiſchen Geiſtlichen von einem poſſenhaften Charakter auf die Bühne zu bringen, und in der zweiten einen katholiſchen Prieſter von ernſtem und würdigem Charakter ohne daß irgend ſonſtige dramatiſche Motive dieſes veranlaſſen? Wäre nicht vielmehr gerade die umgekehrte Wahl der geiſtlichen Perſonen für die beiderlei Scenen von einem Dichter proteſtantiſcher Confeſſion als natürlich, ja als nothwendig anzunehmen?

*) Rio p. 34. Ueberſ. 31. — p. 142. Ueberſ. 129.

**) Akt I. Sc. 6. Tieck Altengl. Theater II. 230.

Digitized by Google

gegen die Priesterehe und verheirathete Geistliche eine entschiedene Aversion hatte*). Daß Shakespeare gegen die Fortschrittspartei des damaligen englischen Protestantismus, gegen die Puritaner welche am vollständigsten mit der alten Kirche brachen, seine Abneigung an mehreren Stellen zu erkennen gibt, ist bekannt.

Ganz besonders bemerkenswerth ist aber bei Shakespeare die Auffassung und Darstellung der katholischen Frauenorden und der dieser Institution zu Grund liegenden Idee von dem Werthe und der Bedeutung der freiwilligen und rein bewahrten Jungfräulichkeit. Es läßt sich bei der Zusammenfassung der hieher gehörigen Stellen nicht verkennen, daß der Dichter persönlich Anerkennung und Sympathie für diesen Ideenkreis und diese Institution der katholischen Kirche gehabt haben muß.

Die Frauenklöster waren zur Zeit Shakespeare's, auch wenn man nicht von der Klosteraufhebung durch Heinrich VIII., sondern von ihrer Wiederherstellung unter der katholischen Königin Maria und von ihrer Aufhebung nach dem Tode dieser Königin rechnet, über ein Menschenalter lang in England nicht mehr geduldet. Bei der ersten Säkularisation unter Heinrich VIII. fanden sich zwar manche kleinern Frauenklöster in Unordnung und im Sittenverfall; dabei wird aber selbst von ihren Gegnern und Feinden anerkannt, daß der Zustand vieler Frauenklöster, besonders der größern, in sittlicher Beziehung lobenswerth und ihre Wirksamkeit für Erziehung der weiblichen Jugend wohlthätig war. Sie konnten jedoch dem allgemeinen gewaltsamen Sturze der Klöster nicht entgehen. Die Nonnen der säkularisirten Klöster wurden meistens dem Elende preisgegeben; ihre jährlichen Pensionen betrugen im Durchschnitt 4 Pfund Sterling, und selbst diese

*) Dodd. Vol. II. p. 149. Weber Geschichte der akatholischen Kirchen in England. II. 961, Anm. 125. Der Priestercölibat wurde erst unter Jakob I. förmlich abgeschafft.

Digitized by Google

wurden ihnen entzogen, wenn man glaubte, daß sie ihr Brod durch angemessene Arbeit verdienen könnten*). Bei der Aufhebung der Klöster nach dem Tode der Königin Maria wird es nicht anders gewesen seyn. Die hülflose Lage der Klosterfrauen muß vielfach, namentlich bei ihren Glaubensgenossen, Mitleid erregt und ihnen bei den letztern Aufnahme und Unterstützung verschafft haben. Davon mag auch Shakespeare manches gehört, selbst auch noch solche ehemaligen Klosterfrauen gekannt haben. Vielleicht hatten Eindrücke und Erlebnisse dieser Art in der Jugendzeit Einfluß auf die den Ordensfrauen und den Frauenklöstern günstige Ansicht und Stimmung des Dichters. Daß eine solche bei ihm vorhanden war, wird die folgende Ausführung zeigen, bei welcher es vergönnt seyn mag über diesen einen Punkt auch apokryphe Stücke Shakespeare's in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen.

In dem „Londoner verlornen Sohn" kommt neben der Haupthelden des Stückes Lucia, die mit einer Selbstaufopferung ohne gleichen dem unauflöslichen Ehebunde treu bleibt, eine durch Verstand und Tugend ausgezeichnete Schwester Delia vor, welche den jungfräulichen Stand vorzieht und unvermählt bleiben will. Nachdem sie einen neuen Freier (Wetterhahn) abgewiesen hat, kommt zwischen diesem und Delias Vater Lancelot folgender Dialog vor.

Lancelot. Nun, Herr, nehmt Euch den Korb nicht so zu Herzen.
Schon sieben schlug sie aus, die angesehensten
Und reichsten Gutsbesitzer hier in Kent;
Mir scheint es fast, als will sie gar nicht frein.
Wetterhahn. Dann ist sie eine um so gröss're Thörin.
Lancelot. Wie? Thorheit nennt Ihr solche Keuschheitsliebe?
Wetterhahn. Nein, mißversteht mich nicht, Sir Lancelot;
Doch ist der alte Spruch hier recht zur Stelle:
Die ledig stirbt, führt Affen in die Hölle.
Lancelot. Das ist ein albernes und falsches Sprüchwort.

*) Weber a. a. O. I. 430. 433. Ueber die nach dem Continent ausgewanderten englischen Nonnen und Nonnenklöster, wie das zu Brüssel 1598 gegründete, s. Dodd. Vol. II. p. 179.

Digitized by Google

Mehr noch von Bedeutung ist eine Partie des Stückes: „die Geburt Merlins“ *). Das Stück, um 1612 geschrieben, soll der Tradition nach von dem Schauspieler und Theater-Dichter William Rowley und von Shakespeare in Gemeinschaft verfaßt seyn. Tieck nimmt die Mitarbeiterschaft Shakespeare's als gegründet an. In diesem Falle rührt die hier gemeinte Partie, so wie wir sonst Rowley's Charakter kennen, nicht von diesem, sondern ohne Zweifel von Shakespeare her. In dem Stücke nun kommen zwei Schwestern vor, Modestia und Constantia, Töchter des Donobert, von welchen die erste gleich anfangs fest entschlossen ist sich dem jungfräulichen Stande und dem Klosterleben zu widmen, dann aber auch ihre Schwester Constantia von dem Vorzug dieses Standes überzeugt, so daß auch diese zur Betrübniß ihres Vaters in das Kloster geht. Modestia gibt ihren Sinn und Entschluß in folgendem Monologe (Akt I. Sc. 1):

O meine Seele,
Mir sagt ein Etwas, daß der Wesen beste,
Der Preis der Welt, der Mann und auch das Weib,
Wohl ihre Seelen, Seyn und Leib und Leben
Zu höherem und edlerm Ziel besitzen.
Wär' unser Ziel, was Freude nennt der Sinn,
Zu tadeln wär' die Weisheit der Natur,
Die den Palast mit Kunst und Schönheit baute,
Daß ihn bewohn' ein unvollkommner Gast ꝛc.
. . . Nur ihm allein,
Der mich so schuf, nur ihm gehört mein Leben,
Und keinem Manne werd' ich mich ergeben.

In Gegenwart eines Eremiten, welcher ihr den Weg zum geistlichen Leben gezeigt, erklärt sie diesen ihren unwiderruflichen Entschluß einem edeln, von ihr hoch geachteten Jüngling Edwin, der mit aller Liebe um ihre Hand wirbt (Akt III. Sc. 2). Der Eremit billigt ihren Entschluß, er-

*) Tieck's Vorschule Shakespeare's I. Bd.; auch in Ortlepps Nachträgen zu Shakespeare's Werken. I. Bd. 177 ff.

Digitized by Google

widert aber zugleich auf Befragen Edwins, daß er Modestia nicht abgerathen habe von dem Ehebündniß mit ihm; denn, setzt er hinzu, „gesegnet ward vom Himmel selbst die Ehe.“ Ihrem Freier Edwin, der Modestia fragt, welche Freude, welchen Trost sie in einem so einsamen Leben finden könne, entgegnet sie unter Anderm:

Sagt, was ist
Die Welt, in der ich wandeln soll? Der Weg
Zum ernsten Richterstuhl, vor dessen Schranken
Kein Bürge gilt, als Heiligkeit des Wandels.
Dann kommt die große Sitzung, Tod, der Rufer,
Er ladet uns, wir müssen all' erscheinen.
Die Schuld'gen klagt er an, vertritt die Reinen.

Während dieser ernsten Rede kommt der Brautzug ihrer Schwester Constantia. Auch diese sucht ihre Schwester zu bereden, daß sie ihren Entschluß ändere und Edwin ihre Hand reiche. Modestia vertheidigt nun aber ihre Ueberzeugung und spricht für das geistliche Leben im Kloster mit solcher Kraft und Begeisterung, daß auch Constantia wie durch eine plötzliche Erleuchtung dafür gewonnen wird und trotz aller Bitten ihres Bräutigams und ihres Vaters sich von dem Entschlusse ihrer Schwester in das Kloster zu folgen nicht abbringen läßt. Nur die Rücksicht auf den hier gegebenen Raum hält uns ab noch andere Stellen voll wahrer und tiefer Empfindung aus dieser Scene mitzutheilen.

Unter den ächten Stücken Shakespeare's ist hier zunächst auf die höchst merkwürdige Rolle der Marina in dem Stücke „Perikles“ hinzuweisen. Wir zählen dieses Stück nach der Autorität vieler Kritiker zu den ächten, da auch Delius*), der dieses bestreitet, zugibt, daß wir hier zwar ein älteres, aber von Shakespeare umgearbeitetes Stück vor uns haben, und daß gerade die beiden letzten Akte Shakespeare'sche Merkmale zeigen. Marina, die junge schöne Tochter des Perikles,

*) Shakespeare-Ausgabe Bd. VII. Einleitung.

Digitized by Google

wird von Seeräubern geraubt, auf der Inſel Lesbos als Sklavin verkauft und kommt ſo in ein Haus der Proſtitution. Nun iſt es bewunderungswürdig, wie dem Dichter die Aufgabe gelingt welche er ſich hier ſetzte: zu zeigen was die Reinheit und Kraft einer Jungfrau vermag (Akt IV. Sc. 4, 7, 8). Durch ihren Verſtand, ihren Willen, durch den Eindruck welchen ihr ganzes Weſen auf ihre Umgebung hervorbringt, bleibt Marina nicht bloß an dieſem abſcheulichen Orte rein, ſondern ſie beſſert und bekehrt die leichtfertigen ſittenloſen Männer, welche in ganz anderer Abſicht in das Haus der Schande kamen, darunter den Regenten des Ortes, Lyſimachus, ja ſelbſt den ſchändlichen Hauswirth und deſſen Frau.

Was aber das jungfräuliche Kloſterleben betrifft, ſo legt Shakeſpeare das Lob deſſelben einer ſeiner dramatiſchen Perſonen in den Mund, bei welcher man dieſes nicht erwarten ſollte. Um ſo weniger läßt ſich ein gewiſſer tendenziöſer Sinn der Stelle verkennen. König Theſeus droht im „Sommernachtstraum“ (Akt I. Sc. 1) der ihrem Vater Aegeus ungehorſamen Tochter Hippolyta: wenn ſie den für ſie vom Vater beſtimmten Demetrius nicht zum Gatten nähme, ſo müſſe ſie zur Strafe ihr Leben als Nonne in einem Kloſter zubringen. Damit man aber nicht glaube, das Kloſterleben einer Nonne ſei an ſich ein übler Stand und zu meiden, ſo fügt Theſeus ſogleich deſſen Lob hinzu.

O dreimal ſelig, die des Bluts Beherrſcher,
So jungfräuliche Pilgerſchaft beſtehn!
Doch die gepflückte Roſ' iſt irdiſcher beglückt,
Als die, am unberührten Dorne welkend,
Wächſt, lebt und ſtirbt in heil'ger Einſamkeit.

Darnach kann es nicht auffallen, wenn König Richard II. bei dem Abſchied von ſeiner Gemahlin ſagt (Akt IV. S. 2):

Eil' nach Frankreich
Und da verſchließ dich in ein geiſtlich Haus.
Denn Heiligkeit gewinnt die Kron im Himmel,
Die hier zerſchlagen eitles Weltgetümmel.

Digitized by Google

Und es kann zugleich in einem sehr ernsthaften Sinne vom Dichter gemeint seyn, wenn Hamlet in seiner verstellten Verrücktheit, in dem lebhaften Gedanken an die Gefahren und Wirren der Welt, Ophelia wiederholt die bekannten Worte zuruft (Akt II. Sc. 3): „Geh' in ein Kloster!"

Shakespeare hat aber auch Klosterfrauen in würdigster Gestalt in seinen Stücken dargestellt. Dahin gehören Isabella in „Maß für Maß" und Aemilia in der „Comödie der Irrungen".

Das erste dieser beiden Stücke ist überhaupt für die uns vorliegende Frage von großer Bedeutung wegen der Art und Weise in der hier Nonnen und Mönche dargestellt werden, und wegen mehrerer in das Gebiet religiöser und theologischer Gedanken einschlagender Stellen. Herr Rio hat dieses sehr gut, und wenn wir nicht irren, zuerst nachgewiesen; es ist einer der werthvollsten Abschnitte seines Buches*). Er erkennt in der ganzen Anlage des Stückes eine Tendenz des Dichters, das ascetische Klosterleben in einem bessern Lichte darzustellen, als seine protestantischen Mitbürger es anzusehen gewohnt waren. Auch die Vermuthung Rio's über die Beziehung einzelner Stellen des im J. 1604 aufgeführten Stückes zu damaligen Zeitverhältnissen scheint sehr beachtenswerth. Seine beiden Kritiker (Ed. Rev. p. 179 und Bernays S. 269), statt die Sache zu prüfen, gehen mit einem kurzen wegwerfenden Tadel darüber hinweg; vielleicht durch das nämliche Gefühl dazu getrieben aus welchem manche englischen Kritiker dieses an Schönheiten so reiche, aber offenbar katholisirende Stück tadeln und verwerfen. Unbegreiflich ist es wie ein deutscher Kritiker, den Rio anführt ohne ihn zu nennen (es ist Vehse), sagen kann: „Dieses ganze Stück Maß für Maß ist ein Hauptzeugniß der protestantischen Gesinnung des Dichters; es ist gerade gegen die katholische Werktheiligkeit

*) p. 296. Uebers. 266 ff.

Digitized by Google

gerichtet.“ Wir fordern zuverſichtlich jeden unbefangenen Leſer auf, dieſes Stück durchzuleſen und dann ſich zu erklären, ob er an dieſes oberflächliche barocke Urtheil Vehſe's, oder an das mit Gründen unterſtützte Urtheil Rio's ſich anzuſchließen geneigt fühle.

Was nun die Rolle der Iſabella betrifft, welche durch ihren Verſtand und ihre Tugend das Leben ihres Bruders Claudio und ihre Ehre rettet und die uns zunächſt hier intereſſirt, ſo iſt vor Allem bemerkenswerth, daß Shakeſpeare aus ihr eine Kloſternovize macht, obgleich ſie weder in der italieniſchen Novelle des Giraldi Cintio, welcher das Sujet entnommen iſt, noch in der erſten Dramatiſirung derſelben in Whetſtone's Promos und Caſſandra (1578) als eine Kloſterfrau auftritt; der Dichter muß mit dieſer Veränderung etwas beabſichtigt haben. In dieſer angehenden Kloſterfrau aber ſtellt uns Shakeſpeare ein Ideal der reinen Jungfräulichkeit, der Tugend und Frömmigkeit, der geiſtigen Kraft, und ein Muſter des klöſterlichen Berufes auf. Sogleich bei ihrem erſten Auftreten (Akt I. Sc. 5) macht ſie auf Lucio, den leichtfertigen Freund ihres Bruders, durch ihre Erſcheinung einen ſolchen Eindruck, daß er ihr ſagt:

Ihr ſeid mir ein verklärter Himmelsgaſt
Und durch Enthaltſamkeit unkörperlich.
D'rum muß das Wort mit euch wahrhaftig ſeyn,
Als nahte man ſich einer Heiligen.

Dieſen Charakter bewahrt ſie bis an's Ende, wo der Herzog, der Fürſt des Landes, die junge Kloſternovize bittet ihr Vorhaben nicht auszuführen, ſondern mit ihm den Thron zu theilen. Es iſt ein feines Gefühl darin ſichtbar, daß der Dichter Iſabella auf dieſen Antrag keine Antwort geben läßt, ſondern daß dieſer kurz ausgeſprochenen Bitte der Herzog die Worte beifügt:

Zum Palaſt denn; und hört aus meinem Munde
Von dem, was noch zu ſagen bleibt, die Kunde.

Damit ſchließt das Stück. Von einzelnen Stellen des-

Digitized by Google

ſelben, die wir der Kürze wegen übergehen, mögen hier nur noch die auch von Rio hervorgehobenen Worte Iſabella's ſtehen über das Gebet der Kloſterfrauen, womit ſie Angelo der ihren Bruder mit übergroßer Strenge zum Tod verurtheilt hat, zu rühren ſucht (Akt II. Sc. 2). Sie verſpricht ihm:

Nicht eitle Seckel voll geprägten Goldes,
Noch Steine, deren Werth bald reich bald arm,
Nachdem die Laun' ihn ſchätzt; nein, fromm Gebet,
Das auf zum Himmel ſteigt und zu ihm dringt
Vor Sonnenaufgang; Bitten reiner Seelen,
Faſtender Jungfrau'n, deren Herz nicht hängt
An dieſer Zeitlichkeit.

Bei der Rolle der Aebtiſſin Aemilia zu Epheſus in der „Comödie der Irrungen" kann man gleichfalls wieder vor allem Andern fragen, warum die Mutter der beiden Zwillinge von nicht zu unterſcheidender Aehnlichkeit, welche nach vielerlei Schickſalen und Irrungen endlich ihren Mann und ihre zwei Söhne wiederfindet, gerade als eine Kloſterfrau auftreten ſollte. Es war dazu weder ein äußeres noch ein inneres beſtimmendes Motiv gegeben. Man kann keinen andern Grund dieſer Eigenthümlichkeit angeben, als weil dem Dichter, der hier überhaupt nur die Figur einer würdigen Matrone nothwendig hatte, ohne weitere Reflexion eine katholiſche Ordensfrau dabei in den Sinn kam, oder weil er mit bewußter Vorliebe dieſe Wahl traf. Auch dieſe Kloſterfrau zeigt ſich uns in einem würdigen und anſprechenden Charakter. Bei ihrem erſten Auftreten iſt ſie hülfreich, und gewährt dem fälſchlich für wahnſinnig gehaltenen und verfolgten Antipholus von Syrakus ein Aſyl in ihrer Abtei, wohin er ſich geflüchtet hat (Akt V. Sc. 1). Sie ſpricht mit ſeiner vermeintlichen Frau Adriana einſichtsvoll über die etwaige Urſache dieſes Wahnſinnes; belehrt ſie über das Verkehrte und Verwerfliche der übertriebenen Eiferſucht gegen ihren Gatten, und ſie verſpricht ihr den geiſteskranken Mann zu pflegen und wo möglich zu heilen. Sie ſagt:

Digitized by Google

Gib dich zur Ruh: denn ich entlaß ihn nicht,
Bis ich versucht die oft erprobten Mittel,
Heilkräft'gen Balsam, Tränke, fromm Gebet,
Zur Manneswürd' ihn wieder herzustellen.
Es ist ein Thun, das mein Gelübde heischt,
Ein Liebeswerk, das meines Ordens Pflicht.

Man könnte vielleicht gegen die hier gegebene Ausführung über das Lob welches Shakespeare dem jungfräulichen Stande und den Frauenklöstern zu erkennen gibt, ein Stück von ihm anführen „Liebes-Lust und Leid", welches als eine scherzhafte Satire gegen eine selbstgewählte Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit vielleicht geltend gemacht werden könnte. Das geschähe aber mit Unrecht. Denn was hier den König von Navarra und seine Begleiter zu dem Versuch eines solchen Lebens bringt, beruht nicht auf religiösen Motiven, sondern auf einer gelehrten Laune und einem krankhaften Wissenstrieb. Wenn es nicht etwa eine zu kühne Hypothese scheint, so möchte man eher darin eine Satire auf die „jungfräuliche Königin" und die Motive ihres zur Schau getragenen Jungfrauenstandes erblicken, und somit einen indirekten Beweis für den Satz, daß nur der auf religiösen Motiven beruhende und mit der göttlichen Gnade sowie mit dem Segen der Kirche gewählte jungfräuliche Stand Berechtigung und Dauer habe. Ebensowenig wird man gegen die obige Ausführung scherzhafte Aeußerungen einzelner leichtfertiger Personen im entgegengesetzten Sinne mit Grund anführen können, wie die Aeußerungen Parolles in „Ende gut Alles gut" (Akt I. Sc. 1) gegen den jungfräulichen Stand.

So viel über die Klosterfrauen bei Shakespeare. Wenn unter uns heutigen Tages ein dramatischer Dichter über den Werth der ehelosen Jungfräulichkeit und über Klöster sich so äußerte, wie in den angeführten Stellen Shakespeare's geschieht, so würde hierin Jedermann einen katholischen oder katholisirenden Dichter erkennen. Und doch ist man jetzt in Beziehung auf solche Dinge gleichgültiger, und Frauenklöster sind

Digitized by Google

an vielen Orten in Deutſchland geduldet; in dem damaligen England aber waren ſolche Anſtalten verpönt und verabſcheut. Außer der innern Anerkennung des katholiſchen Kloſterweſens gehörte gewiß einiger Muth dazu, dem proteſtantiſchen engliſchen Theaterpublikum Kloſterfrauen in dieſer Weiſe vorzuführen. Ein Erklärungsgrund dieſes Wagniſſes konnte darin gefunden werden, weil die jungfräuliche Königin unter den andern Schmeicheleien, womit man ſie überhäufte, auch ſo oft ihren jungfräulichen Stand preiſen ließ. Dagegen iſt zu bemerken, daß Shakeſpeare an den hieher gehörigen, bisher angeführten Stellen durchaus keine ſchmeichelhafte Anſpielung auf die Königin Eliſabeth beifügt. Auch iſt dieſe Anſicht unſeres Dichters über die geiſtlichen Ordensfrauen in ſeinen dramatiſchen Werken die nach Eliſabeths Tod geſchrieben ſind, ſichtbar, wie z. B. in „Maß für Maß.“ Nur ſo viel wird man ſagen können, daß es für Shakeſpeare vielleicht unausführbar geweſen wäre, ſeinen katholiſchen oder katholiſirenden Anſichten über den Vorzug des jungfräulichen Standes und der Frauenklöſter einen ſo energiſchen Ausdruck vor dem proteſtantiſchen Theaterpublikum zu geben, wenn nicht die Rolle der jungfräulichen Königin auf dem großen Welttheater ihm zu ſtatten gekommen wäre.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

XXXV.

Die bischöflichen und klösterlichen Schulen des Mittelalters im Abendlande*).

Es ist unbestreitbare Thatsache, daß die Volksbildung im Mittelalter ihren Anfang, Fortgang und Abschluß in den Dom- und Klosterschulen fand, welchen die Aufgabe der Erziehung und Bildung jener Zeit anheimgefallen war. Der Grundgedanke und das Endziel war und blieb aber immer die Verherrlichung Christi, der das Alpha und Omega jener Zeit war, die den Tagen seines Erdenlebens näher stehend noch lebhafter glaubte und fühlte, daß in keinem anderen Namen Heil gefunden werden könne. Dieser Grundgedanke lebte in den weltlichen Fürsten, erfüllte die Fürsten der Kirche, die durchdrungen waren von der Wahrheit des Propheten-Wortes: daß Jene welche Viele gelehrt, glänzen würden wie die Sterne des Himmels durch ewige Zeiten.

---

*) Les écoles épiscopales et monastiques de l'occident, depuis Charlemagne jusqu' à Philippe-Auguste (768—1180). Etude historique sur la filiation des écoles, la condition des maitres et des élèves, et le programme des études avant la création des Universités. Par Léon Maitre, Archiviste du département de la Mayenne. Paris Dumoulin 1866.

Digitized by Google

Die Verewigung des christlichen Glaubens war also die Hauptaufgabe jener Zeit, die an dem Ausspruche fest hielt: „der Glaube kommt aus dem Unterrichte!“, an dem Ausspruche um dessen Willen die Missionäre aller Zeiten das Harte und Schwere ihres Berufes auf sich nahmen. Wo aber diese Sendboten des Evangeliums ihre Füße ruhen ließen, da entstanden auch immer die christlichen Schulen, die schon zur Zeit der Merovinger in größerer Anzahl vorhanden waren, in Folge der muselmännischen Invasionen aber wieder zerstört wurden, bis sie zunächst von Irland aus abermal ihre Begründung fanden. Mag auch das Lob, das Alcuin später den Schulen mit ihren Büchersammlungen zollt:

Illuc invenies veterum vestigia Patrum,
Quidquid habet prosae Latio Romanus in orbe,
Graecia vel quidquid transmisit clara Latinis,
Hebraicus vel quod populus bibit imbre superno,
Africa lucifluo vel quidquid lumine spargit . . . .

etwas an der Ueberschwenglichkeit des Dichters leiden, soviel ist gewiß, daß wenigstens Karl der Große im vollen Maße bemüht war die alte Welt mit der neuen zu versöhnen und ihre Schöpfungen, soweit sie ihm noch zu Gebote standen, als Mittel zur Verbreitung christlichen Unterrichtes und christlicher Civilisation zu verwerthen. Und als ob die Vorsehung selbst seine Kriegszüge zur Hebung des Unterrichtes benützen wollte, fand er auf denselben Männer, für die Erzielung seiner Zwecke geeigenschaftet in kaum geahnter Weise! Peter von Pisa, Paul der Diakon von Aquilea, der Bayer Leidrad, der Gothe Theodulf waren es, die ihm sein Longobardenzug (774) zuführte, die Schulen zu Lyon und Orleans aber eine der ersten Früchte. Das Jahr 781 führte ihm das „Orakel der angelsächsischen Schulen“ den Meister Alcuin zu, welchen man so recht den Unterrichts-Minister Karls des Großen nennen konnte!

Epochemachend war das unter Karls Namen im J. 787

an Abt Baugulf zu Fuld erlassene Schreiben, zugleich als Cirkularschreiben an den Gesammtklerus des Reiches geltend (aufbewahrt bei Baluze Capitul. regum T. I. 202 — 204), welches die Grundlage eigentlicher Schulbildung legte und zugleich als das würdige Wort des ältesten Sohnes der Kirche eine merkwürdige Nacheiferung hervorrief, zumal der Kaiser im J. 789 abermal das Capitulare erließ: „Ut ministri altaris Dei ministerium suum bonis moribus ornent et non solum servilis conditionis infantes, sed etiam ingenuorum filios aggregent, sibique socient. Et ut scholae legentium puerorum fiant.“ Sind doch aus dieser Zeit Concilien-Beschlüsse vorhanden, die da lauten: „Presbyteri per villas et vicos scholas habeant, et si quilibet fidelium suos parvulos ad discendas litteras eis commendare vult, eos suscipere non renuant, sed cum summa charitate eos doceant.“ Die Liebe sollte es seyn die da lehrte. Diese Liebe zur Belehrung ist die absolute Verpflichtung des Priesterthumes. Daher die besondere Sorge Karls des Großen für Bildung des Klerus, dessen Bildung jene des Volkes ohnehin mit einschloß. Daher seine eigene Stiftung für die Kirche in Osnabrück, ausgedrückt in den Worten: „Et hoc de causa statuimus quia in eodem loco graecas et latinas scholas in perpetuum manere ordinavimus et nunquam clericos utriusque linguae gnaros ibidem deesse in Dei misericordia confidimus“ (Baluze I. 418). Ueberhaupt aber bewährte sich in Karl, dem eifrigen Pfleger kirchlichen und weltlichen Wissens, die Wahrheit: Wie der König so das Volk!

Auch sein Nachfolger, Ludwig der Fromme, hielt viel auf kirchliche Reformen. Unter ihm entwickelte Benedikt von Aniane seine Thätigkeit, während der Kaiser auf die Reorganisirung des Instituts der Canoniker nach Chrodegang's Regel sein Augenmerk richtete. In einem Capitulare von 822 legte er das Bekenntniß ab: „Scholas autem, de quibus hactenus minus studiosi fuimus quam debueramus, omnino studiosissime emendare cupimus.“ 823 ging der Kaiser die

Digitized by Google

Bischöfe an Schulen zum Unterrichte des Volkes und Klerus zu errichten, eine Mahnung in der Papst Eugen II., nach den Annalen der Benediktiner, übereinstimmte. Die 829 zu Paris versammelten Bischöfe riefen zur Verwirklichung dieser Wünsche und Befehle selbst den weltlichen Arm an, den Ludwig gerne geboten hätte, würde nicht durch seine Absetzung und die Theilung des Reiches ein großer Rückschritt im Schulwesen eingetreten seyn. Von jener Zeit klagt Paschasius Radbert im Leben Wala's: „O dies illa, quae pene aeternas huic orbi tenebras attulit et discrimina." Doch auch Karl der Kahle richtete sein Auge auf die niedergetretene Schule und ihm standen besonders die Aebte zur Seite, die durch Hingabe an den kaiserlichen Willen zugleich Schutz gegen die Bedrückungen mancher Bischöfe zu erlangen hofften. Selbst zwei Concilien, eines zu Meaux im J. 845, das andere zu Paris von 846, legten der Errichtung von Schulen und der Förderung der Studien einen obligatorischen Charakter bei.

Das Concil von Valence, auf Lothars Veranstaltung gehalten, befahl ausdrücklich in den Provinzen von Lyon, Vienne und Arles die Wiederherstellung der Schulen zum Betriebe heiliger und weltlicher Wissenschaft, da durch die Unterbrechung derselben in manchen Diöcesen Unwissenheit in Glaubenssachen sowie in der Wissenschaft eingerissen sei. Wohl! denn die Unwissenheit, Verwilderung und Rohheit ist immer die Folge des Kriegs, mochte ihn der Miles Romanus des Alterthums, der Vasall des Mittelalters, der Lanzknecht und geworbene Soldat der neueren Zeit oder ein „herrliches Kriegsheer" der neuesten führen!

So war also die Zeit der Karolinger immerhin die Periode des Strebens Schulen zu gründen, wie mit einer solchen im großartigsten Style der Stammvater an seinem Hofe vorangegangen war. Unter allen Schulen ragte aber jene von St. Martin von Tour, wohin sich Alcuin zurückgezogen hatte, hervor. Nicht minder berühmt war die Schule am Dome zu

Mans unter Biſchof Aldric, der früher ſelbſt Lehrer zu Metz mit ausgezeichnetem Erfolge geweſen war. „In scholis vero“, ſagt ſein alter Biograph, „in quibus jam magister erat constitutus, sapienter multos et innumerabiles . . erudiens magnum lucrum in Dei Ecclesia facere meruit.“ In Deutſchland ſtanden obenan die Schöpfungen des deutſchen Apoſtels Bonifaz in Mainz ſelbſt, wohin Fuld, dieſe Urſtätte des chriſtlichen Glaubens und der Gelehrſamkeit ſeine ausgezeichneten Männer ſchickte. Vor Allen Rabanus Maurus, den die Mainzer Kirche als „Doctor Ecclesiae“ verehrt*). Auf ihn laſſen ſich die Worte des alten Dichters „Micat inter omnes“ anwenden:

Siehe, wie gleich dem Monde,
Der die kleinen Feuer am Aether auslöſcht,
Rabans Geſtirn glänzt!

wenn man ihn mit ſeinen ausgezeichneten Zeitgenoſſen in Fuld: Walafrid Strabo, dem Bibelkenner und lieblichen Beſchreiber ſeines Kloſtergärtchens, Bernard Abt in Hirsfeld, Ludbert Abt in Hirſau, Alfred Biſchof von Hildesheim, Haimon Biſchof von Halberſtadt, Lupus von Ferrieres und Freculf Biſchof von Lizieux — in Vergleich ſtellt.

Aber auch andere deutſche Klöſter ragten durch vorzügliche Leiſtungen hervor. So St. Alban bei Mainz, deſſen Mönche und Schulmeiſter Probus, Altwin und Rupert in ununterbrochener Reihe den Ruhm ihrer Schule aufrecht erhielten. „Graece et latine peritus“ iſt das Prädikat, welches ihre und die ſpätere Zeit jedem dieſer Lehrer beilegte. Die

*) Das Proprium Moguntinum ſetzt ſeine kirchliche Feier auf den 4. Februar und ſagt in der VI. Lektion: „Emicuit Rabanus suo tempore ut fulgentissimum Ecclesiae sidus, cujus quae extant scripta tanquam lucis radii excellentiam demonstrant authoris, ut et iisdem illustrata Germania glorietur, suum haud adeo imparem magnis habuisse Doctorem, qui praecellentis sapientiae suae merito armarium scientiae nuncupatus est.“

Digitized by Google

Abtei Seligenstadt, Einhards Lieblingsschöpfung, verbreitete schon von ihrem Schreibsaal aus durch viele Bücherabschriften, denen es nicht an farbreichen Miniaturen fehlte, Wissenschaft und Kunst. Diese Handschriften wanderten in ferne Länder. Unsterblich ist der Name der alten im J. 830 zu Hirsau in der ehevorigen Speyerer Diöcese gegründeten Abtei, die eine wahre Pflanzschule des Unterrichtes und ausgezeichneter Cönobiten wurde. Ebenbürtig steht St. Gallen in der Schweiz da, der ehrwürdige Wohnort alter irischer Mönche, durch alle Jahrhunderte bis zur förmlichen Unterdrückung beim Beginne dieses Jahrhunderts eine glänzende Wohnstätte des Wissens, der die alte Reichenau in früheren und besseren Tagen der Selbstständigkeit ebenbürtig zur Seite stand.

Allein Rabans Wirken erstreckte sich weit hin auch über Länder nichtdeutscher Zunge. Servatus Lupus, einst im Petruskloster Ferrieres in Gatinois, Bisthums Sens, unterrichtet, war 830 zu seiner weiteren Ausbildung zu Rabanus nach Fulda gesendet worden, wo er fast sieben Jahre weilte. Im J. 836 heimgekehrt und Abt geworden, gab er sich alle Mühe zur Hebung der Schule die durch ihn eine seltene Berühmtheit erlangte, gleich wie er selbst als ein Orakel im Reiche galt. Auch im Kloster Saint-Germain der Diöcese Auxerre blühte die Schule unter dem thätigen Heinrich, einem Schüler des S. Lupus. Heinrich selbst ist der Panegyrist Karls des Kahlen, der ihn zur Erziehung seines Sohnes Lothar einlud. Heribald, Bischof von Auxerre und sein Nachfolger Herifrid waren namhafte Gönner der Schule und der Wissenschaft. Auch Paris besaß im 9. Jahrhundert bereits Lehrstühle für die Wissenschaft. So erzählt der Biograph des heil. Odo von Cluny, daß er die Dialektik nach St. Augustin und den Martianus Capella unter dem gelehrten Remigius von Auxerre (Autissiodorensis) studirt habe. Bedeutenden Einfluß übten für Jugendbildung die beiden Pariser Abteien Saint-Germain-des Prés und Saint-Denis, welches die Ehre hatte die königlichen Kinder zu erziehen. In der Diöcese

Digitized by Google

Orleans war es hauptsächlich Bischof Theodulf der die kaiserlichen Ideen, allerdings andere als die Napoleonischen, zu verwirklichen suchte. Dort befanden sich wirklich im J. 797 zwei Schulen, jene am Dom und jene an der Abtei Saint-Aignan, anderer Klosterschulen der Diöcese nicht zu gedenken. In der Kirchenprovinz von Reims standen die Schulen in ununterbrochener Blüthe. Der Erzbischof Ebo und sein Nachfolger der große Hincmar boten zur Hebung des Unterrichtes Alles auf. Die vorliegende Schrift drückt sich hierüber mit den Worten aus: „Un évêque d'une telle distinction n'était pas homme à négliger les écoles." Zu seiner Zeit wird Sigloard als „Presbyter vel caput scholae S. Remensis ecclesiae" bezeichnet. In der Diöcese von Amiens blühte die Schule des Klosters Corbie, berühmt durch das tüchtige Betreiben classischer Studien, die Mutter des sächsischen oder deutschen Corvey — Corbeia nova, gegründet im J. 822, dem die Welt die Erhaltung eines der schönsten Reste des classischen Alterthums, der Annalen des Tacitus verdankt. Die Abtei Saint-Riquier hatte gewöhnlich an 100 Zöglinge, darunter wie die alten Dokumente melden die „filii ducum, filii comitum, filii etiam regum!" Wie lebendig das Studium in den Dom- und Klosterschulen des Erzbisthums Trier war, geht schon aus dem freundlichen Scherze oder wenn man will Tadel hervor, den einst Alcuin gegen den Erzbischof Rigbod aussprach, daß letzterer besser die zwölf Bücher der Aeneide als die vier Evangelien kenne! Treffliche Lehrer erzeugten die dortigen Abteien St. Maximin und St. Mathias. Eine hervorragende Stellung nahm die Diöcese Metz zumal unter dem Bischofe Chrodegang ein, wo selbst eine Gesangschule bleibend blühte. Dort in der Abtei St. Martin bestand eine Schule der Kalligraphie und Miniatur-Malerei. Die sogenannte Bibel Karls des Kahlen, die heute noch als Meisterwerk dieser Art in Paris angestaunt wird, ist der vollgültige Zeuge ihrer Leistungen. Viele Schulen befanden sich im Erzbisthum Cambrai, deren berühmteste aber

Digitized by Google

jene von Saint-Bertin war, von wo aus ausgezeichnete Männer überall hin, ſelbſt bis nach England berufen wurden.

Das 10. Jahrhundert, das unglücklichſte von allen, konnte weniger für die Schule thun. Die Einfälle der Bulgaren, der Ungarn und Saracenen wirkten — wie jeder feindliche Einfall, und wäre es ſelbſt ein königlich preußiſcher unter Führung eines chriſtlichen Vorbildes — zerſtörend auf jede Cultur, wozu noch die Schwäche der letzten Karolinger kam, welche freilich auch heute noch ihre ſprechend ähnlichen Copien findet. Und dennoch gab es einzelne Klöſter, deren Schulen auch hier wie leuchtende Geſtirne in dunkler Nacht hervorglänzten, ſo Saint-Benoit-ſur-Loire ſelbſt mit Gerbert's berühmtem Namen verbunden, aus dem eine Reihe der tüchtigſten Aebte und Biſchöfe hervorging. Eben Gerbert erhöhte auch den Ruhm der Schule zu Reims, und er iſt der ſprechende Zeuge, was oft die Kraft eines einzigen Mannes vermag, wenn die Vorſehung ihn beſtimmt hat auf ſein Jahrhundert einzuwirken, wie dieſes bei Gerbert, dem nachherigen Papſt Sylveſter II. der Fall war. Seine Briefe ſind heute noch Zeugen einer Verwunderung erregenden Wiſſenſchaft und vielſeitiger Thätigkeit. Auch in dieſem Jahrhunderte zeigt ſich in der Erzdiöceſe Trier noch das alte wiſſenſchaftliche Streben, ja zwei weitere Klöſter reihten ſich durch ihr ernſtes Streben den bereits vorhandenen an: Epternach, auch heute noch lange nach ſeiner Aufhebung durch die aus ihm in andere Bibliotheken gewanderten Handſchriften berühmt — ſein wundervolles Evangeliare, ein Prachtwerk erſter Claſſe befindet ſich jetzt im Beſitze des Herzogs von Gotha — und Prüm deſſen Schule durch Wandelbert, den Philoſophen, Dichter und Redner (840—50), noch mehr aber durch den nachherigen Abt, den Geſchichtſchreiber und Kenner des chriſtlichen Alterthums Regino († 915) hochberühmt wurde. Cöln beſaß in ſeinem Erzbiſchof Bruno der als vierjähriges Kind bereits dem Biſchof Balderich von Utrecht

Digitized by Google

zur Erziehung übergeben worden war, einen Prälaten, und zwar den einzigen des 10. Jahrhunderts, den dieſes und die folgenden an Wiſſenſchaft für ebenbürtig mit Gerbert hielten. Beſonders aber iſt es eine Erſcheinung in der Diöceſe Macon, die tief einſchneidend auf den Geſammtunterricht wirkte, nämlich die Begründung des Ordensinſtitutes in Cluny! Dorthin ſtrömten Verehrer der Studien aus ganz Europa und von dorther ging ein regenerirender Hauch durch ganz Europa.

Bezüglich der Schulen des 11. Jahrhunderts beginnt Maitre mit dem Satze: „On a souvent écrit, et avec raison, que de la fin du Xe siècle date la résurrection des peuples, et en quelque sorte la création de l'Europe moderne. Allerdings fing auch wirklich eine neue Zeit für Europa an, obſchon immerhin noch weit verſchieden von der modernſten, deren Signatur eine früher nie gekannte Treuloſigkeit geworden iſt. Von dieſer Zeit würde R. Glaber, der Dichter des 11. Jahrhunderts, wohl im Superlativ ſingen, was er von dem ſeinigen einfach ſagen zu müſſen glaubte:

Fraus, raptus, quodcunque nefas dominatur in orbe,
Nullus honor sanctis, nulla est reverentia sacris.
Hinc gladius, pestisque, fames populantur ubique,
Nec tamen impietas hominum correcta pepercit!

Paris behauptete in dieſem Zeitraume ſeinen alten Ruhm; Lambert und Willeram hatten ſich dortſelbſt einen großen Namen erworben. Die Schüler floßen dort aus aller Herren Ländern zuſammen, und wer nicht die biſchöfliche Schule in Paris beſucht, wurde nicht als Theologe gerechnet. Einen bedeutenden Ruf erwarb ſich in dieſer Zeit die Schule zu Chartres unter Fulbert, dem Schüler des großen ſchon erwähnten Gerbert. Die weiſe Leitung des würdigen Prälaten fand volle Anerkennung, wie auch die folgenden Verſe in ihrer Poeſieloſigkeit zeugen:

Gurges altus ut minores solvitur in alveos,
Sic insignes propagasti per diversa plurimos
Quorum quisque prae se tulit quod te usus fuerit!

Digitized by Google

Nicht geringer war der Ruhm der Schule zu Saint-Remy, bezüglich welcher ein Zeitgenoſſe ausruft: Gallia tunc studiis florebat optimis, ad te currebant examina discipulorum. Alſo bienenſchwarmartig eilten die Schüler dahin, um wirklich zu lernen, nicht um einſt Penſionäre des modernen Staates nach Maßgabe irgend einer Dienſtpragmatik zu werden. Das als Schule namenlos geſtandene Laon wurde plötzlich berühmt durch Anſelm, von dem die Annales Beccenses rühmend melden: „Discipulis S. Anselmi annumeratur Anselmus Laudunensis . . . qui Lauduni litteras divinas et humanas pene extinctas restituit, suis temporibus in litteratura nulli secundus.“ Laon wetteiferte mit Paris und gab dem folgenden Jahrhundert noch eine Menge der tüchtigſten Männer. Auch die Domſchule zu Toul, aus der Papſt Leo IX. hervorging, erwarb ſich um dieſe Zeit nicht geringen Ruhm durch genaue Handhabung des Triviums und Quadriviums unter tüchtig geſchulten Lehrern. Den Namen eines zweiten Athen erwarb ſich Lüttich unter ſeinem Domſcholaſter Waſo deſſen Preis durch den Leonin'ſchen Vers bezeichnet wird: Ante ruet mundus quam surget Waso secundus! In der Diöceſe Namur erfreute ſich großen Vertrauens das Kloſter von Gemblours zunächſt unter dem Abte Olbert (1048), von dem die Geſta der Aebte rühmend melden, daß er hundert Bände der heiligen Schrift und fünfzig aus weltlichen Wiſſenſchaften zuſammengebracht habe!

Das eigentliche Weltwunder im 11. Jahrhundert war aber die Schule zu Bec, „der ältern Schweſter der Univerſität Paris“, die durch ihre Lehrer Lanfranc und Anſelm, die zwei erſten Theologen ihrer Zeit, europäiſchen Ruf erworben hatte. Lanfranc ward von ſeinen Zeitgenoſſen als ein Werkzeug der Providenz betrachtet, das der Normandie Licht bringen ſollte, allein er leuchtete der Welt. Und wie ward dieſes Licht aufgenommen? „Clerici accurrunt, ducum filii, nominatissimi scholarum magistri latinitatis, laici potentes et nobiles viri multi.“ Und heute noch gelten die Namen

Lanfranc und Anselmus und werden gelten, wenn die der mit theuerem Gelde berufenen Professoren-Celebritäten längst verschollen sind. Indessen hatten auch die gedachten zwei Theologen ihre Rivalen, und Rivalität war es, die dem Berengar von Tour in der Kirche eine traurige Berühmtheit verschaffte.

Es würde zu weit führen alle die vielen kleineren Schulen des 11. Jahrhunderts namhaft zu machen, zumal im 12. Jahrhundert mit der Vermehrung der Orden sich auch deren Thätigkeit für die Volksschule und Volksbildung mehr und mehr entfaltete. Wie man aber auch immer die Sache fassen mag, soviel steht unerschütterlich fest, Europa verdankte in jener Periode seine Bildung und Gesittung den bischöflichen und klösterlichen Schulen, diesen ächt christlichen Anstalten die nur erfüllten, was ihnen durch ihren Sender aufgetragen worden war: Gehet hin und lehret alle Völker!

Mit Recht bemerkt hiebei Maitre, in der zweiten Abtheilung seines Buches auf die Organisation jener Schulen übergehend: „L'Église a seule été en possession des écoles non par intolérance, mais parce qu'il ne pouvait en être autrement. Avant le XIIe siècle au moins, l'état social en Occident ne comportait pas d'autres maîtres que les cénobites et les chanoines, ni d'autres élèves que les aspirants aux grades ecclésiastiques", und fügt bei, daß in jener Periode weder die geistliche noch weltliche Gewalt ein Schulgesetz octroyirte, sondern daß selbe ihren Eifer lediglich auf das Ermuntern beschränkte. Wie sich die Zeiten ändern! Papst und Concilien, Kaiser und Reich griffen nicht gewaltthätig in die Schule ein, indessen heute jeder Advokat und der unberufenste sogenannte Volksvertreter das Wort „Schulgesetz" brüllt, ohne auch nur einen Begriff von einer christlichen Schule zu haben. Jene mittelalterliche Epoche kannte und sprach nur von einer „Dignitas scholarum", weil ihr die Schule selbst ein Heiligthum war. „Laßt die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!" Die Kirche

Digitized by Google

anerkennt bis auf den heutigen Tag nicht bloß eine Würde des Alters, sie kennt auch eine Würde der Kindheit, die freilich nicht in Fabriken und Communalschulen gefunden wird. Wie würdig die Begriffe der Kirche von der Schule waren — und heute noch sind — zeigt der Ausspruch des Papstes Alexander III., wenn er dagegen eifert, daß die Schule und das Lehramt als Erwerbsquelle betrachtet würden: „Non enim venale debet exponi quod munere gratiae coelestis acquiritur, sed gratis debet omnibus exhiberi.“ Heute hingegen will die Schule zu einer Anstalt gemacht werden, auf welche das christliche Volk nur mit Widerwillen und Mißtrauen sieht, zumal es anfängt auch auf die fortschrittlichen Lehrer selbst kein rechtes Vertrauen mehr haben zu können, welches Vertrauen nur solange vollständig vorhanden seyn konnte, als der Grundsatz galt, welchen Hildegar von Poitiers durch die Worte ausdrückte: Adjutorem scholarum nolo tibi mittere, qui nondum assecutus sit maturitatem aetatis et gravitatem morum. Und hier wollen wir abbrechen! Vielleicht findet sich eine weitere Gelegenheit von dieser „Fabula“ zu sprechen, von der man auch mit dem alten Dichter sagen kann: „Stultorum regum et populorum continet aestus!“

Digitized by Google

XXXVI.

Zur neuern Literaturgeschichte.

II. Aufzeichnungen des schwedischen Dichters Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen. Reiseerinnerungen aus den Jahren 1817—1819. Aus dem Schwedischen von Franz Maurer. Berlin 1867.

Der Dichter und Kritiker, von welchem die vorliegenden Aufzeichnungen herrühren, gehört zu den schwedischen Romantikern und war einer ihrer Führer. Aus diesem Grund und durch seine innigen Beziehungen zur deutschen Literatur seiner Zeit verdient er die Beachtung, die man ihm in Deutschland erweist. Per Daniel Amadeus Atterbom, geb. 1790, gest. 1855 in Stockholm, war Professor in Upsala und eine Zeitlang bei dem Kronprinzen von Schweden (nachmaligen König Oskar) Lehrer der deutschen Sprache und Aesthetik. Sowohl sein produktives Talent als auch seine kritisch-literarische Thätigkeit weisen ihm auf dem Gebiet der nordischen Literatur einen hervorragenden Rang an, und namentlich wird ihm zum Verdienst gerechnet, den vorherrschenden französischen Geschmack und den akademischen Zopf mit Ausdauer und Erfolg bekämpft zu haben, oder wie die ihm befreundete Helmina von Chezy dieß ausdrückte, hauptsächlich dazu beigetragen zu haben, daß die schwedische Nation nun anfing „sich aus dem Französischen in's Schwedische zurückzuübersetzen." Sein Einfluß in Schweden war in der That nicht unbedeu-

Digitized by Google

tend. Es sammelte sich um ihn eine kleine Schaar kampflustiger Mitstreiter und es erwuchs daraus eine Schule, deren strebsame Mitglieder nach der Zeitschrift (Phosphoros) die Atterbom herausgab, die „Phosphoristen" oder auch die Klassiker der neuen Schule genannt wurden. Sie selber nannten sich den „Bund der Aurora".

Atterbom's Jugend und Blüthezeit gehört noch einer Periode an, in der das Gefühl der Stammverwandtschaft Scandinaviens zu Deutschland lebendig und so tief wirkend war, daß die hervorragendsten nordischen Dichter mit einer Art Wetteifer bemüht waren nicht bloß die Meisterwerke deutscher Dichtung innerlich sich anzueignen und an ihnen als maßgebenden Mustern sich weiter zu bilden, sondern auch selbst in deutscher Sprache zu dichten; wie Oehlenschläger, Baggesen, Brinkmann und Andere. Auch Atterbom dichtete mitunter deutsch und nicht ohne Gewandtheit. Im Anhang des vorliegenden Buches ist eine achtungswerthe Probe mitgetheilt in einem aus vierzehn klangvollen Strophen bestehenden, an eine Deutsche gerichteten Gedichte: „der Schwede." Seine deutschen Sonette über die Jungfrau Maria, welche Schelling zu München besonders gut gefielen, hat er erst auf seiner Rückreise aus dem Süden in's Schwedische übersetzt. Er schwankte sogar eine Zeitlang darüber, ob er sich für deutsche oder schwedische Schriftstellerei lebensgiltig entscheiden solle, und es fehlte wenig, so wäre er dem Beispiele seines norwegischen Landsmannes Steffens gefolgt. Von der Literatur Deutschlands hatte er die hochgetriebene Meinung, daß sie gegenwärtig (1817) „die einzige sei in der ein lebendes, progressives Princip zu suchen und zu finden sei."

In jener Zeit nun, in den Jahren 1817 bis 1819 trat Atterbom, der heimischen Fehden müde, eine längere Reise durch Deutschland und Italien an, und dieser Reise verdanken die obengenannten Aufzeichnungen ihr Entstehen. Sie waren von ihm, wie der Uebersetzer bemerkt, „wohl niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen; sie haben die Form von

Digitized by Google

Tagebuchsskizzen oder sind Briefe in vertraulichster Form an Männer die geistig gleich hoch standen wie er (vornehmlich an den Historiker Geijer). Schmucklos, aber genau und ohne Schminke die empfangenen Eindrücke wiedergebend, sind sie abgefaßt und bilden in dieser Weise schätzbares historisches Material einer nunmehr ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit." Sehr namhaft ist übrigens die Ausbeute dieses historischen Materials keineswegs. Das Buch enthält viel Ueberflüssiges, Unbedeutendes, Antiquirtes. Es sind meist leichte Veduten, was der Reisende gibt, Urtheile und flüchtige Schilderungen einzelner Größen aus der deutschen Gelehrtenrepublik; über das skizzirte Porträt kommt er selten hinaus. Doch bezeigt er sich im Allgemeinen als einen Mann von selbstständigem Urtheil, nicht als bloßen Nachbeter deutscher Berühmtheiten. Als guter Schwede ist er eifersüchtig für die Ehre seines Landes, ohne gegen das neue Fremde ungerecht zu seyn, und als Protestant befleißigt er sich in den meisten Fällen wenigstens einer größern Billigkeit als hundert aufgeklärte deutsche Papageien.

Es sind fünf Hauptstationen, um welche sich die Reise des Schweden bewegt: Berlin, Dresden, München, Wien, Rom. Auf Berlin, welches er im Anfang bewundert, ist er beim Abschied nicht gut zu sprechen, am allerwenigsten auf die Berliner Bildung. Der renommistische Gesellschaftston nach den Befreiungskriegen und das militärische Schnürleibsystem fordert seinen Spott heraus, und in dem Wahrzeichen Berliner Selbstüberschätzung welche schon damals die flache Sandwüste in „das Land der Intelligenz" umgetauft hat, findet der kühle Schwede „die beste Parodie auf den abstrakten Begriff einer Intelligenz ohne Natur und ohne Wurzeln" (S. 62). „Die berühmte superfeine Cultur kam mir, als ich ihr erst näher an den Puls gefühlt hatte, nicht selten ebenso oberflächlich als trocken vor, wie der Sand aus dem sie emporgewachsen war. Das Beste an ihr ist, daß sie in den meisten Fällen wenigstens ihr abstraktes und

Digitized by Google

gekünsteltes Wesen mit einer Selbstgefälligkeit entblößt, die sozusagen an Unschuld grenzt . . . Im Uebrigen erbaute mich das ewige Schwatzen über Ideen, Bildung, Kunst und Literatur sehr wenig, sobald ich einsah, daß der herrschende Ton bei den meisten, gerade wie bei uns, von Mode und Jargon bestimmt wurde, und daß die Menge, ebenso wie bei uns, aus flachen und prosaischen Naturen bestand" (S. 56, 58).

Den Mittelpunkt des Kreises, mit dem er zu Berlin in Berührung kam, bildete Amalie von Helvig (geb. Imhof), die Uebersetzerin der Frithjofssage, „die Sängerin von Lesbos und Corcyra", „unsere geliebte Skaldin", seine „Schutzheilige", wie er sie in seiner Bewunderung mit einem Ueberfluß von Prädikaten preist. In ihrem Hause lernt er Gneisenau kennen, „Preußens Bayard sans peur et sans reproche," der für den schwedischen Reisenden so eingenommen ward, daß er ihm bei seinem zweiten Aufenthalt in Berlin sogar Haus- und Tischgenossenschaft anbot. Atterbom nennt ihn eine „im Charakter fürstliche Natur in des Worts edelster Bedeutung." Auch mit Schleiermacher kam er in Berührung, dessen rhetorische Wirksamkeit er mit einigen zutreffenden Bemerkungen zeichnet, schließlich aber gesteht, daß seine Predigten, von denen er mehrere gehört, „einen weder warm noch kalt um's Herz machen." Ebenso besuchte er Solger und zuletzt auch den preußischen Staatsphilosophen Hegel, „der sehr dürr und dialektisch aussieht", „ungemein gravitätisch in Haltung, Mienen und Aussprache."

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Berlin verkehrte er außerdem viel mit Tieck und seiner Familie, in der ihm besonders die älteste Tochter Dorothea ein ungewöhnliches Interesse abgewann: „Die Töchter sind ebenso wie ihre Mutter eifrige Katholikinen, und das oftgenannte zwanzigjährige älteste Mädchen eine so eifrige, daß sie sich nicht bloß über ihres Vaters Unglauben grämt, sondern auch auf eigene Hand beschlossen hat, so bald wie möglich Nonne zu wer-

Digitized by Google

den, wogegen sich natürlich der Vater, obwohl er sonst sehr entzückt über sie ist, mit Hand und Fuß sträubt . . . Sie ist körperlich und geistig ein schönes Mädchen; schade, daß sie keine Schwedin ist!" Atterbom hörte Tieck mehrmals vorlesen und spricht sich über die Meisterschaft seines Vortrags mit bewundernder Anerkennung aus. Dagegen gelang es ihm selbst unter der Protektion des Generals Helvig nicht, den hypochondrischen Romantiker Hoffmann, den Erfinder der Teufelselixire und anderer dämonischer Einfälle kennen zu lernen, welcher damals sich einer fast unnahbaren Abgeschlossenheit hingab und namentlich Fremden gegenüber meistens krank oder abwesend war. Charakteristisch ist deßhalb die Anekdote, wie Brentano sich bei dem unzugänglichen Manne, dem wunderlichsten aller Criminalräthe, Kapellmeister und Poeten, Zutritt verschaffte. Atterbom erzählt sie in folgender Weise: Brentano ging eines Tages zu Hoffmann, um seine Bekanntschaft zu machen, und erhielt wie gewöhnlich vom Bedienten den Bescheid, daß sein Herr sehr krank wäre und nicht Lust hätte mit irgend Jemand zu sprechen. „Das ist mir eben recht!" erwiderte Brentano; „nun ist es an der höchsten Zeit; deßhalb geh' Er gleich zu seinem Herrn hinein, mein Lieber, und melde Er ihm, daß der Doktor d'Apertutto draußen stehe, der allenfalls auch durch Fenster und Thüren passiren kann!" Dr. d'Apertutto stellt bekanntlich in der „Sylvesternacht" Hoffmanns poetischen Principal, den Teufel vor. Ziemlich bestürzt über diese unheimliche Auslassung, eilte der Bediente hinein, kommt zitternd zurück und öffnet die Thür, worauf „der verrückte Kapellmeister par excellence" seinen Gast in goldigster Laune empfing (S. 71).

In Dresden sind es vornehmlich Dichter aus der romantischen Schule, mit denen Atterbom verkehrt: Steffens, Graf von Löben, W. von Schütz, Baron von der Malsburg, Helmina von Chezy, kurz die ganze auch aus Wilhelm Chezy's Erinnerungen bekannte literarische Gesellschaft. Die feurige elektrische Natur des Deutsch-Norwegers Steffens wird gut

Digitized by Google

charakterisirt. Den hyperromantischen Grafen Löben (Isidorus Orientalis) nennt er „eine planta sensitiva, sehr (ja allzu sehr) ätherisch", setzt aber später noch hinzu: „Gegen Löbens Poesie läßt sich freilich theilweise viel sagen; aber als Mensch betrachtet, ist er unläugbar eine der unschuldigsten, frommsten und reinsten Seelen, die in unserer verderbten Zeit auf Erden athmet." Ein ergötzlicher Typus von Blaustrumpf wird in Therese von Winkel geschildert, genannt „Dresdens Corinna", soweit man Corinna seyn kann ohne Jugend, Schönheit und Genie, fügt der ironische Schwede hinzu. „Alles was man Talent und Virtuosität nennt, besitzt sie in allerhöchster Vollkommenheit; und wenn sie auch nicht, wie ihre alte Mutter einst erzählte, 27 große Eigenschaften und Kunstfertigkeiten besitzt, so ist es dennoch wahr, daß sie mit ungewöhnlicher Meisterschaft malt, die Harfe spielt, fast alle europäischen Sprachen kennt und spricht, und alle ihre Studien und Künste mit einem Fleiße, einem Eifer treibt der höchst bewundernswerth ist. Außerdem ist sie sehr gutmüthig. Trotz alledem ist man aber in ihrer Gesellschaft niemals recht à son aise, weil ihr Wesen dressirt ist wie ein ordentlich aufgezogenes Uhrwerk, welches wohl auf Punkt und Strich die Eintheilung der Zeit angibt, aber auch mechanisch und ruhelos von einer Stunde zur andern weiter eilt. So hat sie auch ihren Tag auf Minute und Sekunde eingetheilt ... Jeden Morgen steht sie um fünf Uhr auf, arbeitet nach regelrecht abgetheilten Stunden all ihre 27 Talente durch bis Nachts zwei Uhr, zu welcher Zeit sie gewöhnlich zu Bett geht, nachdem sie zuvor noch ihren Tag mit Abfassung einer Theaterkritik für die Dresdener Abend-Zeitung beschlossen hat. Wenn sie eines Abends Besuche macht, bricht sie daher immer zu einer bestimmten Stunde auf und geht, beinahe so wie Wahlenberg in Upsala; auch auf Malsburgs Einladung am letzten Abend konnte sie nicht kommen, weil sie nothwendiger Weise von sieben bis halbneun Uhr die Harfe spielen mußte ... In ihrem Hause ist ein Gewimmel von

Digitized by Google

Deutschen aus allen Himmelsrichtungen, Engländern, Italienern, Franzosen, Ungarn, Russen, Polen u. s. w., daß man vor Geschwirre und Gewirre oft kaum weiß, ob man auf den Füßen oder auf dem Kopfe steht" (S. 103, 105).

Auf dem Wege von Dresden nach München machte der Reisende einen kurzen Aufenthalt zu Baireuth, um Jean Paul seine Ehre zu bezeugen, dessen Bild er den Lesern physiographisch genau vorführt. In München selbst verbrachte Atterbom den Winter von 1817—18, in einem Gesellschaftskreis welcher vorzugsweise die Namen Schelling, Baader, Jakobi, Thiersch, von Künstlern die beiden Langer u. A. umfaßte. Er sieht sich hier „ordentlich was man sagt gefeiert." Gegen Schelling ist er ganz Bewunderung; er nennt ihn eine napoleonsartige Natur. Seine Individualität kam ihm wie ein Urgebirge vor; von einem solchen habe er „nicht bloß das Riesenhafte und das unerschütterliche Beruhen auf seiner Basis, sondern auch — in der äußern Rinde — das Schroffe und Starre, eine Härte die schonungslos und zermalmend wirken kann" (S. 130). Manches Anziehende bietet die Contrastirung Schellings mit Franz Baader, dessen originelle Persönlichkeit den Schweden auf's höchste fesselt, und von dem er viel zu erzählen hat. Er nennt ihn den „mirakulosesten Mann" der ihm je vorgekommen und vielleicht, seitdem Swedenborg und St. Martin abgetreten, überhaupt existire. Seine Conversation habe alle Eigenschaften des Champagnerweines, im höchsten Grade ätherisch, aber auch berauschend. In dem alten Jakobi dagegen fand der Reisende einen „philosophirenden Hofmann, von Charakter gutherzig und freundlich, aber schwankend; leicht beweglich, schwach, theils aus ursprünglichem Mangel an Selbstständigkeit, theils aus Alter und Eitelkeit." Baader scheint den alternden Philosophen in seinen Gesprächen mit Atterbom besonders zur Zielscheibe seines sprudelnden Witzes erkoren zu haben; unter andern kaustischen Einfällen machte er folgende Parallele zwischen Jakobi und Göthe: „Beide sind ge-

Digitized by Google

heime Räthe, beide sind vornehm, beide alt, beide launisch, beide ceremoniell, beide lieben vor allen Dingen sich mit Weiber-Coterien zu umgeben; der einzige Unterschied ist, daß Göthe seine Hühner tritt, während Jakobi von seinen Hühnern getreten wird" 2c. (S. 146).

Weniger scheint ihn Thiersch angezogen zu haben, dessen er nur im Vorbeigehen gedenkt. Außerdem geschieht noch Schlichtegrolls und Niethammers Erwähnung, des erstern vornehmlich nur mit Bezug auf seine abenteuerliche, zum Theil lächerliche Projektenmacherei, wovon er einige Proben anführt und dazu beifügt: „Schlichtegroll ist ein eifriger Freimaurer, das erklärt theilweise diese Art Schwärmerei; alle solche sind an sich excentrische Projektemacher." Dann fährt Atterbom fort: „Ein anderer lieber Mann, Niethammer, der sonst tolerant, immer aufgeräumt, gastfrei und dazu ziemlich verständig ist, leidet unter einer andern Schwärmerei: er bildet sich nämlich ein, daß es *seine* specielle Aufgabe wäre, gegen die Katholiken zu eifern, und jedesmal wenn er das Wort Katholik nennen hört, welches natürlich gegen seine fixe Idee verstößt, wird der gute Mann, ohne daß ihm Jemand widerspräche, bloß vom eigenen innern Feuer plötzlich blutroth vom kahlen Schädel bis nieder zum Nacken" (S. 170). Diese Figur gehört nothwendig zur Ergänzung jener Gesellschaft und zu einiger Vervollständigung des Münchner Bildes vom J. 1817. Man sieht da wieder einmal, auf welcher Seite in jenen Tagen der ersten bayerischen Erleuchtungsära die blinde haßerfüllte Intoleranz gesessen, gearbeitet und Gift gekocht hat.

Am wenigsten von Belang in diesen Aufzeichnungen ist der Passus über Wien, weßhalb wir denselben kurzweg übergehen. In Rom, wohin sich Atterbom von München aus wandte, bewegte er sich fast ausschließlich unter der deutschen Künstlercolonie, in der er sich ganz heimisch fühlte. „Südlich von den Alpen", schrieb er damals seinem Freunde Geijer, „fühlen wir Germanen alle das gemeinsame Verwandtschafts-

Digitized by Google

band.“ Er ließ sich in die Kunstgenossenschaft förmlich als Mitglied aufnehmen und wohnte als solches dem glänzenden Feste bei, welches die deutsche Künstlerschaft am 29. April 1818 in der Villa Schultheiß dem Kronprinzen von Bayern (Ludwig I.) zum Abschied veranstaltete. Cornelius, Veit und Overbeck hatten sinnreiche Transparente dazu gemalt; Rückert sprach das Festgedicht; der Leibarzt des Kronprinzen, Dr. Ringseis, leitete den vortrefflichen Chor und stimmte vor dem in einem glänzenden Halbkreis schöner Damen sitzenden Kronprinzen manche frische deutsche Studenten- und Volksweise an. Diese Scene kam dem entzückten Schweden „wie ein schöner Traum aus dem Mittelalter vor: dort der Königsohn und werdende König in altdeutscher Tracht, um ihn der Kreis altdeutsch gekleideter Damen, und alle einem Chore von Sängern lauschend die auch fast sämmtlich das geschmackvolle Kleid jener Zeit trugen.“ Atterbom gibt ein anschauliches Bild von dem Abschiedsfeste, das schon mehrfach beschrieben worden, hier aber wieder mit der Frische des Augenzeugen unter dem unmittelbaren Eindruck und in warmer Begeisterung geschildert ist. Es war jenes folgenreiche Fest, von welchem der Aufgang einer neuen Morgenröthe am Himmel deutscher Kunst datirte, es war jener fröhliche Abschied, bei welchem der gefeierte Königssohn seinen Toast auf die deutschen Künstler mit den glückverheißenden Worten schloß: „Auf Wiedersehen in Deutschland!“ Wahrlich das Wiedersehen hat sich gelohnt.

Mit dieser recht eigentlich ultramontanen Erinnerung scheiden wir von dem schwedischen Dichter. Wir wollten nur einige wenige Proben aus seinen Aufzeichnungen mittheilen, Plaudereien welche außer manchen charakteristischen Zügen die sie festhalten, zugleich zeigen können, wie die damaligen literarischen Zustände und Persönlichkeiten Deutschlands in den Augen eines Ausländers, eines Skandinaven sich spiegelten, und nebenbei die Erinnerung an jene entschwundenen Tage erwecken, wo das gemeinsame germanische Verwandschaftsband der beiden Stämme noch so lebendig empfunden ward.

Digitized by Google

XXXVII.

Zeitläufe.

Die Wettermacher in Paris und Berlin.

Man wird es endlich glauben müſſen, daß der Friede von Prag nichts weniger bedeutet hat als die endliche Conſolidirung der europäiſchen Zuſtände. Der Geiſt der Zerſtörung den der Napoleonide wachgerufen und den er nun nicht mehr los wird, hat ſich in Nikolsburg und Prag Zeit genommen zum Ausſchnaufen; das war Alles. Wenn die Miniſter des franzöſiſchen Herrſchers ſeit dem Rundſchreiben Lavalette's vom 14. September v. Js., und wenn Graf Bismark bis auf die neueſte Wendung ſeiner widerſpruchsvollen Eröffnungen, in officiellen und officiöſen Kundgebungen ſich angeſtellt haben, als glaubten ſie das Gegentheil und als hielten ſie die Einwurzelung einer neuen Ordnung Europa's für möglich ohne einen neuen Zuſammenſtoß der bewaffneten Macht: ſo war das entweder thörichte Verblendung oder bewußte Heuchelei. Wenn endlich ſelbſt die Salzburger Kaiſer-Viſite Manchem die Augen noch nicht geöffnet hat, ſo muß doch jetzt auch der Blindeſte ſehen.

Der franzöſiſche Imperator hat die hergebrachte Ordnung des Welttheils an den Rändern zu benagen angefangen, als er 1859 über die Alpen zog. Aber Preußen

Digitized by Google

hat, seinen ungeahnten Sieg in Böhmen ausbeutend, den Mittelpfeiler in Trümmer geschlagen, auf dem das ganze Gewölbe ruhte. Wer konnte glauben, daß trotzdem der Bau, wenn auch nur der Hauptsache nach, noch Bestand haben werde? Seit Jahr und Tag ist die Gesellschaft in dem umsturzreifen Hause keinen Augenblick mehr zu einiger Ruhe gekommen; und eben jetzt predigt der sociale Instinkt an allen Börsen, daß die große Katastrophe trotz Allem unvermeidlich und mehr oder weniger nahe sei. Den immer wiederholten vereinzelten Stößen gegen das Werk von 1815, oder genau genommen gegen die politische Raison eines Jahrtausends — muß ein gewaltiger und letzter Hauptschlag folgen: auch der leichtsinnigste Liberalismus kann das nicht mehr verkennen.

Gott allein weiß das Endresultat des furchtbaren Zusammenstoßes, der unzweifelhaft wenigstens vier continentale Großmächte in seinen Kreis ziehen wird. Aber das ist gewiß, daß die bevorstehende Katastrophe nicht abermals bloß provisorische Arbeit machen wird. Sondern es wird aufgeräumt werden mit allen „politischen Fragen" des Welttheils und allen zweifelhaften Existenzen im Staatsbegriff. Insoferne wird unser Zustand endlich ein definitiver werden, freilich nur um der andern Frage aller Fragen — der socialen, Raum zu machen.

Was ist die Ursache, daß der von Paris wie von Berlin aus so oft, und noch unmittelbar nach der Begegnung von Salzburg, geschweigte Kriegslärm jüngst aufeinmal wieder ausgebrochen ist, und zwar mit ernstlicherer Besorgniß als je? Hat ja doch die Regierung des französischen Herrschers, freilich im schreienden Widerspruch mit dem berühmten Congreß-Brief des Kaisers, noch vor Jahr und Tag durch das Rundschreiben Lavalette's erklärt, daß der Prager Friede genau die Stellungen in Europa geschaffen habe, wie Frankreich sie in seinem Interesse wünschen müsse. Andererseits hat Preußen der Erhaltung des Friedens ein enormes Opfer

Digitized by Google

gebracht, indem es Luxemburg preisgab und so ein uraltes deutsches Land an die zweifellosen Intriguen des Auslands unter schnöden Vorwänden verrieth. Hätte man das thun können in Berlin, wenn man angenommen hätte, daß der Krieg mit Frankreich dennoch in einigen Monaten unvermeidlich seyn würde?

Die Wahrheit ist, daß die beiden Mächte um welche sich zur Zeit das Schicksal der alten Welt dreht, in eine ganz unhaltbare Lage gekommen sind, und daß es nur darauf ankommt, ob man in Paris oder in Berlin zuerst genöthigt seyn wird seine Lage als unerträglich offen zu bekennen. Es geht das Gefühl durch die Welt, daß Frankreich diese Macht seyn wird und daß die Tuillerien nicht lange mehr in der Möglichkeit sich befinden werden zu laviren. Allerdings mag der Imperator nocheinmal auf kurze Zeit die Mängel an den französischen Kriegsrüstungen hinter dem Geschwätz des Einen oder andern Friedens-Ministers verdecken; vielleicht wird er sogar nocheinmal das niederschlagende Pulver seines liberalen Phrasenwerks versuchen. Aber Jedermann wird wissen was davon zu halten ist. Das Wasser beginnt dem Manne in den Mund zu laufen. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur erstens nach Italien zu schauen, und zweitens das Rundschreiben genau zu vergleichen welches Graf Bismark aus Anlaß der französischen und österreichischen Eröffnungen über die Salzburger Zusammenkunft unterm 7. September d. Js. hat ergehen lassen.

Ohne Zweifel wird von diesem Cirkular ein Wendepunkt in der großen Frage datiren. Hätte Graf Bismark noch einen Funken Vertrauen, daß die Consolidirung Neupreußens endgültig auf friedlichem Wege erfolgen könne, so würde er sich zuverlässig gehütet haben ein solches Schriftstück über die Geheimnisse der preußischen Politik öffentlich ausgehen zu lassen. Das Cirkular setzt dem Imperator geradezu die Pistole auf die Brust; es ist die unumwundenste Kündigung des Prager Friedens. Die berüchtigte Geschichte

Digitized by Google

des Friedens von Zürich hat sich hiemit am Imperator gerächt. Er hat ohne einen Finger zu rühren geduldet, daß dieser kaum abgeschlossene Vertrag an Oesterreich und den italienischen Fürsten schmachvoll gebrochen wurde; in ganz gleicher Weise wird nun der Vertrag von Prag an ihm gebrochen. Die Parallele ist schlagend. Wie er keinen Vertrag gehalten, so wird an ihm keiner gehalten.

Das Auftreten Preußens in dem gedachten Cirkular muß um so auffallender erscheinen, wenn man frühere Aeußerungen des Grafen Bismark damit vergleicht. Er hat sonst offen zugestanden, daß der eigentliche Urheber der Friedens-Stipulationen von Prag Frankreich gewesen, und er hat unverblümt zu verstehen gegeben, daß auf eine friedliche Verdauung der preußischen Errungenschaften nur zu rechnen sei, wenn man die betreffenden Clauseln des Imperators respektire, sowohl in Beziehung auf Nordschleswig als in Beziehung auf Süddeutschland. Sogar die weitere Bemerkung hat der Minister fallen lassen, daß jede Aenderung in dem Verhältniß des norddeutschen Bundes zu den süddeutschen Staaten, mit andern Worten jede Ueberschreitung der Mainlinie die Genehmigung Oesterreichs erfordern würde. Gerade diese kluge Selbstbeschränkung ward von der einstigen conservativen, nunmehr blinden Regierungspartei dem Grafen zum höchsten Verdienst angerechnet; daß er sich die süddeutschen Staaten mit ihren turbulenten Elementen so klüglich vom Leibe zu halten wisse: das galt als der feinste Zug seiner Staatskunst. Es schien der Partei die ungeheuerliche Bestimmung des Prager Friedens, wornach die süddeutschen Staaten nur mit Preußen, nicht aber mit Oesterreich nationale Verbindungen haben dürfen, vollständig zu genügen; was darüber hinausging schien die Regierung in Berlin — selbst süddeutsche Minister verstanden den Grafen so — sorgfältig vermeiden zu wollen, zu dem dreifachen Zweck um den Frieden mit Frankreich zu erhalten, dem Prager Vertrag treu zu bleiben, und die neue Verfassung Norddeutschlands

Digitized by Google

auszubauen, ungestört von der Schaar demokratischer Abgeordneten welche Süddeutschland in das Parlament des norddeutschen Bundes schicken würde, sobald die Barriere am Main gefallen wäre.

Alle diese Annahmen sind durch das preußische Cirkular vom 7. Sept. über den Haufen geworfen. Der deutsche Cavour wäre nach diesem Aktenstücke fertig, und er wartete nur auf den süddeutschen Garibaldi der mit dem Prager Vertrag ebenso verführe wie der italienische mit dem Züricher Frieden. Die Grundgedanken des böhmischen Friedensschlusses sind durch das Bismarkische Rundschreiben mit dürren Worten in den Wind geschlagen. Während Preußen sich in Prag verpflichtet hat am Main stehen zu bleiben, und seine freie Hand nur in Norddeutschland walten zu lassen, erklärt das Cirkular vom 7. Sept., daß sich die deutsche Nation überhaupt nichts vorschreiben lassen werde über die Entwicklung ihrer Angelegenheiten; sie ertrage den Gedanken nicht unter der Vormundschaft fremder Einmischung zu stehen, oder andere Rücksichten bei sich gelten zu lassen als die durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen. Wie man sieht, ist auf diesem Standpunkte überhaupt jeder Vertrag darüber, was in dem von Bismark sogenannten Deutschland zu geschehen habe und was nicht, dem Ausland gegenüber schlechthin undenkbar; es ist das nackte Faustrecht der neuen Nationalitäts-Politik. Nebenbei gesagt dürfte der französische Imperator sich freilich schwer verhehlen, daß Graf Bismark hiemit eigentlich nichts Anderes thut, als daß er die revolutionäre Erfindung des Napoleonismus als zweischneidige Waffe gegen den Erfinder selber kehrt.

Italia fara da se — Germania fara da se: bis hieher ist die Analogie ganz ohne Fehl. Deutschland wird sich selber machen nach seinem Belieben, ohne daß irgendein näherer oder fernerer Nachbar aus Gründen des Gleichgewichts und der alten Staatenordnung in Europa etwas darein zu reden hätte. Der Wille Deutschlands aber findet seinen Ausdruck

Digitized by Google

in dem Willen Preußens; Graf Bismark im Bunde mit den „National-liberalen" jenseits und mit der Fortschrittspartei dießseits des Mains repräsentirt die „deutsche Nation"; vom Berliner Kabinet wird man jederzeit erfahren was das Interesse der deutschen Nation ist. Ebenso hat sich einst Piemont mit der italienischen Nation identificirt. Aber Graf Bismark nimmt im Vergleich mit dem transalpinischen Cavourismus für Preußen das Verdienst in Anspruch, daß man in Berlin die Entwicklung der Angelegenheiten der deutschen Nation nach allen Regeln der politischen Kunst langsam und bedächtig leite. „Wir haben es uns von Anfang an zur Aufgabe gemacht den Strom der nationalen Entwicklung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend sondern befruchtend wirke. Wir haben Alles vermieden was die nationale Bewegung überstürzen könnte, und haben nicht aufzuregen sondern zu beruhigen gesucht". Dafür hätte sich Frankreich eigentlich in Berlin zu bedanken: so meint Graf Bismark.

Alle kluge Bedächtigkeit aber womit Preußen die Entwicklung der Angelegenheiten deutscher Nation leitet, hindert den festen Entschluß nicht die süddeutschen Staaten in dieselbe Lage zu bringen wie die norddeutschen, mit andern Worten die Unifikation von ganz Deutschland herbeizuführen. Wie bald und wie enge der Anschluß stattfinden soll, das hängt von dem Begehren der süddeutschen Regierungen ab, d. h. von der Kunst und Macht des deutschen Garibaldismus der als Treiber hinter den fraglichen Regierungen steht. „Der norddeutsche Bund", sagt das Cirkular, „wird jedem Bedürfnisse der süddeutschen Regierungen nach Erweiterung und Befestigung der nationalen Beziehungen zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands auch in Zukunft bereitwillig entgegenkommen; aber wir werden die Bestimmung des Maßes, welches die gegenseitige Annäherung einzuhalten hat, jederzeit der freien Entschließung unserer süddeutschen Verbündeten überlassen". Mit kaltem Hohn fordert der preußische

Digitized by Google

Miniſter die ſüddeutſchen Regierungen ſelber zum Zeugniß auf, daß Preußen ſich jedes Verſuchs enthalten habe einen moraliſchen Druck auf ihre Entſchließungen auszuüben. „Wir haben", ſagt er, „vielmehr auf die Handhabe welche ſich uns zu dieſem Zwecke in der Lage des Zollvereins bieten konnte, durch den Vertrag vom 8. Juli d. Js. rückhaltslos verzichtet". Mit andern Worten: weil der neue Zollvertrag die Verfügung über die materiellen Intereſſen Süddeutſchlands bereits unbedingt in die Hand Preußens legt, deßhalb kann der Zollverein künftig nicht mehr als Daumſchraube für uns gebraucht werden.

Um den Eindruck zu ermeſſen, den das Cirkular vom 7. Sept. in den Tuillerien hervorrufen mußte, braucht man nur das Rundſchreiben des franzöſiſchen Miniſters Lavalette vom 14. Sept. v. Js. daneben zu legen und die Aufſtellungen deſſelben mit dem neuen Programm des Grafen Bismark zu vergleichen. Auch der Umſtände muß man ſich erinnern unter welchen der Imperator damals ſeine Orakelſprüche vom miniſteriellen Dreifuß erſchallen ließ. Kurz vorher hatte er in Berlin an die Compenſation mahnen laſſen, die ihm Graf Bismark vor dem Krieg bei den geheimen Unterhandlungen von Biarritz in Ausſicht geſtellt hatte. Der preußiſche Miniſter erwiderte kurzweg: da Preußen der Hülfe Frankreichs nicht bedürftig geweſen ſei, ſo werde auch keine Bezahlung geleiſtet und könne von einer Gebietsabtretung keine Rede ſeyn. Darauf großer Lärm in Frankreich und allgemeine Befürchtung eines Bruches. Anſtatt deſſen erfolgte die eminent friedliche Kundgebung vom 14. Sept. Frankreich war nicht gerüſtet gegen die Macht des Zündnadelgewehrs und der allgemeinen Wehrpflicht; es mußte abgewiegelt werden bis auf Weiteres. Nichtsdeſtoweniger räumt das Cirkular des franzöſiſchen Miniſters Preußen keineswegs freie Hand in Deutſchland ein; es ſpricht ſich vielmehr ſehr beſtimmt darüber aus, was aus dem Geſichtspunkt der europäiſchen Machtverhältniſſe in Deutſchland geſchehen dürfe,

Digitized by Google

was nicht; und es fordert in Einem Athem von Frankreich eine enorme Vergrößerung seiner Armee — zur Erhaltung der friedlichen Situation.

Der Grundgedanke des Imperators geht dahin: der deutsche Krieg hat die Verträge von 1815 gestürzt und damit ist der Hauptzweck Frankreichs erreicht. Die neue Ordnung in Deutschland ist zwar nicht ganz nach dem Wunsche Frankreichs ausgefallen; aber deren definitive Basis ist gemäß dem völkerrechtlichen Vertrag von Prag die Dreitheilung und daraus ergibt sich für Frankreich immer noch eine unvergleichlich bessere Stellung als gegenüber der compakten Macht des ehemaligen deutschen Bundes. Gerade durch diese deutsche Dreitheilung — Norddeutschland, Süddeutschland, Oesterreich — hat die französische Nation die „Freiheit der Allianzen" wieder gewonnen, was Monsieur de Lavalette als die glänzende Frucht des deutschen Krieges preist. Mit andern Worten: ein gemeinsam deutsches Recht und eine gemeinsam deutsche Pflicht gibt es nicht mehr; vielmehr werden Oesterreich und die süddeutschen Staaten, letztere in ihrer vertragsmäßig ausbedungenen „unabhängigen internationalen Existenz", die natürlichen Bundesgenossen Frankreichs seyn gegen das Umsichgreifen Preußens. Das war die französische Rechnung; es bedarf nur eines Blicks um zu erkennen, daß der ganzen Aufstellung durch das Bismarkische Rundschreiben vom 7. September das Fundament unter den Füßen weggezogen worden ist.

Ob der Imperator sich diese neue Wendung auf die Länge, und sobald man in Berlin Ernst macht mit der Realisirung, ruhig gefallen lassen kann, darüber wäre jedes Wort überflüssig. Auf der Rückreise von Salzburg hat er in Arras gesprochen: „Nur schwache Regierungen suchen in auswärtigen Verwicklungen eine Ableitung von den innern Verlegenheiten." Aber wenn er sich zu allen andern Mißerfolgen hin noch förmlich zum Spielball des Grafen Bismark erniedrigen läßt, dann dürfte *seine* Regierung selbst dazu

Digitized by Google

zu schwach werden, um in auswärtigen Verwicklungen eine Ableitung der innern Verlegenheiten zu suchen. Der Imperator hat sodann in Lille versichert: „Trotz einiger schwarzen Punkte habe doch Frankreich seine Stellung in Europa wieder eingenommen.“ Darf aber das Cirkular des Grafen Bismark ungestört und ungestraft der Verwirklichung entgegenreifen, dann dürfte sich das Unifikationswerk dießseits des Rheins, bei der Keckheit der fortschrittlichen und der äußersten Schwäche der conservativen Parteien, rasch vollziehen, und jenseits des Rheins wird alle Welt einstimmig seyn, daß Frankreich seine Stellung in Europa jetzt erst recht verloren habe. Es wäre die Gant der Dynastie und des Napoleonismus überhaupt.

Am 14. September v. Js. konnte noch ein französischer Minister zur Noth gute Miene machen zum bösen Spiel; aber es ist nicht abzusehen, wie es möglich seyn sollte gegenüber dem preußischen Rundschreiben vom 7. September dem Publikum abermals auf die Dauer einen blauen Dunst vorzumachen. Graf Bismark hat gethan, was er nicht lassen konnte; der einmal in's Rollen gebrachte Berg spottet des Mains. Aber der gewaltthätige Mann mußte die Folgen seines Thuns kennen; er mußte wissen, daß nur noch eine Herausforderung wie die vom 7. September dazu gehöre, um die einzelnen „schwarzen Punkte“ am französischen Horizont zu einem furchtbaren Gewittersturm zusammenzuballen. So lebt denn die Gesellschaft von neuem unter dem Entsetzen vor den kommenden Dingen, und je länger der Losbruch verzieht, desto schlimmer.

Wie gedenkt Preußen heute oder morgen den Sturm zu bestehen? Die Antwort auf diese Frage muß uns vor Allem beschäftigen; sie eröffnet zugleich den Blick auf die Ausdehnung des bevorstehenden Conflikts. Graf Bismark verwahrt sich im Namen der „deutschen Nation“ gegen jede vertragsmäßige Einschränkung der preußischen Pläne. Aber was ist heute deutsche Nation? Oesterreich dem ja vertragsmäßig ver-

Digitized by Google

boten ist sich als zu Deutschland gehörig zu betrachten, hat den Grafen zu solch einem Protest nicht bevollmächtigt. Unseres Wissens auch nicht die süddeutschen Regierungen. Aber gesetzt auch daß Preußen dieser Südstaaten wohl oder übel sicher sei, wird man in Berlin mit und bei einer solchen Allianz allein sich für stark genug erachten Frankreichs gesammter Macht die Spitze zu bieten, und das Programm der deutschen Unifikation das man am 7. Sept. in die Welt hinausgesendet hat, zu vertheidigen? Das ist die große Frage.

Man darf die Frage unbedenklich mit Nein beantworten; und darum ist es von vornherein nicht nur eine Phrase sondern leider eine handgreifliche Unwahrheit, wenn der Minister mit eiserner Stirne am Schlusse seines Rundschreibens von einer gesicherten Grundlage „für die selbstständige Entwicklung der nationalen Interessen des deutschen Volkes" spricht. Nur dann könnte Preußen mit Wahrheit so sprechen, wenn es über die deutschen Verhältnisse eine ehrliche Verständigung mit Oesterreich angestrebt und erreicht hätte. Ob eine solche Verständigung mit dem alten Kaiserhause möglich gewesen wäre ohne Darangabe der empörenden Unterjochungs-Politik in Hannover und Frankfurt und überall wo man sich nicht beeilt das preußische Gewaltjoch demüthigst zu küssen: das ist eine Sache die wir jetzt nicht näher untersuchen wollen. Die Untersuchung wäre ohnehin zu spät. Aber unumstößlich gewiß ist es, daß von einer selbstständigen Entwicklung der nationalen Interessen des deutschen Volkes und deren Vertheidigung gegen das scheelsüchtige Ausland nur dann die Rede seyn könnte, wenn hinter Preußen nicht bloß die süddeutschen Staaten stünden, als gepreßte Matrosen und aufrichtig gefaßt beim ersten Kanonenschuß davonzulaufen oder gar zum Feinde überzugehen. Sollte überhaupt diese Verbindung einen nationalen Werth haben, so müßte Oesterreich hinter Preußen stehen. Dann und nur dann könnte man in Berlin mit Recht erklären, daß sich die deutsche Nation jede Einmischung in ihre Angelegenheiten verbitte und daß sie

Manns genug sei ihre selbstständige Entwicklung gegen jeden feindseligen Versuch des Auslands zu vertheidigen. Frankreich würde sich in diesem Fall gehütet haben auch nur Miene zu machen, die Salzburger Zusammenkunft hätte gar nicht stattgefunden, und Graf Bismark hätte kaum eine Veranlassung gehabt den Brief vom 7. September zu schreiben.

Alle wahrhaften Patrioten haben seit den erschütternden Ereignissen des vorigen Jahres gebeten und gefleht, daß die preußische Politik im heiligsten Interesse der deutschen Nation umkehren möge zu einer ehrlichen Verständigung mit Oesterreich. Aber das ist den Gewaltigen in Berlin nicht im Traume eingefallen. Im Gegentheile: ihre inspirirte Presse versäumt keine Gelegenheit deutlichst zu verrathen, daß diese preußische Politik mit Naturnothwendigkeit auf den Untergang und die Zertrümmerung des Kaiserstaats ausgehe und lossteuern müsse. Je deutschfeindlicher und revolutionärer eine der nationalen Parteien in Oesterreich ist, desto gewisser ist sie das Schoßkind der maßgebenden Publicisten in Berlin. Der Verrath Venedigs an die Italianissimi — der große preußische Generalstab hatte selber sechs Jahre vorher das Festungsviereck für ein unentbehrliches Bollwerk für ganz Deutschland erklärt — ist noch unvergessen; deßgleichen die ungarische Legion Klapka's unter preußischem Commando und die schmachvolle Proklamation an die Czechen. Aber noch neuerlich hat sich jene Berliner Presse in einer Weise über den Kossuthismus in Ungarn geäußert, daß Jedermann die berüchtigte Depesche des Herrn von Werther wenigstens nachträglich für ächt halten muß. Hätte man eine ehrliche Verständigung in Wien suchen wollen, so mußten natürlich diese revolutionären Liebäugeleien unbedingt aufgegeben werden, selbst die Sympathien Italiens und Rußlands mußten auf's Spiel gesetzt werden, wie sich von selbst versteht. Nachdem nun von allem Dem das Gegentheil geschehen, ist der einfache Beweis geliefert, daß Preußen anstatt mit Oesterreich sich zu verständigen, mit den Todfeinden desselben sich zu

Digitized by Google

verbinden gesucht hat gegenüber den Eventualitäten einer nahen Zukunft.

Nicht die „deutsche Nation" steht hinter Preußen und der stolzen Sprache seines Ministers vom 7. September, sondern der Macchiavellismus Italiens und das geheime Bündniß mit Rußland. Hierin besteht in Wahrheit die „gesicherte Grundlage" auf welche die Politik des Grafen Bismark pocht. Wie dabei für die selbstständige Entwicklung der nationalen Interessen des deutschen Volkes gesorgt seyn wird, das lehrt ein Blick in die neuere und neueste Geschichte. Jedes Kind weiß, was Italien außer Lombardo-Venetien noch beansprucht von dem Erbe des alten deutschen Reichs. Und wie man es in Rußland mit den nationalen Interessen des deutschen Volkes meint, das beweist eben jetzt Czar Alexander II. in den Ostseeprovinzen ungleich energischer als alle seine Vorfahrer, die zwar deutsche Länder fraßen, aber nicht deutsche Zungen und Seelen.

Wir gehören nicht zu den Leichtgläubigen die jedes Gerücht über die geheimen Manöver der revolutionären Diplomatie als baare Münze hinnehmen. Wir wissen nicht, ob die vertrauten Sendlinge des Grafen Bismark mit Garibaldi und der italienischen Aktionspartei in Verbindung stehen oder nicht; wir wissen ebensowenig, ob das rothe Hemd in Italien viel, wenig oder gar keine Millionen preußischen Geldes erhalten hat um den Streich gegen Rom in's Werk zu setzen. Endlich wissen wir nicht, ob der preußische Gesandte in Florenz eingeweiht war in die Pläne und den verschlagenen Macchiavellismus Ratazzi's; auch darüber sind wir noch nicht unterrichtet, ob wirklich Graf von der Goltz in Biarritz das Verlangen des italienischen Gesandten unterstützt hat, daß der Septembervertrag aufgehoben werde. Wir lassen das Alles dahingestellt seyn, ebensowohl wie die angeblichen Intriguen des russischen Gesandten in Florenz mit Kossuth. Aber das wissen wir, daß Graf Bismark durch seine Politik wehl oder übel in das unlösliche Interesse der europäischen

Digitized by Google

Revolution sich hinein gezogen sieht. Das Haupt der preußischen „Junkerpartei" im solidarischen Verband mit den revolutionären Sekten, das ist freilich eine erstaunliche, aber eine ganz natürliche Erscheinung. Ihm gegenüber sieht sich der französische Imperator jetzt zum Conservativen degradirt. Napoleon III. hat fortan von den revolutionären Parteien nur zu fürchten, der preußische Graf, wenigstens vorerst, nur zu hoffen.

Es mag immerhin seyn, daß der Graf an dem neuen Einfall der Garibaldiner im Kirchenstaat direkt ganz unschuldig ist; aber es ist gewiß, daß die römische Verwicklung dem Verfasser des Rundschreibens vom 7. September wie gerufen kommen mußte. Der italienische Minister hat den tollen Freibeuter, höchst wahrscheinlich im geheimen Einverständniß mit den klügern Führern der rothen Partei, auf Caprera consignirt. Als Lohn dafür fordert er in Paris die Aufhebung des Septembervertrags. Was immer nun der Imperator beschließen mag, immer wird Graf Bismark den Gewinn davon haben. Entweder schlägt der französische Herrscher ab; dann wird er vielleicht das bankerotte, bei lebendigem Leibe verfaulende Italien nicht direkt in die Arme Preußens jagen, aber er wird doch auch keine Hülfe zu erwarten haben von seiner Creatur im Falle eines Rheinkriegs; er wird sich im Gegentheil mit der italienischen Umsturzpartei neue Schwierigkeiten schaffen. Will er aber den Kirchenstaat preisgeben und an den Italianismus verrathen: dann wird er seine Stellung im eigenen Land unberechenbar schwächen und seinen Feinden überall in die Hände arbeiten. Das ist die Solidarität der revolutionären Interessen, an der die Politik des Grafen Bismark participirt; und wer sich von der demoralisirenden Wirkung solcher Zusammenhänge überzeugen will, der braucht nur den eiskalten Ton zu betrachten in dem die „Kreuzzeitung" jetzt alle Unternehmungen der europäischen Revolution bespricht.

In die gleiche Kategorie gehört die Anlehnung der

Digitized by Google

preußiſchen Politik an das heutige Rußland. Der revolutionäre Panſlavismus der ſogenannten Altruſſen iſt unter dem ſchwachen Czar Alexander zum ruſſiſchen Staatsprincip geworden. Was für den Italianismus Rom iſt, das iſt für den Panſlavismus Conſtantinopel. Die Bewegung im Oſten wird nicht lange auf ſich warten laſſen; inzwiſchen vertreibt ſich die herrſchende Partei ihre Langeweile mit gewaltſamer Ruſſificirung aller fremden Elemente im Reich; und hier wie in Italien muß die Politik des Grafen Bismark einer Macht die Schleppe tragen welche Deutſchland wo möglich noch mehr haßt als das Türkenthum. Es iſt ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß eben jetzt jene ruſſiſchen Verordnungen erſcheinen mußten, welche beſtimmt ſind das deutſche Element in den drei baltiſchen Landen mit derſelben tyranniſchen Härte zu verwiſchen womit Polen zerfleiſcht und zum Verſchwinden von der Karte Europa's reif gemacht worden iſt. Hier handelte es ſich um Nichtdeutſche und um Katholiken, darum hat man überall in Mitteleuropa dem ſcheußlichen Völkermord in Polen mitleidslos zugeſehen. In den Oſtſee-Provinzen aber handelt es ſich um Deutſche und um Proteſtanten. Es wird ſich nun zeigen, was die Macht welche ſich zum alleinigen Schützer und Leiter der „nationalen Intereſſen des deutſchen Volkes“ aufgeworfen hat, zur Rettung unſerer nordiſchen Brüder thun wird.

Wir erwarten gar nichts. Denn nocheinmal: nicht die deutſche Nation ſteht hinter dem preußiſchen Miniſter und ſeiner ſtolzen Sprache vom 7. September, ſondern der Machiavellismus Italiens und das geheime Einverſtändniß mit Rußland. Die Situation Europa's iſt erſchrecklich klar geworden. Betrachten wir in ihrem grellen Lichte demnächſt die Lage derjenigen deutſchen Staaten, welche noch zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchweben nach dem preußiſchen Programm vom 7. September.

Digitized by

XXXVIII.

Aus meinem Tagebuch.

Abſchweifende Briefe an einen Freimaurer über den deutſchen Muſterſtaat.

Im Herbſt 1864.

I.

Unſere Correſpondenz droht köſtlich zu werden, mein lieber Rath Blech. Mehr und mehr werde ich durch Ihre Briefe inne, daß wir Beide zwei ganz verſchiedene Sprachen reden und ſchreiben. Völlig im Ernſte, Herr Blech, zwei ganz verſchiedene Sprachen. Zwar iſt das Deutſche unſere Mutterſprache und wir Beide haben es darin ſogar zu gewiſſen Eigenheiten gebracht. Sie z. B. laſſen gerne das Ich weg nach neueſter Art der Induſtriellen und Kaufleute, die wahrſcheinlich denken, weil das Ich weit ärger als je in Geltung ſteht, ſo könne daſſelbe als ſelbſtverſtändlich in Geſchäftsbriefen wegbleiben. Sie reden von Aufklärung des Volkes, ich kann unter dieſer Aufklärung bloß die Entchriſtlichung und folgerichtig die Verdummung der Maſſen verſtehen; was Sie als „freiheitliche Entwickelung“ preiſen, verabſcheue ich als handgreifliche Parteiwirthſchaft; die „gedeihliche Förderung der materiellen Intereſſen“ läuft nach Ihrer eigenen Auffaſſung in meinen Augen auf troſtloſe, empörende Capital-Wirthſchaft hinaus. Und ſo geht es immer bunter und ärger.

Digitized by Google

Unsere Worte lauten deutsch, allein der Sinn derselben ist häufig ein anderer, grundverschiedener.

Ich denke, Herr Blech, die Ursache dürfte darin zu finden seyn, daß Sie meinem ehrlichen Christendeutsch ein reines Maurerdeutsch entgegensetzen, welches die ursprüngliche und wahre Bedeutung der Wörter verkehrt und damit jene Verwirrung aller Begriffe fördert, woran das heutige Geschlecht bereits in hohem Grade krank liegt. Könnten Sie sich wenigstens mir gegenüber von dem linguistischen Lügenspiel emancipiren, das zu den charakteristischen Kennzeichen liberaler und radikaler Bücherfabrikanten und Journalisten der Loge gehört, dann wäre Aussicht nicht bloß auf recht lange Dauer sondern auch auf Ersprießlichkeit unserer Correspondenz. Andernfalls müßte ich auf die Ehre wohl noch verzichten, als Ihr Berichterstatter aus dem „ultramontanen" Lager zu funktioniren. Die berühmte deutsche Geduld findet man nicht auf der kurzen Liste meiner Tugenden.

Und gerade meine Geduld, grausamer Herr Blech, stellen Sie auf die härteste Probe, indem Sie mich fort und fort bestürmen um Neuigkeiten aus Baden, um Dinge welche von den Blättern Ihrer Kreise zwar nicht wahrheitsliebend aber desto tendenziöser todtgeschwiegen, vertuscht, beschönigt werden. Ich anerkenne Ihre Achtung vor dem audiatur et altera pars; ich begreife, daß die Kaiserstadt mit all ihren Geschäften und Genüssen Ihr Herz nicht auszufüllen vermag. Sie haben mitten im noch immer lebenslustigen Wien melancholische Anwandlungen und leiden am Heimweh — freilich an keinem Heimwehe à la Jung-Stilling oder am natürlichen der Schweizer, nein am Heimweh nach badischen Zuständen.

Das ist denn doch horribel, Sie stehen als ein wahres Phänomen vor mir, Herr Blech. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Aber grausam ist es von Ihnen, egoistisch im Superlativ, den Unstern der mich in die Nähe des Experimentirwinkels, Großherzogthum Baden genannt, verbannt hat, auszubeuten. Und daß Sie solches Opfer von mir begehren, wundert mich um so mehr, weil ich weiß, Sie sind inwendig so

Digitized by Google

wenig gelbroth gefärbt als Ihre Landsleute überhaupt. Auch bei Ihnen ist ein großherzoglich badisches Nationalbewußtseyn niemals zum Durchbruche gekommen. Würde heute der badische Musterstaat von der Landkarte gestrichen und an die Nachbarn vertheilt, Sie hätten im stillen Kämmerlein Ihres Herzens wenig dawider einzuwenden; würde aber Baden vollends unter die preußische Pickelhaube gebracht, so würden Sie laut aufjubeln. Vielleicht tritt einmal die Frage an die Bevölkerung heran, ob sie einstehen wolle mit „Gut und Blut" für den Fortbestand des Hauses der Zähringer und des badischen Staates. Dann dürfte sich thatsächlich zeigen, Herr Rath, daß es gar kein badisches Volk gibt, sondern bloß eine Bevölkerung innerhalb des Territoriums welches Großherzogthum Baden heißt. Schon jetzt dürfen Sie nur ein bischen mit den Leuten vertraut seyn, so hören Sie ungenirt und vernehmlich den Seufzer: lieber schweizerisch, bayerisch, württembergisch, sogar preußisch, ja französisch, als noch lange badisch!

Und das ist ebenso begreiflich als verzeihlich. Das Großherzogthum Baden war von vornherein eine staatsrechtliche Mißgeburt, in den Tuilerien beim ersten Napoleon zusammengebettelt, aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengeflickt. Die Regierung hatte sich von vornherein Aufgaben gestellt, deren Lösung in das Reich der Unmöglichkeiten gehört und von denen sie auf die abschüssige Bahn der Experimentalpolitik, endloser Reformen und Reformen der kaum in's Leben getretenen Neuerungen getrieben werden mußte. Man hatte Alemannen und Franken in einen gemeinsamen Staatspferch getrieben, ohne zu fragen, ob sie zusammenpaßten oder gar so enge beisammen wohnen wollten. Man suchte die Stammesverschiedenheiten vermittelst der Heugabeln der Bureaukratie auszurotten und unter den Hut einer Verfassung zu bringen. Allein Bureaukraten sind die letzten welche das Volk richtig zu erfassen und zu behandeln verstehen. Ihnen mag das Vielherrschen und Knechten gelingen, Herzen zu gewinnen, Gegensätze zu versöhnen war noch niemals und nirgends ihre Sache. Die Verfassung konnte keine Wurzeln im Volksleben schlagen, weil sie nur Scheinfreiheit

Digitized by Google

gewährt und gleich andern deutschen Verfassungen eine Nachäffung der jeder corporativen Freiheit und Selbstständigkeit feindlichen französischen Charte ist. Sie wissen, Herr Blech, noch voriges Jahr unterschied sich der badische Oberländer in Mundart, Sitte und Manieren so wesentlich vom Unterländer, daß Fremde binnen fünf Minuten über die Verschiedenheit beider im Reinen waren. Der Oberländer glaubte sich von Karlsruhe aus vernachlässigt und zurückgesetzt und Thatsache ist es immerhin, daß man Unterländer in allen Aemtern und Stellungen unverhältnißmäßig zahlreich, wo nicht bevorzugt, antrifft. Noch voriges Jahr wußte der „Seehase" vom Taubergrund ungefähr so viel als von den lustigen Wiesen am Ohio, der Schwarzwälder hegte eine gewisse Antipathie wider den „Gänsschmaußer" drunten im Land und daß der schweigsame, verschlagene „Hotze" den offenen, heitern, gesprächigen Pfälzer vermöge eines badischen Volksbewußtseyns lieber gewonnen als vor hundert und mehr Jahren, davon war wenig zu entdecken. Noch voriges Jahr bildeten der Oosbach und die Murg die ethnographische und geographische Grenze zwischen dem alemannischen und fränkischen Stamm. Die Leute am linken Ufer der Oos und Murg sind ordentlich stolz darauf, zum Oberlande gezählt zu werden. Während im Unterland geborne Beamte und Angestellte gar gerne in das Oberland sich versetzen lassen und heimisch werden und nicht selten sogar ihre Mundart umtauschen, ist das Umgekehrte keineswegs der Fall. So war es voriges Jahr, als Sie noch in Baden weilten, und, denken Sie, verbürgten Nachrichten zufolge hat sich heuer nichts daran geändert, bloß die Aktien der badischen Verfassung sollen bei den Unterländern wie bei den Oberländern von einer wahren Panik heimgesucht worden seyn.

Das sind Thatsachen, welche man in Baden selbst ungerne bespricht und deren Richtigkeit die Karlsruher Gewaltigen bis zum jüngsten Tage in Abrede stellen würden. Allein es sind Thatsachen von deren Richtigkeit jeder Fremde mit geringer Mühe sich überzeugen kann, leidige Thatsachen die unter gewissen Voraussetzungen schwer in die Wagschale der Entscheidung fallen dürften.

Digitized by Google

Auch in andern deutschen Staaten begegnen wir abgerissenen Bruchtheilen deutscher Volksstämme; aber diese Staaten sind größer und compakter als Baden, oder ihre Lenker huldigten niemals in solchem Grade und mit solcher Rücksichtslosigkeit der Nivellirungssucht in religiös-kirchlichen Angelegenheiten, wie dieß in Baden genau betrachtet seit den Tagen der Vergrößerung der Markgrafschaft bis auf diese Stunde der Fall gewesen. Hier liegt der Hase so recht im Pfeffer. Nicht ohne Mühe gelang es, Calviniſten und Lutheraner zur Union zu zwingen, doch die Anwendung gelinder und in einzelnen Fällen auch grober Gewalt half, dieses Werk gelang. Dasselbe hat auch sichtbare Früchte getragen. Man kann in Baden offen erklärter Christus-Läugner seyn und trotzdem als „evangelischer" Stadtpfarrer, Stadtvikar oder gar als Direktor des „evangelischen" Prediger-Seminars funktioniren und in solcher Stellung vom „evangelischen" Oberkirchenrathe beschützt, vom „confessionslosen" Ministerium mit Gehaltszulagen und Beförderungen bedacht, vom Bischof der „evangelisch-protestantischen Landeskirche" sogar mit Leichtigkeit dekorirt werden, namentlich wenn der Pantheist Dr. Rothe als „geheimer Kirchenrath" ein gutes Wort einlegt. Ueber alle Jeremiaden und Proteste der 119 Protestgeistlichen, welche als Bekenner des Gottessohnes muthig mindestens wider den Skandal auftraten, den früher so andächtigen Wortsdiener Daniel Schenkel, der à la Bluntschli seinen zahlreichen Selbstentwickelungen die Entwickelung zum Christusläugner beigefügt, an der Spitze des „evangelischen" Prediger-Seminares sehen zu müssen, lachen die Karlsruher Herren nur in's Fäustchen. Ist doch der „evangelische" Geistliche ein durchaus vom Ministerium des „confessionslosen" Staates abhängiger Religionsbeamteter! Wissen jene Herren doch, daß nicht viele der 119 Ehrenmänner ihre Gemeinden zur Seite haben; denn was der Vorgänger etwa aus der Schule des denkgläubigen Heidelberger Paulus schlimm gemacht, wird nicht so schnell verbessert. Und scheint dem christusgläubigen Pastor die Achtung und Liebe der Gemeinde zu Theil zu werden, nun dann predigen in der Nachbarschaft intelligentere Leute, am Ende hat man neben der Tages-

Digitized by Google

preſſe auch Vikare aus der Schule Rothe's und Schenkels, um dem Umſichgreifen des obſolet gewordenen Köhlerglaubens an Chriſtum den Gottesſohn und Welterlöſer entgegenzuwirken.

Unvergleichlich anders ſteht heute aber die katholiſche Kirche in Baden da. Von ihrem Standpunkte aus blicken die Allerweltsgleichmacher gar wehmüthig in die Zeiten Weſſenbergs zurück. Damals galt katholiſchen Theologen, Stadt- und Land-Pfarrern religiöſe Toleranz auf unabſehbar breiter Grundlage als Quinteſſenz des Gebotes der chriſtlichen Liebe. Im wohlverborgenen Saal drückte der Bruder Miniſterialrath dem Bruder Dekan die Hand und durchglüht von der Sonne der Aufklärung, von der höchſtens die abgedankten Jeſuiten und alte Ruinen aus den Kloſterzeiten nichts Sonnenhaftes zu erzählen wußten, ſchmolzen die Herzen wie Butter und Talg liebend ineinander. Man lachte des Alten zu Rom, der als unverbeſſerlicher Reaktionär voll kindiſcher Zuverſicht mit den verroſteten Schlüſſeln Petri fort und fort raſſelte, während lediglich das allmächtige Wort der europäiſchen Großmächte ſeinem wurmſtichigen Thrönlein die Gnade einer Galgenfriſt angedeihen ließ. Das kanoniſche Recht lag wohlverwahrt in einem Winkel des Miniſteriums des Innern; was davon noch brauchbar war, hatte die „Katholiſche Kirchenſektion" ausgeleſen und nach Bedarf zeitgemäß zugeſtutzt. Während von Karlsruhe aus die katholiſche Kirche regiert wurde, beſchäftigten ſich die Kirchenobern mit der Ausrottung des Aberglaubens, der in Abläſſen, beſondern Andachten und in „myſtiſchen" Schriften fortſpuckte. Sie hielten ein ſcharfes Auge auf ultramontane Sektirerei, mühten ſich ab mit Verwäſſerung und Moderniſirung des Ritus, hatten wenig dagegen einzuwenden, falls die edle deutſche Sprache an die Stelle der römiſchen Kirchenſprache geſetzt wurde und dünkten ſich mächtige Leute, weil ein hohes Miniſterium ſich herabließ über Minutiſſima mit ihnen zu correſpondiren, weil die Beamtenſchaft auf beſtem Fuße mit ihnen ſtand und dafür ſorgte, daß die Unterthanen ihre Seelenhirten innerhalb der Schranken des Strafgeſetzes pünktlich liebten.

Sie ſelbſt, Herr Blech, haben gewiß mehr als ein „groß-

Digitized by Google

herzoglich badisch katholisches" Pfarramt gekannt, wie ein Exemplar aus der Menagerie meiner Erinnerungen soeben hervortritt. Es war ein Pfarramt von Gewicht, denn der Inhaber wog nicht bloß beiläufig 300 Pfund, sondern stand mit dem Oberamtspascha auf Du und Du und was er wollte geschah. Was das Brevier für ein Buch sei, hat er gewiß nicht gewußt, die Kranken waren vor ihm sicher vor Besuchen, im Beichtstuhle um Ostern absolvirte er mit rapider Virtuosität, das Sündigen mußte eine wahre Lust für seine Schafe werden, von Nebenandachten wußten kaum noch alte Leute. Las er einmal unter der Woche Messe, dann war das schon eine Extrawoche. Seine Predigten gefielen, denn sie hatten den Vorzug der Kürze und Allgemeinheit. Heftig schlug er auf die Kanzel nur, wenn er gegen den Aberglauben loszuziehen hatte, namentlich waren ihm die in manchem alten Exemplar noch verbreiteten Schriften des Pater Kochem als Inbegriff einer finstern Denkweise ein Dorn im Auge. Neben dem unbedingten Gehorsam gegen alle Obrigkeit und der unerschöpflichen Liebe Gottes betonte er insbesondere das Unzeitgemäße des Rosenkranzes und der Zuvielbeterei, die Ueberflüssigkeit der Wallfahrten und Gelübde, den Unsinn vieler alter Sitten, Herkommen und Gebräuche. Im Uebrigen sang der Herr einen kellertiefen Baß, war ein unermüdlicher Schoppenvertilger, guter Kegler und vortrefflicher Jäger. Mit Cölibatstürmerei hat er sich auffallenderweise nicht abgegeben, sei es weil die Pfründe sein ganzes Herz ausfüllte oder aus irgend einem andern praktischen Grunde. Noch heute sehe ich ihn auf dem Spaziergange: eine strohgelbe kuppelförmige Kappe bedeckt sein mächtiges Haupt, im vollen kupferrothen Gesichte hängt eine prächtige Meerschaumpfeife; in der Hand ein spanisches Rohr mit wahrscheinlich silbernem Knopfe; eine schwefelgelbe Weste, ein hellblauer Frack mit riesigen Flügeln und hechtgraue Hosen vollenden das stattliche Bild.

Nicht wahr, Herr Blech, derlei Seelsorger, das waren würdige, taugliche, intelligente Priester des Gottes der Liebe? Kein Aederchen pfäffischer Intoleranz, keine Spur ultramontaner

Digitized by Google

Anmaßung klebte diesen gefügsamen „Dienern des Herrn“ in der Residenz an. Die häßliche Raupe des mittelalterlichen Kirchenthumes schien zur willen- und kraftlosen Puppe geworden, um in einer nicht fernen Zeit als vollendeter Staatsschmetterling die Sonnen der Residenz lichtfarbig zu umgaukeln. Das gläubige Geschlecht starb zusehends aus, die Nachkommen versumpften von der Schulbank an in Indifferentismus und Unglauben, die Geistlichkeit leistete den Staatsgewalten als schwarze Polizeidiener mächtigen Beistand, die Professoren der Mittel- und Hochschulen dressirten eine glaubensleere Beamtenschaft und handwerksmäßige Theologen heran, die Kirchenobern beugten sich jederzeit vor den Bonzen des Staates, einsam und machtlos saß der erste, vortrefflich gesinnte Erzbischof von Freiburg auf seinem Stuhle.

Aber, Herr Blech, wie gewaltig hat sich Alles geändert, welch eine ganz andere Nase trägt unsere Zeit! Das Kölner Ungewitter kam und reinigte die Luft von bösen Dünsten, es entsendete einen fruchtbaren Regen über das ganze katholische Deutschland. Und der Erzbischof Hermann kam und bald darauf auch der Ronge der, das Aufnahmsdiplom der Loge zu den drei Nesseln in Hamburg in der Tasche, auftrat als Anti-Bonifazius der deutschen Nationalkirche. Vergeblich aber predigte Ronge, vergeblich orakelte Gervinus von der „Mission des Deutschkatholicismus“, vergeblich brach Zittel Lanzen für die staatliche Anerkennung der neuen Sekte; vergeblich agitirte Herr Mathy, damals Mitglied der Kammeropposition aus der Schule des jungen Deutschland, nunmehr badischer Minister und eigentlicher Spiritus Rektor der neuen Aera, für das Rongethum. Aus den bekannten „katholischen Zuständen in Baden“ waren die ersten Lerchentriller erklungen, die nach langer Dämmerung einen neuen Frühling des kirchlichen Lebens verkündigten. Buß hatte nicht umsonst gestritten, die Früchte der Aussaat eines Hirscher, Staudenmaier, Kössing und anderer trefflicher Männer reiften. Die badische Regierung aber verabsäumte die letzte Gelegenheit, den Abfall zu organisiren, ein Schisma zu Stande zu bringen. Man hegte damals noch Bedenken der Verfassungstreue und des Rechtes, die badische Regierung war

Digitized by Google

damals noch keine unbedingt liberale Pateiregierung, als welche sie sich heute selbst bekennt.

Es kam die Springfluth der Jahre 1848 und 1849. Die einzige Macht aber, welche daraus gewonnen und gelernt hat, war die katholische Kirche. Die Denkschrift der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz enthielt das Programm der Zukunft des katholischen Deutschland. 1853 brach der badische Kirchenstreit los, welcher die Geistlichkeit mit ihrem Oberhaupte durch gemeinsame Leiden und Freuden verband. Und 1860 kam der Vertragsbruch, die neue Aera mit ihrer Scheinfreiheit, die Schulreform und Anderes, was den wider alles Erwarten großen Theil des kirchentreuen Volkes neben seine Geistlichen drängte und dazu brachte, an den Ketten seines Helotenthums endlich doch einmal mindestens zu rütteln und zu schütteln.

Das Hauptziel der ganzen Geschichte des Großherzogthums verfehlt, die beste Errungenschaft protestantisch-freimaurerischer Staatskünstelei entwunden, im Musterstaate Baden eine an sich starke und mächtige ultramontane Partei, welche nur noch durch Anwendung rechtloser Gewalt niedergehalten zu werden vermag — nein, Herr Blech, das ist wirklich ein arger Streich! Ich begreife, wie man in gewissen Regionen darob unsinnig bis zur Raserei, intolerant bis zum öffentlichen Skandal zu werden vermag.

Herr Blech, ich will meinen moralischen Ekel überwinden und Ihrem Wunsche entsprechend Ihnen einige badische Geschichten schreiben; ich will Ihnen zugleich ehrlich gestehen, weßhalb ich mich hauptsächlich dazu herbeilasse. Es lohnt sich der Mühe, von Zeit zu Zeit in den Guckkasten des Experimentirwinkels recht aufmerksam hineinzuschauen und das Gesehene en miniature mit oder ohne Randglossen abzuzeichnen.

Erstens ist Baden die Pandorabüchse des katholischen Deutschland, das Terrain auf welchem alle Gegner desselben vom augenverdrehenden Traktätleinverbreiter bis herab zum diabolisirten Atheisten am rücksichtslosesten und von Karlsruhe aus protegirt, operiren, der Hauptschauplatz ihrer lokalisirten Kriegsführung. Siege oder Niederlagen der katholischen Kirche in

Baden erweisen sich früher oder später als Siege oder Niederlagen der katholischen Sache überhaupt. Die Keulenschläge und Meuchlerstiche, welche dem Leibe Christi in unserm Erdenwinkel versetzt werden, gelten dem Leben dieses Leibes überhaupt. Oder zweifeln Sie im mindesten daran, daß die Kirchenstürmer, sobald sie der Hauptsache nach in Baden labula rasa gemacht, zaudern würden, ihre Manöver mit vermehrter Wucht in andern deutschen Staaten zu wiederholen? Eine Reihe von Vorkommnissen deutet bereits auf das Gegentheil hin *).

*) Jetzt im Sommer 1867 erleben wir blaue Wunder in Oesterreich, Wunder so blau, daß der enragirteste Großdeutsche sich gestehen muß, die Phrase vom „verrotteten" Oesterreich sei eben doch bedeutend mehr als Phrase. Während der ehrwürdige Kaiserstaat in zwei Hälften zerrissen und von gewissen Großmächten bereits als gute Beute betrachtet wird, streben manche Deutschmichel des Reichsrathes Feuer im Innern anzulegen. Jeglichen patriotischen Sinnes und politischen Verstandes baar, deklamiren die Herren von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Phrasen welche selbst der phantastische Struve schon 1848 durch vernünftigere ersetzt hat, und gebahren sich, als ob sie volle 70 und mehr Jahre hinter einer chinesischen Mauer geschlafen hätten. Zweifelsohne ahnen die Herren nicht einmal, in welchem Grade sie das Gelächter und Mitleid des politisch geschulten Europa herausfordern. Heute zieht Mühlfeld wider den Lindwurm des Concordates zu Felde und bringt einen Antrag, der nicht bloß die einseitige Aufhebung dieses Staatsvertrages, sondern die Civilehe, eine Schulreform, kurz die Vergewaltigung der Kirche nach großherzoglich badischem Muster für den Großstaat Oesterreich involvirt, sage für Oesterreich mit seinen weiten Ländern, naturwüchsigen Völkern und zahllosen Eigenthümlichkeiten. Kaum ist der Antrag glücklich einem Fünfzehner-Ausschuß überwiesen, so tritt Dr. Herbst nebst Genossen mit einem Dringlichkeitsantrage auf. Dieser Staatsmann erachtet als Heilmittel des Staates — die Beseitigung der geistlichen Ehegerichte, die Trennung der Schulen von der Kirche d. h. staatlich monopolisirte Dressuranstalten für die Entchristlichung des Volkes, endlich die Regelung der interconfessionellen Verhältnisse nach dem Grundsatze der Gleichberechtigung d. h. die

Digitized by Google

Zweitens wachsen sehr viele gute Katholiken, denen die badische Weltgeschichte jüngsten Datums so widerwärtig geworden, daß sie so wenig als möglich davon hören und lesen mögen. Wir finden dieß allerdings begreiflich, unsere eigene Feder sträubt sich wider die Aufgabe, die wir ihr gesetzt — allein die Politik des Vogels Strauß ist weder eine gescheidte noch zeitgemäße Politik, obenbesagte Weltgeschichte aber ein Büchlein, aus wel-

---

Knechtung des katholischen Oesterreich durch Protestanten, Freimaurer und Juden. Solchen Freiheitsmännern stehen würdig zur Seite Literaten von der Sorte des „Grazer Telegraphen", der zur Feier des 3. Juli 1867 die Niederlage von Königgrätz als einen Sieg der Freiheit und sogar des Deutschthums verherrlichte, und ein Publikum, welches derartigen Eiterbeulen des Journalismus eher Beifall klatscht als das Abonnement kündigt. In England, Frankreich, Spanien wären derlei Vorkommnisse, selbst in Jungitalien mindestens die Verherrlichung einer verlorenen Schlacht ganz und gar unmöglich. — An der Beseitigung des Concordates ist wohl nicht viel gelegen, es hat der Kirche in Oesterreich bisher blutwenig genützt, doch die einseitige Aufhebung desselben würde die Zahl der empörenden Vertragsbrüche unserer Zeit um einen vermehren. Was aber daraus werden müßte, falls die Staatsregierung der liberal-freimaurerischen Strömung des Unterhauses, das nach liberaler Art stets im Namen des „Volkes" spricht und doch schwerlich einen erheblichen Theil des österreichischen Volkes wirklich repräsentirt, nachgäbe, das wagen wir kaum zu vermuthen. Bestimmt wissen wir bloß, daß die Universalmixturen aus der Geheimküche der Kirche in Baden vergleichweise weit mehr genützt als geschadet haben, während sie der Bildung, Gesittung und insbesondere dem Geldbeutel des Volkes nicht gut, der Regierung wie der „Volksvertretung" und den Geheimen des Ländchens selbst weit schlimmer bekamen als man offen einzugestehen beliebt. Im Uebrigen sind die Zeitverhältnisse so, daß die erbarmenswerthen Reden, Anträge und Resolutionen der Brüder in Oesterreich und ihres Anhanges nur gar zu bald von der Weltgeschichte ad acta gelegt werden könnten.

D. V.

Digitized by Google

chem denkende Menschen, die noch an einen persönlichen Gott im hohen Himmel und an einen am Kreuze gestorbenen Erlöser glauben, Ersprießlicheres zu lernen vermögen als aus einer ganzen Bibliothek. Nicht das Herz sondern der Kopf sollte in praktischen Angelegenheiten die oberste Instanz ausmachen. Es ist hohe Zeit, daß das katholische Deutschland die Solidarität der katholischen Interessen endlich klarer erfassen und energischer bethätigen lerne. Nicht mehr das Gebet des Mundes und Herzens genügt, das Gebet der Thaten thut Noth. Die Bundes-Genossenschaft eines einzigen Mannes, nämlich die des herrlichen Bischofes von Mainz, hat bisher den Katholiken in Baden mehr genützt, als alle Sympathien des katholischen Deutschland, das im Sorgenstuhle bequem duselte oder mit verwunderungsvollem Jammer die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, anstatt Vereine für die Freiheit und Selbstständigkeit des katholischen Deutschland zu gründen, die katholischen Blätter und Zeitschriften weniger scharf zu kritisiren, sondern durch Arbeit, Abnahme und Inserate besser als bisher zu unterstützen, zur guten Letzt den in der Schlachtlinie schon so viele Jahre stehenden Brüdern in Baden materielle und moralische Hülfe zu leisten.

Drittens endlich, wertheſter Herr Rath, will ich Ihnen in's Ohr sagen, weßhalb ich mich herbeilasse, mit Ihrem engern Heimathlande mich zu befassen. Wir Katholiken sind im Punkte des viribus unitis neben den Protestanten und Freimaurern kläglich anzusehende Liliputer. Sogar in Baden, sage in Baden, wo — um eines vulgären aber sehr passenden Ausdruckes mich zu bedienen — der Teufel bereits seit 1853 los ist, soll es heute nicht nur katholische Laien, sondern im Uebrigen brave Geistliche geben, deren ehemaliges Vertrauen in die Regierung keineswegs total geschwunden ist, welche Angesichts der planmäßigen und hartnäckigen Verfolgung alles positiven Christen- und Kirchenthumes keine erhebliche Verfolgung sehen mögen oder muthlos und rathlos sich fragen: quid faciamus nos? Man mag solche Leute um ihre Gutmüthigkeit beneiden, um ihre Intelligenz und ihren Christenmuth beneiden wir sie keineswegs.

Digitized by Google

Käme es auf sie an, dann würden die Karlsruher Herren ihr Va banque längst gedonnert haben. Sie haben dieß unterlassen, denn sie haben begreifen gelernt, die Entchristlichung des Volkes sei doch lange nicht so weit gediehen als sie wünschen und brauchen; sie fühlen, daß eine wirkliche Macht ihnen gegenübersteht, welche bloß recht in Bewegung gesetzt zu werden braucht, um auf nicht staatsgesetzlich aber doch kanonisch legalen Wegen ihrer Herrlichkeit ein Ende zu bereiten. Recht und Wahrheit, Billigkeit und Vernunft plaidiren unaufhörlich für die Sache, die der älteste Erzbischof des Erdballes so lange, so muthig, so weise verfochten, daß die liberale und radikale Presse aller Culturländer sich bewogen fand, vom Experimentirwinkelchen in der Südwestecke Deutschlands außergewöhnlich Notiz zu nehmen. Der Herr selbst ist offenbar mit dem Erzbischof Hermann, aber die Katholiken? Unwillkürlich hat uns der historisch nichts weniger als unabweisbare Gedanke angefallen, die katholische Kirche wäre schon längst und dutzendmale in der Trödelkammer der „geschichtlichen Entwicklungen" vermodert, wenn ihre Existenz auch nur wesentlich vom politischen, socialen und moralischen Thun und Lassen ihrer Kinder abhinge.

Herr Rath; die liberale und radikale Presse hat es verstanden, die Welt bezüglich der Dinge in Baden und der Lage der Christgläubigen — Katholiken wie Protestanten — in schweren Täuschungen und Irrthümern zu erhalten. Sie wird ihre Aufgabe auch künftig lösen. Nahezu 4000 antichristlichen und antikirchlichen Zeitschriften, Blättern und Blättchen in Deutschland stehen schwerlich 100, in Baden einigen 40 kaum ein halbes Dutzend katholische entgegen. Jene gedeihen und leben flott, denn die Katholiken sind zum guten Theile diejenigen von welchen sie mit Artikeln, Abonnements und Inseraten bedient werden. Und unter diesen Katholiken tragen nur allzuviele lange schwarze Röcke. Vielleicht dämmert letztern die rechte Einsicht auf, wenn einmal die Revolution hohnlachend sich bedankt für die gewissenhafte Verwaltung und sorgliche Mehrung der kirchlichen Fonds, den geistlichen Herren ihre

Digitized by Google

Pfründen nimmt und sie auf Hungerkost à la Frankreich oder gar Jungitalien setzt. Trop tard! —

So steht es, mein werther Rath Blech! Und indem ich daran gehe, Ihnen badische Bilder aus nächster Nähe besehen abzuzeichnen, schmeichle ich mir keineswegs mit der Hoffnung, an der Lage der Dinge etwas ändern zu können. Aber durch Sie möge es in Ihren Kreisen bekannter werden, wie man in katholischen oder meinetwegen ultramontanen, jesuitischen, klerikalen, kurz in meinem Lager keineswegs in süßen Illusionen der Machtfülle sich wiegt, wohl aber bedeutend klarer und schärfer in die Karten der Gegner schaut, als diese gerne hätten und sich einreden möchten! —

Und Ihr Eduardchen liegt krank, krank am Wechselfieber? Das ist sonst keine Kinderkrankheit, doch die Zeitläufte sind so abnorm, daß Blinde die Sehenden führen und Buben Männer regieren. Die Welt steht auf dem Kopfe und ich würde das Kunststück auch probiren, wenn nur Schwindel und Schlagfluß nicht wären. Aber — bon soir, mon ami à Vienne!

Digitized by Google

XXXIX.

War Shakeſpeare Katholik?

(Schluß.)

3) Wir wenden uns zu dem dritten Abſchnitte dieſer unſerer Abhandlung, zur Auswahl und Behandlung einer Anzahl einzelner detachirter Stellen aus Shakeſpeare, welche für die Bejahung oder Verneinung der uns hier vorliegenden Frage von Bedeutung zu ſeyn ſcheinen.

Es wäre allerdings eine verkehrte Methode, wenn man um die religiöſe und theologiſche Richtung Shakeſpeare's zu zeigen, eine Anzahl von einzelnen Stellen, wie ſie gerade zu unſern Meinungen über dieſen Gegenſtand paſſen, aus ſeinen Dramen zuſammenſuchen und aneinander reihen wollte. Nach dieſer Methode könnte man z. B. durch das Citat aus Schiller: „Und geboren wurde der Jungfrau Sohn, die Gebrechen der Erde zu heilen", beweiſen wollen, daß dieſer Dichter ein gläubiger Chriſt war, und aus eben ſolchen Stellen das gleiche von Göthe, wie Rümelin richtig bemerkt. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß man dabei immer mit dem nöthigen Verſtändniß, mit der nöthigen Kritik zu verfahren hat. Ueberdieß iſt dabei zu unterſcheiden das allgemein chriſtliche und das ſpecifiſch katholiſche Element.

Digitized by Google

Jedenfalls gibt es als Gegenstand dieser Untersuchung eine größere Anzahl von Stellen bei Shakespeare als man gewöhnlich meint, wenn man nicht, zwar unbefangen aber doch eigens zu diesem Zwecke, die Werke Shakespeare's durchgelesen hat. Es kann das auch nicht befremden. Shakespeare's Zeitalter ist gleichsam noch ein Stück Mittelalter, wenn es auch zugleich der Anfang einer neuen Zeit ist; das ganze Leben war damals noch viel mehr als jetzt von kirchlichen und theologischen Elementen durchdrungen. Wenn Vieles davon durch die Reformation unterging, so brachte dieselbe andererseits wieder die lebhafteren theologischen Controversen, welche nicht auf die Schule und Kirche eingeschränkt blieben, sondern vielfach in das Leben übergingen. Es ist eine damit zusammenhängende, in historischer Beziehung richtige Bemerkung Tiecks*), daß man in den Theaterstücken jener Zeit häufig neben vielen Obscönitäten Aeußerungen „übertriebener Devotion" findet, wie Tieck sich ausdrückt, d. i. viele christlich religiöse und kirchliche Vorstellungen. Es ist daher ganz verkehrt, wie moderne, besonders deutsche Kritiker dieses zu thun gewohnt sind, sich Shakespeare vorzustellen ungefähr wie einen aufgeklärten Protestanten unserer Zeit, und von diesem Standpunkte ausgehend sich seine religiösen und theologischen Anschauungen und Grundsätze zu construiren.

Mit Vermeidung solcher Abirrungen wollen wir im Folgenden eine Anzahl einzelner Stellen aus Shakespeare betrachten nach diesen drei Kategorien: erstens solche die man angeführt hat um zu beweisen, daß Shakespeare nach deren Inhalt zu schließen gar nicht habe Katholik seyn können; zweitens solche in welchen er allgemein christliche, also auch katholische, Lehren und Vorstellungen in besonders bemerkenswerther Weise ausspricht oder andeutet; endlich solche Stellen

*) Tieck, Shakespeare's Vorschule. II. Th. S. XXIX.

Digitized by Google

aus dem religiösen und kirchlichen Gebiete, welche einen specifisch katholischen oder protestantischen Inhalt haben.

Einige Stellen der ersten dieser drei Kategorien haben wir schon oben gelegenheitlich behandelt, als: die Formel der von dem Cardinal Pandulpho gegen König Johann ausgesprochenen Excommunikation (König Johann Akt III. Sc. 1); die Worte in Kranmers Weissagung von der Regierung Elisabeth's (Heinrich VIII. Akt V. Sc. 4); und eine Stelle in „Ende gut, Alles gut" (Akt I. Sc. 1) gegen den Werth des jungfräulichen Standes. Es bleiben uns daher nur folgende Stellen dieser Art übrig, welche der englische Kritiker gegen Rio anführt*). In „Romeo und Julia" kommt der Ausdruck „Abend-Messe" vor**). „Ein Katholik muß wissen, sagt der englische Kritiker, daß Abends keine Messe gehalten wird, da der celebrirende Priester vorher an diesem Tage keine Speise genommen haben darf." Allerdings ist dieser Ausdruck sehr auffallend. Da aber diese Sache so allgemein bekannt ist und Shakespeare, wie wir weiter unten sehen werden, sonst eine nähere Kenntniß des katholischen Cultus beweist: so wird man annehmen müssen, daß das Wort mass (Messe) damals auch in einem allgemeinern Sinne für „Gottesdienst" überhaupt zuweilen gebraucht wurde. An einer andern Stelle kommt Morgenmesse (morrow mass) vor, vielleicht gleichfalls in diesem allgemeinen Sinne, obgleich es auch Frühmesse bedeuten kann. Jedenfalls ist diese Stelle für sich nicht entscheidend. Dann führt der englische Kritiker einige Stellen an, wo gegen katholische Gebräuche und Priester feindselige oder tadelnde Ausdrücke vorkommen, wobei man sich aber nur wundern muß, wie er die Stellen so anwenden kann. Es sind nämlich diese Aeußerungen durch

*) Edinb. Rev. p. 180.

**) Julia fragt den Pater Lorenzo (Akt IV. Sc. 1): Or shall I come to you at evening mass?

Digitized by Google

den Charakter der sprechenden Person oder die Situation gegeben, und man kann nicht entfernt daraus etwas auf die persönliche Ansicht und Stimmung des Dichters schließen. So z. B. wenn Laertes an dem Grabe seiner Schwester in seinem leidenschaftlichen Schmerze Scheltworte gegen den Priester ausstößt, welcher Ophelia als einer vermutheten Selbstmörderin nicht alle Ehren des christlichen Begräbnisses zukommen läßt, dabei aber ausdrücklich und in einem sehr würdigen Tone bemerkt, er mache bei der hier zugelassenen Form des Begräbnisses in Anbetracht der Umstände noch alle irgend zulässigen Concessionen (Hamlet Akt V. Sc. 1); oder wenn das moralische Scheusal, der schwarze Sklave Aaron im „Titus Andronikus" wegwerfend von „päpstlichen Seltsamkeiten und Ceremonien" spricht, aber gerade an einer Stelle worin indirekt der katholischen Kirche und den Katholiken Lob gespendet wird wegen der Gewissenhaftigkeit, mit der sie den mit kirchlicher Weihe versehenen Eidschwur halten (Akt V. Sc. 1). Wir übergehen andere mit nicht besserm Grunde von dem englischen Kritiker vorgebrachten Stellen ähnlicher Art. Wenn aber der englische Kritiker außer diesen besondern Stellen auch noch den Grund anführt, daß der Dichter deßwegen nicht habe Katholik seyn können weil er „ein loyaler Unterthan und ein eifriger englischer Patriot gewesen sei": so ist dieses denn doch zu gehässig. Es ist eine unbezweifelte Thatsache, daß in der gefahrdrohenden Zeit der spanischen Armada die Katholiken den größten Eifer zur Vertheidigung des Vaterlandes bewiesen. Viele derselben erboten sich zur Ausrüstung von Schiffen und zu freiwilligen Kriegsdiensten*).

Wir richten jetzt unsere Aufmerksamkeit auf eine Anzahl Shakespeare'scher Stellen, an welchen von Lehren und Mysterien des Christenthums die Rede ist und zwar in einer

*) Lingard VIII. 294. Dodd. p. 26. Anm. 1.

Digitized by

Weise, daß für den Dichter der seinen dramatischen Personen solche Worte in den Mund legen konnte, diese Lehren und Mysterien nothwendig ein Gegenstand des tiefern Nachdenkens und inniger Gefühle gewesen seyn müssen. Herr Rio hat schon auf mehrere derselben aufmerksam gemacht; wir glauben dazu noch eine kleine Nachlese geben zu können. Es sind dieß Stellen wo die Rede ist von Religiosität und christlicher Frömmigkeit überhaupt; von der Sündhaftigkeit des Menschen; von der göttlichen Gnade; von Reue und Bekehrung; vom Gebet.

Frömmigkeit steht höher und gibt eine mehr sichere Bürgschaft als moralische Ehrenhaftigkeit für sich allein. Zum höchsten Lobe eines Mannes heißt es von Einem:

Er ist ein Mann von Ehre
Und, was noch mehr ist, fromm *).

Damit ist zu verbinden eine Stelle in Macbeth, wo Malcolm die von einem Könige zu verlangenden Tugenden aufzählt und darunter ausdrücklich Frömmigkeit (Andacht, devotion) nennt. Wie nur auf dem Glauben an Gott und auf der positiven Religion die Heiligkeit des Eides, dieser Hauptstütze der gesellschaftlichen Ordnung beruhe, wird an der oben angeführten Stelle des Titus Andronikus durch den Mund Aarons in einer indirekten, aber sehr energischen Weise eingeschärft. Sehr bemerkenswerth ist, daß bei einer der heroischen Figuren Shakespeare's, die mit offenbarer Vorliebe von ihm dargestellt wird, die Frömmigkeit und die kirchliche Gesinnung einen Hauptzug des Charakters bildet. Es ist dieß König Heinrich V.**). Sogleich in der ersten Scene schildern ihn die beiden über die bedenkliche Lage der

*) Cymbeline Akt III. Sc. 4 sagt Pisanio von Lucio:
he's honourable,
And doubling that, most holy.

**) Rio p. 165. Uebers. 150 der dieses, wenn wir nicht irren, zuerst in das rechte Licht gesetzt hat.

Digitized by Google

Kirche sich besprechenden Bischöfe, welche ihre Hoffnung besonders auf ihn setzen (Akt I. Sc. 1). „Er ist ein wahrhafter Freund der heiligen Kirche", sagt der Bischof von Ely. Ueber die Frage, ob Krieg mit Frankreich zu führen, läßt er sich von dem Erzbischof von Canterbury Belehrung und Rath ertheilen (Sc. 2). Am frühen Morgen vor der Schlacht von Azincourt im Gespräche mit Gloster tröstet er sich bei der gefahrvollen Lage des Heeres mit einem frommen Gedanken (Akt III. Sc. 1):

Großer Gott!
Es ist ein Geist des Guten in dem Uebel,
Zög ihn der Mensch nur achtsam da heraus ꝛc.

Da wo er unerkannt vor Tagesanbruch sich mit Soldaten im Lager unterhält, sagt er unter Anderm: „Jeder Soldat sollte im Kriege es wie jeder kranke Mann in seinem Bette machen; jedes Stäubchen aus seinem Gewissen waschen, und wenn er nicht stirbt, so war die Zeit segensvoll verloren worin eine solche Vorbereitung gewonnen ward. Und bei dem welcher davon kommt, wäre es keine Sünde zu denken, daß, da er Gott ein so freies Anerbieten macht, dieser ihn den Tag überleben läßt, um seine Größe einzusehen, und andern zu lehren, wie sie sich vorbereiten sollen." Wie von wahrer inniger Frömmigkeit durchdrungen ist Heinrichs Gebet vor der Schlacht (Akt IV. Sc. 1); und sein Dank, nachdem er mit seinem kleinen durch Krankheit heimgesuchten Heere einen viel mächtigern Feind geschlagen hatte (Akt IV. Sc. 8):

O Gott dein Arm war hier;
Und nicht uns selbst, nur deinem Arme schreiben
Wir Alles zu . . .
Kommt ziehen wir in Prozession zum Dorf
Und Tod sei ausgerufen durch das Heer,
Wenn Jemand prahlt und Gott die Ehre nimmt,
Die einzig sein . . .
Begeh'n wir alle heiligen Gebräuche,
Man singe das Non nobis und Te Deum.

Das Gefühl der allgemeinen menschlichen Sündhaf-

Digitized by Google

tigkeit und das Bedürfniß der göttlichen Gnade läßt der Dichter wiederholt durch mehrere seiner dramatischen Personen aussprechen. Er hätte dieses in solcher Weise nicht thun können, wenn er für seine Person diesen Gefühlen und Anschauungen fremd gewesen wäre. Wir reihen hier folgende hieher gehörende Stellen aneinander. Ein Edelmann in „Ende gut Alles gut" (Akt IV. Sc. 3): „Nun Gott erbarm' sich unsers Abfalls! Was sind wir für Geschöpfe, wenn wir unsern eig'nen Weg gehen." Hamlet (Akt II. Sc. 2): „Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?" Akt II. Sc. 3: „Ich bin selbst leidlich tugendhaft; dennoch könnt ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren."

Angelo in „Maß für Maß" (Akt IV. Sc. 4):

Ach, wenn uns erst erlosch der Gnade Licht,
Nichts geht dann recht; wir wollen, wollen nicht.

Biron in „Liebesleid und Lust" (Akt I. Sc. 1):

— Jeder Mensch hat angeborne Schwächen,
Die Gnade nur, nicht Kraft kann überwinden.

Der Kräuter suchende Bruder Lorenzo (Romeo und Julia Akt II. Sc. 3) knüpft an die Bemerkung, daß die Pflanze heilende Kräfte und Gift in sich habe, den Gedanken an:

Zwei Feinde lagern so uns im Gemüthe
Wie in den Pflanzen: böser Will' und Gnade*);
Und wo das Schlecht're vorherrscht mit Gewalt,
Die Blume frißt der Wurm des Todes bald.

Claudio in „Maß für Maß" (Akt I. Sc. 3) citirt die Worte der Schrift über die Gnadenwahl:

Des Himmels Wort: wen ich erwähl, erwähl ich,
Wen nicht, verstoß ich . . . und doch stets gerecht.

---

*) So ist zu übersetzen, nicht wie in der Schlegel'schen Uebersetzung: Güte. Im Original: Two such opposed foes encamp then still In man as well as herbs, grace and rude will.

Digitized by Google

Gnade und zeitliche Güter sind nicht immer beisammen, worüber im „Kaufmann von Venedig" (Akt II. Sc. 2) ein altes Sprüchwort angeführt wird: Der Eine hat die Gnade, der Andre hat genug. Aber die Leiden vermehren die Gnade, wie die unschuldig eingekerkerte Hermione sagt (Wintermärchen Akt II. Sc. 1):

Der Kampf, in den ich gehe,
Ist für mich bessere Gnade*).

Die schönen Stellen über die göttliche Gnade (mercy) neben der göttlichen Gerechtigkeit, welche Shakespeare Portia in dem Kaufmann von Venedig (Akt IV. Sc. 1) und Isabella in Maß für Maß (Akt II. Sc. 2) in den Mund legt, hat Rio schon angeführt**). Wohl mag Rio das Rechte treffen, wenn er annimmt, daß diese Berufungen auf die göttliche Gnade zugleich die Gnade der weltlichen Herrscher für die unglücklichen, so grausam verfolgten Katholiken in Anspruch nehmen sollten. In letzterer Stelle sind besonders noch die Worte über die Erlösung des Menschengeschlechtes durch die göttliche Gnade bemerkenswerth:

Ach! Alle Welt war Gottes Zorn verfallen,
Und er, dem Fug und Recht zur Rache war,
Fand aus Vermittlung.

Die Erbsünde wird genannt im Wintermärchen Akt I. Sc. 1 wo Polyxenes von seinem unschuldigen, freundschaftlichen Zusammen mit Leontes in ihrer ersten Jugend spricht:

. . . Lebten wir so weiter
Und stieg nie höher unser schwacher Geist
Durch heißes Blut, wir könnten kühn dem Himmel
Einst sagen: „frei von Schuld", die abgerechnet,
Die unser Erbtheil.

---

*) This action, I now go on Is for my better grace. In der Schlegel'schen Uebersetzung: dient mir zum ew'gen Heil.

**) p. 301. Uebers. S. 272.

Digitized by

Als die gefährlichste Versuchung für die menschliche Sündhaftigkeit wird bezeichnet: der falsche Schein des Guten und zu große Sicherheit. Maß für Maß Akt II. Sc. 2:

O list'ger Erbfeind, Heil'ge dir zu fangen,
Köderst du sie mit Heil'gen: höchst gefährlich
Ist die Versuchung, die durch Tugendliebe
Uns zur Versuchung reizt.

Macbeth Akt III. Sc. 5:

Denn, wie ihr wißt, war Sicherheit
Des Menschen Erbfeind allezeit.

Ueber Reue und Bekehrung hat Rio drei Stellen angeführt welche tief empfunden und gedacht sind: das erschütternde Gebet des Königs, der darnach ringt beten und bereuen zu können (Hamlet Akt III. Sc. 2); die Reue- und Bußgedanken des im Gefängniß gehaltenen Posthumus (Cymbeline Akt V. Sc. 4); die Bekehrung Olivers und des Usurpators Friedrich, der seinen Bruder den Herzog vom Thron gestoßen hatte, in „Wie es euch gefällt" *). Dazu kommen aber noch andere Stellen über das Wesen der wahren Reue, welche beweisen wie sehr der Dichter darüber nachgedacht haben muß. Die Reue muß die Sünde selbst zum Gegenstand haben, nicht die äußern Nachtheile welche wir uns dadurch zugezogen haben — so läßt der Dichter den Herzog als Beichtvater zu Julia sagen (Maß für Maß II. 3):

Nur darum nicht bereu' es,
Weil dich die Sünd' in diese Schmach geführt:
Solch Leid sieht auf sich selbst, nicht auf den Himmel,
Und zeigt, des Himmels denkt man nicht aus Liebe,
Nein, nur aus Furcht.

Julie. Ich fühle Reu, weil es ein Unrecht war,
Und trage gern die Schmach.

Ariel sagt im „Sturm" zu den Männern der Sünde (Akt III. Sc. 3):

*) Rio p. 281, 189. Uebers. S. 253, 171.

Digitized by Google

Um euch zu ſchirmen vor des Urtheils Grimm,
Der ſonſt in dieſem gänzlich öden Eiland
Auf's Haupt euch fällt, hilft nichts als Herzeleid
Und reines Leben künftig.

Ueber die auf die Reue folgende Bekehrung findet ſich in „Wie es euch gefällt" Akt V. Sc. 4 eine ſehr bemerkenswerthe, von Rio mit Recht hervorgehobene Stelle. Dort nämlich wird der jüngere Bruder Friedrich welcher ſeinen ältern Bruder, den regierenden Herzog vom Throne geſtoßen hatte und dann ſich mit einem Heere in den Ardenner Wald begibt, um den dort weilenden Herzog mit ſeinen Begleitern gefangen zu nehmen, in dieſem Walde durch einen „alten frommen Mann" plötzlich bekehrt „von dieſem Unternehmen und von der Welt". Er gibt ſeinem Bruder den Thron zurück und widmet ſich einem frommen Leben. Auf dieſen Bericht ſagt der geiſtvolle Humoriſt des Stückes, Jacques, einer der Begleiter des Herzogs in ſeiner Verbannung:

Zu ihm will ich; denn dieſe Neubekehrten,
Sie geben viel zu hören und zu lernen *).

Dieſe obwohl ganz kurze Aeußerung weist auf Erfahrungen hin, welche der Dichter an andern oder an ſich ſelbſt gemacht hat. Zunächſt iſt bei dieſer Sentenz an die Bekehrung von der Sünde und von der Welt zur Tugend und einem geiſtlichen Leben zu denken. Wohl kann aber auch der Dichter und ein Theil ſeiner Zuhörer und Leſer an Bekehrungen im kirchlichen Gebiete dabei gedacht haben. Denn ſolche Converſionen durch Rückkehr von der neuen Lehre zum alten Glauben kamen in England zu Shakeſpeare's Zeit vor **).

---

*) To him will J; out of these convertites.
There is much matter to be heard and learn'd.

**) In dem neueſten Bande des großen, ſo intereſſanten Werkes des hochw. Biſchofs von Straßburg, Dr. Andreas Räß (Die Convertiten ſeit der Reformation. IV. Bd. S. 15, 206, 254) wird von drei engliſchen Convertiten gehandelt, die Zeitgenoſſen Shakeſpeare's waren: Piquerin Botons, engliſcher Edelmann; Franz

Digitized by Google

Von dem Gebet im Allgemeinen, von Gebeten für Lebende, für Todte, Morgen- und Abendgebet und andern ist an vielen Stellen die Rede. Von der Kraft des Gebetes wird an jener merkwürdigen Stelle im Hamlet (Akt III. Sc. 2), wo der König zu beten und zu bereuen sich anstrengt, gesagt:

> Und hat Gebet nicht die zweifache Kraft,
> Dem Falle vorzubeugen und Verzeihung
> Gefall'nen auszuwirken?

Gebete für Todte: Imogen bei der Leiche des Posthumus (Cymbeline Akt III. Sc. 6):

> Hab ich mit Blum und Laub die Gruft bestreut
> Und hergesagt ein Hundert von Gebeten,
> Zweimal, wie ich sie weiß, mit Seufzen, Thränen
> Verlaß ich seinen Dienst.

Herzog Buckingham empfiehlt vor seiner Hinrichtung sich wiederholt dem Gebete der Anwesenden (Heinrich VIII. Akt II. Sc. 1): „All ihr guten Menschen betet für mich!" Und unmittelbar vor seinem Tode:

> Wie der Stahl mich trifft, die lange Scheidung
> Laßt eu'r Gebet ein lieblich Opfer steigen,
> Hebt meine Seel' empor zum Himmel.

Daß Personen für andere lebende Personen beten, daß sie andere um ihr Gebet bitten oder unaufgefordert ihr Gebet Andern versprechen, kommt sehr oft. Ein Zug von zarter Innigkeit ist es, wenn Ferdinand zu Miranda sagt (Sturm III. 1):

> Ich ersuche euch
> (Hauptsächlich um euch im Gebet zu nennen)
> Wie heißet ihr?

Der katholische Leser wird hier an das Memento für

Walsingham, anglikanischer Diakon, und Dr. Carier, Hofprediger des Königs Jakob von England. Unter diesen ist besonders die Conversionsgeschichte des zuletzt genannten höchst bemerkenswerth.

Digitized by Google

Lebende in dem Kanon der Messe denken, das der Priester betet und die Gläubigen welche die Meßgebete mit ihm beten, und wobei der Name der Person für die man beten will, eingeschaltet wird*). Aber auch an andern nicht wenigen Stellen werden Gebete Lebender für Lebende erwähnt**). Von einander entfernte, durch Liebe verbundene Personen kommen überein zu derselben Stunde für einander zu beten. So sagt Imogen nach dem Abschied von dem in den Krieg ziehenden Gemahl (Cymbeline I. 4):

Noch viel wollt ich ihm sagen.
. . . Ich wollt' ihn nöthigen
Um sechs des Morgens, Mitternacht und Mittag
Mir betend zu begegnen, weil ich dann
Für ihn im Himmel bin.

Sehr charakteristisch tadelt die leichtfertige Frau Hurtig in den „Lustigen Weibern von Windsor" (Akt I. Sc. 4) an einem braven Bedienten: „sein schlimmster Fehler ist, daß er so erpicht auf's Beten ist." Dagegen wird es an einer andern Stelle als der höchste Grad der Verworfenheit angesehen, wenn ein Mensch nicht mehr betet, nicht mehr beten kann. Othello sagt zu Jago (Othello Akt III. Sc. 3):

Wenn du sie frech verläumd'st und folterst mich,
Dann bete nie mehr, schließ die Rechnung ab;
Auf höchsten Gräuel häufe neuen Gräu'l.

Andere Stellen über das Gebet müssen wir der Kürze wegen näher zu betrachten unterlassen***).

---

*) Memento, Domine, famulorum famularumque tuarum N. et N. et omnium circumstantium etc.

**) Die beiden Veroneser Akt I. Sc. 1 (Proteus). Coriolan I. 3 (Virginia). Macbeth I. 6 (Lady Macbeth) III. 6 (Lenox). Sommernachtstraum I. 1 (Hermia). Cymbeline III. 6 (Imogen). Hamlet III. 1 (Hamlet).

***) Gebet der Soldaten vor der Schlacht: Heinrich V. Akt IV. Sc. 2. Laut beten: „Viel Lärm um Nichts" II. 1. Morgen- und Abend-Gebet: „Lustige Weiber von Windsor" II. 2. Abendgebet: Cymbeline II. 2. Lustige Weiber V. 5.

Digitized by Google

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, ſolche Stellen in den Shakeſpeare'ſchen Dramen zu betrachten welche entſchieden eine confeſſionelle Beziehung, ſei es auf die neue Lehre oder die katholiſche Kirche haben, außer den ſchon oben über den geiſtlichen Stand angeführten Stellen. Hier iſt nun zuerſt als charakteriſtiſch für die Zeit Shakeſpeare's anzuführen, daß Begriff und Wort der Häreſie, im eigentlichen und bildlichen Sinne, im Ernſt und Scherz mehrmal gebraucht wird, was einem Dichter unſerer Zeit nicht in den Sinn käme. Freilich werden in jener Periode der engliſchen Reformation abwechſelnd und ſelbſt gleichzeitig Katholiken und Proteſtanten als Häretiker behandelt. Nach den alten Staatsgeſetzen gegen die Häretiker ließen Eduard VI. und Eliſabeth die Katholiken hinrichten, wie Maria die Proteſtanten und Heinrich VIII. beide.

So wird im figürlichen und theilweiſe ſcherzhaften Sinne Häreſie und Häretiker gebraucht in Romeo und Julia I. 2, wo Romeo ſeine Augen, wenn ſie ſich in Julia täuſchen ſollten, „durchſcheinende Ketzer" (transparent heretics) nennt; in „Viel Lärm um Nichts" I. 1 kommt vor ein verſtockter Ketzer (a obstinate heretic); im Wintermärchen Akt IV. Sc. 1 wird Perdita als eine Schönheit geprieſen die, wenn ſie Ketzerei lehrte, jeden zum Proſelyten machte. Cymbeline Akt III. Sc. 4 wird der auf Unwahrheit beruhende Brief des Leonatus mit der durch Ketzerei verfälſchten Schrift verglichen. „Verlorne Liebesmühen" Akt IV. Sc. 1 wird ein der Schönheit gemachtes intereſſirtes Compliment genannt „Ketzerei im Schönen, paſſend für dieſe Zeit." Ernſthafter lautet die auf Erfahrung ſich berufende Vergleichung des ſeiner frühern Geliebten überdrüſſigen Lyſander (Sommernachtstraum Akt II. Sc. 1):

Wie nach dem Ueberfluß von Näſcherei'n
Der Ekel pflegt am heftigſten zu ſeyn;
Wie die am meiſten Ketzereien haſſen,
Die, einſt bethört, ſie wiederum verlaſſen.
Mein Uebermaß, mein Wahn! ſo flieh ich dich.

Digitized by Google

Gegen die frommen Zeloten, die man in neuen Sekten oft mehr als bei alten Religionen findet, iſt eine Aeußerung im Timon, die dem Diener in den Mund gelegt wird (Akt III. Sc. 3): „Ew. Gnaden iſt ein recht frommer Böſewicht . . . Frommen Vorwand nimmt er um gottlos zu ſeyn, denen gleich, die mit inbrünſtigem Religionseifer ganze Königreiche in Brand ſetzen.“ Nach Warburton iſt dieſe Stelle gegen die Puritaner gemünzt. Gegen die üblen Folgen welche daraus entſtehen wenn Jeder nach ſeinem individuellen Belieben die heilige Schrift auslegt, und überhaupt gegen den Mißbrauch von Bibeltexten kommen einige Stellen vor. Da das Leſen der Bibel durch die Reformation allgemeiner verbreitet wurde und das Princip der individuellen Schrifterklärung ſich daraus entwickelte, ſo ſind dieſe Stellen offenbar mehr gegen die neue Lehre als gegen die alte Kirche gerichtet. Zuerſt iſt hier anzuführen ein ſatiriſcher Scherz gegen die Sitte des zu häufigen Citirens von Bibeltexten in „Was ihr wollt“ (Akt I. Sc. 5):

Olivia: Nun, Herr, wie lautet euer Text? Viola: Schönſtes Fräulein! — Olivia: Wo ſteht euer Text? — Viola: In Orſinos Bruſt. Olivia: In ſeiner Bruſt? In welchem Kapitel ſeiner Bruſt? Viola: Um methodiſch zu antworten, im erſten ſeines Herzens. Olivia: O ich hab es geleſen: es iſt Ketzerei.

Eine andere Stelle berührt in ernſter Weiſe die Schwierigkeiten und Bedenken bei dem Gebrauche der Schrift in König Richard II. (Akt II. Sc. 5) wo der gefangene König von ſeinen eigenen Gedanken die ihn beſchäftigen, ſpricht:

Die beſſ're Art,
Als geiſtliche Gedanken ſind vermengt
Mit Zweifeln, und ſie ſetzen ſelbſt die Schrift
Der Schrift entgegen.
Als: „Laßt die Kindlein kommen“, und dann wieder:
„In Gottes Reich zu kommen iſt ſo ſchwer
Als ein Kameel geht durch ein Nadelöhr.“

Beſonders nachdrücklich und bemerkenswerth ſind die

Digitized by

zwei Stellen aus dem Kaufmann von Venedig (Akt I. Sc. 3 und Akt III. Sc. 2):

Siehst du, Bassanio,
Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen.
Ein arg Gemüth, das heil'ges Zeugniß vorbringt,
Ist wie ein Schalk mit Lächeln auf der Wange;
Ein schöner Apfel, der im Innern faul. —
In Religion
Wo ist ein Irrwahn, den ein ehrbar Haupt
Nicht heiligte, mit Texten nicht belegte
Und bärge die Verdammlichkeit durch Schmuck.

Den verwerflichsten Mißbrauch von Bibeltexten legt der Dichter seinem Richard III. in den Mund, der das Citiren der Bibel unter seinen übrigen Mitteln der Heuchelei aufzählt (Akt I. Sc. 3):

Dann seufz' ich und nach einem Spruch der Bibel
Sag ich: Gott heiße Gutes thun für Böses.
Und so bekleid ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen aus der Schrift gestohlen,
Und schein' ein Heil'ger wo ich Teufel bin.

Da durch die neue Lehre zwar größere Freiheit gegeben wurde, aber bei dem Mangel einer entscheidenden Autorität auch Unsicherheit und Widerspruch durch die verschiedene Auslegung der Bibel daraus folgte, so wäre es wohl möglich, daß der Satz im Munde des wahnsinnigen Königs Lear darauf anspielte (Akt IV. Sc. 6): „Ja und Nein zugleich — das war keine gute Theologie."

Wir kommen nun zu denjenigen Stellen Shakespeare's, wo er Gegenstände aus dem Kreise der katholischen Religion und Kirche nennt oder darauf anspielt. Er thut dieses an nicht wenigen Orten, und zwar keineswegs um anzugreifen oder zu spotten, auch da wo weder der geschichtliche Charakter der Zeit, des Ortes, der Personen dieses erfordert (bekanntlich beobachtet er denselben überhaupt nicht mit einiger Genauigkeit), noch auch die Situation der Handlung dieses nöthig macht. Zwar war damals in dem protestantischen

Digitized by Google

England in Sitte und Cultus noch manches aus der katholiſchen Zeit übrig, was jetzt verſchwunden iſt. Wenn wir aber dieſes auch außer Rechnung laſſen, ſo geht dennoch aus einer Zuſammenſtellung der hieher gehörigen Stellen hervor, daß Shakeſpeare Kenntniß von manchen Partikularitäten des katholiſchen Cultus hatte, welche er bei der damaligen Unterdrückung der katholiſchen Religion in England nicht aus der Anſchauung des öffentlichen Lebens geſchöpft haben kann, und welche zugleich ſeiner Denkweiſe ſo vertraut waren, daß der Dichter von ſelbſt und faſt unwillkürlich auf ſolche Vorſtellungen gerathen mußte. Daß er ſie aber nicht in ſeinem Innern zurückhielt, ſondern unter den damaligen Verhältniſſen ausſprach, deutet auf Reflexion und Abſicht hin.

Von Shakeſpeare's anerkennender Erwähnung der katholiſchen Frauenklöſter ſowie von einer Anſpielung auf das Memento für Lebende in dem katholiſchen Meßgebete war oben ſchon die Rede. Daran reihen ſich folgende Stellen über Glauben und Cultus. Den katholiſchen Glaubensſatz vom Fegfeuer enthält Romeo und Julia Akt III. Sc. 3:

Die Welt iſt nirgends außer dieſen Mauern;
Nur Fegefeuer, Qual, die Hölle ſelbſt.

Hamlet Akt I. Sc. 5:

. . . Ich bin deines Vaters Geiſt,
Verdammt auf eine Zeitlang Nachts zu wandern . . .
. . . bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweg geläutert ſind.

Auf die guten Werke zum Beſten der Abgeſtorbenen, nach katholiſcher Lehre, wird hingedeutet Hamlet Akt I. Sc. 1 wo Horatio zum Geiſte ſpricht:

Vielleicht iſt irgend ein gut Werk zu thun,
Das Ruh dir bringen kann und Gnade mir*).

*) If there be may any good thing to be done, That may to thee ease and grace to me. In Schlegels Ueberſetzung weniger genau: Iſt irgend eine gute That zu thun, die Ruh dir bringen kann und Ehre mir.

Digitized by Google

Seelenmessen für die Verstorbenen werden erwähnt Heinrich V. Akt IV. Sc. 1. Die katholischen Sakramente, welche die Sterbenden zu erhalten pflegen, sind aufgezählt in der Rede des Geistes in Hamlet Akt I. Sc. 5:

So ward ich schlafend und durch Bruderhand
In meiner Sünden Blüthe hingerafft,
Ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Oelung.

Rio (p. 281, Uebers. 259) macht aufmerksam darauf, daß diese Stelle in der ältern Abfassung Hamlets fehlt und erst in der zweiten Bearbeitung vom Dichter hinzugefügt worden ist. Die Beichte wird öfters bei Shakespeare genannt, theils im eigentlichen Sinne, theils im figürlichen. In letzterm Sinne an folgenden Stellen: Romeo und Julia Akt I. Sc. 1. Othello Akt I. Sc. 3, Akt III. Sc. 3. Heinrich VI. 3. Th. Akt III. Sc. 2. Im Wintermärchen Akt I. Sc. 1 hat dieser figürliche Gebrauch eine ganz katholische Färbung. Leontes sagt zu Camillo:

Dir vertraut ich
Was mir zunächst am Herzen lag, wie auch
Mein Staatsgeheimniß; priesterlich entludest
Du mir die Brust und stets gebessert schied ich
Von dir wie von dem Beichtiger.

Wenn auch nach der anglikanischen Dogmatik die Buße kein Sakrament mehr war und nach dem allgemeinen öffentlichen Sündenbekenntniß von den Geistlichen die Vergebung derselben von Seiten Gottes bloß verkündet, nicht aber wie in der katholischen Kirche von dem Priester aus göttlicher Vollmacht die Lossprechung ertheilt wird: so blieb dem Einzelnen doch gestattet dem Geistlichen eine Privatbeichte (specielles Sündenbekenntniß) abzulegen, jedoch nur mit derselben Wirkung, wie das allgemeine Sündenbekenntniß; auch kam die Privatbeichte sehr bald außer Uebung. An obiger Stelle aber wird ein Ausdruck gebraucht (cleans'd) der auf wirkliche Lossprechung hindeutet. Nur von der katholischen Beichte können verstanden werden diejenigen Stellen wo die Beichtväter Mönche sind, wie in Romeo und Julia Akt IV. Sc. 1;

Digitized by Google

Ende gut, Alles gut Akt IV. Sc. 3; Maß für Maß Akt II. Sc. 3. An der letzten Stelle kommt von der Beichte nur das Sündenbekenntniß und die Reue der Sünderin Julia bei dem als Mönch gekleideten Herzog vor. Eine Losſprechung durch denſelben wäre unzuläſſig und eine Blasphemie geweſen. Das innere Bedürfniß das der Sünder fühlt, ſeine Schuld zu bekennen, wird an einer bemerkenswerthen Stelle angedeutet in Macbeth Akt V. Sc. 1, wo der Arzt nach dem Ausſprechen des allgemeinen Satzes: „Die kranke Seele will in's taube Kiſſen entladen ihr Geheimniß" — von Lady Macbeth ſagt:

Sie bedarf
Des Beicht'gers mehr noch als des Arztes.

Zu den katholiſchen Glaubensartikeln gehört die Heiligen-Verehrung, deren Anführung im eigentlichen und figürlichen Sinne wir in Shakeſpeare's Dramen begegnen. In „Was ihr wollt" Akt III. Sc. 3 denkt Sebaſtian in der fremden Stadt, wo er ſich umſehen will, zuerſt an die Beſichtigung der „Reliquien"*) daſelbſt. Im figürlichen Sinne iſt von Heiligenbildern als Gegenſtand der frommen Verehrung die Rede im Kaufmann von Venedig Akt II. Sc. 7:

Aus jedem Welttheil kommen ſie herbei,
Dieß ſterblich athmend Heil'genbild zu küſſen;

und Romeo und Julia Akt I. Sc. 5:

Entweihet meine Hand verwegen dich,
O Heil'genbild, ſo will ich's lieblich büßen:
Zwei Pilger neigen meine Lippen ſich,
Den herben Druck im Kuſſe zu verſüßen.

Von Dingen des katholiſchen Cultus gehören noch folgende Anführungen hieher. So wird genannt: geweihtes Brod (Wie es euch gefällt Akt III. Sc. 4); geweihte Gegen-

*) Shall we go see the reliques of the town? Delius erklärt reliques zwar als gleichbedeutend mit dem weiter unten folgenden Worte memorials and things of fame (Sehenswürdigkeiten). Aber wie Steevens bemerkt, reliques kann nur bedeuten Heiligenreliquien oder Ueberbleibſel alter Gebäude d. i. Ruinen. Letzteres paßt aber hier nicht.

Digitized by Google

stände überhaupt (Wintermärchen Akt. IV. Sc. 3); Weihwasser (Cymbeline Akt V. Sc. 4, obgleich das Stück in der heidnischen Zeit spielt; und Lear Akt III. Sc. 2); in der Kirche niedergelegte Gegenstände ex voto (Lustige Weiber Akt VI. Sc. 2). Betbrüder (Stuhlbrüder, beadsmen, Macbeth Akt I. Sc. 6, Richard II. Akt III. Sc. 2, die beiden Veroneser Akt I. Sc. 1). Die Betbrüder beruhen auf einer Einrichtung die im Mittelalter häufig in Uebung war, die auch bei uns im katholischen Süddeutschland bis zur Säkularisation im Anfang dieses Jahrhunderts vielfach bestand und vielleicht noch hie und da fortbesteht. Fromme Personen stifteten nämlich eigene Pfründen für arme Leute, welche dafür die Verpflichtung hatten in der Kirche (in einem Kirchenstuhl, daher Stuhlbrüder) täglich eine Anzahl von Gebeten zu beten, gewöhnlich eine Anzahl von Rosenkränzen (bead bedeutet Rosenkranzkügelchen; daher beadsmen). Es ist nicht abzusehen, wie einem im Zeitalter der Königin Elisabeth als Protestant gebornen Dichter diese katholischen Dinge, die damals in England vergessen oder verhaßt waren, nur hätten in den Sinn kommen können. Auf ein Begräbniß mit frommen christlichen Bräuchen Werth zu legen, wie der alte Schäfer im Wintermärchen (Akt IV. Sc. 3) sich ausspricht, war wohl auch bei dem protestantischen Volke zu Shakespeare's Zeit die herrschende Ansicht. Aber die strenge kirchliche Disciplin in Versagung eines solchen Begräbnisses für Selbstmörder und die genauen Bestimmungen darüber, bis zu welchem Grade Nachsicht eintreten darf, worüber der Dichter den correkten katholischen Priester in ruhiger gemessener Bestimmtheit sich äußern läßt (Hamlet Akt IV. Sc. 1) gehört dem Kreise des specifisch Katholischen an.

Zwei andere Punkte wird man beim ersten Anblick gleichfalls als demselben Kreise angehörend betrachten, nämlich: die Anwendung des Kreuzzeichens und das Fasten. Auf ersteres wird angespielt in der Comödie der Irrungen Akt III. Sc. 1. Das Fasten wird einigemal genannt. So

Digitized by Google

neben Selbstkasteiung, Gebet und frommen Uebungen: Othello Akt III. S. 4; Comödie der Irrungen Akt I. Sc. 2, aus welcher Stelle hervorgeht, daß der Dichter den bei den katholischen Fasttagen bestehenden Unterschied zwischen Fasten (einmalige Sättigung) und Abstinenz (Enthaltung von Fleischspeisen) kannte; endlich Lear Akt I. Sc. 4, wo der Ausdruck „keine Fische essen" von einem Theil der Ausleger erklärt wird als gleichbedeutend mit: „nicht katholisch seyn." Aber beides, das Kreuzzeichen und Fasten, kam auch in dem anglikanischen Cultus wenigstens in dessen früherer Periode vor. Das Kreuzzeichen wurde nach dem unter Eduard VI. (1549) eingeführten Common prayer book von dem Geistlichen bei der Taufe über den Täufling und bei der Firmung über den Firmling gemacht, sowie auch in dem der Consekration entsprechenden Theile der Liturgie der Communion; die wöchentlichen gewöhnlichen Fasttage aber wurden noch im Anfange der Regierung der Königin Elisabeth (1549 und 1552) durch einen Regierungsbefehl eingeschärft*). So mag man denn das Kreuzzeichen und das Fasten als nicht etwas ausschließlich Katholisches bei Shakespeare ansehen. Doch glauben wir, daß ungefähr ein Menschenalter nach den oben angeführten Jahrzahlen, nachdem der Einfluß der deutschen Reformatoren und Calvins überwog, also in der Zeit in welcher Shakespeare für das Theater dichtete, die frühere Uebung kaum mehr fortdauerte.

Zum Schlusse sei es vergönnt noch eine Stelle über das Glockengeläute anzuführen, welche bei dem Dichter der eine solche Stelle schreiben konnte, ein besonders inniges und zartes Gefühl für diese Kundgebung des kirchlichen Lebens voraussetzt. Obgleich auch die protestantischen Kirchen diese Stimme der Glockentöne nicht entbehren, so haben doch die Glocken der katholischen Kirchen durch ihre Weihe und Taufe, durch ihren häufigern Gebrauch und ihre Verbindung mit den

*) Dodd, History of the Church. Vol. II. p. 30 und 32.

Digitized by Google

kirchlichen Tagszeiten, ſowie mit einzelnen beſonders bedeutenden Momenten des Gottesdienſtes eine andere Bedeutung. Wir glauben daher in der hier anzuführenden Stelle aus „Wie es euch gefällt“ Akt II. Sc. 7 einen Hauch katholiſchen Gefühles wahrzunehmen. Dort nämlich trifft der in der Einſamkeit des Ardenner Waldes hülflos und durch Hunger erſchöpft umher irrende Orlando den aus ſeiner Heimath vertriebenen Herzog mit ſeiner Begleitung beim Mahle an. Er wendet ſich an die Menſchlichkeit und das Mitleid der ihm ganz unbekannten Männer mit der Bitte, ihn an der Speiſung Theil nehmen zu laſſen, wenn ſie je anderwärts, außerhalb dieſer Wildniß ein beſſeres menſchliches Leben kennen gelernt hätten. Als einen der charakteriſtiſchen Züge eines ſolchen ſchönern, edlern menſchlichen Daſeyns in der Geſellſchaft läßt der Dichter den Orlando zuerſt das Glockengeläute nennen. Orlando ſagt:

Wenn je ihr beſſ're Tage habt geſeh'n;
Wenn je zur Kirche Glocken euch geläutet;
Wenn je ihr ſaßt bei guter Menſchen Mahl;
Wenn je vom Auge Thränen ihr getrocknet,
Und wißt was Mitleid iſt und Mitleid finden:
So laßt die Sanftmuth mir ſtatt Zwanges dienen.

Darauf erwidert der Herzog:

Wahr iſt es, daß wir beſſere Tage ſahen;
Daß heil'ge Glocken uns zur Kirch' geläutet;
Daß wir bei guter Menſchen Mahl geſeſſen,
Und Tropfen unſ'rer Augen abgetrocknet,
Die ein geheiligt Mitleid hat erzeugt:
Und darum ſetzt in Freundlichkeit euch her.

Wenn man aus dieſer Stelle ſchließen kann, daß das Glockengeläute auf den Sinn und die Stimmung des Dichters einen beſondern Eindruck gemacht haben muß, ſo kann man einen andern berühmten Mann nennen, bei welchem daſſelbe ſtattfand: es iſt dieß der franzöſiſche Kaiſer Napoleon I. Es wird berichtet daß er einmal auf St. Helena Folgendes ſagte: „Der Ton der Glocken mangelt mir hier. Ich kann mich nicht daran gewöhnen ihn nicht mehr zu

hören. Niemals hat der Ton einer Glocke mein Ohr getroffen, ohne in meinen Gedanken Empfindungen meiner Kindheit zurückzurufen. Das Angelus-Läuten versetzte mich in süße Träumerei. Wenn ich mitten in einer Arbeit die ersten Glockentöne des Angelus in meinem von schattigen Wäldern umgebenen Schlosse St. Cloud hörte, so glaubte man gewiß oft, daß ich über einen Feldzugsplan oder über ein Reichsgesetz nachsinne, während ich ganz einfach mein Denken ausruhen ließ und mich zu den ersten Eindrücken meines Lebens zurückversetzte."

Wir sind am Schlusse, obgleich noch Manches zu sagen wäre. Wir haben es uns, um nicht zu ausführlich zu werden, versagen müssen auf eine Darstellung und Kritik dessen einzugehen, was Herr Rio über die Beziehungen mancher Stücke Shakespeare's zu den Zeitereignissen, namentlich zur Geschichte des Grafen Essex sagt. Manches darunter erscheint uns als zweifelhaft, anderes höchst wahrscheinlich. Daß in seinen spätern und spätesten Stücken die Anklänge ernster sittlicher und religiöser Ideen immer häufiger werden, bis diese Richtung in dem letzten Stücke „der Sturm" ihren Gipfelpunkt erreicht, scheint uns Rio nachgewiesen zu haben.

Wir fassen das Ergebniß dieser unserer ganzen Untersuchung in den folgenden Sätzen zusammen. William Shakespeare, in einer katholischen Familie geboren und erzogen, hatte Unterricht in der katholischen Religion und katholische Eindrücke innerhalb des häuslichen Kreises erhalten, so viel die damalige Unterdrückung und blutige Verfolgung der katholischen Kirche in England dieses zuließ. Aus seinen Sonetten läßt sich schließen daß, wenn er auch entgegen den Forderungen der Religion und Moral von Verirrungen nicht frei blieb, er doch immer den wahren und reinen sittlichen Ideen zustrebte. Seine innigen Beziehungen zu dem Grafen Southampton lassen schließen daß er, wie er an dessen Lebensschicksalen den lebhaftesten Antheil nahm, so auch dessen politische Richtung theilte. In seinen dramatischen Werken

Digitized by Google

zeigt er nirgends eine Polemik noch eine feindliche Tendenz gegen die katholische Kirche, wie sie damals bei den Protestanten in England doch sonst so allgemein vorkam im Leben, in der Literatur und auf der Schaubühne. Im Gegentheil, er zeigt für katholische Einrichtungen und Charaktere eine unverkennbare Sympathie. Jene Unterlassung der Polemik und diese Zeichen von Sympathie müssen in Anbetracht der damaligen Zeitverhältnisse als eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung gelten. Dazu kommt, daß er an einzelnen Stellen eine Kenntniß von Partikularitäten des katholischen Cultus beweist, wie sie von einem als Protestant gebornen und erzogenen englischen Dichter der damaligen Zeit nicht zu erwarten ist. Alles dieses, in Verbindung mit einer ausdrücklichen Nachricht „daß er als Papist gestorben sei", welche Davies, ein englischer Geistlicher gegen Ende des 17. Jahrhunderts gibt, findet seine natürlichste und fast allein zulässige Erklärung darin, wenn wir annehmen, daß Shakespeare, wenn auch vielleicht in einzelnen Perioden seines Lebens dem religiösen Leben überhaupt entfremdet, und durch die äußern Verhältnisse gezwungen der anglikanischen Confession sich anzuschließen, dennoch die frühern katholischen Jugendeindrücke bewahrte, sie in seiner spätern Zeit auf's neue pflegte und so im Wesentlichen der Religion, in welcher er geboren und erzogen war, in seinem Innern zugewendet blieb. So, mit dieser nähern Bestimmung und Beschränkung, kann William Shakespeare als ein Mitglied der katholischen Kirche angesehen werden.

Das Werk des französischen Gelehrten Rio hat, wenn es auch in einzelnen Punkten Berichtigungen und gegründete Einwendungen zuläßt, im Ganzen das höchst anerkennenswerthe Verdienst, zur Erörterung dieser Frage über das Verhältniß Shakespeare's zur katholischen Kirche eine neue fruchtbare Anregung und vielfältige Belehrung gegeben zu haben.

Digitized by Google

XL.

Zur Geschichte der Philosophie.

II. Grundriß der Geschichte der Philosophie von Dr. Erdmann. Zweiter Band: Philosophie der Neuzeit. Berlin, Hertz 1866. 812 Seiten.

Etwas über dreizehnhundert Namen von Philosophen und philosophischen Schriftstellern verzeichnet das dem vorliegenden Bande beigefügte Namen-Register, eine wahrhaft erschreckliche Anzahl, falls es etwa einem modernen Raphael einfiele sie alle auf einem Stück Leinwand zusammenzustellen. Dem Verfasser des Grundrisses ist die nicht leichte Arbeit größtentheils vortrefflich gelungen. Das ganze stattliche Heer der Philosophen und Denker steht in wenigen Hauptgruppen vor uns; etwa um ein Duzend seiner Hauptführer geschaart. Rings um sie im Vorder- und Hintergrunde sind die Helden zweiten und dritten Ranges. Auch die Schildknappen der letztern und sonstiger Troß fehlt nicht; Alles an seinem Platz, wenn auch nur mit ein paar derben Strichen grau in grau gemalt. Der zweite Band umfaßt den dritten Theil der Geschichte der Philosophie, nämlich die Philosophie der Neuzeit. Der erste Band hat, wie wir seinerzeit besprochen (Bd. 58, S. 73 ff.), die alte und mittelalterliche Philosophie zum Gegenstand.

Digitized by Google

Was Erdmann unter der Philosophie der Neuzeit meint, gibt er nicht ganz undeutlich damit zu verstehen, daß er Descartes als den ersten und Hegel als den letzten der Philosophen schildert. Die philosophischen Erscheinungen nach Hegel faßt er als Anhang unter dem Titel: „Die deutsche Philosophie seit Hegels Tode" zusammen (S. 619 — 798). Das ist ihm nun freilich von manchem seiner philosophischen Zeitgenossen gar bitter vermerkt worden, daß er seine denkenden Collegen so kurz abgethan, ja daß er hie und da Einen, vielleicht nicht ohne Absicht, ganz vergessen hat. In dem Vorwort gesteht es der Verfasser ganz ehrlich und offen, daß ihm diese letzte Partie die meiste Arbeit gemacht, und mit Recht ruft er darum jedem Tadler zu: Mach's besser! Manche wirklich nennenswerthe Erscheinung der neuesten Philosophie, besonders der englischen und französischen, zu dem überaus reichen Stoffe Erdmanns noch beizufügen dürfte für Männer vom Fach nicht allzu schwer seyn, wohl aber das Bessermachen im Ganzen. Nicht mit Unrecht hat schon eine auch sonst gut getroffene Kritik des Erdmann'schen Werkes bemerkt, daß die philosophischen Schriftsteller der Neuzeit auf katholischer Seite sehr kärglich bedacht sind.

Doch nehmen wir uns einmal das Buch zur Hand, und sehen wir wie reich und trefflich geordnet die in demselben behandelten Materialien sind. Die Einleitung mag vielleicht der Leser am füglichsten überblättern, weil in ihr Urtheile und Sätze ausgesprochen sind, die so allgemein schematisch, so abstrakt, ja fast nebelhaft sind, daß es schwer seyn wird diese kühnen Wolkenbilder auf die harte Wirklichkeit anzupassen. Es hieße wohl mit der Stange in den Nebel fahren, wollten wir die „großen Worte" über den Geist des Protestantismus S. 5 und sein Verhältniß zur katholischen Kirche etwas näher besprechen. Wir citiren nur die Schlußworte des Abschnittes: „Daß Luther heirathet und einen Hausstand gründet, ist der kühnste Protest gegen die Mönchsgelübde und eine seiner größten reformatorischen Thaten." Ich gestehe

Digitized by Google

offen, daß ich den Satz zweimal geleſen um ſicher zu ſeyn, ob nicht — was bei Erdmann nicht ſelten der Fall iſt — der Schalk dahinter ſteckt. Damit nicht dem einen oder andern von den katholiſchen Leſern dieſer Blätter daſſelbe begegne, ſei gleich hier bemerkt, daß dieſer Satz ganz im Ernſte gemeint iſt. Wenigſtens für die Geſchichte der Philoſophie meine ich, ſei dieſe „größte reformatoriſche That" Luthers, ſeine Heirath nämlich, nicht ganz von derſelben Tragweite wie das Cogito ergo sum des Katholiken René Descartes, des Zöglings der Jeſuiten, der ſogar eine Wallfahrt nach Loretto macht, weil er dieſelbe der heil. Jungfrau gelobt um Licht und Einſicht in ſeinen Zweifeln zu erhalten. Das Schema Erdmanns, daß der Geiſt der Neuzeit Proteſtantismus heiße (S. 6), wird alſo ſchon von dem Vater der neuen Philoſophie der das Princip des Proteſtirens auf philoſophiſchem Boden ausgeſprochen, ohne deßhalb gegen die Kirche loszuſchlagen, etwas ſchadhaft und durchlöchert. Doch — jetzt zur Sache!

Es handelt ſich in einem Werke, das den Titel Grundriß trägt, nicht um hiſtoriſche und dogmatiſche Details, ſondern darum, dem Leſer im Ganzen ein treffendes und ſachgemäßes Bild ſei es einer ganzen Zeitrichtung, ſei es des einzelnen Philoſophen in dem dieſelbe ihren Repräſentanten hat, zu geben. Dazu iſt nicht nur die Meiſterſchaft über den Stoff, ſondern faſt noch mehr die Meiſterſchaft in der Form der Darſtellung nothwendig. Beides hat unſer Autor als philoſophiſcher Schriftſteller in ſeiner Macht, wie nicht leicht ein Anderer. In kurzen und klaren Umriſſen zeichnet er das Leben, Lernen und Ringen eines Carteſius (S. 8 ff.), daß es dem Leſer klar wird, wie dieſer Geiſt die ganz eigenthümliche Stellung philoſophiſchen Denkens erreicht hat. An ſolchen Männern zeigt ſich nicht bloß wie an einem Thermometer die Temperatur, ſondern die signatura der Zeit. Alle geiſtigen Strömungen aus allen Richtungen drängen ſich in ihm zuſammen. Vielſeitig iſt ſein Studium, vielbewegt ſein

Digitized by Google

Leben, vielseitig seine wissenschaftliche Produktivität. Erdmann verzeichnet die reiche Geisteserndte die aus dieser Saat sproßte und reifte, ganz treffend. Ebenso wie die Werke sind auch die Hauptlehren richtig gegeben (S. 11 — 29), so daß auch dem Unkundigen ein ziemlich deutliches Bild dessen vor Augen tritt, was man Philosophie des Cartesius nennt.

Noch heute wird der Grundsatz des Cartesius, daß man an Allem zweifeln müsse (de omnibus dubitandum) nicht selten mißverstanden. Es ist dieses Axiom bei Cartesius nichts Anderes als eine Radikalkur seiner in den Skepticismus verfallenen Zeit; diesen seinen Zeitgeist packt er damit und wirft ihn in den Abgrund des eigenen Princips, fordert den Zweifel auf vor Allem an sich selbst zu zweifeln. Nicht im skeptischen Interesse als Endziel sondern als das Mittel, um aus dem Schlamme des Skepticismus heraus zum Ziele der Wahrheit zu führen, appellirt er an den Protest gegen alles Giltige, also nothwendig auch gegen das was den Schülern eines Montaigne und Charron dogmatisch fest stand, nämlich der Skepticismus selber. Durch die Erfüllung jenes Postulates wird der Boden geebnet auf dem das neue Gebäude errichtet werden soll. Aber mehr noch wird erreicht, denn es zeigt sich, daß „der methodische Zweifel", wie die Cartesianer dieses absolute Infragestellen nannten, auch das Material zum Neubau gibt: führe ich nämlich den Zweifel noch soweit durch, so bleibt immer Eines unerschütterlich stehen, ja es wird je mehr ich zweifle, um so gewisser, nämlich dieß: daß Ich, der ich zweifle, bin (Med. II.). Unter dem Ich aber, welches so unerschütterlich gewiß bleibt, ist natürlich nur das Ich zu verstehen welches zweifelt und insoferne es zweifelt oder aber, da Zweifeln nur eine Form und Weise des Denkens ist, welches denkt. Da haben wir die Genesis jenes vielbesprochenen Cogito ergo sum, welches als das Princip und der Ausgangspunkt der gesammten neueren Philosophie gilt. Wohlgemerkt in dieser Form als Ausgangspunkt der Methode ist das Cogito des Cartesius neu,

Digitized by Google

der Gedanke selber keineswegs; derselbe ist längst schon ausgesprochen gewesen und findet sich bereits bei Augustinus (Soliloqu. II. 1) fast wortgetreu.

Wie sich nun dieses Princip bei Cartesius selber und im Verlaufe der Zeiten bei seinen Schülern und Nachfolgern ausgebildet hat, schildert Erdmann ebenso treffend als kurz. Es ist der Faden durch das ganze Labyrinth der neuen Philosophie. Von diesem Gesichtspunkte aus will das System des Malebranche (S. 39 ff.) und des Spinoza (S. 47) gefaßt seyn. Systeme wie die der Letztgenannten sind nicht so leicht klar und doch exakt zu schildern. Gewöhnlich bringt der Leser schon seine eigenen Vorstellungen und Vorurtheile mit. So kommt es, daß man dann nicht weiter sich kümmert welches der Sinn und Zusammenhang des Ganzen ist, sondern es werden eben einzelne Stellen herausgerissen und aus diesen dann in die Luft hinein argumentirt. Die beiden, Malebranche sowohl als Spinoza werden heute noch von den Einen in den Himmel gehoben, von den Andern als wahre Unthiere angesehen. Wie sich die Sache selber verhält, wie in beiden sich der Geist der Zeit reflektirt, versteht Erdmann Jedem klar zu machen. Damit schließt er die erste Periode der neueren Philosophie.

Die zweite Periode umfaßt die Systeme des 18. Jahrhunderts, welche unter den gemeinsamen Begriff des Individualismus subsumirt sind (S. 77—269). Statt des allgemeinen Ich, das Cartesius gemeint, treten jetzt die vielen individuellen Ichs in der Philosophie auf. Jeder einzelne Philosoph verhält sich darum gegen den andern als Egoist, und dieser schlechte Egoismus macht seine Rechte auch in den philosophischen Erscheinungen geltend. Jeder läßt nur das als wahr bestehen, was gerade in seinen Kram paßt. Daraus folgt, daß jeder den andern bekämpft, keiner den andern versteht — also eine allgemeine Sprachverwirrung, ein zweites Babel, an dem wir aufrichtig gestanden bis auf unsern Tag noch in Deutschland laboriren. Der gemeinsame Boden, die

Digitized by

Allgemeinbegriffe, auf denen allein ein Verſtändniß möglich wird, iſt noch nicht wieder gewonnen. Alle dieſe Meinungen und individuellen Argumente, wie ſie im 18. Jahrhundert ſich geltend machen, ſind darum ſkeptiſch und desorganiſirend. So treten jetzt principielle Skeptiker, ein Glanvil, Hirnhaim, Pierre Bayle († 1706) auf, um gleich dem gemeinen Empirismus eines John Locke und den dürren Moralſyſtemen eines Samuel Clarke, Wollaſton, Shaftesbury und dem Individualismus eines Hume und Adam Smith Platz zu machen. Brown, Condillac und Bonnet, der Senſualismus und Materialismus führen die Gedanken der früheren nur bis an die Grenzen der Möglichkeit, nämlich der handgreiflichen Brutalität. In dieſem Fahrwaſſer treffen wir Männer die ſonſt nicht mit Unrecht ſich einen geachteten Namen erworben, wie z. B. Helvetius, Montesquieu, Thomas Chubb u. A. Aus dieſem Zuſammenhang wird uns der Radikalismus eines Toland und Bolingbroke klar. Jetzt tritt im Zuſammenhang mit politiſchen Verhältniſſen, namentlich auch hervorgerufen durch die Schamloſigkeit einer gleißneriſchen Orthodoxie unter Ludwig XIV., erſt der principielle Haß gegen jede poſitive Religion auf. Man verwechſelte das Weſen der Religion, vor Allem des Katholicismus, mit dem was am Hofe Ludwigs XIV. officiell als katholiſch erſchien, d. h. man warf die Wahrheit ſelber mit dem Mißbrauch den die Zeit mit der Wahrheit trieb, durcheinander. Ein ſchaler Deismus trat jetzt bei den „Gebildeten“ an die Stelle des gehaßten chriſtlichen Gottes. Die Freimaurerlogen ſtanden in vollſter Blüthe; ſie brachten dieſe ihre Religion als das neue Licht unter das Volk. Die Schriften des Bolingbroke enthalten das ganze Programm und die ganze Weisheit des religiöſen und politiſchen Radikalismus unſerer Gegenwart. Die „natürliche Religion“, die „natürliche Moral“ ſoll jetzt aller Welt gepredigt werden. Höchſtens noch für das niedere Volk und als Mittel zu politiſchen Zwecken mag das Chriſtenthum ſein Recht haben.

Digitized by Google

Voltaire, oder wie er eigentlich heißt François Marie Arouet, (1694—1778) wird der Apostel dieser neuen Weisheit. Er ist, wie Erdmann treffend sagt, „die Incarnation der antichristlichen Aufklärung" (S. 132 ff.). Darum wird er auch „erdrückt von seinen Triumphen", heute noch „von den Einen als ein Gott, von den Andern als ein Teufel angesehen." Die Revolution der Geister hat begonnen, ein Diderot, Lamettrie, Holbach sind die Thyrsus schwingenden Bacchanten; ganz Frankreich jubelt dem tödtlich süßen Päan entgegen und folgt den Tönen halb im Taumel. Wie eine Schafheerde wird die ganze gebildete Welt zu der Schlachtbank der politischen und socialen Revolutionen getrieben, die von jetzt an Schlag auf Schlag folgen. So etwas verdankt die heutige Welt einer Philosophie des Unglaubens. Wir sehen, und jeder Philister könnte es hier mit Händen greifen, die Philosophie ist doch eine Macht! Wenigstens sie etwas näher kennen zu lernen, dürfte der Mühe werth seyn. Das Schlimme daran ist nämlich nicht dieß, solche Ideen wie sie diese Aufklärung gibt zu kennen, sondern das scheint mir das Schlimmste zu seyn, von denselben inficirt, beherrscht und besessen zu seyn, ohne zu wissen woher sie sind und wohin sie führen; wie das bei der Mehrzahl der sogenannten „Gebildeten" der Fall ist. Woher wäre es sonst möglich, daß die „Volksbildner", ob sie nun in Wien oder außerhalb dieselben Ideen als neueste Weisheit ausposaunen, solche Anachronismen begehen? Die Philosophie muß in sich selbst die Kraft besitzen, solche Geistesverirrungen wenigstens als das der Welt zu zeigen was sie sind. Es ist wohlthuend in dem deutschen Idealismus eines Leibnitz diesen Versuch gemacht zu sehen (S. 145 — 173). Das System des Leibnitz wird von unserem Autor richtig in seiner culturgeschichtlichen Bedeutung dargelegt. Wir verweisen darum die Leser auf die gelungene Auseinandersetzung über die verschiedenen Stadien dieses Systemes in Deutschland. Die deutsche Aufklärung, so wenig sie ihre Verwandtschaft mit der englisch-französischen

Digitized by

verläugnen kann, iſt doch wahrlich gegen dieſe beiden noch golden zu nennen (S. 243 ff.).

Wir dürfen keinen Augenblick bei den Einzelnheiten ſtehen bleiben, wir dürfen nicht erwähnen, wie eine Reviſion des Spinoziſtiſchen Subſtanzbegriffes unſern Leibnitz zu dem andern Extreme, nämlich ſeiner Lehre von den Monaden brachte. Nicht näher können wir hintreten zu dem ehrenfeſten Chriſtian Wolff (S. 188) und ſeiner zahlreichen Nachkommenſchaft, auch ihre Namen nur zu nennen iſt uns nicht verſtattet. Statt der Vielen ſeien nur Gottlieb Baumgarten, Auguſt Cruſius und der Neſtor des deutſchen Parnaſſes mit der ehrwürdigen langen Perücke, Gottſched verzeichnet. Ihnen allen weist der Verfaſſer des Grundriſſes ein Plätzchen an. Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt Jean Jacques Rouſſeau ein (S. 231). Erdmann nennt ſeine Theorie die Philoſophie der Selbſtbeobachtung. Nun meinetwegen mag der Name ſein Wahres haben. Ganz anders freilich ſind die Reſultate dieſer Selbſtbeobachtung und der eines Auguſtinus, wenn wir die beiden gleichnamigen Bücher der beiden vergleichen.

Zwei Claſſen von Repräſentanten der deutſchen Aufklärung im guten und ſchlimmen Sinne unterſcheidet der Verfaſſer, nämlich die der religiöſen (S. 248) und die der ſocialen (S. 259). Es geht wohl nicht, die von dem Autor ſo kurz und bündig gemachten Skizzen nochmal zu ſkizziren. Wem ſind die Namen eines Spener, Arnold ganz fremd? Wer hat nicht ſchon von Gottlieb Töllner, nicht von dem famoſen Reimarus, Semler, dem Ehrenmann Juſtus Möſer, dem Pädagogen Johann Bernhard Baſedow gehört? Auch Weishaupt und Knigge — die großen Illuminaten — haben ihr Licht hier angezündet. Mendelsſohn, Leſſing, Nicolai werden unter die „Philoſophen für die Welt" gerechnet (S. 285 ff.). Mit einer bündigen Schilderung der Leſſing'ſchen Lehren ſchließt Erdmann die zweite Periode.

Die dritte Periode ſoll die Philoſophie des 19. Jahr-

Digitized by Google

hunderts umfaſſen. Den erſten Abſchnitt bildet eine ſachgemäße Darſtellung des Kantiſchen Syſtemes (S. 317 ff.). Immanuel Kant, der Vater der neueren deutſchen Philoſophie, iſt eigentlich der Typus der neueren deutſchen Wiſſenſchaft geworden. An ihm zeigt ſich's handgreiflich, wie die Philoſophie als Wiſſenſchaft des Allgemeinen ihre Macht auf alle Wiſſenſchaften, ſie mögen ſich nennen wie immer, ausübt. Gerade diejenigen welche nichts oder doch ſehr wenig von Philoſophie halten, ſind unbewußt die Schüler eines philoſophiſchen Syſtems, freilich meiſt eines obſoleten und längſt überwundenen. Wie man nicht ohne Ziffer rechnen, ſo kann man nicht ohne Begriffe denken. Die Begriffe womit man in der Wiſſenſchaft rechnet, ſind aber aus der Philoſophie herübergenommen. Wer dieſe nicht kennt und irgend eine Wiſſenſchaft betreibt, rechnet fortwährend mit Ziffern und Größen deren Werthe und Bedeutung ihm unbekannt bleiben. Auf dieſe Weiſe wird das Wort zur hohlen Phraſe, die dann unter die Maſſen geworfen wird. Die hohlen Phraſen und leeren Nüſſe der Aufklärung verträgt der Kriticismus des Kant nicht länger. Dieſe Verſtandes-Kritik Kants — man mag ſonſt von ihr denken wie man will — iſt etwas viel Ernſteres als die Frivolität und der Spott der Aufklärung mit all ſeiner bodenloſen Oberflächlichkeit. Daſſelbe gilt von den Syſtemen die als die bedeutendſten der neueren deutſchen Philoſophie gelten. Selbſtverſtändlich müſſen wir es uns verſagen auf das Einzelne dieſer Syſteme eines Kant, Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel u. ſ. w. einzugehen. Erdmann verläugnet in ſeiner Darſtellung ſeinen Standpunkt nicht, aber er übt dabei eine ſo feine Reſignation, daß er nie der Objektivität des einzelnen Syſtems ungerecht wird.

Es iſt uns hier vorerſt nur darum zu thun, unſeren Leſern die Reichhaltigkeit vorliegenden Grundriſſes in einigen Zügen zu ſchildern, um ſie dann bezüglich des Sachlichen an das Buch ſelber zu verweiſen. Was wir hier lernen

Digitized by Google

können, ist ein gründliches Verständniß unseres gegenwärtigen Zeitgeistes, der geistigen Bestrebungen und Strömungen der Gegenwart. Das vor Allem gewährt ein gründliches Studium dieser philosophischen Systeme. Und wer auf die Gegenwart wirken, wer sie meistern will, muß vorerst sie verstehen lernen; sonst ist all sein Bemühen umsonst. Diese Tinktura — um einmal mit Paracelsus zu reden — trägt unsere ganze moderne Wissenschaft, heiße sie nun Theologie oder Rechtswissenschaft oder exakte Forschung, bald etwas mehr, bald etwas weniger. Wer will all diese Theorien, Hypothesen, diese leitenden Grundideen und die maßgebenden Begriffe richtig verstehen und beurtheilen, ohne die Quelle aus der sie geflossen, nämlich die Philosophie zu kennen? Was hilft es, wenn hie und da uns ein Autor in dem einen oder anderen dieser Gebiete ganz harmlos versichert, er sei keinem der philosophischen Systeme gefolgt, er habe kein System ꝛc.? Es ist dieß doch dasselbe als wenn er versichern würde: ich brauche keinen Löffel um meine Suppe zu essen.

Um nur an Eines zu erinnern, was vielleicht näher liegt: die sogenannten deutschen Klassiker, deren Werke unsere gläubige und ungläubige Gegenwart so andächtig verschluckt, was bieten sie uns? Antwort: sofern in diesen Dichtungen Gedanken ausgesprochen sind, sind es nicht immer die allgemeinen, jedem Menschen unmittelbar nahe liegenden Anschauungen; oder ja wenn man will, es sind solche allgemein menschliche Ideen, aber in der Form wie sie Kant, Fichte, Hegel bei denen unsere Dichter in die Schule gegangen, ausgesprochen haben. Diese Gedanken sind in den deutschen Klassikern in das Gewand der Poesie gekleidet. Mir war es immer ganz possirlich anzusehen, wie bei dem Wiedererwachen der Begeisterung für Dante unser göttlicher Dichter so beräuchert wurde von der modernen Freigeisterei und Aufklärung, ohne daß sie nur ahnt, welche Hiebe ihr Dante versetzt hat. Kundige wissen längst, daß die „göttliche Comödie" die poetische Form des „Systems" des heil. Thomas

Digitized by Google

ist, also eines Werkes des „finstersten" Mittelalters, der dicksten Barbarei. Wer weiß nicht, daß Schiller der poetische Interpret Kantisch-Fichte'scher Ideen ist? daß Rückert ein Hegel in Versen, und daß Göthe das Alles zusammen ist? Wir lassen uns täglich diese „süße" Kost vorsetzen, unsere Jugend verschlingt sie; und wir sollen den Garten nicht kennen, in dem diese goldenen Aepfel gewachsen? Wenn wir dagegen die Genesis dieser deutschen Klassiker, nämlich unsere neuere deutsche Philosophie kennen — nur so werden wir die relative Bedeutung dieser Werke für die Bildung unserer Jugend richtig taxiren; werden das Wahre vom Falschen unterscheiden können. Wir werden den Jungen sagen, warum nicht selten einer seichten Aufklärung das Wort geredet ist, und wie sich diese Dinge zum positiven Christenthum, zu einer höheren allgemein menschlichen Bildung verhalten. Zu dem Studium dieser „Systeme" gibt unser Grundriß die geeignete Anleitung.

Damit unsere Besprechung nicht den Raum einer langen Abhandlung beanspruchen muß, mache ich einen großen Sprung über all die wichtigen Themate und Erscheinungen welche der Autor hier verzeichnet hat, und eile zum Schluß des Werkes. Nur bezüglich des „Anhanges", welcher die philosophischen Lehren und Systeme der Gegenwart behandelt, mag noch eine Bemerkung erlaubt seyn.

Großes Aufsehen hat zu ihrer Zeit die Philosophie eines Schelling gemacht. In theologischen Kreisen war man über ihre Stellung zum positiven Christenthum getheilter Meinung. Fast einstimmig lautete das Urtheil über Hegel dahin, daß seine Philosophie durchaus pantheistisch, also im direkten Widerspruch mit dem Christenthum ist. Kein Zweifel schien mehr übrig zu seyn, als die Schule Hegels, vor Allem die Tübinger Theologenschule, die sogenannten linken Hegelianer daran gingen das Christenthum als Mythus zu erklären, und so weiter. Der Proceß hat sich seitdem abgesponnen; der Einfluß der hegelischen Philosophie ist auf ein Minimum

Digitized by Google

herabgesunken; trotz aller Auflösungsversuche eines Baur, Strauß, Feuerbach, oder gerade durch diese veranlaßt hat sich die christliche Weltanschauung in unserer Gegenwart erst recht consolidirt. Wenn der Altmeister Göthe recht gesehen hat, daß der Kampf zwischen Christenthum und Weltweisheit das Geheimniß der Weltgeschichte ausmacht, so ist in unserer Gegenwart dieser Kampf intensiver geworden als je. Hüben und drüben sind sich dessen die Kämpfenden bewußt. Die jüngsten apologetischen Werke eines Hettinger, Luthardt, Zezschwitz u. A. sprechen das zum vorhinein als Ueberzeugung aus.

Daß das Christenthum endlich den Sieg über die Mächte der Welt davon tragen wird, das ist kein Zweifel. Aber ebensowenig ist es ein Zweifel, daß wir nicht zu den Siegenden gehören wenn wir nicht vorerst, jeder in seinem Kreise, uns unter die Kämpfenden gestellt. Um uns in der Gegenwart zurecht zu finden, müssen wir nur zum vorhinein als die Aufgabe des Lebens den Kampf erkennen.

Die christliche Ueberzeugung, sobald sie im Kampfe erprobt ist, hat das Eigenthümliche, daß sie zum unauslöschlichen Charakter des ganzen inneren Lebens, zum Erbe für eine Ewigkeit für den Einzelnen und für die Gesammtheit wird. Dem Schwindel des Atheismus ist das Kainszeichen auf die Stirne gebrannt, gesunde Naturen können ihn nicht vertragen und stoßen ihn bald von sich; nur sittlich verrotteten Individuen und Gesellschaften behagt er, weil sie ihn als Abwehr gegen das eigene böse Gewissen brauchen. Wie schnell sind diese immer wieder auftauchenden Irrlichter des Antichristenthums verpufft? Wie bald sind solche Schriften, die der Mob im Augenblicke massenweise verschlingt, obsolet, ganz ungenießbar? Ich erinnere nur an ein drastisches Beispiel. Wer kümmert sich heute noch um Renan's Leben Jesu? Wie ledern und langweilig muthen uns die Schriften der französischen und englischen Aufklärung an? Wie plump und dumm kommt uns das Zeug vor, das ehedem als das

Digitized by Google

reinste Gold, als die Weisheit aller Weisheit gegolten? Einen ganz trefflichen Beitrag gibt Erdmanns Grundriß S. 621 ff. zu dem von uns Gesagten; er schildert hier nämlich die Auflösung der Hegel'schen Schule. Hier kommt er auf die Erscheinungen aus dem Kreise der linken Hegelianer, der Vertreter des Atheismus und Pantheismus zu sprechen. Diese Prediger und Apostel des Fortschritts, Strauß, Bruno Bauer, Ruge, Max Stirner, die Anbeter des „Stoffes" Vogt, Büchner u. s. w., welche Ironie sind sie auf sich selber und auf ihr Panier! Sie brechen offen nicht bloß mit der christlichen Ueberzeugung sondern mit der Philosophie und dem gesunden Menschenverstande, und greifen zurück zu jenen Extremen des Materialismus der französischen Encyklopädisten. „Keine Philosophie ist meine Philosophie!" Das der Grundsatz L. Feuerbachs. Und der ganze Kram dieser Sanskülotten von 1789 wird nochmal aufgewärmt in unserer Gegenwart, zwar nicht mehr in eigenen philosophischen Schriften, sondern verwässert und verdünnt in den Tagesblättern und in den „liberalen" Journalen aller Art. Diese Entdeckungen kann Jeder machen, der den „Grundriß" Erdmanns gelesen und unsere Presse beobachtet. Was würden die liberalen Schulmeister in Wien sagen, die da jüngst die Motten aus dem Pelze Voltaire's so inbrünstig verehrt, wenn ihnen Erdmann sagt: „Alles schon da gewesen meine Herrn!" S. 710 heißt es: „Nur vollständige Ignoranz endlich im philosophischen Gebiete konnte die materialistischen Schriften, deren eine wahre Fluth erschien, zum Theil von Männern geschrieben deren Namen in anderen Fächern einen guten Klang hatte, für etwas Neues oder gar Epochemachendes ansehen. Bis auf den cynischen Vergleich der Gedanken mit den Excreten der Nieren hatte Cabanis (ein Freund des Baron Holbach † 1808) schon Alles gesagt, was man jetzt zu lesen bekam. Dabei begegnet man bei den (wirklich originellen) französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts nicht solchen Gedankenlosigkeiten, wie bei dem gefeiertsten unter den Stoff-

Digitized by Google

wechslern ... Der Umstand, daß der Leserkreis dieser Bücher sehr groß ist und täglich wächst, daß Zeitschriften die für den Horizont der Schulmeister und Bauern berechnet sind, dem Materialismus immer mehr Anhänger zuführen, ist für Viele ein Beweis gewesen, daß er die Philosophie der Gegenwart oder der Zukunft sei. Entschiede dieß, so hätte der Materialismus schon seinen Meister gefunden, denn der heilige Gambrinus zählt noch viel mehr begeisterter Anhänger als er, und viel eifrigere, denn bis jetzt ist noch kein Beispiel vorgekommen, daß die Vertheurung eines Moleschott'schen oder Büchner'schen Buches Revolutionen in großen Städten hervorgerufen hätte."

Soviel von den Schattenseiten unserer gegenwärtigen Literatur. Die Lichtseiten und die eigentlichen bedeutenden Leistungen der Philosophie der Gegenwart hat der Verfasser des Grundrisses nicht vergessen. Es ist eine Reihe hochgebildeter Männer, die sich's zur Lebensaufgabe gesetzt, die Brücke zwischen Christenthum und moderner Cultur wieder zu schlagen. In ihren Schriften ist ein Reichthum der gediegensten Ideen über das Verhältniß und die Wechselbeziehung von Gottes- und Weltweisheit. Es zählen dazu die Schüler Schellings, Franz von Baaders, die rechten Hegelianer, Männer wie J. H. Fichte, C. Fortlage, Sengler, Wirth, Ulrici, H. Ritter, K. Ph. Fischer, Chalybäus, Trendelenburg, Fechner, Lotze und viele Andere deren Namen wir hier nicht alle verzeichnen können. Es wäre der ungerechteste Pessimismus, wenn wir den Einfluß dieser positiven idealen Elemente auf die gegenwärtige Cultur verkennen würden.

Wir bedauern es keinen Augenblick daß momentan eine gewisse Stockung in der philosophischen Produktion eingetreten, und daß die Philosophie selber zur Geschichte ihrer selbst geworden. Ich sehe darin vielmehr die so nothwendige Selbsteinkehr, das Besinnen auf sich selbst, aus welchem Selbstbesinnen dann wieder ein gegenseitiges Selbstverständniß und statt eines Windmühlenflügelkampfes ein gemeinsames

Digitized by Google

Vorgehen auf dem Boden der allgemeinen Vernunftprincipien ermöglicht wird. Nicht die Philosophie ist die Feindin des Christenthums, sondern der Stumpfsinn und die Geistes-Trägheit.

Dr. Bach.

XLI.

Die Lage des Klerus in Oesterreich.

II.

Die Lage des Klerus in Cisleithanien beginnt sich zu klären. Einen mächtigen Beitrag zu dieser Klärung hat die Adresse der „cisleithanischen" Erzbischöfe und Bischöfe Oesterreichs, die zu Wien am 28. September d. J. an den Kaiser gerichtet wurde, geliefert. Dieses wahrhaft freimüthige Schriftstück legt alle Winkelzüge und Manöver der liberalen Partei in Bezug ihres Tobens gegen das Concordat, wie den Endzweck welchen der Ruf „Aufhebung des Concordates" befördern soll, mit strenger Logik und Schärfe bloß. Daher auch der wüthende Sturm in allen liberalen Blättern gegen diese Adresse. Nichts scheuen diese Liberalen mehr als das Licht, das ihre finstern Pläne den Augen der blöden Anhänger ihres Systems, die davon keine Ahnung haben, aufzeigt; sie die da immer mit ihren Schlagwörtern von Licht und Aufklärung umherwerfen.

Man kann für den Liberalismus, wie er in seinen Partei-Blättern und der Mehrzahl des Reichsrathes in dem cisleithanischen Oesterreich sich breit macht, vom christlichen

Digitized by Google

Standpunkt aus keinen besseren Namen auffinden, als den der Verweltlichung. Dieß Wort bedeutet im christlichen Sinne jene Gesinungs- und Handlungsweise, vermöge welcher der Mensch auf das Ewige vergessend, sein Sinnen und Trachten ganz auf diese Zeitlichkeit hinlenkt, um in den Gütern und Genüssen dieser Welt seine Ruhe und Befriedigung zu finden. So hat auch die Adresse die Verweltlichung als Endzweck gezeigt den die liberale Partei in den Einrichtungen ihres Staates zu erreichen strebt. Nur die Sinnlichkeit hat Wahrheit und Wirklichkeit, das ist der Kern der Geheimlehre, sagt die Adresse, und ferner: „Menschen, die um das Zeitliche sich viel und um das Ewige wenig kümmerten, hat es stets gegeben, nur rühmten sie sich dessen nicht. Der neueste Fortschritt rühmt sich dessen. Das Irdische allein verlangen und suchen ist ihm die höchste Weisheit. Wer ihr zu huldigen verschmäht, sündigt, behauptet er, an dem Glücke der Einzelnen und der Staaten. Je mehr der Mensch sein ganzes Sinnen und Trachten auf die Erwerbung zeitlicher Güter richtet, desto glücklicher wird er, je weiter diese Gesinnung sich verbreitet, desto höher steigt des Volkes Macht und Wohlfahrt."

Diese Verweltlichung ist das schnurgerade Gegentheil des Christenthums. Das Christenthum ist wesentlich die Lehre der Selbstverläugnung, Entsagung, mit Einem Wort die Lehre vom Kreuze, und fordert ihre Gläubigen auf, so durchs Zeitliche hindurchzugehen, daß sie das Ewige nicht verlieren. Von der Verweltlichung, wie sie die liberale Partei bezweckt, gilt das apostolische Wort: „die Welt liegt im Argen."

Am schärfsten tritt dieser Endzweck des Liberalismus hervor in ihrem Streben nach der Civilehe. „Die Civilehe, sagt die bewußte Adresse treffend, ist die Läugnung des Zusammenhanges zwischen Zeit und Ewigkeit." Die Ehe soll nämlich zu einem bloßen natürlichen Vertrage, dessen Rechtsgiltigkeit der Staat allein feststellt, herabgewürdigt werden,

Digitized by Google

der nach Befund, wie z. B. aus unüberwindlicher Abneigung eines Gatten, wie der Mühlfeldische Entwurf eines Ehegesetzes beantragt, wieder rechtsgiltig gelöst, und damit die Freiheit gegeben werden könne einen neuen Vertrag einzugehen mit einer Person zu der man mehr Neigung fühle, um beim Schwinden derselben abermals freie Wahl oder vielmehr Willkür zu haben zu einer andern Verbindung. Ganz natürlich. Der Mensch der von der Ewigkeit absieht, folgt nur seinen Gelüsten und um diesen folgen zu können, muß der liberale Staat die Civilehe haben.

Die Religion ist das Band welches die Zeit mit der Ewigkeit, oder conkret gesprochen den Menschen mit Gott verbindet. Dieses Verbindungsmittel ist im liberalen Staate äußerst schädlich, und hindert das materielle Wohl des Volkes, daher, wie die Adresse sagt, „will man die Religion aus der Schule hinausweisen, weil man die Religion im Leben nicht mehr dulden will." „Die Wissenschaft mag noch über Vieles im Unklaren seyn, mit der Religion ist sie fertig. So spricht der Fortschritt, und dadurch rechtfertigt er seine Zumuthung für das Irdische zu leben. Diese Gesinnung soll nun der Jugend zugleich mit den ersten und unentbehrlichsten Kenntnissen eingeflößt werden. Das ist der Zweck, den die Liberalen durch Trennung der Kirche von der Schule erreichen wollen."

Da nun die Adresse der Bischöfe, wie gesagt, den Kern der liberalen Staatstheorie so offen und unerschrocken bloßlegt, so ist die Wuth der Gegner grenzenlos. Es ist kein Zeitungsartikel, sondern die Gesammtheit der Bischöfe die ihnen ins Gesicht sagt: „Was also der Jammerschrei gegen das Concordat bedeute, kann Niemand mehr verborgen seyn, er bedeutet: Wir wollen eine Ehe ohne Festigkeit und Heiligung; wir wollen eine Schule ohne Religion und sittlichen Ernst. Aber die welche dieß wollen, mögen noch so laut die Stimme erheben, sie sind ein sehr kleiner Bruchtheil der Bevölkerung, und mit dem Concordat vertritt man die wahrhaften Wünsche und Interessen des Volkes". Da die liberale

Digitized by Google

Partei immerfort sich als jene preist, hinter welcher das Volk steht, und durch dieses Partei-Manöver einen Druck auf die Regierung ausüben will, um zur Herrschaft zu gelangen, so geht denn jetzt die Hetze gegen das Concordat in den von der liberalen Partei beeinflußten Kreisen mit unerhörter Erbitterung fort.

Die Reichsrathsmajorität will die Hand zur Ausgleichung mit Ungarn, wie die Deputationen der cis- und transleithanischen Reichsräthe sie bewerkstelligt, nicht mehr bieten, bis die Regierung ihr nicht zuerst die Hand darauf gegeben, daß das Concordat einseitig abgeschafft werde. Und die Gemeinderäthe der Städte und Städtchen in Cisleithanien entwickeln eine Rührigkeit, um Adressen an den Reichsrath für Aufhebung des Concordates zu votiren, daß man meinen sollte, es stehe jeder Zurechnungsfähige hinter der Reichsrathsmajorität. Das ist aber eine irrige Meinung, und nur jene könnten getäuscht werden, die nicht selbstständig zu urtheilen vermögen, sondern ihr Urtheil aus ihren liberalen Judenblättern behaglich mit dem Morgenkaffee einschlürfen.

Der Wiener Gemeinderath, der zu den fortgeschrittensten gehört, hat den Reigen mit seiner Adresse um Aufhebung des Concordates eröffnet und wiederholt sie nun in Form einer Gegenadresse gegen die bischöfliche an Se. Majestät selbst. Die Corporation hat sich damit das Zeugniß ausgestellt, daß sie dem Fortschritte ungeheuer huldige, indem sie an Gemeinheit und Frechheit Alles hinter sich ließ, was bisher liberale Körperschaften in diesem Genre geleistet haben. Der Gemeinderath entblödet sich nicht die Adresse der Bischöfe ein „beschmutztes Blatt" zu nennen, das sich zwischen den löblichen Wienergemeinderath und den Kaiser eindränge, und wirft der durchaus edel gehaltenen Adresse Lüge, Verläumdung, Entstellung, Verdrehung und Unsittlichkeit vor. Das zeigt doch wohl zur Genüge, was man sich in Oesterreich gegen die Kirche und seinen Klerus Alles erlauben darf, indem man beide in ihren höchsten Würdenträgern

Digitized by Google

unter dem Beifallsrufe der „Gebildeten“ mit solchen Sottisen überhäufen kann.

Die Hetze gegen den Klerus schreitet nun auch aus dem Abgeordnetenhaus und dem Gemeinderathssaale auf die offene Straße und verhöhnt harmlose Priester; sie ziehet in die Theater ein und karrikirt die priesterliche Würde. Die Witzblätter sorgen für die besten Darstellungen klerikaler Karrikaturen. Die Regierung ist aber bereits einfach Null was den Schutz des Klerus vor liberaler Zügellosigkeit anbelangt. Man hat schon viel gewagt, wie die bischöfliche Adresse selbst bemerkt, seit jener öffentlichen Verspeiung Jesu Christi in der „Neuen freien Presse“ am letzten Weihnachtsfeste, wo der Glaube an die Menschwerdung Gottes einfach als Märchen verlacht wird; aber jetzt wagt man liberalerseits Alles, da die Regierung zu Allem schweigt. Ja es liegt die Vermuthung nahe, daß Minister Beust indirekt zu solcher Hetze mitwirke, indem er erklärte, daß er die Initiative in der Concordatssache der liberalen Partei überlasse. Sei dem wie ihm wolle, die Liberalen haben das Heft des Lügenschwertes fest in die Hand genommen, und bohren es täglich, ja stündlich in die Seelen ihrer Mitbürger, um für sich Propaganda zu machen.

Und es gelingt ihnen Letzteres nur zu sehr, da der Mensch vermöge seiner verderbten Natur immer leichter das Schlechte und Lügenhafte von seinen Mitmenschen und noch mehr von seinen Vorgesetzten, seien es geistliche oder weltliche, glaubt, da im letzteren Falle auch der angeborne Hochmuth, der für Selbstbestimmungsrecht und Unabhängigkeit von „klerikaler Herrschsucht“ und „Concordatsfesseln“ plaidirt, dem Lügengeiste des Liberalismus bequemen Eingang verschafft.

Dem gegenüber ist es heilige Pflicht des sogenannten niedern Klerus, auf dem Wege der Zustimmungsadressen zur bischöflichen ein öffentliches Bekenntniß der Einigkeit mit den Oberhirten aus freien Stücken abzulegen, wie man in der Wiener-Erzdiöcese dekanatsweise begonnen hat, gleichviel

Digitized by Google

ob dieses Auftreten einen reellen Nutzen habe oder nicht. Jedenfalls hat es den eines öffentlichen Glaubensbekenntnisses, und insoweit können und sollen auch die Katholikenvereine sich anschließen. Die Liberalen schreien immer: Concordat und Religion sind nicht Eins und dasselbe, wir kämpfen gegen Uebergriffe des Klerus und nicht gegen die Religion. Der gesammte Klerus und die treuen Katholiken müssen um so mehr ihrer festen Ueberzeugung, die sie ohnedieß haben, öffentlichen Ausdruck geben, der Ueberzeugung daß das Toben gegen das Concordat ein verhüllter Krieg gegen das Christenthum überhaupt und gegen die katholische Kirche insbesondere sei. Die katholische Kirche ist die streitende Kirche, weil sie zum Streit verpflichtet und ohne Kampf keine Krone verheißt. Wer in diesem Kampfe des Antichristenthums gegen die Kirche nicht mit allen erlaubten und gesetzlichen Mitteln mitkämpft gegen die Feinde der Kirche, der gehört nicht zur streitenden Kirche.

Die Liberalen kämpfen mit allen, auch den schlechtesten Mitteln, unausgesetzt, täglich auf dem Wege der Schrift, und erringen Erfolge, wenn und weil die überwiegende Mehrzahl der Katholiken — eben nichts thut. Ein Napoleon III., dem man Geistesstärke und Thatkraft nicht absprechen kann, war und ist doch immer wieder gehindert seine Pläne gegen die Kirche auszuführen, weil in seinem Reiche auch geistesstarke und thatkräftige Katholiken sind, die ihrer Ueberzeugung im Senate sowohl und in der Kammer als in den Zeitungen Ausdruck geben, wiewohl eine so strenge Censur für sie besteht.

In Oesterreich, sonst mit Eminenz der „katholische Staat" genannt, durfte man ungescheut die heiligsten Gefühle der Katholiken von Oben herab kränken und die Protestanten dafür hätscheln, weil, ja weil der Indifferentismus so starke Wurzeln geschlagen hatte. Dieser Indifferentismus aber, der mächtigste Verbündete der Kirchenfeinde aller Gattung, er wurde großgezogen und genährt durch das josephinische

Digitized by Google

Polizei-Kirchenthum, und was man seit 70 Jahren gesäet, von Oben herab, das ärntet man jetzt, den kirchenfeindlichen Liberalismus schlimmster Art, wie er nicht leicht anderswo derartig zu Tage tritt. Die Zeit seit der Sprengung der Staatsfesseln, mit welchen die Kirche Oesterreichs lahm gelegt wurde in ihrer heilbringenden Wirksamkeit, war viel zu kurz, um aus dem indifferenten Städte- und Märktepublikum, das sich so anmaßlich das „gebildete" nennt, glaubenstreue Katholiken zu schaffen und um überhaupt die verderbliche Strömung zweier früheren Generationen abzuleiten.

Auf das höhere Studium, auf die Universitätsbildung hat die Kirche in Oesterreich bis nun aber auch gar keinen Einfluß geübt, und aus diesen außerhalb des kirchlichen Einflusses gestellten Universitäten kommen unsere Doctores utriusque juris, wie die Reichsraths-Juristen zeigen, und diesem Uebelstande haben wir es zu verdanken, daß auf den Landtagen und im Reichsrath, die Tyroler ausgenommen, nicht ein Laie oder Jurist thatkräftig und überzeugungstreu für die Kirche auftritt. Man spricht gerne von den Polen und Czechen u. s. w., als ob sie für die Kirche einstehen würden. Bis jetzt haben sie noch nichts gethan; und die Ultranationalen die nach Moskau wanderten, sind gewiß nicht aus Liebe zur Kirche dahin gewallfahrtet. Die Slavenführer alle benützen nur den Klerus der ihnen vertraut, für ihre politischen Bestrebungen, wie das die Geschichte erweist aus den polnischen Revolutionen und aus der galizischen vor 1848. Hat ja auch der Magyarenführer Ludwig Kossuth in den Revolutionsjahren auf öffentlichem Markte seine fromme Zuhörerschaft auf den Schutz der Landespatronin, der Mutter Gottes, hingewiesen, gewiß nicht aus seiner calvinischen Ueberzeugung, sondern aus Politik. Sagen es ja doch jetzt schon die Ultra-Slavenblätter, daß sie weder die Verfassung die der Reichsrath eben fabrizirt hat, noch das Concordat wollen, und fangen sie jetzt schon an, die Kirche als Feindin des Czechismus zu behandeln.

Digitized by Google

Die Kirche, und der auf derselben gebaute österreichische Staat braucht nur eine feste Regierung, die für die Kirche eintritt, dann läßt sich noch für beide in Oesterreich Heil und Rettung hoffen. Wenn nicht — nicht! Mit dem Liberalismus läßt sich nicht regieren, das weiß Napoleon, obwohl der Kirche gegenüber ein Liberaler reinsten Wassers; darum regiert er despotisch. Wir wollen hiemit seinem Regime in keinerlei Weise eine Vertrauensadresse votiren; aber es ist Thatsache. Das weiß auch Bismark, und darum regiert er auch in jener Weise seine Parlamente, was freilich nicht jeder nachmachen kann. Das zeigt Italien, welches eigentlich einer verrotteten Beamtenwirthschaft preisgegeben ist und seine Staatsbürger vor Angriffen auf Leben und Vermögen nicht zu schützen vermag. Aber es scheint nun einmal, als wollte Gott auch in Oesterreich faktisch zeigen, daß der Liberalismus nicht regierungsfähig sei. Siegt der Liberalismus in Cisleithanien, dann siegt er auch in Transleithanien, dann werden beide Ministerien, das ungarische mit Kossuth an der Spitze — das eine rechts, das andere links am Staatswagen zerren, bis er entzwei geht.

Wir können der österreichischen Regierung nur die Alliance mit Gott und seiner Kirche rathen, denn wenn Gott nicht hilft, so ist für Oesterreich in der allgemeinen Weltlage keine Hilfe mehr. Wir haben nur dann Hoffnung für Oesterreichs Bestand, wenn sein Herrscher seinem ruhmreichen Ahnen Ferdinand II. folgt und bei dem Grundsatz verharrt: „Und sollt ich mein Leben und Alles hingeben, es sei, ich will festhalten an Gottes heiliger Kirche.“ Oesterreich ist geworden durch den Katholicismus, und wird zerfallen wenn es von demselben in der Regierung abfällt.

Was wird die Regierung nun thun in Oesterreich? Die Entscheidung naht, lange kann sie nimmer hin und herschwanken. Wer kann es einem treuen Katholiken verargen, wenn er mit schwachem Vertrauen den Entscheid für die Kirche erwartet? Doch darum nicht verzagt! Die Bischöfe

Digitized by Google

Cisleithaniens haben die Regierung zum endlichen Entschluß gedrängt, den Kampf begonnen; der übrige Klerus und die treuen Katholiken, die bald durch Hirtenbriefe zur Erklärung der bischöflichen Adresse eine Richtschnur für ihre Kampfesweise erhalten sollen, werden muthig zu ihren Oberhirten stehen. Auch der Episkopat Transleithaniens wird bald zusammentreten, um das Zweckmäßigste anzuordnen zum Wohl der Kirche in den ungarischen Ländern; und während dieß zu Papier gebracht wird, versammeln sich die deutschen Bischöfe in Fulda, um für die Kirche in Deutschland zu berathen. Mögen sie von da zurückkehrend den ihnen untersthenden Klerus um sich versammeln, und zu gemeinsamem Kampfe die nöthigen Instruktionen geben. Das walte Gott!

XLII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

VI. Die steigende Schwäche im Organismus des Staats.

Frankfurt 10. Juli 1867.

Ich bin sehr weitläufig geworden in Bezeichnung der Zustände der modernen Gesellschaft; und nun weiß ich erst nicht, ob ich mich kürzer werde fassen können, wenn ich von den staatlichen spreche.

Die Geschäfte der Regierung sind heutzutage gewaltig zusammengesetzt und verwickelt, aber die Grundlagen der modernen Regierungssysteme sind sehr einfach, lassen mit

Digitized by Google

wenig Worten sich feststellen. Sieh' Du in dem Staat eine göttliche Anstalt zur sittlichen Entwickelung der Völker, oder halte ihn für ein bloßes Rechtsinstitut — nach Deinem Gefallen, denn die eigentliche Staatsidee ist vollkommen gleichgültig, wo es sich nur um die bestehenden Zustände handelt. Die modern-liberale Lehre gesteht dem Staate lediglich die Bestimmung zu, daß er die Vereinigung einer gewissen Masse von Menschen auf einer gewissen Fläche des Erdbodens bilde, daß er die Unabhängigkeit dieser Vereinigung wahre und Person und Besitz aller einzelnen Mitglieder schütze und daß er durch seine Organe alle nothwendigen Geschäfte besorge. Nach dieser Lehre gibt es kein Recht innerhalb des Staates, welches nicht dieser verleiht; der Staatsgewalt sollen alle und jede Verhältnisse unterthan seyn — nur die Bewegungen des Handels, der Gewerbe soll er ganz allein denjenigen überlassen welche sie treiben; er selbst soll nur die Freiheit der Bewegungen schützen. Die Allmacht des Staates kann unter jeder Form bestehen und ausgeübt werden, aber viele Formen sind unmöglich geworden in der Zeit. Wenn die Bevölkerung der Staaten Millionen zählt, so ist ein rein demokratisches Regiment nicht möglich, und wenn es Völker und nicht Unterthanen gibt, so kann die absolute Monarchie nicht mehr bestehen, bald sogar nicht mehr in Rußland oder in der Türkei. In allen europäischen Staaten steht die Theilnahme der Völker an der Gesetzgebung und die Controle der Regierung und Verwaltung nicht mehr in Frage; aber die Völker üben diese Theilnahme und diese Aufsicht durch ihre Vertreter, und der Vertretung sind die Organe der vollziehenden Gewalt verantwortlich, wenn auch ein Gesetz der Minister-Verantwortlichkeit nicht besteht. Das ist nun eine Thatsache. Die Vertretung bildet sich auch nicht mehr nach geschichtlichen Ständen; diese haben theilweise sich selbst aufgegeben und darum ist die Zeit gar schlimm mit ihnen verfahren. Die Vertretung repräsentirt daher das Volk nicht mehr in seinen bestimmten Abtheilungen, jeder einzelne

Abgeordnete, wenn gleich nur von einem kleinen Theil der Bevölkerung gewählt, vertritt die ganze Masse derselben und ist daher in keiner Weise an irgend welche Vorschriften seiner Mandatgeber, d. h. seiner Wähler gebunden. Er wird betrachtet als Mandatar der Gesammtheit. — Wie wird nun in den modernen Staaten die Volksvertretung gebildet? Das, mein Freund, ist die Hauptfrage, von deren Lösung all unsere staatlichen Zustände bestimmt sind.

Wie in jeglicher Zeit so will auch heute der Reichthum nicht allein genießen, sondern er will herrschen und er will herrschen nicht nur in dem Gebiet der materiellen Thätigkeit und ihres Verkehres — in dem Gebiet welches ihm vollkommen überlassen ist — wie in der Gesellschaft so will er auch herrschen im Staate. Der Reichthum will nicht herrschen nur durch seinen naturgemäßen Einfluß, sondern er will über die Gewalt des Staates verfügen. Bemächtigt sich der bewegliche Reichthum der Volksvertretung, so ist er im constitutionellen Staate der Herr und er macht die Regierung.

Ist es einmal festgestellt, daß nicht gewisse Classen oder Stände durch sich selber ihre besondern Interessen und durch die Vereinigung dieser das Interesse der Gesammtheit vertreten, so ist unmittelbare allgemeine Wahl der Vertreter allein ein vernunftgemäßes System. Aber es läßt nicht die Herrschaft des Reichthumes aufkommen und deßwegen hat man was dieser will, auf Umwegen bewirkt. Man hat in Wahrheit die Massen des Volkes von den Wahlen ausgeschlossen. In manchen Staaten, so auch in Belgien hat man den sogenannten Census erfunden, und das war noch das beste, wenn dieser Census nicht, wie z. B. in England und früher in Frankreich, den weitaus größten Theil der Bevölkerung seiner Rechte beraubt. In andern modernen Staaten hat man die sogenannten indirekten Wahlen eingerichtet, d. h. man hat trügerischer Weise eine allgemeine Wahl festgestellt aber nur für die sehr kleine Anzahl von Männern welche unmittelbar die Vertreter ernennen. Man ist noch weiter

Digitized by Google

gegangen: man hat auch das mittelbare Wahlrecht an materielle Bedingungen gebunden, und am weitesten hat man es in Preußen mit dem sogenannten Classensystem getrieben, welches das Volk nach den Besitzenden eintheilt und diesen nach dem Maß ihres Besitzes die politischen Rechte zuschneidet. Fast überall hat man auch die Wahlfähigkeit an Bedingungen gebunden welche wieder dem Vermögen ganz bestimmte Vorrechte gewähren, und somit Jeglichen ausschließen welcher diese Bedingungen nicht zu erfüllen vermag. So hat man die Bildung der Vertretung, wenigstens in ihrer weit überwiegenden Mehrheit, lediglich in die Hände des Besitzes und der Besitzenden gelegt und, wenn nicht der Form, doch der That nach, vorherrschend des beweglichen Besitzes. Daß die mittelbaren Wahlen keine freien Wahlen sind, daß die bestehende Gewalt die Wahlcollegien, wie immer gebildet, ohne große Schwierigkeit zu leiten, d. h. zu beherrschen vermag: das hat die Erfahrung hinreichend erwiesen und nur die blinde Parteisucht vermag es zu läugnen. Hat doch selbst der Graf Bismark erklärt: die indirekten Wahlen seien Fälschung der Wahlen.

Folgerichtig hat der moderne Staat das Wesen und selbst die Formen des liberalen Regimentes auch in die Gemeinden gebracht. Das körperschaftliche Wesen hat man vertilgt, die Bevölkerung der großen Städte wie der kleinen Dörfer hat man in allgemeine Massen zusammen geworfen; aber in diesen durch die bekannten Kunstgriffe die kleine Anzahl derjenigen bestimmt und ausgeschieden, welchen man die Behandlung der Angelegenheiten zu eigen gegeben. Wenn irgendwo, so ist in der Gemeinde das demokratische Princip ausführbar und deßhalb gefordert; aber auch in den Gemeinden hat man die Vertretungen eingeführt und wenn diese der Form nach auch durch unmittelbare Wahlen gebildet werden, so hat das Classensystem, so haben mancherlei Einrichtungen dafür gesorgt, daß der Wille der Gesammtheit lahm gelegt werde.

Von der sogenannten Selbstregierung laß mich schweigen,

Digitized by Google

denn wo man eine ſolche eingerichtet, da hat der geſunde Sinn des Volkes den Schein und die Täuſchung erkannt*).

Das ſind allbekannte Dinge; laß uns einen Blick werfen auf die nothwendigen Folgen! Statt der ehemaligen Stände haben wir Claſſen; die oberſte herrſcht, die unteren werden beherrſcht oder ſie dienen; im beſten Fall iſt ihnen nur ein beſchränkter, in Wahrheit aber nur ein ſcheinbarer Antheil gewährt an den Angelegenheiten der Nation. Will man die herrſchende Claſſe, will man die Bourgeoiſie auch nicht als eine geſchloſſene Kaſte betrachten, ſo iſt ſie doch eine geſammelte Partei.

Die Herrſchaft dieſer Partei kann ſich nur feſtſtellen, wenn nicht eine andere Eintheilung des Volkes ihr entgegenſteht, und deßhalb muß ſie Alles haſſen was noch an die geſchichtlichen Stände erinnert. Der Haß gegen den Adel, gegen die Kirche und gegen den Klerus und heimlich auch gegen die Armee iſt demnach nicht nur der geſellſchaftlichen Eitelkeit entſprungen ſondern auch der Politik der Partei. Du ſagſt: faſt in aller Herren Ländern ſei der Adel noch immer eine bevorrechtete Claſſe, beſitze ſogar ſeine beſondere Vertretung. Das iſt theilweis wohl wahr, aber Du kannſt nicht läugnen, daß er, beſonders auch in Deutſchland, ſeine Bedeutung als Körperſchaft ſelbſt aufgegeben oder doch deren Zerſtörung ſehr leicht und ſich zum Hof- und Dienſt-Adel gemacht hat, welcher ſich mit dem fahlen Glanz einiger Ehrenrechte begnügt. Hätte der deutſche Adel wie der engliſche gethan, ſo hätte er ſeine körperſchaftliche Stellung behauptet und in dieſer wäre er der Vertheidiger der wahren Volksrechte geworden. Immer mehr ſchließen die Adeligen ſich an die Bourgeoiſie; ſie treten ein in ihre Intereſſen, ſie

*) Z. B. das Verwaltungsgeſetz in Baden, wo die Kreis-Verſammlungen und die Kreis-Ausſchüſſe die Macht der Bureaukratie durchaus nicht vermindern.

Digitized by

werden Geschäftsmänner, sie geben ihrem Besitz den Charakter des beweglichen Vermögens. Der Kastengeist ist geblieben, aber der aristokratische Sinn hat sie verlassen. Wohl kann der moderne Staat nicht die Bedeutung des großen Grundbesitzes übersehen, an welchen ein historischer Name sich knüpft; er mußte diesem seine besondere Vertretung zugestehen, aber er hat diese Vertretung von vorneherein zur Unmacht verurtheilt, er hat Glieder des „höheren Bürgerthumes" und er hat abhängige Staatsdiener in die Herrenhäuser gesetzt. Noch wäre nicht Alles verloren, noch könnte der Adel eine schöne Sendung erfüllen, wenn er, mit richtiger Beurtheilung der Zeit und ihrer Nothwendigkeiten, ernst und fest in das öffentliche Leben träte. Durch Benützung der modernen Vereinsgesetze könnte der Adel wieder eine Macht werden. — Wird der gute ritterschaftliche Geist je wieder erwachen?

Die protestantischen Kirchen trifft die Ungunst der Partei nur insofern, als sie Anstalten des positiven Christenthumes sind. Aber mehr oder minder von der Staatsgewalt abhängig, sind sie deren Allmacht nicht hinderlich, wohl aber unter gewissen Umständen sehr nützlich, als natürliche Gegner der verhaßten katholischen Kirche. Diese verkörpert das positive Christenthum, sie schützt und hält den Glauben durch die Thatsache ihres Bestandes; aber mehr noch als gegen diese ihre Bestimmung, ist der grimmige Haß gegen ihren Organismus, gegen ihre Einheit und gegen die geistige Macht gerichtet, welche sich nun einmal nicht abläugnen läßt. Die katholische Kirche, die größte Körperschaft welche noch je in der Geschichte erschien, behauptet ein ureigenes, von keiner zeitlichen Macht verliehenes Recht und mit diesem eine Selbstständigkeit welche noch keine Macht zu brechen vermochte. Diese Selbstständigkeit der Kirche findet die moderne Staats-Omnipotenz in dem Verkehr der einzelnen Menschen, in dem Leben der Gemeinden, in den Verhältnissen des Staates und in den Beziehungen der Völker. Die Partei kennt wohl die Bedeutung dieser Stellung; sie weiß auch sehr gut, daß die

Digitized by Google

geistige Knechtschaft, die Verdummung, die Pfaffenherrschaft u. s. w. nur Schlagwörter sind mit welchen sie beschränkte Menschen berückt; aber sie kennt den Widerstand welcher ohne Unterlaß ihrer Herrschergewalt entgegensteht. Wenn man in der katholischen Kirche auch nur eine große sociale Anstalt sehen will, so muß man erkennen, daß unter den heutigen Umständen mehr als je diese Anstalt ein Beschützer der Freiheit ist und darum eine Hoffnung für die Besserung der gesellschaftlichen Zustände.

Der Macht und dem Einfluß schließen immer und überall die Menschen sich an. Unter denjenigen welche dem System der Bourgeoisie sich anschließen, sind ohne Zweifel sehr Viele welche, bewußte Glieder der Partei, mit ihr die Grundsätze und die Lehren des modernen Liberalismus durchführen wollen. Eine größere Zahl ist beigezogen ohne eigentliche Ueberzeugung, nur durch die Schlagwörter verblendet und Andere suchen eben nur ihren Vortheil. Hinter allen diesen nun steht eine willenlose Heerde welche schreit und geht nach Befehl, und jubelt wenn sie irgend einen hingeworfenen Brocken erhascht, und welche vor allen Dingen das Mißlieben der „Herren" fürchtet als ein sehr großes Unglück.

In dem heutigen constitutionellen Staate können die Räthe des Regenten allerdings nur aus der Mehrheit der Vertretung hervorgehen und die Minister selbst sind, um ihrer Organe sicher zu werden, genöthiget diese aus Leuten zu wählen welche ihrem System anhängen. In manchen Staaten schützen allerdings bestimmte Gesetze den Beamten gegen die äußerste Willkür, die Staatsgewalt kann den mißliebigen nicht geradezu wegwerfen; aber immer kann sie auf hundert Arten ihn kränken, maßregeln und mißhandeln, ihn jeder Wirksamkeit, eines beträchtlichen Theiles seines spärlichen Einkommens und der Zukunft in seiner Laufbahn berauben. Der Staatsdiener sieht daher auf der einen Seite Beförderung und Zulage, auf der andern Zurücksetzung und Nach-

Digitized by Google

theil; er ist aber meistens nicht vermöglich und hat, um seine Familie zu ernähren, kein anderes Mittel als eben den Staatsdienst. Die ganze Staatsdienerschaft soll das willenlose Werkzeug der Partei werden und alle Verhältnisse besonders in kleineren Staaten sind dazu angethan, um moralisch einen Berufsstand herabzudrücken der in allen anderen Dingen sonst so ehrenhaft ist.

Der Staatsdiener, wenn er nicht in den höchsten Stellen steht, verwaltet allerdings nur ein bestimmtes Amt welches ihm die Behandlung irgend eines Geschäftes zur Aufgabe stellt. Wie scharf begrenzt eine solche Aufgabe auch seyn mag, so gibt es doch keine deren Lösung ganz unabhängig wäre von dem System und der Richtung des politischen Regimentes. Mehr oder weniger ist jeder Staatsdiener mit seinem ganzen, wenn auch scheinbar sehr speciellen Geschäft in dieses System und diese Richtung eingeschoben und er bedarf eines ungewöhnlich klaren Verstandes um einzusehen, daß er, eingeschlossen in einen engen Beruf und mit Tausenden fortgetrieben in der allgemeinen Strömung, nicht für Grundsätze die ihm heilig sind, arbeite, sondern daß er den Zwecken einer Partei diene — und hat er es eingesehen, so muß er eine vortreffliche Natur seyn, soll er noch eine bessere Ueberzeugung bewahren. Die Gewohnheit nämlich macht viele sonst ganz gute Männer gleichgültig und stumpf, so daß sie pflichtgemäß ihren speciellen Dienst thun, ohne sich um den Charakter der Verwaltung zu bekümmern, oft ohne nur daran zu denken wer eigentlich der Minister sei und in welcher Richtung er sein Regiment führe. Ich habe jedoch, besonders in den höhern Stellen Männer gekannt die, nicht Lügner und nicht Heuchler, nicht verblendet und nicht stumpf, klar und bestimmt den allgemeinen Zustand und ihre eigene Lage erkannten, aber durch Verhältnisse an ein System gekettet waren welches sie im Herzen verdammten. Ich habe aber keinen solchen ehrenwerthen Mann gekannt, welcher in dieser Lage sich glücklich gefühlt hätte. Es ist kein geringes

Digitized by Google

Lob für die deutſche Staatsdienerſchaft, daß ſie unter den herrſchenden Verhältniſſen noch iſt — wie ſie iſt.

In Frankreich ſind die Verwaltungsbeamten bis zu den höchſten Stellen hinauf ganz und gar der Willkür der Miniſter überlaſſen; dagegen aber ſteht die Magiſtratur faſt wie ein unabhängiger Körper. Kann die Regierung dort dem einzelnen Richter auch Gunſt oder Ungunſt erweiſen, ſo kann ſie doch nicht nach ihrem Belieben über deſſen Beruf und Stellung verfügen. In manchen deutſchen Staaten haben die richterlichen Beamten nun auch eine unabhängigere Stellung gewonnen und die Gerichte, ihrer Pflicht bewußt, können gegen die überfluthende Willkür der Verwaltung ein feſter Damm werden, ſobald das Bewußtſeyn ihrer Unabhängigkeit den rechten Geiſt der Magiſtratur erweckt.

Mit den Gemeindeämtern geht es nicht beſſer, denn die Gemeinde-Vorſtände werden nicht etwa von allgemeinen Bürger-Verſammlungen ſondern meiſtens von Vertretungen gewählt und die unteren Beamten werden einfach von den Vorſtänden ernannt. In natürlicher Folge wird, beſonders in den Städten und in den Städtchen, der tauglichſte Mann nicht mit einem Gemeinde-Amt betraut, wenn er nicht bedingungslos der Partei ſich anſchließt oder doch als ſehr harmlos bekannt iſt, und ſo werden denn auch die Gemeinde-Beamten die Organe oder die gehorſamen Diener der „liberalen“ Bourgeoiſie.

Mein Gott, wie hab' ich wieder ſo viel geſchrieben! Ich muß abbrechen.

Wie immer

Dein N. N.

XLIII.

Zeitläufe.

Der Imperator in tauſend Aengſten.

Es kommt Vieles zuſammen in dem Einen Moment zur Charakteriſirung der täglich unerhörter ſich geſtaltenden Weltlage. Man hat kaum mehr Hände genug, um alle die bezeichnenden Symptome zuſammenzufaſſen die man gerne zur Beſprechung bringen möchte. Die Betrachtung im Einzelnen iſt kaum mehr möglich; denn alle zweifelhaften Probleme und Exiſtenzen Europa's haben ſich in einen einzigen verwirrten Knäuel zuſammengewickelt. Um aber mit Einem Satze die Signatur der Zeit auszudrücken, müßte man mit Engelzungen begabt ſeyn.

Wer vor fünfzehn Jahren alles Das hätte prophezeien wollen, was wir jetzt vor Augen ſehen, noch dazu vor Augen ſehen ohne darüber in beſondere Agitation zu gerathen: der wäre ohne Zweifel wegen Beleidigung mindeſtens eines halben Duzends alt- und neubegründeter Majeſtäten gerichtlich belangt, oder noch wahrſcheinlicher gemäß medizinalräthlichen Spruchs zum Narrenhaus verurtheilt worden.

Alles Unmögliche iſt möglich, ja wirklich geworden. Die Partei der europäiſchen Revolution hat kaum je einen Herzenswunſch geäußert der ſich nicht — bis auf die Zeit vor ein paar Wochen und bis auf die eigenthümliche Wendung die wir im Nachfolgenden ſignaliſiren wollen — auf dem Wege der glücklichſten Erfüllung befunden hätte. Darum

Digitized by Google

haben auch die Hauptleute von der rothen Fahne sich vor Kurzem zur europäischen Gratulationscour in der Stadt Calvins zusammengefunden. Nachdem die Majestäten von Gottes Gnaden sich eine um die andere, theils körperlich, theils moralisch, gegenseitig abgethan hatten: wollten die Herren in Genf den „Frieden" proklamiren, weil der „Krieg" zu ihren Zwecken nun nicht mehr nöthig sei. Sie haben freilich nur thatsächlich erwiesen, daß der Krieg Aller gegen Alle ihr eigenes Princip sei. Aber nichtsdestoweniger haben sie mit Maulwurfsinstinkt den richtigen Moment getroffen um zu constatiren, daß und wie ihnen alle Wege geebnet seien von den Throninhabern selber. Und nun will, nun soll der Imperator hierin plötzlich Einhalt thun.

Gruppiren wir nur die wichtigsten Ereignisse welche in den letzten Tagen zusammengetroffen sind, um den Knäuel der europäischen Verwirrung zu verstärken!

In dem Augenblicke wo die deutschen Südstaaten, Bayern an der Spitze, im Begriffe sind durch den Mund der Kammern und der Souveraine vor aller Welt auszusprechen, daß sie nicht mehr im Stande seien ihrer Aufsaugung durch Preußen auch nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen: in demselben Augenblicke geht der Kaiser von Oesterreich nach Paris um seinen Gegenbesuch zu machen; und er wird erfahren was dort die österreichische Allianz unter Umständen noch werth sei.

In demselben Augenblicke wo die Gewalthaber in Karlsruhe erklären, daß Süddeutschland trotz Nikolsburg und Prag das Recht und die Pflicht habe in dem norddeutschen Bunde aufzugehen, ohne irgend Jemand zu fragen als sich selber und den Berliner Reichstag: in demselben Augenblicke begrüßt der preußische König den nach Paris durchreisenden Kaiser von Oesterreich auf badischem Boden. Zu was der unerbetene Besuch? Vielleicht um dem kaiserlichen Bruder zu gratuliren zu der Antwort auf die Adresse der cisleithanischen Bischöfe, wodurch das Haus Habsburg auf den Rechtsschutz der katholischen Kirche in seinem Reiche feierlich verzichtet und die Sache der Kirche dem wüthenden Radikalismus der

Digitized by

Gosse und des darauf gebauten Abgeordnetenhauses preisgibt? Für Preußen kann es freilich nur willkommen seyn, wenn in Oesterreich das einzige und letzte Band durchschnitten wird, welches die verschiedenen Nationalitäten zur Noth noch verknüpft hat: die Gemeinsamkeit des katholischen Interesses.

Auch in Paris freut sich der Liberalismus und der Radikalismus maßlos über die That vom 15. Oktober, wodurch sich der Kaiser von Oesterreich so ausnehmend populär gemacht habe. Ob auch der Imperator die Freude theilt: das ist freilich eine andere Frage. Er mit seinem politischen Scharfsinne kann doch schwerlich verkennen, daß seit dem 15. Oktober der letzte Damm gegen die innere Revolution zu Wien abgebrochen ist; und ob auch der herrschende Radikalismus sich noch eine Weile damit begnügen wird über den servilen Rücken der Minister Baron Beust und Graf Andrassy der alten Monarchie auf's Dach zu steigen: eine Rettung aus dem finanziellen Verderben läßt sich von der anarchischen Partei und ihrer vordringenden Herrschaft doch ebensowenig hoffen, als eine Erhöhung der Fähigkeit Oesterreichs zu einer seinerzeitigen kriegerischen Aktion. Wenn man aber in Paris Oesterreich nicht dazu brauchen kann, dann braucht man es zu nichts.

Ohne Zweifel muß es dem Haupt des Hauses Bonaparte schmeicheln, den Beherrscher Oesterreichs unmittelbar nach der Abdankung der alten Monarchie als katholische Macht bei sich zu empfangen, und zwar in dem Moment zu empfangen, wo er, der Imperator, selber im Begriffe steht der Revolution gegen den Rest des Patrimoniums Petri sein donnerndes Quosego zuzurufen. Unter solchen Umständen müssen sich doch wohl die Katholiken aller Welt um so leichter überzeugen, daß sie — eingekeilt zwischen zwei Mächten welche sich officiell „protestantisch" nennen, zwischen einer Macht welche den amtlichen Titel „orthodox" führt, zwischen einer Macht welche sich offen auf den Atheismus gestellt hat, und zwischen dem jüngst erklärten österreichischen Neutrum — nur mehr Eine Macht für sich haben, welche sich des katholischen Namens wenigstens nicht schämt. Das ist immer-

Digitized by Google

hin ein Gewinn aus dem sich Zukunfts-Capital machen läßt, und man hat in Paris stets besser mit moralischen Faktoren zu rechnen gewußt als die liberalen Advokaten und Juden in Wien, zu deren Livreebedienten der neue Reichskanzler sich vermiethet hat.

Dennoch glaube ich nicht, daß durch die Wiener That vom 15. Oktober und deren populäre Auslegung die Allianz Oesterreichs für irgend Jemand wünschenswerther geworden seyn dürfte, geschweige denn für Frankreich in dem gegenwärtigen Moment. Das nämlich ist der Gipfelpunkt der unglaublichen Situation des Tages: daß in dem Augenblicke wo der Habsburgische Kaiserbesuch, noch umduftet von dem Jubelruf und den Weihrauchwolken des Wiener Radikalismus, die französische Grenze überschreitet — daß in diesem Augenblicke der Imperator selber in der Lage ist eine neue Fahne aufzustecken — Er die Fahne des Conservatismus und der Gültigkeit der Verträge!

Als der Mann vor fünfzehn Jahren seine Laufbahn begann, da hatte er noch drei conservative Großmächte vor sich und eine Reihe kleinerer conservativen Staaten hinter sich. Diese conservativen Reichs- und Staatskörper sind jetzt alle ruinirt, die Einen von außen hinein, die anderen von innen heraus; und Er der diesen Ruin des gesammten conservativen Continents verschuldet hat — Er muß jetzt die Fahne aufstecken die er mit allen Mitteln der brutalen Gewalt, der Lüge und des Trugs fünfzehn Jahre lang bekämpft hat. Er muß in Italien im Namen des conservativen Princips und des Vertragsrechts Ordnung gebieten, er muß die Troßbuben-Regierung in Florenz zwingen gegen die Verschwörung des rothen Hemds den Vertrag vom 15. Sept. 1864 aufrechtzuerhalten und also den heiligen Stuhl und den Rest des Kirchenstaats gegen den revolutionären Einbruch zu vertheidigen, oder er muß die Arbeit selber übernehmen — und er muß alles Dieß thun aus den dringendsten Gründen seiner Selbsterhaltung und um nicht den letzten Rest seiner Machtbasis zu verlieren auf dem Gebiet der innern und der äußern Politik.

Digitized by Google

„Es darf kein einziger Fehler mehr gemacht werden“: hat Herr Thiers in seiner bekannten Rede gesagt. Der schwerste Fehler aber wäre die Preisgebung Roms gewesen, sei es an Perfidien der monarchischen Revolution oder an die wuthschnaubende Gewaltsucht der kosmopolitischen Sekten. Wir waren immer der Meinung, daß der Imperator Rom unter keinen Umständen opfern dürfe, und daß es gute Wege habe mit dem völligen Triumph der italienischen Revolution über den heiligen Stuhl; wir stützten uns dabei auf die Thatsache, daß die stärkste Garnison der heiligen Stadt die Franzosen in Frankreich seien, und daß hunderttausende von guten Katholiken sich unter den Wählern des Mannes vom 2. Dezember befänden.

Ein zweiter Grund kommt darin hinzu, daß der Mann den man für das politische Glückskind des Jahrhunderts gehalten hat, von dem Tage an wo er den schmachvollen Verrath von Castelfidardo gewagt, Niederlage über Niederlage erlitten hat. Ueberall sind ihm die Folgen seiner eigenen Thaten in's Gesicht gesprungen, ein schmählicher Rückzug folgte dem andern, und nicht der am wenigsten demüthigende war die Räumung von Rom und Civitavecchia in Folge des Vertrags vom 15. September 1864. Nur mit der tausendfachen Versicherung, daß der Vertrag unverbrüchlich heilig gehalten werden müsse, ließ die Schande sich nothdürftig decken. Sollte nun der Imperator auch noch aus dieser Position sich verdrängen lassen, sich verdrängen lassen durch die verächtlichsten aller Gegner — sei es das Gesindel welches von Garibaldi, oder das Gesindel welches von der Regierung in Florenz, oder das Gesindel welches von beiden im offenen und geheimen Einverständniß als „italienische Nation“ bezeichnet wird — es würde ein lauter Schrei der Entrüstung von einem Ende Frankreichs bis zum andern erschallen, der Thäter würde in einem Meer von Verachtung und Lächerlichkeit untergehen.

Das frechste der leitenden Judenblätter in Wien, auf deren Ruf der neue Reichskanzler aus Sachsen apportirend in's Wasser geht, schüttet selbstverständlich auch die vollsten Schalen des Hasses gegen die Regierung des heiligen Stuhles

Digitized by Google

aus. Aber im rückschauenden Ueberblick auf die napoleonische Politik in der sogenannten römischen Frage, sieht doch auch dieses Blatt sich zu dem Geständniß gezwungen: so sehr man im Interesse der Menschheit den Untergang der weltlichen Herrschaft herbeisehnen müsse, so müsse man doch bedauern, daß es durch ein solches Uebermaß von Heuchelei, Lüge und Niedertracht geschehen solle.

Uebrigens hat ein unverdientes Geschick es dem Imperator sehr erleichtert sich aus der Schlinge zu ziehen, die ihm von der revolutionären Diplomatie über den Kopf geworfen worden war. Der Rest der päpstlichen Herrschaft ist nämlich keineswegs zusammengestürzt vor dem ersten Hauch aus dem Lästermaule Garibaldi's, wie der Liberalismus sich und Andern so gerne glauben gemacht hat. Die Schande des verrätherischen Regiments von Florenz ist ebenso offenbar geworden wie die ekelhaften Prahlereien des Garibaldismus. Ueberall unter dem königlichen Scepter konnten sich die Freischaarenbanden bilden und durch den zum Schein aufgestellten Cordon der königlichen Truppen ungehindert in den Kirchenstaat einfallen. Sie erhielten jeden möglichen Vorschub von denen, welche zu ihrer gewaltsamen Verhinderung vertragsmäßig verpflichtet waren. Aber kein innerer Aufstand in den Provinzen des Papstes reichte den eingefallenen Banden die Hand. Die päpstlichen Truppen schlugen sich treu und brav; sie zeigten sich den fremden Banden vollständig gewachsen; und sie fanden überall Beistand in der Stimmung des eingebornen Volkes, das an mehr als Einem Orte sogar selbst zu den Waffen griff gegen die anrückenden Freischaaren.

Es war für den Imperator ein sehr glücklicher Umstand und es war zugleich eine schwere Niederlage für den Liberalismus, daß von der in den Organen des letztern mit aller Bestimmtheit angekündigten Revolution in Rom oder in den übriggebliebenen Provinzen nicht die Spur sich zeigte. Bekanntlich ist es die hinterhaltige Lücke des September-Vertrags, daß darin keine Bestimmung darüber getroffen ist,

Digitized by Google

was dann zu geschehen habe, wenn in Rom selbst ein Aufstand entbrenne und den Papst in Gefangenschaft bringen oder zur Flucht zwingen sollte. Der Mann in den Tuilerien müßte sich sehr in Verlegenheit befunden haben, wenn der Fall wirklich eingetreten wäre. Da der Fall nicht eintrat, so war es ihm leicht die Behauptung und das Vorgeben der florentinischen Minister, daß die Besetzung des Kirchenstaats eine Nothwendigkeit geworden sei, um die innere Ruhe herzustellen und den Papst vor der Revolution zu schützen — einfach in das Gebiet der Lächerlichkeit zu verweisen. In Gefahr kam der heilige Vater von innen gar nicht, und von außen erst dann als Viktor Emanuel selbst des Schutzes gegen die republikanische Bewegung bedürftig wurde, als der neue Minister Cialdini den Kampf der Regierung gegen Garibaldi und Mazzini für eine Unmöglichkeit erklärte, und in Florenz überhaupt nichts mehr existirte was des Namens einer Regierung werth gewesen wäre.

Ich bin aber fest überzeugt: wenn auch wirklich in Rom eine siegreiche Revolution, eine spontane und von den Eingebornen getragene Schilderhebung stattgefunden hätte, so würde der Imperator dennoch nicht umhin gekonnt haben seine Flotte nach Civitavecchia zu schicken, die augenblickliche Invasion des Kirchenstaats anzuordnen und Rom mit einer französischen Truppenmacht zu besetzen, stark genug um den „Italienern" die Stange zu halten und die Corps des armseligen Viktor Emanuel wieder dahin zurückzuwerfen, woher sie gekommen waren. Sicher wäre eine solche Invasion dem Erfinder der Nichtintervention und des allgemeinen Stimmrechts schwer gefallen. Aber er hätte doch interveniren müssen, aus dem einfachen Grunde weil der römische Schutz seit vorigem Jahre für Frankreich noch eine ganz andere Wichtigkeit gewonnen hat, und weil sich seit dem 15. Sept. 1864 ein mächtiger Schützer wider Willen für Rom aufgethan hat. Dieser Schützer wider Willen sitzt in — Berlin.

Wahrlich, die Complikationen sind wunderbarer gekommen als im Herbste 1864 irgend Jemandem im Traume hätte

Digitized by Google

einfallen können (mira videntur fata venire). Man kann sagen: indem der Imperator seine eigene italienische Schöpfung an der Krönung hindert und ihr den Weg zum Capitol verschließt, schlägt er den einzig möglichen Weg ein um die Vollendung des preußischen Werks in Deutschland zu hindern und den Hohenzoller'schen „Kaiser der Deutschen" zu hintertreiben. Nur mit Hülfe Roms — in dem eben dargelegten Sinne verstanden — kann Frankreich die erste Macht des Continents bleiben, ohne Rom muß es unbedingt in den zweiten Rang zurücktreten hinter Preußen. Mit Einem Worte: der Imperator führt den Kampf gegen die Bismarkische Politik in Deutschland, indem er auf italienischem Boden jetzt die Fahne des conservativen Princips und des Vertragsrechts erhebt gegen die monarchische sowohl als gegen die kosmopolitische Revolution.

Als der ehemalige Carbonaro auf Frankreichs Thron vor acht Jahren in den sogenannten „Befreiungskrieg" für Italien ging, da sagten ihm alle unbefangenen Kenner der politischen Entwicklungen voraus, daß er sich an der italienischen Creatur selber eine Ruthe binden und daß die neue Macht bei nächster Gelegenheit ihre Dankbarkeit durch offenes oder geheimes Zusammenspiel mit den Feinden Frankreichs beweisen werde. Man dachte dabei allgemein an England. Denn England galt damals noch als der geborne Rivale und der „natürliche Feind" Frankreichs, so daß man den Imperator sogar im Verdacht hatte, als wenn er eine französische Invasion auf der Kreideinsel als den Schlußstein seiner politischen Pläne in Petto behalte. Der Imperator mag jene Warnungen und Befürchtungen leicht in den Wind geschlagen haben, weil er England damals schon besser kannte als es bei andern Leuten der Fall war. Und hierin hat er Recht behalten. Von der Aktivität Altenglands ist nur mehr der fette Dünger vorhanden; eine Staatspolitik im Unterschied von der banalsten Handelspolitik gibt es in London gar nicht mehr. Für Italien hegt man zwar in der „Metropole des Protestantismus" natürlich die wärmsten und

Digitized by Google

frömmſten Wünſche, braucht wohl auch gelegentlich das Maul in Paris; eine That aber hat man für Niemand mehr bereit, für Italien nicht einmal Pfundnoten in ausreichendem Maße.

Aber — und daran hat der Imperator augenſcheinlich nicht gedacht — die andere „proteſtantiſche Macht", die auf dem Continent, hat ſeit dem Jahre 1866 das Intereſſe an der italieniſchen Schöpfung des Napoleonismus geerbt, welches ſonſt England an Italien hätte haben können. Wenn alſo jetzt die italieniſche Creatur den üblichen Dank gegen ihren Schöpfer beweiſen will, ſo muß ſie es thun als der natürliche Alliirte Preußens gegen Frankreich. Daraus ergibt ſich mit Naturnothwendigkeit, daß Preußen jetzt an der Krönung der italieniſchen Revolution daſſelbe innige Intereſſe haben muß, wie ſonſt England es gehabt oder unter andern Umſtänden es gehabt hätte. Es kann nicht anders ſeyn, mag man auch in Berlin ſich und Anderen die Wahrheit verhehlen wollen. Sonderbarer Weiſe deutet eben jetzt der König von Preußen ſelber darauf hin. Denn in der Thronrede, womit er am 26. Oktober den norddeutſchen Reichstag ſchloß, ſpricht er von dem Schifffahrtsvertrag mit Italien unverholen die Hoffnung aus: derſelbe „werde die Beziehungen zu einem Lande befeſtigen, mit welchem uns große gemeinſame Intereſſen verbinden."

Ich ſage: Preußen iſt die Macht welche jetzt das dringendſte Intereſſe hat nicht nur an der Erhaltung des Viktor Emanuel'ſchen Raubſtaats in ſeinem gegenwärtigen Zuſtand, ſondern auch an der Niederwerfung der päpſtlichen Herrſchaft und an der Krönung der italieniſchen Revolution auf dem Capitol. Denn es liegt auf platter Hand: wenn dieſe Revolution nicht fortſchreiten kann bis zu ihrer Vollendung, ſo wird ſie zurückgehen und ihr Schwindelwerk endlich völlig zerfallen. Dadurch verlöre aber Preußen ſeinen natürlichen Bundesgenoſſen wieder, deſſen ephemerer Exiſtenz es die Erfolge von Sadowa zu danken hatte. Darum haben wir jüngſt geſagt: es beſtehe wohl oder übel die engſte Soli-

Digitized by Google

darität zwischen der Politik des Grafen Bismark und dem Garibaldismus in Italien.

Die Zeitungen haben auch seit dem ersten Augenblicke der neuesten römischen Krisis sofort hin- und hergerathen, wie wohl die preußischen Vertreter in Paris und Florenz sich zur Sache gestellt haben mögen. Die Nachrichten liefen verwirrt durcheinander, und eine Klärung ist wohl auch von der nächsten Zeit noch nicht zu erwarten. Allem Anscheine nach hatte Graf Bismark Grund zu bedauern, daß die Flinte Garibaldi's zu früh losgegangen, und daß er so auch das Ministerium Ratazzi, mit oder ohne geheimes Einverständniß, in's Verderben mit hineingerissen habe. Auf die Frage: warum denn die rothe Partei gerade den Monat September d. Js. für geeignet gehalten habe um gegen Rom loszubrechen? — liegt die Antwort ohne Zweifel in der damaligen Spannung zwischen Berlin und Paris. Aber die Helden verrechneten sich auf Caprera nicht weniger als in Florenz. Der Imperator biß sich in die Lippen und steckte das preußische Cirkular vom 7. September vorderhand ruhig in die Tasche. Da auch die gehoffte Bewegung in Rom ausblieb, so kam die diplomatische Situation vorerst gar nicht zur Reife. Ich glaube daher allerdings, daß Preußen bisher eine kluge Zurückhaltung beobachtet und also keine Compromittirung, kein vorzeitiges Aufdecken der Karten zu beklagen hat.

Sollte aber die römisch-italienische Frage wieder ernstlich und definitiv auf die Tagesordnung zu stehen kommen, wie es nach den Dimensionen welche die Sache unerwartet und plötzlich angenommen hat, allerdings scheint — so wird man bald gewahren auf welcher Seite die preußische Diplomatie steht und stehen muß, so unerwünscht es derselben auch seyn mag sich sobald schon demaskiren zu müssen.

Augenblicklich fragt es sich nur, ob und wie die Italia una den Stoß überstehen wird, den sie sich an den scharfen Kanten der napoleonischen Nothwendigkeiten zugezogen hat. Es kann daher auch nicht fehlen, daß man in Berlin mit peinlicher Spannung auf die weitere Entwicklung der italieni-

Digitized by Google

schen Dinge hinschaut. Schon die Thatsache an sich, daß der Imperator zum zweiten Male seit Aspromonte, und gerade in diesem Augenblicke, einer so correkten Evolution der „modernen Ideen", wie die Bewegung nach Rom gewesen, sich mit Intervention und Kriegsdrohung entgegenstellt, kann nicht ohne Rückschlag auf Deutschland bleiben. Er bekämpft den preußischen Einfluß in Deutschland, indem er den italienischen Zügel straff zur Hand nimmt. Wollte der französische Herrscher den Dingen in Italien ihren Lauf lassen, warum nicht den Dingen in Deutschland? Will er der revolutionären oder „national-liberalen" Partei in Deutschland einen Damm setzen, so muß er vor Allem den revolutionären Parteien in Italien den Kappzaum anlegen. Die Niederlage der letztern ist ein Memento mori der ersteren. Werden jene Rom nicht haben, so werden diese in Stuttgart und München kleinlaut werden. Muß man in Florenz auf das Capitol verzichten, so werden für Berlin die süddeutschen Trauben höher hängen — und umgekehrt.

Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß der Imperator fortfahre mit strengem Ernst die Italia una zu überwachen. Daß dieß nicht abgehen wird ohne liberale Flunkereien, wie denn der Mann gemäß der Natur seines Herrscherprincips stets warm und kalt aus Einem Munde bläst — das thut im Wesentlichen nichts zur Sache. Wenn er nur im Hauptsatz festhält, daß die italienischen Parteien ihre nach Rom ausgestreckte Hand zurückziehen müssen: so hat er der preußischen Politik dießseits und jenseits der Alpen den Rang abgelaufen und ein Paroli gebogen. Das fühlt sich auch im französischen Volke ganz instinktiv. Nicht wegen des Triumphs über das elende Italienerthum hat schon der eventuelle Interventionsbeschluß des Imperators erfrischend auf das nationale Ehrgefühl der Franzosen gewirkt; sondern wegen des schweren Gewichts welches der Beschluß in die Wagschale wirft gegen die preußischen Unifikations-Pläne in Deutschland. In diesem Sinne mag ein berühmter Staatsmann der Opposition ausgerufen haben: „das Kaiserthum ist gerettet"; und aus

Digitized by Google

diesem Grunde mag man sich auch in Berlin dringend veranlaßt gesehen haben von jeder vorzeitigen Interceſſion für Italien abzuſtehen.

Ob aber bei dem Experiment einer italieniſchen Reaktions-Politik nicht das Werkzeug in der Hand des Imperators vollends zerbrechen wird: das iſt eine Frage die dem unglücklichen Experimentirer manche ſchlafloſe Nacht bereiten mag. Es iſt glaublich berichtet worden, daß Viktor Emanuel einen eigenhändigen Brief nach Paris geſchrieben habe, worin er ſeine höchſt gefahrvolle Lage darſtelle. Er ſei nicht im Stande, ſo gerne er möchte, dem Andrang der revolutionären Partei zu widerſtehen; es ſei der unbezähmbare Wille der Nation nach Rom zu kommen, und wenn er daran verhindert werde die königliche Fahne auf dem Capitol aufzupflanzen, ſo ſei ſeine Dynaſtie verloren. Man darf glauben, daß dieſe Worte mehr waren als ein diplomatiſcher Kniff, ebenſo wie die verzweifelte Erklärung des kaum ernannten Kabinets Cialdini. Die neuerliche Entweichung Garibaldi's, die fortgeſetzten Einfälle der Rothen und ein nachträglicher Putſchverſuch in Rom ſelber bezeugen genugſam, wie tief die öffentliche Autorität der Italia una in Verachtung geſunken iſt, und daß mit jedem Tage mehr auf der Halbinſel Alles aus Rand und Band geht. Beſteht ja eigentlich kaum ein Zweifel, daß Ratazzi ſelbſt aus purer Deſperation — und ſogar auf die Gefahr hin das Geſchäft mit den geſtohlenen Kirchengütern zu ruiniren — ſich auf die Unternehmung Garibaldi's eingelaſſen hat.

Mit Einem Worte: der Imperator hat — wenn er ſeine eigene Dynaſtie retten will — nicht nur den Papſt gegen die anarchiſche Revolutionspartei zu vertheidigen, ſondern auch die monarchiſche Revolution des Hauſes Savoyen gegen die republikaniſche Bewegung. Gelingt letzteres ihm nicht, ſo erhebt ſich die Frage, was denn nun aus Italien werden ſoll? Und hierin liegt noch das weniger ſchwierige Problem. Viel ſchwieriger iſt die Frage: wer dann die rieſenhafte Staatsſchuld der Italia una bezahlen ſoll, an der das franzöſiſche Volk mit ſo enormen Summen betheiligt iſt?

Digitized by Google

Man darf begierig seyn, wie der Imperator das Alles machen wird. Einstweilen steht Rom wieder im Mittelpunkt der europäischen Verwicklung, und die Geschichte predigt von der Engelsburg herab die alte Wahrheit, daß die Revolution wie weiland Vater Saturn die eigenen Kinder frißt. Ob wohl Graf Bismark von dieser Regel ausgenommen bleiben wird?

Eine große Entscheidung wird davon abhängen, ob der Imperator nicht zu spät die Fahne des erhaltenden Princips und der Heilighaltung der Verträge aufgesteckt, respektive mit Preußen die Rollen getauscht hat? Vorerst aber böte die italienische Reaktion jedenfalls noch eine letzte Frist und Gelegenheit, um diejenigen deutschen Staaten welche von Preußen noch nicht verschlungen sind, aus eigenen Mitteln und Kräften zu stärken gegen den Unitarismus der Bismarkischen Politik. Jetzt oder nie muß es sich zeigen, ob und welche Selbstständigkeits-Elemente wir noch unter uns haben!

XLIV.

Aus meinem Tagebuch.

Abschweifende Briefe an einen Freimaurer über den deutschen Musterstaat.

Im Christmonat 1864.

II.

Nun da habe ich was Schönes angerichtet mit meinem vorigen Brief! Die Wahrheit duldet man in Palästen höchstens in der Bedientenstube; den meisten Professoren ist nichts widerwärtiger als Wahrheiten, die nicht in ihr System taugen; die Lazzaroni der Museen hören so ungern sich selbst die Wahrheit sagen als der nächste beste Bierbankdrücker. Dieß alles habe ich längst gewußt. Aber daß das Aussprechen allbekannter Dinge bezüglich des badischen Musterstaates selbst in Wien höchst unangenehm berühren und Sie zur Abfassung einer polemischen Abhandlung zu entflammen vermöchte, das hätte ich mir doch kaum träumen lassen. Mein Trost bleibt das Bewußtseyn, dieß-

Digitized by Google

mal den Nagel so recht auf den Kopf getroffen zu haben. Ihre Auseinandersetzungen, lieber Herr Blech, bekehren mich nicht, nicht etwa weil ich eigensinnig bin, sondern weil dieselben mich im Grunde gar nichts angehen.

Was, ums Himmels willen, haben denn der „deutsche Forschergeist", „deutsche Wissenschaft" und „Kunst", die „deutschen Klassiker" und „Geschichtschreiber" mit der badischen Aera von 1860 viel gemeinsam? Im höchsten Grade müßte ich mit der Verwendung meiner Zeit verlegen seyn, wenn ich den Inhalt Ihrer sehr werthen Riesenepistel Punkt für Punkt eingehend beleuchten wollte. Bitte, mit einigen Notizen vorlieb zu nehmen, wie sie mir gerade in die Feder kommen.

Deutscher Forschergeist, deutsche Wissenschaft und Kunst: sagen Sie! Niemand vermag jene würdigen Jünger der Wissenschaft höher zu achten als ich, denen die Wahrheit über Alles geht, welche ohne Rücksicht auf den Parteilärm des Tages oder auf eigene Vorurtheile nach Wahrheit forschen und derselben sich freuen, wo und wie sie ihnen begegnet. Ich müßte auch kein Deutscher seyn, wenn ich die Verdienste der deutschen Gelehrsamkeit unterschätzen wollte. Aber — jetzt kommen die Aber, Herr Blech, Sie preisen die „großen Gelehrten" der Gegenwart. Ich dagegen finde, gerade in Deutschland seien die redlichen Forscher, welche ihrem Gegenstande auf den Grund gehen, seltener als irgendwo, im liberalen und radikalen Lager aber soviel als ausgestorben und verschollen. Und ich meine weiter, das ewige Prahlen mit deutschem Forschergeist, deutschem Wissen und dgl. sei wesentlich ein Ausfluß jenes Schulmeisterdünkels, den die übrigen Culturvölker belachen. Es läßt sich sehr darüber streiten, ob die praktischen und nüchternen Engländer, die angeblich oberflächlichen Franzosen, die Spanier und Italiener auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste der Menschheit nicht weit ersprießlichere Dienste geleistet haben als die Deutschen mit all ihren Systemen, Theorien und Schulmeistergezänk. Diese bauen am liebsten Vogelkäfige für den Weltgeist, schreien Spinnengewebe, die der nächste Luftzug zerreißt, als Wohnungen der Wahrheit aus, wärmen alten Kohl aus der Kirchen- und Ketzer-Geschichte auf und suchen denselben als wissenschaftliche Errungenschaft an Mann zu bringen. Sie schauen mit Gering-

Digitized by Google

schätzung auf die Autorität der Kirche herab, die doch bald 2000 Jahre sich bewahrheitet hat, und schwören dafür auf die Autorität dieses oder jenes Literaturjuden oder Zeitungsschreibers. Ist das nicht kläglich und lächerlich zugleich? Aber noch mehr, mein verehrter Rath. Der weise Salomo hat ausgesprochen und der verstorbene Heidelberger Professor Röth hat so ziemlich in jedem Colleg bestätigt, das menschliche Wissen sei Stückwerk und der Kreis der menschlichen Erkenntnisse noch lange kein abgeschlossener. Pilatus aber hat dereinst die Frage aufgeworfen: Wahrheit? und der anerkannt tüchtige, grundgelehrte Hofrath Zöpfl hat ganz dieselbe Frage unter sein Porträt geschrieben. Die Thatsachen sind vernichtend für Sie, geradezu vernichtend.

Wie so? warum? fragen Sie. Gut, ich will es Ihnen andeuten. Ihrem Scharfsinne dürfte wohl auch z. B. schon aufgefallen seyn, wie noch heute gerade wie zu Galenus Zeiten (Galenus, mein lieber Rath, war neben Hippokrates der größte Arzt des heidnischen Alterthumes) geschickte Aerzte gar nicht selten auf den Magen des Patienten operiren, während das Uebel in der Brust sitzt; bei der Sektion ihres Opfers singen sie alsdann ihr pater peccavi asinus fui. Doch das ehrliche Eingeständniß, man sei Angesichts der hyperbolischen Fortschritte der Naturwissenschaften mit der Heilkunst auch noch heute schlimm daran, vernimmt man selten. Freilich kennt jedes Kind den himmelweiten Unterschied, der zwischen tiefgelehrten Erklärungen und zwischen der Heilung eines Uebels liegt. Und ähnlich steht es mit allen Zweigen der Wissenschaft, sobald man dieselben an den Probirstein theoretischer Haltbarkeit und praktischer Nützlichkeit legt. Noch mehr, Herr Blech, denn ich will und muß Sie etwas abkühlen. In ihrer unvergleichlichen Apologie des badischen Babel reden Sie, wie der Mensch in der Jetztzeit „Herr der Natur" geworden und der „freie Gedanke" habe auf dem Schutte der Jahrhunderte eine neue Welt sich gestaltet, gereinigt von den „Dünsten des Aberglaubens" wie von den „Nebeln des Vorurtheils", befreit von den „entwürdigenden Fesseln des Kirchenthumes". Sie sind ein gelehriger Schüler der literarischen und journalistischen Falschmünzerbande, welche in Oesterreich ärger als irgendwo im Dienste der Verneinung und des Umsturzes ihr Unwesen treibt. Aber bitte, Herr Blech, ist denn z. B. Ihre

angebliche „Beherrschung der Natur“ durch den Menschen erheblich mehr als eine hohle Phrase? Ist denn nicht unser Hauptstreben darauf gerichtet, den Widerstand der Natur zu brechen, den zerstörenden und schädlichen Einflüssen der Elemente und Witterung Schutzwälle entgegenzuthürmen? Im Schweiße ihres Angesichtes müssen wie zu Adams Zeiten auch 1864 nach Christus die meisten Menschen ihr Stücklein Brod gewinnen, nennen Sie das Herrschen? Gegen das Wasser baut man Dämme, gegen das Feuer werden Pompiers und Feuerspritzen entsendet, gegen Orkane und Erdbeben gibt es vollends noch gar keinen Schutz. Kommen Ihnen Wasser und Feuer nicht als rebellische Unterthanen, Orkane und Erdbeben als entsetzliche Feinde des Menschen vor? Und ferner: weßhalb wohnen Sie nicht unter freiem Himmel? Wozu tragen Sie Kleider am Leibe? Was ist ihr prosaischer Hauptzweck, wenn Sie sich zur Tafel setzen? Ach, schon ein bischen Zahnwehe vertreibt dem Hochmüthigsten den Souveränitätsschwindel. Wären Sie erst im Stande, auch nur all das Wehe, die Leiden und Schmerzen in einem Momente zu sehen, welche in der Kaiserstadt, in den Palästen und Hütten Säuglinge und Greise anfallen, foltern, verzehren — in demselben Momente, mein souveräner Blech, müßte Ihr Herz erstarren oder Sie bekämen doch Sehnsucht nach La Trappe. Ich verkenne die wirklichen Fortschritte der Industrie und Verkehrsmittel keineswegs, doch welchen Zwecken sind dieselben in letzter Instanz dienstbar? Ich dächte, der Nothwehr des Menschen gegenüber den feindseligen Kräften und Mächten der Natur. Und diese Fortschritte selbst haben abermals bedenkliche Seiten. Der Mensch baut z. B. Maschinen, er vermag dieselben in Gang zu setzen und zu benützen, aber ist er vollständig Herr des eigenen Geschöpfes? Er kommt der Maschine um eine Fingerbreite zu nahe, und siehe, erbarmungslos, rettungslos zermalmt sie ihren Schöpfer und Lebensspender. Ist's nicht so, Beherrscher der Schöpfung?

Aber noch mehr. Lassen Sie die Akademiker von Wien und Berlin sammt den 40 Unsterblichen Frankreichs tagen. Sagen Sie diesen: „Meine Herren, vor Ihnen steht ein Mann, den die Wißbegierde dermaßen quält, daß er sich sogar zum Briefwechsel mit Ultramontanen erniedrigt. Zweifelsohne haben

Digitized by Google

die Weisen des graueſten Alterthums über den Zuſammenhang und die Wechſelwirkung des Leibes mit der Seele gegrübelt. Mich würde es glücklich machen, aus dem Munde der erleuchtetſten Geiſter des Jahrhunderts genau zu vernehmen, wie die Sache möglich iſt und ſich vollzieht." Wie würde die Antwort auf dieſe ſo naheliegende und einfache Frage wohl ausfallen? Herr Rath, entweder bleiben die Herren ſtumm oder ſie gerathen ſich augenblicklich in die Haare, bis Sie des Lärmens müde gerade ſo klug weggehen als Sie gekommen. Und fragen Sie weiter z. B. wie es möglich ſei, daß Einer dem Andern vermittelſt der Sprache geiſtig ſich mittheilt, oder nach dem Weſen des Irrwiſches, Lichtes, Blitzes und tauſend andern ganz alltäglichen Erſcheinungen und Gegenſtänden, ſo werden Ihnen Wörter, Phraſen anſtatt genügender Erklärungen geboten.

So ſieht es aus im Reiche der Wiſſenſchaft, indem man zählt Eintauſend achthundert ſechzig und vier nach der Geburt unſeres Herren und Heilandes Jeſus Chriſt, der fleiſchgewordenen Wahrheit. Die „Künſte", Herr Blech, wollen wir ganz abſeits laſſen. Nur die einzige Bemerkung erlaube ich mir, daß die chriſtliche Kunſt nicht ſowohl fortſchreitet als fortblüht, inſoweit ſie ſich ſelber getreu geblieben.

Sie ſagen ferner „deutſche Klaſſiker", „deutſche Geſchichtſchreiber". Sie entſchuldigen, beſter Blech! In Ihren Kreiſen herrſcht ſolch ein Reichthum an Standpunkten, daß jeder Einzelne einen Vorrath davon beſitzt und je nach Umſtänden den einen mit dem andern vertauſcht. In meinen Kreiſen dagegen kennt man nur einen einzigen Standpunkt, nämlich — den römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen. Von dieſem Standpunkte aus erſcheint die noch nicht abgelegte Gewohnheit, die im katholiſchen Glauben gebornen oder zur Kirche zurückgekehrten Dichter und Schriftſteller, denen ein Winkelchen im modernen Parnaß Schandenhalber eingeräumt werden mußte, um ihres katholiſchen Glaubens willen zu entſchuldigen und zu bemitleiden, als eine Unverſchämtheit ſondergleichen. Sie entſpricht der Lächerlichkeit, womit man die reiche katholiſche Literatur ſo ziemlich als gar nicht vorhanden negirt und 25 Millionen katholiſcher Deutſcher als gar nicht zum deutſchen Volke gehörig, als ganz außerhalb des „Entwickelungsganges der Nation" ſtehend behandeln möchte.

Digitized by Google

Solch ein Gebahren dürfte nicht bloß unverschämt und lächerlich, sondern zugleich auch herzlich dumm seyn. Bei einer spätern Gelegenheit setze ich Ihnen vielleicht die Gründe auseinander, weßhalb ich Ephraim Lessing für den gewaltigsten Geist unter den sogenannten deutschen Klassikern halte; sein „Nathan der Weise" ist unschuldig daran. Die Klassiker sind die Propheten und Heiligen und Auktoritäten der Logenmänner, die nach Kräften an die Stelle des christlichen Cultus den Cultus des Genius setzen und dem armen Volke eintrichtern möchten. Herr Blech, wir wollen das Heiligmäßige der meisten Klassiker mit dem Mantel der christlichen Liebe und Züchtigkeit bedeckt lassen, dagegen halte ich den Nachweis für durchaus keine schwere Arbeit, daß selbst Göthe und Schiller, geschweige ein Wieland, Thümmel und andere Schweine Epikurs, mitunter recht mittelmäßiges Zeug vom Stapel ließen. Anstatt sichten und ausmerzen zu lassen, besorgen die Buchhändler aber recht dickleibige Gesammtausgaben; die Herrn versündigen sich damit an den Klassikern wie an der Leserwelt, allein sie werden eben dick und fett dabei. Und indem ein Epigone den andern unaufhörlich lobt, indem die Herren Brockhaus und Compagnie zu Gunsten der Verlagsartikel emsig schmettern lassen, füllt sich die Ruhmeshalle der deutschen „Klassiker" mit durch und durch undeutschen Religionsspöttern und Kirchenstürmern, mit Juden ohne Jehova und ohne Vaterland, mit zweideutigem Gesindel aller Art. Auch die literarischen und publicistischen Zustände unseres unglücklichen Vaterlandes kommen Einem um so grauenhafter vor, je nähere Bekanntschaft man mit denselben macht. Aber anbrechen wird der Tag, wo auch dieser Augiasstall gemistet und gar Mancher mit Schande und Spott aus dem Tempel hinausgeworfen wird, in welchen ihn die Parteisucht als gefüges Werkzeug hineinzuschmuggeln verstand.

Am schlimmsten, Herr Rath, dürften die Geschichtsbaumeister Ihrer Kreise wegkommen, denn sie haben es am meisten verdient, das Gericht über dieselben hat bereits begonnen. Sollte Janssens herrliche Schrift: „Schiller als Historiker" oder Onno Klopps, des deutschen Patrioten ebenso wuchtige als glänzende Streitart Ihnen bisher entgangen seyn? Das wäre ein geistiges Armuthszeugniß für die „achtbarsten und intelligentesten Bürger", unter denen Sie sich bewegen. Herr, die

Aufgabe des Historikers ist eine ebenso schwere als ehrende. Sie ist schwer, so schwer, daß mich das stolze Wort „Weltgeschichte" förmlich anfröstelt und daß ich die „Geschichte des .... Volkes" mit der Empfindung in die Hand nehme, ein Märchen- und Traumbuch vor mir zu haben. Das größte, mit dem Bußgeiste und der Freimüthigkeit eines Augustinus ausgerüstete Genie wäre nicht im Stande, eine mehr als lückenhafte Autobiographie zu liefern, und da sollte man nicht annehmen, es gehöre ein übermenschlicher Geist dazu, um die wirkliche Geschichte eines Volkes oder gar eine Weltgeschichte zu schreiben? Herr Blech, fragen Sie den nächsten besten Polizeibeamten oder Criminalisten, ob es eine leichte Arbeit sei, den objektiven Thatbestand einer Rauferei, deren Schauplatz erst heute Nacht eine Vorstadt gewesen, oder eines vereinzelten Verbrechens herzustellen. Er wird Sie überzeugen, es sei nicht wenig Lebenserfahrung, Scharfsinn und Nachforschen von nöthen und er gesteht Ihnen vielleicht, kaum in 10 Fällen von 100 trügen Richter die Ueberzeugung nach Hause, ein wirklich gerechtes Urtheil geschöpft zu haben. Und dann überlegen Sie im stillen Kämmerlein, was dazu gehöre, die Geschichte eines Dorfes, einer Stadt, einer Provinz, eines Volksstammes zu schreiben, geschweige die eines Staates oder gar eine Weltgeschichte. Vom christlich-philosophischen Standpunkte aus, glücklicher Blech, mahnt das ausgezeichnetste historische Werk hinsichtlich der Objektivität stets an Salomo den Weisen, an den Professor Röth, an Pontius Pilatus und an den Hofrath Zöpfl. Doch, ich weiß mich zu bescheiden. Nicht Götter, sondern Menschen geben historische Werke in Verlag, Kinder ihrer Zeit, abhängig von mehr oder minder sparsamen oder überreichen, aber stets mangelhaften Quellen, von den Eindrücken ihres Lebens, den Einflüssen ihrer Erziehung, von liebgewordenen Vorurtheilen, von Hämorrhoiden und ihrer Umgebung. Was man billigerweise von unsern Geschichtschreibern begehren kann, ist redliches Forschen nach Wahrheit, erschöpfende Benützung der vorhandenen Quellen, Beseitigung der Parteirücksichten, Unabhängigkeit von den Mächtigen des Tages. Der Geschichtschreiber vor allem soll seyn ein Mann, ein Priester der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit Aller. Was soll aber die heutige Parteiwirthschaft bedeuten? Was

haben die gepriesenen, alle Augenblicke neu aufgelegten, in Klassikerformat herausgegebenen Historiker Ihrer Kreise aus der Geschichte gemacht, mit Absicht und Berechnung gemacht, Herr Blech?

Doch, ich habe genug räsonnirt, zum Schlusse wollen wir noch ein wenig politisiren. Ihre Lobpreisungen der badischen Herrlichkeit finde ich begreiflich. Sie sind Freimaurer, demgemäß verwechseln Sie die Logenbrüder sammt Anhang mit dem leibhaftigen Volk, das Wohlergehen Ihrer Partei mit dem Volkswohle, die Parteiwirthschaft mit Volksherrschaft. Jede Festigung der Parteiherrschaft halten Sie für Fortschritt, die Knechtung des Volkes für freiheitliche Entwickelung, die systematische Aussaugung desselben für gedeihliche Förderung der materiellen Interessen. Stuhlmeister Bluntschli hat in seinem Staatsrechte diese Anschauungen formulirt, wenn auch ziemlich vorsichtig und verschämt, die Herren Lamey, Mathy und wie sie alle heißen, haben dieselben adoptirt, die ministerielle Presse aber sucht sie populär zu machen. Meine Wenigkeit hat weder das Marschiren auf dem Kopfe eingeübt noch lasse ich durch Phrasen mich bestechen. Aus diesem Grunde, Herr Blech, sehe ich in dem schönen und nach Art schöner Länder kläglich mißregierten Baden ein Stück moderner Tyrannei verwirklicht, deren Gleißnerei sich höchstens mit der Verachtung alles göttlichen und menschlichen Rechtes vergleichen läßt, woran die Machthaber krank liegen. Hat Roebuck im englischen Parlamente einmal geäußert, die Juden seien Oesterreichs Läusekrankheit, so werden Sie nach kurzer Umschau den Ausspruch nur zu sehr gerechtfertigt finden. Was die Juden für Oesterreich, das sind im höchsten Grade neben diesen die Freimaurer und deren unbewußter oder freiwilliger Anhang unter andern auch für das badische Volk. Und das will ich beweisen, Herr Blech!

Hoffentlich lassen Sie das badische Regierungsblatt sowie die officiöse „Karlsruher Zeitung" als annehmbare Quellen gelten. Ich verweise Sie auf die Jahrgänge seit 1860 und mache Sie zunächst aufmerksam auf das, was man nicht darin findet. Freiheitliche Entwickelung und Selbstständigkeit in allen Gebieten des öffentlichen Lebens hat Großherzog Friedrich unmittelbar nach dem Vertragsbruche mit Rom am 7. April 1860

Digitized by Google

vor aller Welt feierlich verheißen. Wie ist dieses Versprechen von den badischen Staatsmännern erfüllt worden?

Alle Welt glaubte, man werde die seit den 40ger Jahren niemals aufgelöste zweite Kammer sofort auflösen und damit dem Volke Gelegenheit geben, Vertreter seiner Interessen, Bedürfnisse und Wünsche nach Karlsruhe zu schicken. Allein bis heute kam keine Kammerauflösung, die gefügen Werkzeuge der Reaktion sind über Nacht mit Freiheitslarven geschmückt und auf ihren grünen Sitzen belassen worden. Baden besitzt das Muster eines Wahlgesetzes, wie dasselbe nicht seyn soll. Dasselbe begünstigt vermittelst einer höchst tendenziösen Eintheilung der Wahlbezirke die paar Städte zu Ungunsten des Landvolkes, die protestantische Minderheit zu Ungunsten der katholischen Mehrheit. Es kennt weder allgemeine noch direkte Wahlen, die indirekten aber sind eine Fälschung der Wahl und der Meinung des Volkes. Nicht sowohl das Volk als die Beamten haben die Wahlen in der Hand, ein Billet des Ministers befiehlt dem Bezirksbeamten, den X oder Z als Regierungscandidaten durchzudrücken, der Beamte gehorcht und der Volksvertreter ist fertig. Der Wahlmann hat seine Stimme öffentlich abzugeben und riskirt begreiflich nicht wenig, wenn er gegen den Willen des als Wahlcommissär funktionirenden Beamten wählt. Im Nothfalle aber werden mißliebige Wahlen annullirt, indem man irgend ein Formfehlerchen entdeckt oder ganz einfach die Wahlzettel verfälscht. Solche Fälschungen sind notorisch vorgekommen, das Gesetz hat Zuchthausstrafe darauf gesetzt, doch hat noch kein Wahlverfälscher als solcher das Innere eines Zuchthauses gesehen. Wem sollte unter solchen Verhältnissen nicht alles Wählen entleiden? Auf diese Weise blieb namentlich die katholische Kirche in der zweiten Kammer von jeher fast ohne Vertretung, rabiate No-popery-Schreier und Apostaten als Vertreter gut katholisch gesinnter Gegenden sind in Baden nichts weniger als unerhört. Anstatt nun das verrottete Wahlgesetz abzuändern, befleißigte die neue Aera mehr als irgend ein früheres Ministerium sich der Wahlbeherrschung und verschmähte keinen Kunstgriff sobald es galt, einen Mann nach ihrem Herzen bei Ergänzungswahlen in die Kammer zu bringen. So tagen denn 63 Volksvertreter zu Karlsruhe, von denen 43 oder 44 auserwählte

Digitized by Google

Beamte und abhängige Bürgermeister, der Rest bis auf 3 oder 4 Männer notorische Freimaurer oder Kirchenstürmer sind. In Baden braucht Einer Land und Leute gar nicht zu kennen, um trotzdem Volksvertreter zu werden; solche Kenntniß erscheint auch in der That überflüssig, da ein Paragraph des Wahlgesetzes dem Deputirten ausdrücklich verbietet, Aufträge von seinen Wählern anzunehmen. Derselbe vertritt lediglich seine persönliche Meinung und nimmt in der Regel auf seine persönlichen Interessen Bedacht. So konnte z. B. der kaum in das Land geschneite Fremdenlegionär Knies Vertreter eines Wahlbezirkes und zwar eines vorherrschend katholischen Wahlbezirkes werden.

Ferner pflegt man in der Welt Häuser auf möglichst solide Fundamente zu bauen, und zum A der politischen Freiheit und des Selfgovernments gehört offenbar eine gute Gemeindeordnung. In Baden grassirte vor 1860 neben dem Wahlgesetz ein diesem ebenbürtiges Gemeindegesetz. Dasselbe macht den Bürgermeister zum Herrn der Gemeinde, Gemeinderath und die Erwählten und Gesiebten der kleinen und großen Ausschüsse zu Beschlußmaschinen des Bürgermeisters, die überaus große Mehrzahl der Gemeindebürger zur misera plebs contribuens. Auch daran hat die neue Aera von 1860 nichts geändert. Sie beschränkte sich darauf, die Bürgermeister und Gemeinderäthe durch Zuweisung enormer Diäten zu ködern und ohne heikle Rücksichten auf moralischen Ruf oder Geschäftstüchtigkeit Leute, die ihr paßten, durch Scheinwahlen oder Oktroyirung an die Spitzen der Gemeinden zu bringen. Da Mangel an Religion seit 1860 in den Augen der Karlsruher Staatsweisen die löblichste aller löblichen Eigenschaften ausmacht, so konnte es nicht fehlen, daß die Brust anrüchiger Subjekte und notorischer Lumpen mit der bürgermeisterlichen Amtskette häufig geschmückt wurde. Dem simile simili gaudet entsprechend sorgten alsdann derlei Menschen für passende Gemeinderäthe und Ausschußmitglieder, mit denen sie sich auf den legalsten Wegen von der Welt des Gemeindevermögens freuten.

Herr Blech, Ihnen ist das Vereins- und Versammlungsgesetz bekannt. Man braucht bloß daran zu erinnern, daß es aus dem J. 1851 und vom Kronjuristen aller Schein-Freiheit, dem Reaktionsminister Stabel herstammt, um zu be-

Digitized by

greifen, wie der tägliche Verbrauch und Mißbrauch des Rechtes, nämlich die wohllöbliche Polizei allenthalben das erste und letzte Wort redet. Während die Herren Freimaurer jeglicher Huld und in ihren Schlupfwinkeln sich hoher und gelegentlich sogar allerhöchster Besuche erfreuten, wurden katholische Gesellenvereine überwacht und belästigt, als ob jedes Mitglied den Untergang des badischen Staates in der Tasche trüge und nur auf den rechten Augenblick passe, um denselben hervorzulangen. Sie haben die empörende Wirthschaft ja selbst mitangesehen; dieselbe begann als der bürgerfreundliche Großherzog Leopold 1852 kaum die Augen geschlossen. Die 1860ger Freiheit hat auch hierin das Alte hübsch beibehalten, für ihre Zwecke ausgebeutet und nicht verbessert, sondern gelegentlich verbösert.

Weiter, Herr Blech! Savigny pflegte in seinen Vorlesungen Baden als cloaca maxima der Jurisprudenz zu bezeichnen. Schon die gleichfalls aus dem Jahre 1851 und von Herrn Stabel herrührende Preßgesetzgebung genügt zur Rechtfertigung des derben Ausdruckes. Insbesondere die §§. 631 a–d, „die Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" betreffend haben in der Juristenwelt Aufsehen gemacht. Die erwähnten Paragraphen gehören in das Curiositätencabinet der modernen Cultur, sie sind lauter Mementos jenes französischen Ministers der erklärt hat: gebt mir drei geschriebene Worte von irgend einem Menschen und ich bringe ihn an den Galgen. Es sind bodenlose Säcke, worin Alles, aber auch Alles Platz findet, was der überfirnißten Barbarei am Ruder irgendwie mißfällig erscheint. Auch diesem Wechselbalge, den Herr Stabel als Reaktionsminister gezeugt, ging er als Freiheitsminister keineswegs zu Leibe. Es ist ja so bequem, der ministeriellen Lakaienpresse gegenüber dem Ausland und der katholischen Kirche Preßfreiheit und Preßfrechfreiheit auf breitester ochlokratischer Basis thatsächlich zu gewähren, auf die wirklich freisinnige und katholische Presse aber die §§ 631 a–d bei jedem Anlasse anzuwenden!

Von einer wirklichen Volksvertretung, von Wahl-, Gemeinde-, Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, kurz von den ersten und wesentlichsten Attributen des Rechtes und der Freiheit Aller treffen sie keine Spur im Musterstaate des Jahres 1860. Was enthalten denn die Regierungsblätter und Zeitungen

Digitized by Google

der neuen Aera? Nun, lauter Recepte für die Unterjochung und Belastung des Volkes zu Gunsten des freimaurerischen Parteiabsolutismus, das einzige noch mangelhafte und mit sichtlichem Widerwillen erlassene Gesetz bezüglich der unabhängigen Stellung der Richter ausgenommen. Ihrem innersten Wesen getreu speculirte die neue Aera auf die Habsucht, den Hochmuth und die Fleischeslust der verderbten menschlichen Natur, um ihre Herrschaft zu organisiren, zu verstärken und so dauerhaft als möglich zu machen. Man rief eine ganze Legion unbekannter Größen in das Land und setzte dieselben auf die Lehrstühle der Hochschulen, in Staatsämter und Redaktionsbüreaux, um die modernste Tugend der Religionslosigkeit und des Kirchenhasses zu üben und das Lob des Ministeriums in allen Tonarten zu singen. Man trennte die Justiz von der Verwaltung, das heißt, man vermehrte das Heer der Bureaukratie, beglückte die gesammte Beamtenschaft mit bedeutenden Gehaltserhöhungen und verwandelte die alten Schreier des Advokatenstandes in stumme Hunde oder in laute Anhänger indem man deren Gebühren in das fabelhafte steigerte und die Leute zwang, um der geringsten Kleinigkeit willen zum Advokaten zu laufen. Ja, Herr Blech, das Geschlecht der Prozeßkrämer hat schlimme Zeiten in Baden, denn die Prozeßkosten betragen gar leicht den sechs- und achtfachen Werth des Streitobjektes; so ein Advokat kann an einem Morgen 50 und mehr Gulden verdienen. Das Ding ist so bunt, daß manche bessere Advokaten sich schämen ihre „gesetzlichen" Gebühren anzusetzen.

Während die Wucht des alten Polizeistockes durch ein dickleibiges Polizeigesetz in mancher Hinsicht sich verstärkte, rief man eine Carrikatur der altdeutschen Schöffengerichte ins Leben, auf daß die beati possidentes förmlich zu Gericht sitzen können in Kleinigkeiten, gerade groß genug um an mißliebigen Delinquenten das Müthchen zu kühlen. Nach Art der französischen Revolutionshelden zerriß man das Ländchen in Departements und übersäete es mit willfährigen Agenten, indem man 11 Kreise schuf und den Ehrgeiz durch die Ernennung einer Menge Bezirksräthe köderte, fast lauter Leute von der beliebten Farbe. Man beliebte ferner in Baden die Einführung der Gewerbefreiheit, die Freizügigkeit, die vollständige Emancipa-

Digitized by Google

tion der Juden. Die Gewerbe- und Handelsfreiheit, auf nur 280 Geviertmeilen beschränkt, nützt bloß den großen Capitalisten und beschleunigt den Ruin des kleinen Mannes; die Freizügigkeit ohne Gegenleistung von Seite der Nachbarstaaten füllte die badischen Städte mit honnetten Leuten und mit Schwindlern und Betrügern aus aller Herren Länder. Die Juden aber verherrlichen Lamey als ihren Messias, denn Baden ist für sie zum gelobten Lande geworden. Während in Berlin das Abgeordnetenhaus sich gegen die Heeresreform sträubte, marschirte zu Karlsruhe ein neu errichtetes fünftes Infanterieregiment durch das Budget, ohne daß die „Volkskammer" auch nur mit den Augen sich verwunderte. Doch wozu die einzelnen Glieder der Kette aufzählen, in welche der Parteiterrorismus das badische Volk geschlagen? Knechtung und Verarmung ist sein Loos.

Nur noch Eins, Herr Blech. In Ihrer Heimath wurden seit einigen Jahren zahllose Hochzeiten gefeiert, Hochzeiten von Leuten, die oft im unbezahlten Festanzug mit geliehenem Gelde den ersten Tag ihrer Ehe verjubilirten, bis sie satt und voll dem leichtmöglich ebenfalls geliehenen Bett zutaumelten. Ich will die Erleichterung der Heirathen gerade nicht tadeln, obwohl durch die Folgen derselben die Gemeinden schwer belastet und die Fabriksäle mit weißen Sklaven um den niedrigsten Preis gefüllt werden. Dagegen will mir die erstaunliche Milde, womit das Laster behandelt wird, das fast gänzliche Aufhören der Sittenpolizei nicht einleuchten. Derlei paßt zwar zum ganzen Systeme, denn wer das positive Christen- und Kirchenthum systematisch anfeindet und verfolgt, theils im Princip theils in Folge des Wahnes, den Groll und Zorn der geknechteten und mehr und mehr belasteten Mehrheit auf die „Pfaffen und Ultramontanen" abzuladen, der wird auch kein sorgsamer Wächter christlicher Sitte und Zucht seyn mögen. Allein welche Sittenverwilderung, welche Verachtung göttlicher und menschlicher Auktorität hat binnen wenigen Jahren um sich gegriffen! Die Folgen werden weit weniger die „Pfaffen" treffen als diejenigen „achtungswertheften und intelligenteften Bürger" Ihrer Kreise, welche Beifall jauchzten und mithalfen, als die von Gott mit Blindheit geschlagenen Machthaber Wind säeten und Feuer legten an die Fundamente der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung.

Digitized by Google

Sie wollen Beweise für meine Aussage, in Baden werde das positive Christenthum und Kirchenthum systematisch verfolgt, während man ja bloß den herrschsüchtigen Ultramontanen auf die Finger klopfe, nur einer „äußersten Partei des Kirchenregimentes" entgegentrete? Sie naiver Mann! Vogelfrei steht Alles, was dem gläubigen Christen hoch und heilig ist, einer von Karlsruhe aus protegirten und inspirirten Schand- und Lügenpresse gegenüber, die seit Jahren unausgesetzt keineswegs mit dem Geist und Witz, wohl aber mit der diabolischen Wuth eines Voltaire im Dienste des Ecrasez l'infame Handlangerdienste verrichtet. Doch diese Presse soll dießmal nicht als ein Beweismittel beigezogen werden. Nur in einem Stückchen verkehrter Welt, worin ein erklärter Christusläugner (Daniel Schenkel, Herr Blech, der früher so salbungsvoll über das heilige Abendmahl geschrieben!) als Direktor des „evangelischen" Predigerseminars möglich ist und in dieser Stellung zum Hohne evangelischer Christen hartnäckig belassen wird, nur in dem Baden der neuen Aera konnte ein Schulreformprojekt zu Gunsten des Pantheismus und Atheismus auftauchen, Fleisch und Blut gewinnen und jene Schulkrankheit erzeugen, an welcher Regierung und Volk darniederliegen.

Diese vernunft- und verfassungswidrige Neuerung hat große Löcher in den Schafspelz gerissen, in welchem der gleißende Wolf der modernen Cultur mit erzwungenem Anstande so lange einhergewandelt. Herr Rath, ich will kurz seyn. Ich gebe nichts auf all die Verfassungen nach französischer Schablone, folglich auch nichts auf die badische; es sind lauter Lichtschirme des Parteiabsolutismus. Und mich bedünkt ferner, schon hinter der bloßen Proklamation und Garantie der Gewissensfreiheit stecke nicht wenig Unverschämtheit und Despotismus. Die Gewissensfreiheit ist das vornehmste Urrecht, das erste Grundrecht des Menschen, das keiner Bestätigung und Garantie bedarf. Die Gewissensfreiheit proklamiren heißt zugleich die Möglichkeit einräumen, dieselbe könne von gesetzgebenden Versammlungen oder gekrönten Handlangern des Antichristenthums in Frage gestellt werden. Die Gewissensfreiheit beeinträchtigen aber heißt mit roher Hand hineingreifen in das innerste Heiligthum des Menschen und über das Grab hinaus regieren wollen. Derlei sollte

Digitized by Google

im gepriesenen 19. Jahrhundert, in constitutionellen Staaten und insbesondere bei den Deutschen, deren tiefer Sinn für Religion wie für individuelle und corporative Selbstständigkeit und Freiheit gerade von den religionslosesten und rechtlosesten Schulmeistern, Journalisten und Phrasendrechsler der Kammern am lautesten betont zu werden pflegt, nicht mehr vorkommen. Doch wie wirthschaftet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Russe im katholischen Polen? Wie spielt Jungitalien dem Papste, den Bischöfen und Klöstern mit? Wie hausen die Orangemen im Lande St. Patriks? Was treiben Ihre Ordensgenossen in Belgien? Und in Baden? Auf dem Druckpapiere der badischen Verfassung lautet §. 18 wörtlich: „Jeder Landeseinwohner genießt der ungestörten Gewissensfreiheit und in Ansehung der Art seiner Gottesverehrung des gleichen Schutzes." Diese Worte bedürfen keiner Interpretation, der Paragraph garantirt dem Katholiken das Recht nach seiner Façon selig zu werden. Völkerrechtliche Verträge auf denen der Bestand des Großherzogthums beruht, sowie weitere Paragraphen der Verfassung garantiren der katholischen Kirche ihren ungestörten Besitzstand. Allein welcher Christenmensch könnte daran zweifeln, daß alle Verträge und Verfassungsparagraphen, insbesondere §. 18 durch die sogenannte Schulreform schwer verletzt wurden. Der Papst, Erzbischof Hermann, die gesammte Geistlichkeit haben einmüthig und wiederholt gegen dieses Experiment sich ausgesprochen. In einer Menge von Denkschriften, Hirtenbriefen, officiellen Aktenstücken und Zeitungsartikeln ist der Nachweis geliefert worden, welche gewaltsamen Eingriffe nicht bloß in wohlerworbene Rechte, sondern in das Urrecht der Gewissensfreiheit darin lägen. Solchen Auktoritäten und Beweisen gegenüber hat jede Entschuldigung oder gar eine Widerlegung und Rechtfertigung ein Ende. Die Proteste erfolgten rechtzeitig, als die Schulreform noch bloßes Projekt war, das vom Ministerium mühelos von der Tagesordnung gestrichen zu werden vermochte. Die Karlsruher Staatsweisen sahen voraus und Minister Lamey hat ausdrücklich und öffentlich erklärt, diese Neuerung werde ohne große Schwierigkeiten und langen Kampf keineswegs durchgesetzt. Aber man wollte die Neuerung, man wollte den Kampf mit der Curie,

Digitized by Google

den Unfrieden in Stadt und Land. Man setzte Himmel und Erde in Bewegung, um das in Deutschland mit etwaiger Ausnahme des Ländchens Coburg-Gotha isolirt dastehende, im katholischen Deutschland unerhörte, in der Werkstätte der Geheimen ausgebrütete Schulreformprojekt als ein Bedürfniß, ja als Nothwendigkeit und volksbeglückende That dem mißtrauischen Volke genehm zu machen. Angesichts des unerwartet heftigen Widerstandes verzichtete „der Staat" zwar auf die sofortige Einführung der religions- und confessionslosen Communalschulen, die Knies'schen Thesen wurden in das Schulaufsichtsgesetz vom 29. Juli 1864 zusammengedrängt. Allein in diesem der badischen Bevölkerung mit auffallender Hast und Rücksichtslosigkeit aufgehalsten Gesetz liegt verhüllt die Communalschule im antichristlich freimaurerischen Sinne. Es degradirt die Volksschule zu einem Monopol des Staates, stellt principiell den Schulmeister als so eine Art Staatspfarrer dem eigentlichen Pfarrer, dem Fachlehrer für Religion gegenüber, überantwortet die Leitung und Aufsicht der Schule dem Ortsschulrathe, den man mit begreiflicher Vorliebe aus religions- und kirchenlosen Subjekten zusammen zu setzen strebt. Es sucht die Wirksamkeit des Geistlichen auf jegliche Weise lahm zu legen, um die Jugend des Volkes nach und nach der Kirche zu entfremden, da mit den Alten weit weniger anzufangen ist, als man gehofft hatte.

Und warum, warum mein lieber Herr Blech, warum versäumten die Karlsruher Volksbeglücker die ersten Bedingungen der so laut proklamirten Freiheit und Selbstständigkeit in allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu erfüllen und warum sind sie so auffallend darauf erpicht die christlich denkende Bevölkerung — Katholiken wie Evangelische, welche diesen Namen noch verdienen — in das Innere ihrer Kirchen hineinzudrängen und sogar in ihren Kindern zu helotisiren? Warum machen sie keine Miene, Versammlungs-, Gemeinde- und Preßfreiheit zu gewähren, ein vernünftiges Wahlgesetz zu erlassen für Schutz vor Wahlbetrügereien und durch eine Auflösung der seit den 40ger Jahren niemals mehr aufgelösten Kammer dem wirklichen Volkswillen Rechnung zu tragen, während sie mit allen Mitteln der

Digitized by Google

Ueberredung, List und Gewalt daran arbeiten, das verfassungswidrige und zugleich doktrinäre Schulaufsichtsgesetz vom 29. Juli 1864 in das Leben des Volkes hineinzukeilen *)?

---

*) Weil das Leben sich selbst corrigirt, so stehen Curie und Oberschulrath in nothgedrungener Correspondenz, doch von einer Anerkennung der „confessionslosen" neuen Schulbehörden oder vom Eintritt der Geistlichen in den Ortsschulrath kann so lang keine Rede seyn, bis genügende Concessionen gemacht werden. Die vorausgesagten Früchte der doktrinären Mißgeburt sind bereits vorhanden: die Ortsschulräthe haben im Ganzen als das fünfte Rad am Wagen sich bewährt und sind vielfach zum Kinderspott geworden. Obwohl die fett besoldeten Kreisschulräthe im eigenen Interesse nur Liebes und Erfreuliches zu berichten wissen, so dürfte man doch zu Karlsruhe recht wohl wissen, daß die Volksschule den Krebsgang geht. Die Lehrer sind in eine dermaßen zwitterhafte und undankbare Stellung gerathen, daß der Zudrang in die Lehrerseminarien bedeutend abgenommen hat, während jede günstige Gelegenheit zum Austritte aus dem Lehrfache ergriffen wird. Sehr im Widerspruche mit dem Geiste der Schulreform hat man die erledigte Stelle eines Seminar-Direktors zu Meersburg einem katholischen Geistlichen definitiv übertragen. Der Köder wird nicht besonders ziehen. Mangel an Lehrern, die Thatsache daß rabiate Schulmeister ihren eigenen neuen Behörden über den Kopf wachsen, daß der würdige und taktfeste Geistliche nach wie vor der erste Mann im Orte geblieben, die erschreckende Zunahme der Unzucht mit Kindern und dergleichen mehr werden beitragen, auf dem Wege der Thatsachen dem christlich denkenden Theile der Bevölkerung zu ihrem Rechte allmählig zu verhelfen, obwohl vom derzeitigen Ministerium Mathy-Jolly nichts Tröstliches und Erfreuliches zu erwarten steht. Im Spätjahr 1867 sollen „Gesetzentwürfe" bezüglich der Presse und Vereine, an denen seit Jahren mit scheinbarem Ernst herumgedoktert wird, abermals zur Vorlage kommen, nicht minder das Schulgesetz. Von Gemeindefreiheit, Wahlreform, Kammerauflösung keine Spur. Zwar sind über 20 Kammersitze erledigt, neben der Kirchenfrage bewegen die großpreußische Frage, die Tabaks- und Salzfrage die Geister, die Gelegenheit, katholische Stimmen in die Kammer zu bringen, wäre da. Die ministerielle, nunmehr national-liberale (!) Presse sträubt sich mit Händen und Füßen gegen andere Kammerhelden als die bisherigen und ob unter den geschilderten Verhältnissen sowie bei

Digitized by Google

Ja, warum, verehrter Herr Rath? Darum, lautet die Antwort der Karlsruher Staatsweisen, seitdem sie mit ihren Scheingründen und Sophistereien längst und gründlich Fiasko gemacht. Ueberzeugen Sie sich, daß der eigentliche Grund landbekannt ist: das in der Loge concentrirte Neuheidenthum hat immense Fortschritte gemacht und das ganze sociale Leben vergiftet und verfälscht; ähnlich wie in Jungitalien ist dasselbe in Baden an's Ruder gelangt und hat als die Kirche Belials der Weltkirche Jesu Christi den Vernichtungskrieg erklärt. Daher der moderne Molochsdienst, der den Kern der badischen Schulreform ausmacht.

Sie mögen mit allen Ihren Brüdern an der Donau wie am Rhein diese Behauptung mit der „gerechtesten sittlichen Entrüstung" zurückweisen, alle Maurerblätter diesseits und jenseits des Ozeans mögen sie in das Gebiet des höheren Blödsinns einregistriren. Verschlägt alles nichts, Herr Blech! Die Behauptung stützt sich auf eine lange Reihe notorischer und aktenmäßiger Thatsachen, die sich mitunter todtschweigen und schönfärben, nimmermehr aber anders erklären, wegläugnen oder gar rechtfertigen lassen. Facta loquuntur, Herr Blech, facta!

---

dem Mangel an Führern des Volkes die Physiognomie der Kammer wesentlich verändert wird, das wissen die Götter.

XLV.

Die sociale Frage auf der Pariser Weltausstellung*).

(Aus Paris.)

Schon bei der Pariser Weltausstellung des Jahres 1855 hatte man nichts unterlassen, dieselbe als den Ausgangspunkt einer großartigen Aera der allgemeinsten Glückseligkeit, des unermeßlichsten Fortschrittes, des immerwährenden Weltfriedens darzustellen. Die leicht erregbaren französischen Arbeiter, in deren phantasiereichen Köpfen die abenteuerlichsten Utopien und absonderlichsten social-politischen Begriffe stets willige Aufnahme gefunden, gingen auch dießmal in die Falle und erwarteten eine ganz ungewöhnliche Besserung ihrer Lage. Man war selbst soweit gegangen, die Sache ihnen ganz haarklein vorzustellen und dem entsprechende mathematische Combinationen vorzuführen, wozu der damals in schönster Blüthe stehende Börsenschwindel die beste Gelegenheit bot.

*) Die Verspätung dieses Aufsatzes hat darin ihren Grund, daß derselbe ein zweites Mal ausgearbeitet werden mußte, indem die erste Ausarbeitung nebst einem andern für die Hist.-polit. Blätter bestimmten Aufsatz nicht an seine Adresse gekommen ist. Auch ein Beitrag zur Würdigung gewisser Zustände!

Digitized by Google

Statt der Beſſerung traten aber kurze Zeit darauf Geſchäftsſtockungen ein, die ſich von Jahr zu Jahr wiederholten und gar ſonderlich an Ausdehnung gewannen. Der Arbeiter hatte dadurch am meiſten zu leiden, indem die durch die Ausſtellung und die in's Unendliche gehende Vermehrung der Schein-Werthe in Folge des Börſenſchwindels in die Höhe geſchraubten Preiſe der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe auf ihrer Höhe blieben. Die paar Ehrenlegionskreuze und eine Anzahl Preiſe und Belobungen, welche bei der Ausſtellung den Arbeitern zugeſprochen worden, konnten für ſo große materielle Nachtheile keinen irgendwie annehmbaren Erſatz bieten.

Freilich hatte es an eigentlichen Veranſtaltungen behufs der Beſſerung der Lage der Arbeiter gefehlt; faſt Alles war bei der bloßen Theorie geblieben. Erſt gegen den Schluß der Ausſtellung hatte man, auf Anregung der Kaiſerin, auch eine Anzahl von Gegenſtänden zuſammengebracht, die durch ihre Billigkeit den arbeitenden Claſſen weſentliche Dienſte leiſten konnten. Es wurden nun für dieſe Gegenſtände auch einige eigens zu dem Zwecke geſchaffene Preiſe vertheilt und die ganze Sache mit möglichſtem Lärm und Poſaunenſtößen vor das verblüffte Publikum gebracht. Aber daß dieſe Bemühungen von irgend einem Vortheile oder Nutzen für die Arbeiter geweſen, dieß hat bis jetzt noch Niemand zu behaupten oder zu beweiſen verſucht.

Man konnte ſich nun freilich damit entſchuldigen, daß die Sache zu ſpät angefangen worden und nicht ſogleich von Anfang an in das Programm der Ausſtellung aufgenommen worden ſei. Dieß ſollte bei der dießmaligen Weltausſtellung gründlich nachgeholt werden. Man bildete deßhalb die mehr gerühmte als berühmte zehnte Gruppe, welche alles Das umfaſſen ſollte, was zur Verbeſſerung der Lage aller, beſonders natürlich der Arbeiterclaſſen dienen könnte, oder was überhaupt in den Bereich der volkswirthſchaftleriſchen Menſchenfreundlichkeit neueſten Zuſchnittes hineingezogen werden

Digitized by Google

kann. Der Kaiſer ging ſelbſt mit gutem Beiſpiel voran und ſtellte eine Arbeiterwohnung aus. Er erhielt dafür den großen Preis der ihm bei der öffentlichen Preisvertheilung von dem Präſidenten der Ausſtellung, dem zehnjährigen kaiſerlichen Prinzen, feierlichſt überreicht wurde. Das Söhnlein küßte bei dieſer Gelegenheit den Papa coram populo ſo daß die ganze Scene einen ſolch rührenden Anſtrich bekam, daß die vielen tauſend Anweſenden heftig genug ergriffen wurden. Das Schauſpiel war alſo ganz einzig und noch nicht dageweſen, was in unſerer Zeit jedenfalls auch was heißen will.

Außer dem Kaiſer erhielten noch das Genfer (freimaureriſche) Comité und die Geſundheits-Commiſſion der Vereinigten Staaten ähnliche große Preiſe für ihre Vorrichtungen zum Beiſtande der Verwundeten auf den Schlachtfeldern und in den Heilanſtalten. Einen vierten großen Preis derſelben Gattung erhielt der (Pariſer) Erfinder eines neuen Verfahrens für Kupfer- und Silbervergoldung, bei dem alle Gefahren für die Geſundheit der Arbeiter vermieden ſeyn ſollen. Von einer größern Anzahl geringerer Preiſe und Auszeichnungen dieſer Gruppe kann hier natürlich nicht die Rede ſeyn.

Damit war man nun aber noch lange nicht zufrieden. Man erfand wiederum etwas Neues, indem man eine ganz neue Gattung von Auszeichnungen (Récompenses de nouvel ordre) ſchuf für die gewerblichen Anſtalten und Ortſchaften in denen der Wohlſtand der Bevölkerungen und die ſociale Harmonie ſich in einem hohen Grade vorfinden (Etablissements et localités où règnent à un dégré éminent l'harmonie sociale et le bien-être des populations). Der große Preis, für den man anfänglich den allbekannten Volkswirthſchaftler Schulze aus Delitzſch vorgeſchlagen hatte, wurde nach beſſerer Ueberlegung unter zwölf Anſtalten und Ortſchaften vertheilt, während noch eine Anſtalt, die Geſellſchaft Schneider und Compagnie, Beſitzer großer Maſchinenfabriken und metallurgiſcher Anſtalten in Creuſot, außer Concurs erklärt wurde. Dazu eine Anzahl kleinerer Preiſe und Belobungen.

Digitized by Google

Aus dieſen verſchiedenartigen Veranſtaltungen will ich nur diejenigen hervorheben, welche ſich angeblich auf die Verbeſſerung der Lage der Arbeiter, alſo auf die ſociale Frage beziehen. Dieſelben laſſen ſich in zwei Gruppen unterſcheiden. Zu der einen gehören diejenigen Anſtalten welche theils durch direkte Unterſtützung, theils durch Gründung von Vereinen und Aehnlichem ihren Arbeitern unter die Arme greifen wollen. Die zweite Gruppe begreift dagegen diejenigen Anſtalten welche den Arbeitern durch Beſchaffung billiger Wohnungen, billiger Lebensmittel und ähnlicher Vortheile einen ſcheinbaren Wohlſtand, eine Art Himmel auf Erden zu verſchaffen vermeinen und hierin die Löſung der ſocialen Frage ſehen. Einige Beiſpiele werden genügen um beide Syſteme zu erklären und den Werth der Ausſtellung für Löſung der ſocialen Frage begreiflich zu machen.

Die Herren Schneider und Compagnie beſchäftigen in ihren Maſchinenbauanſtalten, Eiſengießereien, Walz- und Hüttenwerken zuſammen über 7000 Arbeiter. Der Mittelpunkt dieſer großartigen Betriebſamkeit iſt Creuſot im Saône- und Loire-Departement, ein Ort der erſt durch dieſelbe ſeine jetzige Größe und Bedeutung errungen hat. Alle Arbeiter und Angeſtellten ſind dort gehalten Monatsbeiträge zu der gemeinſamen Kranken- und Verſorgungs-Kaſſe zu zahlen. Sind ſie krank, ſo erhalten ſie dafür unentgeltliche Arznei und Verpflegung im Krankenhaus oder eine Geldentſchädigung um ſich zu Hauſe verpflegen zu können. Bei Verſtümmelungen und nach langjähriger Dienſtzeit erhalten ſie auch fortlaufende Penſionen. Keiner kann ſich des Beitritts zu dieſer Kaſſe entſchlagen, keiner kann noch Mitglied bleiben wenn er freiwillig oder unfreiwillig die Werkſtätten oder die Anſtellung bei der Geſellſchaft aufgibt. Die letztere hat auch eine Bibliothek für ihre Arbeiter gegründet. Ein Muſik- und ein Geſangverein beſtehen unter den Arbeitern und Angeſtellten; die Vereine erhalten Unterſtützung von den Fabrikherren, welche den Muſiklehrer beſolden und auch ein Waiſen-

Digitized by Google

haus unterhalten. Kurz, dieſe Fabrikherren laſſen es ſich ein hübſches Stück Geld koſten um das körperliche und geiſtige Wohl ihrer Arbeiter und deren Angehörigen zu fördern. Allgemein haben ſie ſich deßhalb eine große Anerkennung erworben.

Ich bin auch weit entfernt das Verdienſt dieſer Männer herabmindern zu wollen. Nur auf eins muß ich aufmerkſam machen. Das vorſichtige menſchenfreundliche Wirken dieſer Fabrikherren entſpricht nämlich durchaus nicht der volkswirthſchaftleriſchen Redensart von der Selbſthülfe und ähnlichen ſchönen Phraſen. Ganz abgeſehen von den Abſichten welche die Herrn Schneider und Genoſſen beſtimmen, wird man zugeſtehen müſſen, daß die Geldopfer welche ſie dem Wohle der Arbeiter widmen, durchaus nicht anders als in die Reihe der „Werke der Nächſtenliebe", der Almoſen, eingetheilt werden können. Mögen nun auch dieſe Opfer mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit gegeben werden, gewiſſermaßen in ein Syſtem gebracht worden ſeyn, im Grunde bleibt ſich die Sache gleich: es ſind und bleiben immer nur freiwillige Gaben oder Almoſen. Die Geber mögen ſich auch ihren Arbeitern gegenüber zu ſolchen Opfern moraliſch verpflichtet fühlen, das gebe ich wiederum ſehr gerne zu; bemerke aber daß dieſelben dadurch das Gebot der Nächſtenliebe nur noch beſtimmter erfüllen. Der Arbeiter, deſſen Thätigkeit den Fabrikherrn bereichern hilft, ſteht ohne Zweifel demſelben am nächſten; er hat einen größern Anſpruch auf deſſen Wohlthaten.

Die Form, die Arbeiter durch Zahlung von Beiträgen an dieſer Fürſorge für ihr eigenes Wohl mitwirken zu laſſen, ändert nichts an dem Charakter ſolcher Einrichtungen. Die Kranken- und Unterſtützungs-Kaſſe mit Beitrittspflicht und Begrenzung auf die Arbeiter deſſelben einzigen Arbeitgebers knüpft ſich freilich in einer Hinſicht an die alten Innungen an, bei denen ebenfalls das Zwangsprincip beſtand. Nur der eine gewaltige Unterſchied iſt hervorzuheben daß die Innungen völlig

Digitized by Google

unabhängige Genossenschaften waren, welche keine Fabrikherren als mildthätige Beschützer nöthig hatten, indem sie, anstatt aus von Tag zu Tag lebenden Arbeitern, aus selbstständigen, wenn auch meistens kleinen Meistern bestanden. Der jetzige Unterstützungsverein ist nur eine verkümmerte Innung oder ein unvollkommenes Ueberbleibsel eines solchen. Man wird zugestehen müssen, daß die alte Innung doch eine ganz andere Figur in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben spielte, als ein Verein von Arbeitern unter dem hohen Schutze eines Fabrikherren, von dem derselbe in jeder Hinsicht abhängig ist. Jedes Mitglied eines solchen Vereins hängt in zweifacher Hinsicht von dem Arbeitgeber ab. Erstens als Arbeiter, zweitens als Mitglied der Kranken- und Unterstützungs-Kasse, welche gänzlich in der Hand des Fabrikherren sich befindet. Daß hierin noch gar nichts von der Freiheit und Unabhängigkeit, von der Selbsthülfe und eigenen Strebekraft zu finden sei, welche unsere Volkswirthschaftler so sehr preisen und für den Arbeiter in Anspruch nehmen, liegt auf der Hand.

Man muß deßhalb untersuchen, wie sich die moderne Oekonomie diesen Einrichtungen gegenüber verhält, welche so sehr ihren „Grundsätzen" widerspricht. Bis jetzt haben wir von ihrer Seite nur unbegrenztes Lob spenden sehen. Woher aber dieser Widerspruch? Ganz einfach daher weil die Volkswirthschaft neuesten Zuschnittes überhaupt keine vernünftigen, bestimmten Grundsätze hat, sondern nur die dienstfertige Magd des Geldsacks ist; gemeinsamer einziger Zweck beider ist die Unterordnung des Menschen unter das Capital. Daß die hier in Rede stehenden Einrichtungen an der Erreichung dieser Zwecke arbeiten, dürfte wohl Jedermann einleuchten. Tragen doch dieselben wesentlich dazu bei den Arbeiter in jeglicher Hinsicht an die betreffende Werkstätte zu fesseln, ihn in Allem dem Fabrikherrn unterzuordnen. Tritt der Arbeiter aus der Werkstätte, so verliert er sofort und unwiderruflich alle Vortheile seiner bisherigen Mitgliedschaft, sowie

Digitized by Google

jeglichen Anſpruch auf die eingezahlten Gelder. Der Austritt macht ihn doppelt hülflos und um es nicht zu werden, wird er ſich manches gefallen laſſen müſſen, was er in jedem andern Falle nicht ertragen hätte. Daß hierunter auch Lohn-Herabſetzungen mit einbegriffen ſind, iſt leicht einzuſehen. Wenn alſo die Arbeitgeber zur Erhaltung ſolcher Einrichtungen auch einige Opfer bringen, ſo wiſſen ſie doch ſehr wohl, was ſie thun und welche Vortheile ſie ſich dadurch verſchaffen.

Doch die Sache hat noch eine andere Seite. Arbeiter welche in der Fabrik Unglück haben und arbeitsunfähig werden, erhalten Unterſtützungen aus ihrer Kaſſe. Der Fabrikherr iſt deßhalb der Sorge für dieſelben enthoben. Ebenſo erhalten auch alte Arbeiter welche im Dienſte der Fabrikherren ergraut und arbeitsunfähig geworden ſind, daraus eine Art Penſion. Dagegen erhalten diejenigen Arbeiter welche nur zeitweilig in den Werkſtätten beſchäftigt ſind und deren Zahl bei den gegenwärtigen unſtäten Verhältniſſen des Gewerbebetriebs weitaus die große Mehrheit bildet, nichts von den gezahlten Beiträgen zurück, ſelbſt wenn ſie nie die Hülfe der Kaſſe in Anſpruch genommen haben. Ihr Geld dient alſo dazu diejenigen zu unterſtützen, die im Dienſte der Fabrikherren alt werden oder ihre geſunden Glieder verlieren. Ja noch mehr, ohne die Beiträge dieſer nur vorübergehend beſchäftigten Arbeiter wäre es gar nicht möglich, den andern nennenswerthe Unterſtützungen zu geben. Wie man ſieht, dreht ſich doch am Ende Alles nur um den Vortheil der Fabrikherren, die noch dazu vor der Welt als große Menſchenfreunde gelten. Man muß geſtehen, daß die liberale Oekonomie es verſteht ihren Schutzherren, den Fabrikbeſitzern, den Ruhm der Humanität auf die billigſte Weiſe zu verſchaffen. Dieſe volkswirthſchaftlichen Wohlthaten nützen ſtets dem Wohlthäter am meiſten.

Ich verwahre mich entſchieden dagegen, hier perſönlich gegen die obgenannten Fabrikbeſitzer zu werden, denſelben

Digitized by Google

etwas zur Laſt legen zu wollen. Ihr Thun dient nur als Beiſpiel welches durchaus nicht vereinzelt daſteht. Sie handeln jedenfalls in gutem Glauben an die herrſchenden volkswirthſchaftlichen Lehren, wie ſo viele ihrer Genoſſen welche ähnliche Einrichtungen in's Leben gerufen und beſchützen.

Anders könnte es freilich werden, wenn dieſe Einrichtungen ſich nicht auf die Arbeiter einer einzigen Anſtalt beſchränkten und überhaupt einige Selbſtſtändigkeit beſäßen. Alsdann könnte manches Gute daraus entſtehen. Vor Allem müßte aber das Wohl des Arbeiters und nicht die Rückſichten auf den Vortheil des Fabrikherren die Grundlage ſolcher Unterſtützungs- und Krankenvereine ſeyn. Die Arbeiter müßten die eigentlichen Leiter und Verwalter derſelben ſeyn, wozu dieſelben freilich wenig taugen, Dank der heutigen Volkserziehung. Eine Sparkaſſe müßte damit verbunden und die Gelder des Vereins ſo angelegt werden können, daß ſie dem Gewerbszweig zu gute kämen dem die Arbeiter der betreffenden Kaſſe angehören. Natürlich müßte ſich jeder ſolche Verein auf die Arbeiter deſſelben Berufs beſchränken, ſo daß ein weiteres Band dieſelben vereinigte. In jeder Stadt würden die Arbeiter deſſelben Handwerks einen völlig ſelbſtſtändigen Verein bilden, der natürlich mit ähnlichen Vereinen der nächſten Städte in Verbindung treten könnte. Es könnten ſich dann Produktiv-Aſſociationen, Corporationen aus dieſen Vereinen herausbilden. Die Stellung der Arbeiter würde dadurch eine ganz andere werden. Aber hierzu gehörte als unerläßliche Vorbedingung daß die Arbeiter wieder gute Chriſten würden und ſich nicht mehr durch ſocialiſtiſche und ſonſtige verderbliche Lehren zu Gewaltthätigkeiten und Widerſetzlichkeiten verführen ließen. Es fehlt denſelben an verſtändiger Unterwürfigkeit, an Sinn für Unterordnung unter ihres Gleichen und deßhalb an Selbſtſtändigkeit. Solche Vereine bedingen bei ihren Mitgliedern eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Ueberzeugungen und Grundſätze, die nur durch entſprechende religiöſe Geſinnungen erzielt werden kann. Bevor die

Digitized by Google

geiſtige Einheit unter den Arbeitern nicht wieder hergeſtellt iſt, ſind auch alle Beſtrebungen im Vereinsleben nothwendigerweiſe unfruchtbar.

Bei der zweiten Gattung von Einrichtungen tritt der Widerſpruch mit den „Grundſätzen" der landläufigen Oekonomie ebenſo wie die eigentliche Abſicht, der einzige Zweck dieſes Syſtems noch viel greller hervor. Als Beiſpiel will ich nur die menſchenfreundlichen Unternehmungen der Elſäſſer Fabrikanten in Mülhauſen, von deren Lob alle profeſſionirten Volkswirthſchaftler Deutſchlands und Frankreichs überfließen und die ſich deßhalb einer gewiſſen Notorietät erfreuen, einer eingehenderen Prüfung unterwerfen. Der Zweck der Mülhauſer Geſellſchaft (Société des Cités ouvrières) iſt den Arbeitern billige Wohnungen und billige Nahrung zu verſchaffen, wozu zwei beſondere Einrichtungen beſtehen, die wir eigens beſprechen müſſen, trotzdem ſie von Einem Urſprung ausgehen.

Die Geſellſchaft hat eine Bäckerei und eine Speiſeanſtalt eingerichtet, welche ihre Erzeugniſſe *ohne Gewinn* abſetzen. (Ich unterſtreiche dieß Wort damit man daſſelbe im Verfolg dieſes Aufſatzes nicht vergeſſe.) Das Brod iſt deßhalb durchſchnittlich um ein gutes Viertheil oder Fünftel billiger als bei Bäckern welche ihr Geſchäft auf die gewöhnliche Weiſe betreiben. Bei der Speiſeanſtalt iſt der Unterſchied faſt noch bedeutender. Die Fleiſchportionen koſten nur 15 bis 25 Centimen (Pfenninge) trotzdem ſie ¼ bis ⅓ Pfund Fleiſch enthalten. Suppe koſtet 5 bis 10, ſtarke Gemüſeportionen 10 Wein 40 bis 60 Centimen der Liter. Für etwa 50 Centimen kann der Arbeiter eine tüchtige Mahlzeit, Wein und Brod mit inbegriffen, haben. Und wie man hört, gefällt den Arbeitern dieſe Billigkeit außerordentlich, ſo daß ſie gar nicht unzufrieden mit der Einrichtung ſind. Obwohl ich nun das Beſte des Arbeiters ſo ſehr als jeder Andere will, kann ich mich mit der eben beſchriebenen Einrichtung nicht einverſtanden erklären, und zwar indem ich mich für dießmal auf den

Digitized by Google

Standpunkt der liberalen Oekonomie ſelber ſtelle. Alle Volkswirthſchaftler geben zu — und hierin befinden ſie ſich ausnahmsweiſe in Uebereinſtimmung mit dem geſunden Menſchenverſtand — daß die Arbeit, das Geſchäft ſich durch ſeinen Ertrag ſelbſt erhalten müſſe. In jedem andern Falle iſt die Produktion ein Unding. Verlangen doch die Volkswirthſchaftler daß alle Zölle abgeſchafft werden, damit nirgendwo ein Gewerbszweig künſtlich erhalten werde, und überall nur die den vorhandenen natürlichen Verhältniſſen entſprechende Gewerbthätigkeit die auf eigenen Füßen ſtehen kann, gepflegt werde. Die Zölle müſſen weg, damit keine künſtliche Bevorzugung des einen oder andern Landes oder Gewerbszweiges möglich ſei. Der Zoll welcher die auswärtige Concurrenz bis zu einem gewiſſen Grade ausſchließt, muß als eine Art von Staats-Unterſtützung Einzelner auf Koſten Aller betrachtet werden.

Eine Anſtalt, eine Einrichtung aber welche auf Gewinnſt verzichtet, iſt deßhalb ſchon nicht lebensfähig, ſondern zum Sterben verdammt. Sie widerſpricht jeglichem geſunden volkswirthſchaftlichen Grundſatz, indem ſie als eine Wohlthätigkeits-, als eine ſubventionirte Anſtalt daſteht, welche alle Concurrenz ausſchließt. Sie iſt eine Verläugnung des Princips der Geſellſchaft, indem ſie die Ernährung eines ſo wichtigen Theiles des Volkes von einer unlebensfähigen, künſtlich gegründeten und erhaltenen Anſtalt abhängig macht. Und dabei preiſen uns die Herren Volkswirthſchaftler die freie Concurrenz als das einzige, oberſte Geſetz des Geſchäftslebens! Warum finden dieſelben es nun aber löblich, ja vortrefflich, die Concurrenz auf ihrem Gebiete mittelſt derſelben Mittel auszuſchließen, welche die alte ſchutzzöllneriſche Volkswirthſchaft in Anwendung brachte? Denn künſtliche Erhaltung eines hohen Preiſes durch Schutzzoll und künſtliche Niederhaltung deſſelben mittelſt Beſeitigung des Gewinns ſind in ihren Wirkungen doch vollkommen gleich. Beide ſind künſtliche Mittel zur Beſeitigung der natürlichen Concurrenz. Oder iſt etwa derjenige Gewerbtreibende der ſein Brod durch

Digitized by Google

Handel und Zubereitung von Lebensmitteln für den Arbeiter verdient, nicht eben ſo berechtigt, nicht eben ſolcher Rückſicht werth, als jener, freilich meiſtens viel reichere Gewerbtreibende oder Geldmann der Maſchinen oder Tuch verfertigt? Ich kann keinen andern Unterſchied als etwa denjenigen des kleinern oder größern Betriebscapitals zwiſchen beiden finden. Sie ſind beide die Vermittler zwiſchen dem Erzeuger von Rohſtoffen und dem Verbraucher von verarbeiteten Waaren. Ebenſo wie der Arbeiter mit dem Getreide das ihm der Rohſtofferzeuger, der Landwirth liefert, nichts anzufangen weiß ohne Vermittelung des Müllers und Bäckers, ebenſo iſt Niemand der einen Rock braucht, mit der Wolle zu befriedigen die ihm der Schafzüchter liefert. Der Tuchmacher und Schneider allein können die Vermittelung, d. h. die Verwandlung der Wolle in einen Rock beſorgen und ſind deßhalb ebenſo unentbehrlich wie der Schafzüchter. Ganz ebenſo verhält es ſich mit jeglichem Zweig der gewerblichen Thätigkeit. Auch der Grund, daß der Speiſewirth welcher dem Arbeiter ſein Mittageſſen liefert, gar zu ſehr im Kleinen arbeite, iſt nicht ſtichhaltig und kann höchſtens von einem Malthuſianer oder ähnlichen Menſchenfeind geltend gemacht werden.

Oder, frage ich, wollt ihr etwa den Handel und die Zubereitung von Nahrungsmitteln aus dem Bereich des freien Gewerbbetriebs ſtreichen, indem ihr dieſe Geſchäfte zu einer Art öffentlichen Einrichtung erhebt welche von Staatsbeamten geleitet wird? Die Mülhauſer und alle ähnlichen Anſtalten ſind jedenfalls ein Anfang dazu. Dadurch bezeugt aber auch die Volkswirthſchaft auf das ſchlagendſte, daß ihr Zweck durchaus nicht auf die vernünftige Befriedigung aller Bedürfniſſe der Geſellſchaft, am wenigſten aber auf Beglückung der Maſſen, ſondern einzig und allein auf fortdauernde Bereicherung des Großcapitals gerichtet iſt. Denn wenn ihr die ſo höchſt wichtige, jeden Einzelnen berührende Induſtrie der Verarbeitung der Nahrungsmittel abſchaffen wollt, ſo beweist ihr dadurch ja nur daß ihr für dieſelbe keinen Platz mehr in

eurem Syſtem habt, daß ihr dieſelbe die doch eine der erſten nothwendigſten aller Induſtrien iſt und Tauſende von Menſchen ihr Brod erwerben läßt, vollſtändig dem Großcapital opfern wollt.

Denn wohlgemerkt, dieſe Abſchaffung der Nahrungsmittel-Induſtrie und deren Erſetzung durch öffentliche Einrichtungen ſoll ja nur zum Vortheile der übrigen Induſtrien durchgeführt werden. Bei der Nahrungsmittel-Induſtrie ſoll alle Concurrenz dadurch unmöglich gemacht werden, daß man den ſachgemäßen Gewinnſt abſchafft, nur damit der billiger abgefütterte Arbeiter auch ſeine Leiſtungen billiger zugeſtehen könne. Abſtreiten läßt es ſich nun einmal nicht, daß eine ſolche Einrichtung nur zum Vortheile der übrigen, namentlich aber großen Induſtrien ausſchlagen muß. Umſonſt wird man einwenden, das ganze Unternehmen ſei nur in der reinſten menſchenfreundlichſten Abſicht begonnen, der Arbeiter werde deßhalb um keinen Pfenning an ſeinem Lohne verkürzt. Dieß mag inſoweit wahr ſeyn, als ich keinesfalls die Abſicht der Gründer verdächtigen will und auf den Augenblick keine Lohnverminderung eingetreten iſt. Aber dieß beweist doch eben nur daß der Arbeitslohn ſchon ſo ſehr herabgedrückt iſt, daß der Arbeiter nur noch mit Hülfe ſolcher künſtlichen Mittel einigermaßen beſtehen kann. Anderntheils iſt auch ſchon die ſteigende Entwerthung des Geldes, der eine entſprechende Lohnerhöhung fehlt, jedenfalls einer Lohnverkürzung gleich zu achten. Eine nichteingetretene Lohnerhöhung iſt eben nur eine Lohnverminderung.

Noch ein Vergleich dieſer Art. Die ohne Gewinnſt, gewiſſermaßen unter Leitung von öffentlichen Philanthropie-Beamten arbeitende Speiſeanſtalt und Bäckerei iſt, kaufmänniſch genommen, weiter nichts als die Abſchaffung des natürlichen Vermittlers — den Speiſewirth und Bäcker bloß als Handelsleute betrachtet — zwiſchen Erzeuger und Verzehrer, zwiſchen dem Landwirth und Arbeiter. Es ſind philanthropiſche Fabrikherren welche dieſe Unterdrückung be-

Digitized by Google

werkstelligen, die von den Volkswirthschaftlern als ein Meisterstück philanthropischer Oekonomie gepriesen wird. Nun darf man hier aber fragen, warum denn diese menschenfreundlichen Fabrikherren es verabsäumen, auch die Vermittler zwischen ihnen und den Verzehrern abzuschaffen? Es müßten, um dem hier befolgten Grundsatz treu zu bleiben, fast alle Kaufleute, alle Handelscommissionäre und Handelsreisende und eine Menge sonstiger kleinerer Gewerbtreibenden abgeschafft werden. Sicher wird auch der blindeste, eingebildetste Oekonomist diesen Gedanken weder zu fassen noch zu vertheidigen wagen. Und doch wäre die Abschaffung all dieser Mittelspersonen weiter nichts als die folgerichtige Durchführung und Entwickelung der oben berührten Einrichtungen.

Wendet man etwas Logik, etwas gesunden Menschenverstand auf um diese Auskunftsmittel des liberalen Oekonomismus zu prüfen, dann sieht man sogleich zu welchen absonderlichen Folgen die Sache führen würde. Eine ganz ungeheuerliche Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse müßte eintreten. Alles selbstständige Streben auf dem Gebiete des gewerblichen und socialen Lebens müßte aufgegeben werden zu Gunsten der von den Großcapitalisten betriebenen Massenerzeugung; zwischen Erzeugern und Verzehrern gäbe es nur mehr eine Art amtlicher, öffentlicher Vermittler, alle Beziehungen der Erzeuger wie der Verzehrer müßten zu Gunsten der Massenproduktion geregelt werden. Kurz, von da bis zum reinen Socialismus mit schließlicher gewaltsamer Beseitigung der Capitalbesitzer gäbe es keinen Schritt mehr der nicht mit naturnothwendiger Schwere und Wucht eintreten müßte.

Durch Aufhebung der Zollschranken hat man das Absatzgebiet aller Gewerbzweige und somit die freie Concurrenz bis in's Unendliche erweitert. Selbstverständlich mußten sich die Massenerzeugung und das Capital dadurch noch mehr in einzelnen Händen concentriren. Dieß war ja auch der ausgesprochene Zweck der Zollreform, weil dadurch in manchen Ländern gewisse Industrien untergehen müssen, da sie nicht

Digitized by Google

mehr mit dem erforderlichen Gewinn betrieben werden können. Um ſich das Leben noch einige Zeit zu friſten, mußte zu allen Mitteln gegriffen werden die eine billigere Erzeugung möglich machen. Zu dieſen Mitteln gehören unbedingt auch die Mülhauſer und ähnlichen Einrichtungen. Was nun aber, wenn die Concurrenten der Mülhauſer Fabrikanten, die unter den gegebenen Umſtänden ebenſo billig arbeiten, nun auch ähnliche Einrichtungen für ihre Arbeiter treffen und dadurch dann noch billiger arbeiten können?

Wie man ſieht, handelt es ſich hier im Grunde um eine Schraube ohne Ende. Daß die Mülhauſer Einrichtungen mit ihrem Verzicht auf Gewinnſt einen durchaus ſocialiſtiſchen Charakter haben, wird wohl Niemand beſtreiten wollen. Und ſo führt denn die von den Volkswirthſchaftlern, dieſen gebornen Anwälten des Capitals, geprieſene freie Concurrenz zu nichts anderm als zur großartigſten Entwickelung des Socialismus, deſſen Hauptmerkmal ja ebenfalls in künſtlicher Organiſirung der Erzeugung und des Verzehrens, in der Unterdrückung der natürlichen Vermittler beſteht. Nur iſt der Socialismus viel offener und beginnt gleich mit den Folgerungen zu welchen die moderne Volkswirthſchaft unwillkürlich und mit ſteter Läugnung der unabweisbaren Conſequenzen gelangt. Beide aber ſchließen eine geſunde naturgemäße, auf Selbſtſtändigkeit des Individuums und der Familie beruhende Entwickelung der gewerblichen und dadurch auch der geſellſchaftlichen und ſittlichen Verhältniſſe aus. Man ſtelle ſich nur einmal eine Geſellſchaft vor, bei der ähnliche Einrichtungen wie die Mülhauſer allgemein und auf allen Gebieten durchgeführt wären!

Mit der Speiſeanſtalt und Bäckerei der Mülhauſer Geſellſchaft iſt das ganze übrige Unternehmen verbunden. Die Geſellſchaft begann 1853 mit einem Capital von 300,000 Franken, welche von deren Mitgliedern zuſammengeſchoſſen und zum Bau der Arbeiterhäuſer verwendet wurden. Dazu kam eine Regierungsunterſtützung von ebenfalls

Digitized by Google

300,000 Franken, welche zum Bau und der Einrichtung des Speiſehauſes, der Bäckerei, der Badeanſtalt, einer Kleinkinder-Bewahranſtalt, des Waſchhauſes, der Waſſerleitung, der Abzugskanäle verwendet worden ſind. Die Geſellſchaft verpflichtete ſich, nie mehr als 4 Procent Zinsertrag an ihre Mitglieder zu zahlen und mindeſtens für 900,000 Franken Häuſer zu bauen. Seitdem hat ſie aber deren für zuſammen 2,400,000 Franken gebaut. Zu dem Zwecke ſind Hypotheken-Schulden gemacht worden, welche mit 4½ Proc. verzinst werden. Die Häuſer ſind zu dem Preiſe von 2650 und 3300 angeboten, je nachdem ſie ein oder zwei Stockwerk haben. Die Arbeiter machen eine Anzahlung von 2 bis 300 Franken, wenn ſie den Kauf antreten und zahlen dann monatlich 20 bis 25 Franken ab. Zweihundert Häuſer ſind ſchon ganz ſchuldenfrei und über 1,200,000 Franken ſind ſchon im Ganzen von den Arbeitern abbezahlt worden. Jedes Haus hat einen kleinen Garten, iſt gut gebaut und entſpricht vollkommen allen Anforderungen die man vernünftigerweiſe ſtellen kann.

Gerne geſtehe ich nun auch zu, daß hier wirklich etwas für die Arbeiter geleiſtet worden iſt, obwohl ich wiederum bei der Art der Leiſtung meine Bedenken nicht verhehlen kann. Die Regierung gab, wie wir geſehen, als Unterſtützung eine ebenſo große Summe als die Mitglieder aufbrachten, und nur auf dieſe Weiſe konnte das Unternehmen der Geſellſchaft auf die Beine gebracht werden. Mag nun auch das Unternehmen noch ſo viel Gutes gewirkt haben, dieſer Umſtand allein bildet einen höchſt bedenklichen Zug an der Sache. Die Geſellſchaft hat 800 Häuſer für ebenſo viele Familien gebaut, macht alſo für jede Familie eine Staatsunterſtützung von 375 Franken oder 100 Thalern. Man darf ſich wohl fragen ob es möglich, ob es gerathen ſeyn würde dieß Syſtem weiter auszubilden, es auf den Arbeiterſtand eines ganzen Landes auszudehnen. Es gibt in Frankreich allein einige Millionen ſolcher Arbeiterfamilien welche derartige Häuſer nöthig hätten

Digitized by Google

und wodurch dann die Staatsunterſtützung in die Hunderte von Millionen ſteigen müßte. In Mülhauſen ſelbſt iſt erſt nur ein kleiner Theil der Arbeiter auf dieſe Weiſe untergebracht. Bei dem größten Theil der übrigen wäre es auch unmöglich, weil dieſelben zu wenig verdienen um die nöthigen Gelder zu den Zahlungen aufbringen zu können. Ja man darf dreiſt behaupten, daß der größte Theil der Arbeiter in Frankreich und Deutſchland in demſelben Falle ſich befindet und auch nie im Stande wäre, ein ſolches Haus zu bezahlen. Das Syſtem wäre alſo ſchon nicht allgemein anwendbar, ausgenommen die Staatsunterſtützung müßte um ein Bedeutendes höher ſeyn, ſo daß die Häuſer halb geſchenkt würden. Die an ſich ſo bedenkliche Sache der Staatsunterſtützung wäre dadurch nur noch ſchlimmer.

Doch es kommt noch beſſer. Wir haben geſehen, daß auch die Speiſeanſtalt und die Bäckerei mittelſt dieſer Unterſtützung gegründet worden ſind. Wenn dieſelben ihre Erzeugniſſe ohne Gewinn verkaufen, ſo iſt dieß alſo nur dadurch möglich, daß der Staat das Betriebscapital hergegeben. Denn müßten dieſelben Miethe bezahlen, wie dieß die althergebrachte Volkswirthſchaft erfordert, ſo könnten dieſe Anſtalten natürlich nicht ſo billig, d. h. ohne Gewinn verkaufen. Alſo mit Staatsunterſtützung, welche die Volkswirthſchaftler mit Recht ſo ſehr verpönen, ſoll die Lage der Arbeiter erträglicher gemacht werden. Und dieß nur um des Induſtrialismus, des Großcapitals willen! Die Staatsunterſtützung iſt weiter nichts als ein Almoſen für die Arbeiter, das mittelbar nur zum Vortheile des Großcapitals, der Arbeitgeber gereicht. Denn der billiger lebende Arbeiter muß ſchließlich auch billiger arbeiten als er es unter den alten Verhältniſſen gethan.

Das Bezeichnendſte bei der Sache iſt nun aber daß die moderne Oekonomie hier den „Grundſätzen" untreu wird, welche ſie ſonſt ſo gerne in den Vordergrund zu ſchieben ſucht, nur um ihren eigentlichen, ſtets ſo hartnäckig geläug-

Digitized by Google

neten Zweck, die Alleinherrſchaft des Capitals zu erreichen. Der Staat muß die Arbeiter ernähren helfen, damit die freie Concurrenz auf's höchſte geſpannt werden kann und die Capitaliſten die möglichſt größten Geſchäfte machen können. Deßhalb nimmt man die ſonſt überall grundſätzlich verpönte Staatsunterſtützung ohne Weiteres hin. Was würde aber bei der Verallgemeinerung dieſes Syſtemes entſtehen? Was würde dabei herauskommen, wenn in einem ganzen Lande alle für Arbeiter beſtimmten Speiſeanſtalten und Bäckereien auf öffentliche Koſten eingerichtet würden, um ihre Erzeugniſſe ohne Geſchäftsgewinn zu liefern? Wäre nicht eine allgemeine Lohnherabſetzung die unmittelbare, unausbleibliche Folge? Was aber würde dann bei der nächſten politiſchen oder wirthſchaftlichen Erſchütterung aus dem ganzen Arbeiterſtande werden, deſſen Ernährung auf ſolcher gebrechlicher und gefährlicher Grundlage beruhen würde? Ich glaube, ein Jeder wird ſich dieß Alles an den Fingern nachzählen können, wenn ihm dieſelben dabei nicht zu ſtark zittern.

In einem Punkt jedoch wird man dem Unternehmen der Mülhauſer Geſellſchaft alles Lob zuerkennen müſſen. Dieſelbe hat ihren Mitgliedern und Darlehengebern eine Beſchränkung des Zinsfußes auferlegt, was freilich wiederum mit der Volkswirthſchaft neueſten Zuſchnittes im ſchneidendſten Widerſpruch ſteht und weder nach unbeſchränkter Concurrenz noch nach Beſeitigung der Wuchergeſetze riecht. Dagegen haben ſie ihr Unternehmen ſo eingerichtet, daß der feſtgeſetzte Zinsbetrag auch um ſo geſicherter iſt. Sie befolgen alſo das uralte, chriſtliche, ja päpſtlich-römiſche Princip der Beſchränkung des Zinsfußes verbunden mit der größten Sicherheit für Capital und Zinſen. Sie haben dadurch den vollgiltigen Beweis geliefert, daß eine jegliche Volkswirthſchaft, welche wirklich dieſen Namen verdient indem ſie nämlich die Intereſſen der arbeitenden und minder bemittelten Claſſen denjenigen der geldmächtigen Minderheit vorgehen läßt, dergleichen Beſchränkungen unbedingt erheiſcht. Denn

Digitized by Google

ſobald das Intereſſe der Menſchen der Mittel- und Ausgangspunkt der Volkswirthſchaft wird, muß ſich die Materie, das Geld ſolche Beſchränkungen gefallen laſſen; der Menſch und das Geld können nicht beide zugleich frei ſeyn, zugleich herrſchen. Die moderne Volkswirthſchaft mit ihrer unbeſchränkten Concurrenz, ihrem Freihandel und Wucher iſt weiter nichts als die unbedingte Freiheit und ſomit die Herrſchaft des Geldes; die chriſtliche, wirkliche Volkswirthſchaft dagegen iſt die Freiheit des Menſchen, ſeine Herrſchaft über die Sache, das Geld. Beide Syſteme müſſen ſich deßhalb ſtets feindlich gegenüberſtehen.

Ja, es gibt eine chriſtliche Volkswirthſchaft, die ſchon längſt beſtand und das großartigſte Zeitalter der Geſchichte, das Mittelalter, beherrſchte, deſſen Einrichtungen heute noch muſtergiltig ſind trotz aller liberal-ökonomiſchen Schmähungen. (Damit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daß die jetzt noch beſtehenden verkümmerten und oft verſchrobenen Ueberbleibſel dieſer Einrichtungen der Erhaltung werth ſeien.) Einer der vornehmſten Grundſätze, ich möchte faſt ſagen der oberſte, der chriſtlichen Volkswirthſchaft war die von der Kirche von jeher gegen Wucher, d. h. gegen die unbedingte Freiheit des Geldes verhängte Verpönung. Die Kirche mußte ſo handeln weil ſie das Geld nur als ein Hilfsmittel des geſellſchaftlichen Verkehrs, nicht aber als Hauptſache deſſelben anſah. Sie billigte zwar den Bezug von Zinſen, aber von jeher hat ſie es ſich angelegen ſeyn laſſen den Zinsfuß zu beſchränken und auf das geringſte zuläſſige Maß zurückzuführen. Daher finden wir in allen chriſtlichen Staaten die Wuchergeſetze, welche unmittelbar auf dem kanoniſchen Recht beruhen.

Thatſache iſt nun aber, daß bei geringem Zinsfuß die Sicherheit des ausgeliehenen Capitals ſtets größer iſt und auch ſeyn muß, und daß dadurch alle die vielen Schwindelgeſchäfte, die großen allzu gewagten Spekulationen aufhören müſſen. Es kommt Sicherheit und Regelmäßigkeit in die Geſchäfte; dem Leichtſinn in Unternehmungen und Aus-

Digitized by Google

gaben wird eine heilsame Schranke gesetzt. Da alle nur bescheidenen mäßigen Gewinnst von ihren Capitalien haben, so müssen nothwendigerweise alle Waaren billiger seyn, was hauptsächlich dem kleinen Mann zu gute kommt. Der durch die großartigen Spekulationen und gewerblichen Unternehmungen herbeigeführte Geldüberfluß kommt nur den Reichen zu gute, denen es auf einige Gulden täglicher Ausgaben mehr oder weniger nicht ankommt. Nur der kleine Mann und der Arbeiter leiden unter der durch diese Verhältnisse in den letzten Jahren herbeigeführten mehr künstlichen als wirklichen Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse.

Hätten wir den Börsenschwindel, die gewagten Unternehmungen, die politischen Anleihen zu Wucherzinsen während der letzten zwanzig Jahre nicht gehabt, so wären heute nicht nur alle Lebensbedürfnisse bedeutend billiger, sondern wir wären auch nicht von einer furchtbaren wirthschaftlichen Krisis bedroht, wie wir es jetzt sind. Die Geschäfte würden einen regelmäßigen, sichern und ruhigeren Gang haben und dadurch würde auch die gesellschaftliche und politische Lage eine entsprechende ruhigere Entwickelung nehmen. Die gewagten Börsengeschäfte, das Schwindelfieber sind eigentlich nur die Revolution auf wirthschaftlichem Gebiet, die sich dann auch mit erdrückender Consequenz auf alle andern Gebiete überträgt. Dem System Law's folgte die erste französische Revolution auf dem Fuße; nach dem Börsen- und Industrie-Schwindel des Bürgerkönigthums kam 1848. Was nach dem durch die Pereire, Pinard, Mirès und Sippe, durch die italischen National- und sonstigen großen Anleihen hervorgebrachten wirthschaftlichen Fieber folgen muß, das wird die Welt bald genug erfahren.

Hier muß nun aber auch die Frage aufgeworfen werden, warum denn die Fabrikherren, welche sich und ihren Darleihern für das Mülhauser Unternehmen eine Beschränkung des Zinsertrags auferlegen, nicht auch dasselbe hinsichtlich ihrer eigenen Geschäftsunternehmungen thun. Wenn dieselben

Digitized

anſtatt 15 bis 20 Prcc. bei ihren Fabrikunternehmen zu verdienen, ſich mit 4 bis 6 Procent begnügen würden, könnten dieſelben ſicher den Lohn ihrer Arbeiter um ein Bedeutendes erhöhen, was nach meinem Dafürhalten die unerläßlichſte Bedingung für die Beſſerung der Lage der Arbeiter und ſomit zur Löſung der ſocialen Frage wäre. Entweder Lohnerhöhung oder Herabminderung der Preiſe der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, ohne dieß iſt keine Löſung der ſocialen Frage möglich. Doch ich darf dieſen Gedanken, deſſen Berechtigung jeder aufmerkſamere Beobachter unſerer jetzigen wirthſchaftlichen Zuſtände anerkennen wird und den auch Schulze aus Delitzſch wiederholt zugeſtanden hat, nicht weiter ausführen, um dem ohnedieß ſo empfindlichen Großcapital nicht vor der Zeit Schrecken einzujagen.

Aus den vorſtehenden Andeutungen wird der Leſer hoffentlich zur Genüge erſehen haben, worauf das ganze Gebahren dieſer liberal-ökonomiſchen Menſchenfreundlichkeit hinausläuft und wie höchſt kläglich die Ergebniſſe des in Paris eröffneten Preisausſchreibens zur Löſung der ſocialen Frage geweſen ſind. Die dem Fortſchritt des 19. Jahrhunderts entſprechende Volkswirthſchaft hat ſtets nur den Vortheil des Capitals im Auge, ſelbſt wenn ſie vorgibt, etwas zur Beſſerung der Lage der Arbeiter zu thun. Ihre angeblichen Wohlthaten und wirthſchaftlichen Einrichtungen ſind weiter nichts als Mittel die Unterordnung des Arbeiters unter das Capital zu bewerkſtelligen oder wenigſtens zu fördern. Das wenige Gute, was manchmal darin zu finden, ſteht im grellſten Widerſpruch mit den Grundſätzen des Syſtems und entſpringt einzig und allein dem Reſt von Chriſtenthum der ſich noch bei Volkswirthſchaftlern und Fabrikherrn vorfindet. Denn nur das Chriſtenthum lehrt Uneigennützigkeit und Aufopferung und deßhalb auch Mäßigung und Beſchränkung im Streben nach zeitlichem Gewinn. Es iſt durchaus chriſtlich und zünftleriſch wenn ſich unſere Capitaliſten freiwillig mit einem ge-

Digitized by

ringern Ertrage ihrer angelegten Gelder begnügen als ſie ihn haben könnten.

Alles was hier alſo für die Löſung der ſocialen Frage geſchehen, iſt nicht einmal Stück- und Flickwerk, ſondern höchſt bedenkliche Verſuche bei denen ſich die gefährlichſten Folgen ſchon jetzt einſtellen. Im Großen auszuführen, auf ein ganzes Land auszudehnen, böte große Schwierigkeiten und würde ſo große Opfer erheiſchen, daß es faſt unmöglich würde. Ueberdieß wäre die Lage der Arbeiter eher viel ſchlimmer als beſſer, indem dieſelbe durch ſolche Einrichtungen, namentlich diejenigen der zweiten Gattung, auf die letzte Stufe des Möglichen, zur äußerſten Unſelbſtſtändigkeit und Abhängigkeit herabgedrückt ſeyn würde. Denn ſobald einmal die Koſten des Lebensunterhalts und ſomit auch der Arbeitslohn durch dieſe künſtlichen Mittel auf das geringſte Maß zurückgeführt ſeyn würden, müßte die leiſeſte Verrückung der landwirthſchaftlichen Erzeugung die ganze Ernährungsmaſchine auf das empfindlichſte berühren und ſelbſt gänzlich über den Haufen werfen. Die letzten Hilfsmittel wären dann ſchon im Voraus verbraucht und wir hätten ein Arbeiterproletariat wie es elender und hilfloſer und ſomit auch gefährlicher und verdorbener nicht gedacht werden könnte. Das heutige Proletariat wäre noch eine wahre Ariſtokratie dagegen.

Dagegen wären die Fabrikherren um ein bedeutendes reicher, die Herrſchaft des Capitals noch mehr befeſtigt und ausgedehnt. Daneben wären die Arbeitslöhne der billigen Lebensweiſe wegen und den Anforderungen der unbeſchränkten Concurrenz entſprechend auf das beſcheidenſte, unerläßlichſte Maß zurückgeführt. Die Arbeiter würden dann in der That nur mehr von den Broſamen leben, welche ihnen die Bankokratie zuzuwerfen für gut fände. Die Scheidung zwiſchen beſitzenden und nichtbeſitzenden Claſſen wäre dann erſt recht durchgeführt und zu einer Kluft geworden, wie ſie gähnender und fürchterlicher nie da war, ſo daß eine Ausfüllung völlig unmöglich würde. Das Ende vom Liede könnte nur die

Digitized by Google

fürchterlichſte ſocial-politiſche Umwälzung ſeyn, welche die Welt je geſehen.

Wie weit, frage ich nun hier, muß nicht die Verdummung des Volkes oder vielmehr der Leſer liberaler Zeitungen ſchon gediehen ſeyn, wenn letztere es wagen können der Welt einzureden, der Volkswirthſchaftler Schulze aus Delitzſch habe Großes zur Löſung der ſocialen Frage geleiſtet, trotzdem ſeine Conſum- und Vorſchußvereine ganz ebenſo wie die hier beſprochenen Einrichtungen wirken, alſo die ſociale Frage erſt recht heraufbeſchwören?

Hat uns die Pariſer Ausſtellung ſomit die ganze Aermlichkeit und drohende Gefährlichkeit ſolcher volkswirthſchaftlichen Verſuche zur Löſung der ſocialen Frage gezeigt, ſo hat dieſelbe außerdem noch das Verdienſt, dargethan zu haben, daß nur das Chriſtenthum dieſelbe löſen kann. Das Chriſtenthum muß wieder in ſeine alten Rechte und Stellung eingeſetzt werden, welche ihm durch den Separatismus entzogen worden ſind. Herrſcht das Chriſtenthum wiederum in Familie, Gemeinde und Staat, in Handel und Wandel, in Sitte und Gebrauch, dann iſt die Kette wiederum geſchloſſen welche die ganze Geſellſchaft umfaßt und zuſammenhält, und die ſociale Frage iſt ein entſchwundener Alp.

Digitized by Google

XLVI.

Künſtlerkämpfe.

Unter vorſtehender Aufſchrift brachte eines der letzten Hefte (Bd. 60, Heft 6) der Hiſtor.-polit. Blätter einen Artikel „aus der Mappe eines Betheiligten“, deſſen Verfaſſer, wie er deutlich zu verſtehen gibt, nicht bloß die Kämpfe zwiſchen Anderen beſchreiben will, ſondern auch gar gerne auf eigene Hand eine Lanze brechen möchte. Insbeſondere hat er es auf die „Ritter der Gothik“ abgeſehen; indem er ihnen den Handſchuh hinwirft, läßt er es zugleich nicht an aufreizenden Reden fehlen, um dieſelben in Harniſch zu bringen.

Ich hebe den Handſchuh auf, jedoch nur in meiner Eigenſchaft als gleichfalls, in einem gewiſſen Sinne wenigſtens, „Betheiligter“, und wird der Herausforderer auch wohl mit einem ſolchen vorlieb nehmen müſſen, da „Ritter der Gothik“, wie er ſie ſich vorſtellt, ſchwerlich ausfindig zu machen ſeyn dürften. Er ſchildert dieſelben als „Fanatiker für welche Chriſtenthum und Gothik eins und daſſelbe ſind, welche die einzig richtige Form ſowohl des Chriſtenthums als der Kunſt auf eine kurze Spanne Zeit von etwa 60 bis 80 Jahren beſchränken.“ Was zunächſt die Bezeichnung als Fanatiker anbelangt, ſo wird kein Gothiker dadurch ſich ſonderlich verletzt fühlen, da ſie nach heutigem Sprachgebrauche

Digitized by Google

auf alle Solche angewendet zu werden pflegt, welche von feſten Principien aus, unbeirrt durch alle Verlockungen oder Anfechtungen, Schlagworte und Sophismen, geraden Weges auf das Ziel losgehen, welches ſie für das rechte erachten. Im Uebrigen ſind mir die Gothiker, deren ich nicht wenige auf meinem Lebensgange begegnet habe, durchweg als friſche kräftige Naturen vorgekommen, die, weit entfernt auf Inquiſitionstribunale oder Scheiterhaufen für die Kunſtketzer zu ſinnen, ſich mit ihren Gegnern wacker herumboxen und über deren Schöpfungen ſich weidlich luſtig machen. Keinesfalls aber iſt jemals den Verfechtern der Gothik die vorgedachte Doktrin in den Sinn gekommen. Allerdings ſind ſie nicht der Anſicht des Einſenders in Heft 6 (den ich fernerhin, um der Kürze willen, einfach mit X zu bezeichnen mir erlaube), daß „der in der Kirche ſtets lebendig fortwirkende Geiſt" eine vollgültige Bürgſchaft für das Blühen der kirchlichen Kunſt darbiete; ſie halten vielmehr dafür, daß es auch auf dieſem Gebiete auf und nieder gehe, je nach dem Geiſte welcher eine Zeit und die jeweiligen Künſtler belebt. So zum Beiſpiel meinen ſie, daß wie glänzend die gothiſche Sainte chapelle des heiligen Ludwig den in der Kirche lebenden Geiſt zurückſtrahle, ebenſo entſchieden die von Ludwig dem Vierzehnten in Verſailles errichtete Palaſtkapelle denſelben verläugne; ſie meinen, daß durch die Mißhandlungen der Kunſtdenkmäler der Vorzeit ſowohl, als durch die Neubauten und Reſtaurationen während der letzten Jahrhunderte, handgreiflich dargethan ſei, wie gar leicht jenem Geiſte die „congruente Ausgeſtaltung" abhanden kommen kann, und ſie glauben den Schluß daraus ziehen zu dürfen, daß ohne Unterlaß das Falſche als ſolches gekennzeichnet, und auf die richtigen Principien hingewieſen werden müſſe, ſo lange wenigſtens bis letztere wieder zu allgemeiner Anerkennung gelangt ſind. Wenn, ihres Erachtens, dieſe Principien in der Periode der aufblühenden Gothik den klarſten und präciſeſten Ausdruck gefunden haben, ſo fällt ihnen darum doch nicht ein, die

Digitized by Google

Meiſter des 14. und des 15. Jahrhunderts gering zu ſchätzen; ja ſelbſt die ausgeartetſten Werke des 16. Jahrhunderts ſtehen in ihren Augen immer noch höher, als Alles was ſpäter der Claſſicismus auf dem Gebiete der kirchlichen Kunſt geſchaffen hat; nur halten ſie es, in Anbetracht der modernen äſthetiſchen Verkommenheit, für überaus räthlich, daß die Praktiker ſich zunächſt an den einfacheren Muſtern der Frühgothik zu orientiren und auszubilden, mit den conſtruktiven Grundelementen, dem Generalbaſſe des gothiſchen Styles, innig vertraut zu machen ſuchen.

Das iſt im Weſentlichen nicht bloß meine perſönliche Anſicht, ſondern auch die der hervorragendſten Förderer der chriſtlich-germaniſchen Kunſtweiſe, deren Geſammtheit kein billig Denkender für die etwaigen Excentrizitäten einzelner Heißſporne im gothiſchen Lager wird verantwortlich machen wollen.

Doch, wozu das Alles meinem Widerpart gegenüber, der ja die für ihn ſo tröſtliche Ueberzeugung hegt, daß „der gothiſche Sturm glücklich vorüber“ ſei? Selbſt den Beſten unter den Gothikern — ſo läßt er ſich vernehmen — ſei es zu arg geworden über den Produkten, welche ihre excluſiven Lobpreiſungen der Gothik im Gefolge gehabt; die Geiſter, welche ſie gerufen, hätten ſie nicht mehr los werden gekonnt; erſchöpft und entmuthigt ließen ſie die Hände ſinken, oder reichten dieſelben gar den bis dahin von ihnen Befehdeten zum Freundſchaftsbunde dar.

Es mag ſeyn, daß mein Blick in den Geſichtskreis, welchen der alſo ſich Tröſtende vor Augen hat, nicht reicht; jedenfalls kann ich ihm aus voller Ueberzeugung die Verſicherung ertheilen, daß innerhalb meines Horizontes der „gothiſche Sturm“ nicht bloß nicht vorüber, daß er vielmehr in ſtetem Wachſen begriffen iſt, daß er ſogar das normale Alltagswetter werden zu ſollen ſcheint. Freilich iſt es nur allzu wahr, daß in nicht wenig Kirchen „die ſchwächlichſten gothiſch ſeyn ſollenden Möbel und Fabrikate“ eingedrungen

ſind, daß „hölzerne Spitzbogen, ſchwindſüchtige Fialen und Knäufchen, unverſtandene Nachahmungen älterer Muſter“ und Vieles ſonſt noch darin ſich breit macht, was „höchſtens nur den blöden Blick des Nichtkenners zu täuſchen vermag“; allein Herr X iſt von einem kaum begreiflichen Irrthum befangen, wenn er glaubt, dieſe Erſcheinungen ſeien durch die Lobpreiſungen der Gothik ſeitens der Bewunderer und Kenner derſelben hervorgerufen. Oder können vielleicht vernünftige Creaturen etwas dafür, wenn unvernünftige Affen ſich wie ſie zu geberden ſuchen? Als Auguſtus Welby Pugin, einer der erſten und eifrigſten Wiedererwecker der Gothik, im Jahre 1841 ſeine „Contrasts“ und ſeine „True principles“ ſchrieb, war jene Aftergothik längſt ſchon im Schwunge und bildete einen Hauptzielpunkt ſeiner Satire, wie ein Blick auf die Abbildungen der letztgedachten Schrift (S. 23—25 und 41) ergibt, obgleich ſolches gothiſche Pfuſchwerk doch wenigſtens einen guten Willen verräth und überdieß großentheils das akademiſche der Neuheiden und Eklektiker in den Schatten ſtellt. Wenn, trotz alles Eiferns dagegen und aller Belehrung, auch heute noch vielfach Pſeudogothiker ihr Unweſen neben Denjenigen forttreiben welche, über jedwede gothiſche Anwandlung erhaben, die Gotteshäuſer mit bekleideten Puppen, Wachsfiguren in magiſcher Beleuchtung, Papierblumen, Gips-, Back-, Zink- und Gußeiſen-Werk ausſtatten, ſo liegt die Schuld wahrlich nicht an den Lobrednern der Gothik. Sie liegt einestheils an den Hütern des Heiligthums, die ihr Ohr gegen deren Reden verſchließen, weil der principloſe Schlendrian, das Schwimmen mit der Tagesmode, weit bequemer iſt, anderntheils daran, daß zufolge des in antigothiſchem Sinne geübten Staatsmonopoles Meiſter der Gothik ſtets durch den härteſten Boden wachſen müſſen. In England, wo dieſes Monopol nicht beſteht, zählt man bereits ſolche Meiſter zu Hunderten, und die Pfuſcher verſchwinden vor ihnen mehr und mehr, wie denn auch der Berichterſtatter über die Pariſer Ausſtellung in dieſen Blättern (Bd. 60,

Digitized by Google

S. 318) conſtatirt hat, daß eine allgemeine beſſere Wendung des engliſchen Kunſthandwerks durch die Rückkehr zu den Formen des Mittelalters ſich zeige und daß die Arbeiten im Style des 12. und 13. Jahrhunderts ganz gewaltig zu ihren Gunſten von den anderen Erzeugniſſen abſtechen, daß überhaupt in England das Studium der Kunſt des Mittelalters allgemeiner und emſiger betrieben werde, als in manchen katholiſchen Ländern — ein Urtheil welchem ich, auf Grund eigener Anſchauung, in vollſtem Maße beiſtimme. Ich habe England zu drei verſchiedenen malen, zuletzt in der allerjüngſten Zeit bereist, und kann verſichern, daß das praktiſche Verſtändniß wie die Uebung der mittelalterlichen Kunſtweiſe dort mit Rieſenſchritten voraneilt. Aber auch auf unſerem Continente iſt die Gothik, und zwar die ächte und rechte, trotz ſo vieler künſtlichen Hinderniſſe, in ſiegreichem Vordringen begriffen. Herr X möge nur einmal beiſpielsweiſe bei den Meiſtern ſich erkundigen, die grundſätzlich bloß im Style des Mittelalters arbeiten, und er wird ſich der Ueberzeugung ſchwerlich verſchließen können, daß ſein Troſtgedanke, mit der gothiſchen Bewegung ſei es vorüber, auf mehr als loſem Grunde ruht, daß er mit Einem Worte in einem Wahnglauben, einer Illuſion befangen iſt. Die Selbſttäuſchung erſcheint ſogar ſo ſtark, daß man faſt auf den Gedanken kommen könnte, der im Uebrigen ſo geiſtreiche Mann habe mit den Gothikern nur ein neckiſches Spiel treiben wollen. Für dieſen Fall bin ich ihm das Zeugniß ſchuldig, daß er ſeine Sache recht gut gemacht hat. Sollte er aber im Ernſte geſprochen haben und das von ihm Geſagte meinem Widerſpruche gegenüber aufrecht erhalten wollen, ſo ſtehe ich gerne weiter zu Dienſten, vorausgeſetzt daß er ſich vorerſt dazu verſteht, ſeine ſehr allgemeinen vagen Behauptungen durch Namen und Citate, überhaupt durch Thatſachen zu belegen.

Dr. A. Reichensperger.

Digitized

XLVII.

Der neue badiſche Kirchenſtreit.

(Officielle Aktenſtücke über die Kirchen- und Schulfrage in Baden *).

Schon im April 1860 verkündete die zur Herrſchaft gekommene Durlacher Partei in ihrem Moniteur, der „Badiſchen Landeszeitung", offen ihren antikatholiſchen Abſolutismus, ihr byzantiniſches Syſtem. „Die Hoheit des Staats iſt abſolut. Die Kirche hat keine Rechte. Alles Recht iſt nur weltlich. Der Staat kann innerhalb ſeines Gebiets eine fremde, von ihm unabhängige Macht nicht dulden." Dieſes Programm iſt lediglich der verſtändliche Ausdruck, die Ueberſetzung des gleichzeitigen officiellen Programms. Dieſe Sorte von „Liberalen" verſteht es ja trefflich den Talleyrand'ſchen Satz auszubeuten: „die Sprache ſei dazu da, die Gedanken zu verbergen." Wenn officiell die Selbſtſtändigkeit der Kirche verheißen wurde, ſo iſt das — liberales Diplomatenlatein. Der „moderne liberale Staat" will den Katholiken gegenüber einfach das cujus regio illius religio ausüben. Die nachſtehenden Thatſachen werden dieß beweiſen.

Die Preſſe der ſeit 1860 herrſchenden antikatholiſchen Partei, ja ſogar die „Karlsruher Zeitung" ſuchte zuerſt eine

---

*) Bei Herder in Freiburg. 1867. 82 Seiten. 8.

Digitized by Google

„Nationalkirche“ dem katholiſchen Volke zu inſinuiren. Das Volk ließ ſich aber in der zu unvorſichtig angelegten Schlinge nicht fangen. Die Meiſter vom Stuhl änderten den Feldzugsplan.

Wie aus den Beſchwerden der Kirchenbehörde an die Regierung hervorgeht, hat die akatholiſche badiſche Preſſe ſeit 1860 bis jetzt und zwar trotz der beſtehenden Strafgeſetze die Lehren, Einrichtungen, Verordnungen und Diener der Kirche unaufhörlich verläumdet und herabgewürdigt. Die Regierung welcher die Staatsanwälte unterſtehen, hat dieſe ausdrücklich angewieſen, Anklagen wegen Beleidigung von Kirchendienern ꝛc. nur im öffentlichen (Regierungs-) Intereſſe und auf Weiſung der Staatsbehörde zu erheben. Die Regierung beauftragte oder ermächtigte aber bis jetzt keinen Staatsanwalt, gegen ſolche Vergehen einzuſchreiten*) und die Gerichte — können dieſe faſt immer nur auf Anklage des Staatsanwalts verfolgen.

Während ſo die Katholiken gegenüber der ihnen feindlichen Preſſe des Rechtsſchutzes entbehren, wurde die katholiſche Preſſe unabläſſig gerichtlich verfolgt und ſogar von der Polizei verwarnt und gemaßregelt. Ebenſo iſt auch das Vereinsrecht der Katholiken unter Ausnahmsbeſtimmungen geſtellt. Ohne Genehmigung der Regierung darf kein Kloſter errichtet werden und dieſes Placet iſt ſtets widerruflich. Im zweiten Hefte der „Officiellen Aktenſtücke“ ſind die Dokumente publicirt, welche darthun daß die Regierung in die innerſten Angelegenheiten der beſtehenden religiöſen Genoſſenſchaften eingegriffen hat. Sie octroyirte gegen den Willen und die Einſprache der Kirche die Vorſteherin des ſogenannten Frauenkloſters Adelhauſen in Freiburg und ernannte in neueſter Zeit ſogar zwei Novizinen zu „vollberechtigten Mitgliedern“

*) Officielle Aktenſtücke über die Schul- und Kirchenfrage in Baden. (Freiburg, Herder 1866) II. Heft S. 72 ff.

Digitized by Google

dieſer religiöſen Genoſſenſchaft, obgleich die Kirchenbehörde die Anordnung der Profeßablegung nicht getroffen hatte. Als die Mehrzahl der Frauen ſich weigerte, die Staatsvorſteherin als ihre Oberin anzuerkennen, erſchien der damalige Miniſterialrath (jetzt Miniſter Jolly) im Kloſter. Herr Jolly war erſt kurze Zeit vorher in's Miniſterium befördert worden. Er iſt Proteſtant, war 1860 noch ein junger unbekannter Docent in Heidelberg und betheiligte ſich bei der Agitation gegen die Convention mit dem heiligen Stuhl. Herr Jolly machte kurze und ganze Arbeit. Er inquirirte die einzelnen „renitenten" Kloſterfrauen nicht bloß über Alles was ſie in dieſer Sache gethan, geredet, wer zu ihnen gekommen ſei, was und wie ſie beteten ꝛc.; ſondern drohte mit Aufhebung des Kloſters und mit „Fortjagen" der „Renitenten"*). So zwang er die Majorität, der durch ihn (den Proteſtanten) vorgenommenen Inſtitution der „Vorſteherin" anzuwohnen.

Es iſt bekannt, in welch draſtiſcher Weiſe die herrſchende Partei durch Pöbelexceſſe, Polizeiverbote ꝛc. die katholiſchen Caſino's gehemmt hat. Die Vereine und Verſammlungen gegen die katholiſche Sache erfreuen ſich aber hoher Protektion. Sie durften zu derſelben Zeit gegen die katholiſche Kirche gehalten werden wo die katholiſchen Verſammlungen verboten wurden.

In Baden, dem Muſterlande des modern-liberalen Staats beherrſcht die Regierung alle öffentlichen Verhältniſſe. Der centraliſirte Polizeiſtaat iſt aber mit ſeinem übergroßen Beamtenheer nicht zufrieden. Durch das liberal ausſehende Inſtitut der Bezirksräthe von der neuen Aera, welche wie die Gemeindevorſteher von der Regierung beſtätigt oder auch octroyirt werden, iſt die Zahl der Regierungsagenten durch „Bürger" vermehrt. Die Gemeindefreiheit, der Grundſtein

*) Officielle Aktenſtücke II. S. 56—65. Es iſt hier nachgewieſen, daß die Regierung nicht berechtigt iſt, die noch beſtehenden Frauenklöſter aufzuheben oder ſich in deren innere Angelegenheiten einzumiſchen.

Digitized by Google

aller Volksrechte, exiſtirt bei uns nicht. Die Wahlen für die Volksvertretung ſtehen unter der ausſchließlichen Leitung und Aufſicht der Regierung. Deßhalb, und bei dem Umſtande daß dieſe Wahl eine offene (nicht geheime) und indirekte iſt — befinden ſich in der Kammer faſt nur Miniſterialräthe, andere Beamte und Bürgermeiſter. Die Regierung hat die Macht und den Willen, die Beamten (mit Ausnahme der Richter) „geſinnungstüchtig" zu machen. Verſetzungen in deterius bewirken, daß katholiſche Beamte keine „regierungsfeindliche", d. h. ultramontane Tendenz bethätigen können. Sogar der Umgang mit kirchentreuen Katholiken wird als unerlaubt betrachtet*).

Die Regierung ſpricht es officiell, wie z. B. bei der im September d. Js. geſchehenen Vorlage des Schulgeſetz-Entwurfs an die Kammern, aus, daß der Staat ſich von der Kirche getrennt habe. Sie erkennt kein Recht der Kirche mehr an, welches aus der Verbindung von Staat und Kirche fließt. So iſt nach der Verordnung des Handelsminiſteriums vom 31. Mai 1867 (Regierungsblatt Nr. 24) den Kirchenſtellen die Portofreiheit vom 1. Januar 1868 ab — entzogen worden.

Dagegen gibt die Regierung nicht zu, daß die Kirche ſich von dieſem mehr als indifferenten Staate getrennt halte. In Sachen der Kirche kennen die Liberalen keine Conſequenz, ſondern nur die „Logik der Thatſachen".

Die Staatskirchengeſetze vom 9. Oktober 1860 ſprechen auf der einen Seite die Selbſtſtändigkeit der Kirche aus, auf der andern erklären und behandeln ſie dieſelbe als eine Staatsanſtalt, welche nur dasjenige Recht hat welches der proteſtantiſche moderne Staat ihr auf Widerruf zugeſteht (§. 13). Die kirchliche Geſetzgebung und Gerichtsbarkeit, das Recht

*) Die Freunde des „ultramontanen" Rechtsanwalts Brummel, Verwalters Fehringer u. A. wiſſen davon zu erzählen.

Digitized by Google

der Kirche unterſteht dem „Geſetz“ und der oberen Entſcheidung der Regierung (§. 15 und 16 dieſes Geſetzes). Die Ehejurisdiktion iſt Staatsſache (§. 4) und die Nothcivilehe iſt durch das Geſetz vom 9. Oktober 1860 eingeführt. Die ſtaatlichen Verwaltungsbehörden entſcheiden nach dieſem Geſetz über die confeſſionelle Erziehung der Kinder und es kann hierüber (mit der Kirche) kein giltiger Vertrag geſchloſſen werden.

Alle dieſe enormen Mittel, die kirchliche Wirkſamkeit, das religiöſe Leben der Katholiken zu ſchädigen, genügten dem modernen badiſchen „Staat“ noch nicht. Die Ausnahmsgeſetze (§. 631, 631a ff.) des badiſchen Strafgeſetzbuchs gewähren der Staatsgewalt ſchon eine diskretionäre Gewalt und machen die Beamten zu personae sacrosanctae. Auch damit glaubte die neue Aera noch nicht auszureichen. Das „Geſetz, die Beſtrafung von Amtsmißbräuchen der Geiſtlichen“ vom 9. Oktober 1860 macht die Regierung zum ſouveränen Richter über Conflikte welche zwiſchen ihr und der Kirche entſtehen. Die Kirchendiener welche das Recht der Kirche gegenüber den Eingriffen der Staatsgewalt ausüben, ja ſogar dieſe oder ihre „Anordnungen in feindſeliger Weiſe tadeln“, werden als Verbrecher behandelt.

So iſt die katholiſche Kirche in ihren äußeren, in ihren Rechtsverhältniſſen zur Staatsgewalt wehrlos. Wäre indeſſen das Geſetz von 1860 im Geiſte des §. 7*) deſſelben vollzogen, wäre hiernach der Pflege der katholiſchen Religion, dem Recht der Kirche noch die gebührende Rückſicht zugewendet worden, ſo hätte wenigſtens die Selbſtſtändigkeit der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten zur Wahrheit werden müſſen. Aber auch dieſer Grad von Freiheit ſollte der Kirche nicht zu Theil werden.

---

*) Dieſer §. lautet: „Die . . Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten frei und ſelbſtſtändig.“

Digitized by Google

Die Regierung verlangte, daß das kirchliche Ehegericht über kirchliche Eheverhältniſſe erſt dann entſcheiden ſolle, wenn das Civilgericht entſchieden habe. Sie erklärte das vor Erlaſſung der Sentenz des Civilrichters gefällte kirchliche Eheurtheil durch die Miniſterial-Erlaſſe vom 18. Oktober und 24. November 1866 für nichtig, und drohte der Kirchenbehörde mit ſtrafgerichtlichem Einſchreiten. Dieſe beharrte auf ihrem Rechte kirchliche Eheſachen durch den kirchlichen Richter ſelbſtſtändig und ohne Rückſicht auf das ſtaatliche Procedere zu entſcheiden.

Weit ſchärfer als in die kirchliche Ehe- und Disciplinar-Gerichtsbarkeit griff aber die Regierung in die Beſetzung der Kirchenſtellen, in die katholiſche Erziehung und Bildung, endlich in das Vermögen der Katholiken ein. Wie oben ſchon angedeutet wurde, ſind faſt alle Staats- und andere öffentliche Stellen mit Akatholiken oder Indifferenten beſetzt. Die wichtigſten Staatsämter ſind faſt durchweg in den Händen der Proteſtanten. Jetzt ſollen auch die katholiſchen Kirchenämter an „regierungsfreundliche“ Geiſtliche vergeben werden.

Bis in die neueſte Zeit glaubte die Regierung, der durch §. 9 des Geſetzes vom 9. Oktober 1860 von den Geiſtlichen verlangte Nachweis einer „allgemein wiſſenſchaftlichen Vorbildung“ ſei dadurch erbracht, daß Niemand zum theologiſchen Studium zugelaſſen wurde, welcher das Lyceum nicht abſolvirt oder eine „Abiturientenprüfung“ beſtanden hatte. Ein anderer Nachweis der wiſſenſchaftlichen Vorbildung wurde und wird von keinem öffentlichen Diener verlangt. Da ordnete die Regierung am 6. September d. Js. an: „Die Zulaſſung zu einem Kirchenamte iſt von einer Prüfung abhängig, welche vor einer durch das Miniſterium des Innern zu ernennenden Commiſſion zu erbringen“ ſei. „Die Commiſſion wird unter dem Vorſitz eines Mitgliedes des Miniſteriums, aus Profeſſoren der Univerſitäten, der polytechniſchen oder der Mittelſchulen“, alſo nur aus Staatsbeamten zuſammen geſetzt. Die Prüfung iſt „nach Beendigung der

Digitized by Google

Univerſitätsſtudien abzulegen." Sie erſtreckt ſich auf den Nachweis der Kenntniß der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, der Geſchichte der Philoſophie, der Weltgeſchichte, „insbeſondere der Geſchichte Deutſchlands ſeit Anfang — des 16. Jahrhunderts", alſo auch der Reformationsgeſchichte, ferner aus der deutſchen Literaturgeſchichte, endlich „der Kenntniß der Staatsverfaſſung des Großherzogthums, insbeſondere der rechtlichen Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate."

Ein badiſches „Amts- und Kreisverkündigungsblatt" gibt als Zweck dieſer neuen, wohl nirgends beſtehenden Ausnahms-Beſtimmung an, den Geiſtlichen die „liberalen", antiultramontanen Regierungstendenzen einzuflößen. „Das Studium der Geſchichte und der deutſchen Klaſſiker wird den wohlthätigſten Einfluß auf die Richtung unſerer Geiſtlichen ausüben und die Einſicht . . . in das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat wird nicht verfehlen, den Uebergriffen . . . theilweiſe vorzubeugen. Die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung" (welche proteſtantiſche Geſchichtsbaumeiſter tradiren) „wird dem jungen Theologen die Augen öffnen . . . . Ohne dieſe iſt er nur zu häufig das blinde Werkzeug des Fanatismus."

Das erzbiſchöfliche Ordinariat proteſtirte gegen dieſe ihm im Entwurf mitgetheilte Verordnung am 17. April und 25. Juli und gegen die am 12. September publicirte Verordnung ſofort am 14. September d. Js. Die Kirchenbehörde ſtützte ihre „Rechtsverwahrung" auf folgende Gründe: „Der Staat ſei nicht berechtigt, die Kirchendiener heranzubilden oder die Kirchenämter zu beſetzen. Es ſtehe der Staatsgewalt nicht zu, die Erfüllung der biſchöflichen Pflicht zu leiten. Der Ordinarius kenne und übe ſeine Pflicht, den Geiſtlichen eine allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung ertheilen zu laſſen, welche nach ſeitheriger Praxis der Kirche mit derjenigen der wiſſenſchaftlich Gebildeten wenigſtens auf gleichem Fuße ſtehe. Der Staat entſcheide in ſolcher Weiſe ausſchließlich über die Befähigung der katholiſchen Prieſter zu einem

Digitized by Google

Kirchenamte. Sogar das Geſetz vom 9. Oktober 1860 begehre von den Geiſtlichen nur diejenige wiſſenſchaftliche Vorbildung, wie ſie von andern öffentlich Bedienſteten vor dem Antritt ihrer Berufsbildung verlangt wird. Das Geſetz geſtehe der Regierung das Recht nicht zu, einer rein ſtaatlichen, confeſſionell gemiſchten Prüfungscommiſſion die fragliche Entſcheidung zu übertragen. Die Kirche würde hiernach vom Staat abhängig gemacht bei . . der Bildung der Geiſtlichen und Beſetzung der Kirchenämter. Die allein maßgebende, kirchliche Befähigung zum Kirchendienſt werde . . . politiſchen Tendenzen untergeordnet. So werde die Kirche zu einer politiſchen Zwecken dienenden Staatsanſtalt, und die Geiſtlichen würden für die Tendenzen eines jeweiligen Miniſteriums mehr als für die ewigen Heilszwecke der Kirche brauchbar gemacht. Eine Prüfung aus dem . . Kirchenſtaatsrecht könnte zu einer das kirchliche Recht und die Lehre der Kirche corrumpirenden Inquiſition über die kirchlichen Grundſätze der Geiſtlichen werden."

Sofort nach der Publikation der fraglichen Verordnung unterſagte der Erzbiſchof von Freiburg „den Geiſtlichen ſich irgendwie bei dieſer Staatsprüfung zu betheiligen." Dieſe Anordnung des Oberhirten wurde „am Feſte Kreuz-Erhöhung" 14. September 1867 im erzbiſchöflichen Anzeigeblatt Nr. 14 publicirt. Zugleich wurden die obenberührten Erlaſſe des Miniſteriums und des erzbiſchöflichen Ordinariats in dieſem kirchlichen Amtsblatte abgedruckt.

Als hierauf das Miniſterium durch Dekret vom 19. Sept. 1867 Nr. 11925 die berührte Verordnung des Erzbiſchofs „als in ſtaatsbürgerliche Verhältniſſe eingreifend und ohne Genehmigung des Staats erlaſſen" für rechtlich nicht gültig erklärte, erfolgte die öffentliche Erklärung des Ordinariats vom 3. Oktober d. Js.: „Die Entſcheidung über die Befähigung zu einem Kirchenamt ſei ein kirchliches, nicht aber ein ſtaatsbürgerliches Rechtsverhältniß." Auf die Natur des Rechtsverhältniſſes, nicht aber auf die daſſelbe normirende

Digitized by Google

Behörde komme es an, ob das Verhältniß ein kirchliches oder ſtaatliches ſei. Die Kirche ſei berechtigt, die kirchlichen Verhältniſſe ſelbſtſtändig zu regeln. „Das Placet exiſtire rechtlich und ſeit 1853 faktiſch nicht mehr. Die Regierung ſei nicht zuſtändig oder berechtigt, die Verordnung des Herrn Erzbiſchofs für rechtlich ungültig zu erklären. Wir und die Geiſtlichen ſind verpflichtet in dieſer rein kirchlichen Sache lediglich die Anordnung des hochw. Oberhirten vom 14. Sept. d. Js. zu vollziehen.“ Ein großer Theil der Geiſtlichkeit der Erzdiöceſe hat in den bis jetzt an den Herrn Erzbiſchof gerichteten Adreſſen ſeinen treuen Anſchluß an die Kirchenbehörde erklärt mit dem Beifügen, daß ſie die berührte Staats-Prüfung nicht machen werde.

So iſt, trotz der entgegenſtehenden Verſicherung der „Karlsruher Zeitung“, der Kirchenſtreit förmlich wieder zum Ausbruch gekommen. Gleich beim Beginn dieſes Kampfes hat ſich aber gezeigt, daß die Regierung im Unrecht iſt. Darauf gibt die ſogenannte liberale Partei freilich wenig. Sie fragt ähnlich wie Pilatus: was iſt Recht? Die Regierung hat aber die Macht nicht ihre Verordnung durchzuführen, weil kein Examinator ohne Examinanden prüfen kann. Die Drohung den Geiſtlichen welche die Staatsprüfung nicht beſtehen, keine Pfründe verleihen zu laſſen, alſo in Zukunft alle Temporalien zu ſperren, wird ſchwer zu erfüllen ſeyn. Doch wir kommen hier bei dem zweiten Punkt des neuen Kirchenſtreites an.

Am 25. Oktober 1861 kam die am 2. November 1861 vom Staatsminiſterium genehmigte Vereinbarung zwiſchen Kirche und Staat über die Verwaltung des katholiſchen Vermögens und die Beſetzung der Pfründen zu Stande. Dieſes Uebereinkommen beruhte (ähnlich wie die päpſtliche Convention von 1859) auf dem Syſtem der Verbindung von Staat und Kirche. Weil der Kirche eine ihren Zwecken entſprechende Mitwirkung bei der Erziehung und Bildung, in Eheſachen, in Führung der ſogenannten Standesbeamtung ꝛc. einge-

Digitized by Google

räumt war und die katholiſchen milden Stiftungen unter die Mitaufſicht der Kirche geſtellt wurden, machte die Kirche der Staatsgewalt Conceſſionen. Sie concedirte, daß der Großherzog das Präſentationsrecht auf eine Reihe von Pfründen ausüben ſolle, auf welche ein kanoniſch begründetes Patronatrecht nicht beſteht. Die Regierung hat die berührte Convention von 1859 gebrochen. Die darauf beruhende Vereinbarung zwiſchen der Regierung und dem erzbiſchöflichen Ordinariat vom 10. November 1859 war alſo hinfällig. Durch das Uebereinkommen vom 25. Oktober 1861 concedirte aber der Erzbiſchof, daß die Vereinbarung vom November 1859 aufrecht erhalten werden ſolle*). Dieſes Uebereinkommen gibt der Regierung das Recht, „gegen diejenigen Bewerber um eine Pfründe, welche ihr aus erheblichen und auf Thatſachen geſtützten Gründen in rein bürgerlicher oder politiſcher Hinſicht mißfällig ſind, ihre Einwendungen . . dem Herrn Erzbiſchof kund zu geben.“ Hiernach mußte die Regierung ihre Beſchwerde einestheils auf ſtaatliche Contraventionen beſchränken und ſie andererſeits thatſächlich und rechtlich begründen. Die Entſcheidung aber ſtand dem Erzbiſchof, dem Collator zu. In ähnlicher Weiſe wurde das neue Recht der Regierung in der badiſchen Kammer aufgefaßt**).

Seit dem Ausbruche des Schulſtreites aber hat die Regierung eine Reihe von Bewerbern um katholiſche Seelſorgſtellen, welche in dieſem Conflikt pflichtgemäß die Rechte der Kirche vertheidigten, „wegen feindſeliger Haltung gegen die Regierung als mißfällig erklärt.“ Sie weigerte ſich conſtant „der Kirchenbehörde eine thatſächliche oder rechtliche Begründung einer ſolchen Ablehnung“ zu geben, oder mit dieſer (der Kirche) „überhaupt darüber eine Verhandlung zu pflegen.“

---

*) Archiv für katholiſches Kirchenrecht (Mainz, Kirchheim 1862) VII. S. 53 ff.

**) Officielle Aktenſtücke (II. Heft) S. 68 ff.

Digitized by Google

Das erzbiſchöfliche Ordinariat hat die Widerrechtlichkeit ſolcher Tendenzprozeſſe, ohne Unterſuchung und rechtliches Gehör, wobei der Ankläger zugleich Richter iſt, nachgewieſen. Dieſe Kirchenbehörde hat dargethan, daß durch ein ſolches Verfahren der (damals und jetzt proteſtantiſche) Miniſter es iſt, welcher über die Pfründebeſetzung und über die geiſtige Richtung des Klerus entſcheidet. Die Regierung beharrte bei ihrer Sentenz und gab dem katholiſchen Oberſtiftungsrath die (ihr rechtlich nicht zuſtehende) Weiſung, den „mißfällig erklärten" Geiſtlichen, welche der Herr Erzbiſchof auf eine Pfründe freier Collatur inſtituiren würde, die Temporalien zu ſperren.

Durch dieſe Akte der großherzoglichen Regierung wurde alſo auch die erwähnte Vereinbarung von 1861 gebrochen. Solches geſchah aber in noch höherem Grade bezüglich der Zurücknahme der Regierungszuſagen in Betreff der katholiſchen ſogenannten weltlichen Stiftungen. In dem dritten Hefte der „Officiellen Aktenſtücke über die Schul- und Kirchenfrage in Baden" (Freiburg, Herder 1867) ſind die bezüglichen Stellen der Uebereinkunft vom 25. Oktober 1861 abgedruckt. Inhaltlich derſelben hat die großherzogliche Regierung der Kirche verſprochen:

1) „Die katholiſche Religionsgeſellſchaft bleibt in dem (durch die völkerrechtlichen Verträge des J. P. O. und R. D. H. und die badiſchen Grundgeſetze garantirten*) Beſitze und Genuſſe der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke beſtimmten Anſtalten, Stiftungen und Fonds."

2) „Hinſichtlich der Frage, ob Stiftungen als weltliche oder als kirchliche zu betrachten ſeien, bleibt der gegenwärtige Beſitzſtand unverändert, bis über Veränderungen das Einvernehmen zwiſchen der Staats- und Kirchenbehörde, oder ge-

*) Näheres hierüber in der Einleitung zu den „Officiellen Aktenſtücken" III. Heft S. 3—5.

Digitized by

eigneten Falls eine richterliche Entſcheidung herbeigeführt worden iſt."

3) „Die großherzogliche Regierung wird hinſichtlich des katholiſchen milden (Schul- und übrigen) Stiftungsvermögens dem erzbiſchöflichen Ordinariat dieſelben Mittheilungen" über die Voranſchläge, Vermögensdarſtellungen, Urkunden und Akten der Stiftungen „machen, welche ihr bezüglich des Kirchenvermögens zu machen ſind."

4) „Dem erzbiſchöflichen Ordinariat wird davon Mittheilung gemacht werden, wenn ein liegendes Gut eines ſolchen Fonds veräußert, oder die Erträgniſſe deſſelben zu einem der Stiftung nicht entſprechenden Zweck verwendet werden, damit es ſich von der Erhaltung und ſtiftungsgemäßen Verwendung der (ſog. weltlichen) Fonds überzeugen kann. Etwaige Beſchwerden des erzbiſchöflichen Ordinariats ſind ihm freigeſtellt."

Während der Verhandlungen über dieſe Uebereinkunft hat zwar die Kirchenbehörde nachgewieſen, daß kraft beſtehenden Rechts die katholiſchen Schul-, Armen- und Spital-Stiftungen zum Kirchenvermögen gehören, der großherzoglichen Regierung alſo nicht die Leitung dieſes confeſſionellen, erſt in neuerer Zeit ſogenannten weltlichen Vermögens zuſtehe. Bei der Ratifikation der berührten Uebereinkunft erklärte der Herr Erzbiſchof der Staatsregierung am 30. Oktober 1861: „Ich behalte mir vor die Rechtsanſprüche der Kirche, insbeſondere auf das katholiſche Schul- und Stiftungsvermögen in geeigneter Zeit geltend zu machen, da ich auf dieſelben nicht verzichten darf." Der Herr Erzbiſchof ließ aber faktiſch zu, daß das Vermögen dieſer pias causas ebenſo unter Leitung der Regierung wie andererſeits das kirchliche, das katholiſche Cultvermögen unter Oberaufſicht des erzbiſchöflichen Ordinariats verwaltet werde. Dieſe Conceſſion der Kirche wurde an die obigen vier von der Regierung zugeſagten Bedingungen geknüpft.

Die Regierung hat indeſſen keine der obigen Zuſagen

Digitized by Google

erfüllt. Sofort nach Erlaſſung des Schulaufſichtsgeſetzes vom 29. Juli 1864 *) ſtellte ſie ſämmtliche katholiſche Schulfonds unter die Aufſicht des confeſſionell gemiſchten Oberſchulraths und der akatholiſchen Kreisſchulräthe. Die Verwaltung der Schulfonds wurde den ſeitherigen katholiſchen Stiftungs-Behörden entzogen. Die allgemeinen Schulſtiftungen verwaltet ſeitdem der Ober-, die örtlichen Schulfonds der Orts-Schulrath. Der letztere beſteht wenigſtens aus Katholiken, iſt aber durchaus unter die Diſpoſition der Regierung geſtellt.

Die katholiſchen Stiftungen für Wohlthätigkeitszwecke wurden durch die Miniſterial-Verordnung vom 30. Dezember 1862 unter der Verwaltung der katholiſchen Stiftungs-Commiſſionen belaſſen. Trotz dieſer Beſtimmung und der obigen Zuſagen hat aber die Staatsregierung ſeit 1865 eine Reihe ſolcher Stiftungen dem katholiſchen Beſitze und der katholiſchen Verwaltung, und zwar ſogar mittels Anwendung offener Gewalt entriſſen. Die Verwaltung dieſer Stiftungen wurde confeſſionell gemiſchten Staats- oder politiſchen Gemeindebehörden, die Diſpoſition hierüber der Regierung übertragen. Dieſes geſchah natürlich gegen den Willen und ohne „Einvernehmen" mit der Kirchenbehörde.

Die letzten Biſchöfe des ehemaligen Fürſtbisthums Speyer, insbeſondere Biſchof Auguſt Graf von Stirum haben eine Anzahl kirchlicher katholiſcher Stiftungen gemacht. Sie dotirten ſie aus kirchlichen Mitteln, meiſtens aus den Erſparniſſen ihres biſchöflichen Einkommens (mensa). Nach dem zur Zeit dieſer Stiftungen d. h. im vorigen Jahrhundert geltenden Recht und kraft der Stiftungsurkunden leiteten und verwalteten die biſchöflichen geiſtlichen Behörden dieſe Stiftungen. Die aus dieſen Fonds dotirten Anſtalten wurden ebenſo bis zur Säkulariſation des Bisthums von Geiſtlichen

*) Abgedruckt im erſten Heft der „Officiellen Aktenſtücke" (Freiburg, Herder 1864).

Digitized by Google

geleitet. Später und nach dem Jahre 1803 ſtanden dieſe biſchöflichen Stiftungen unter der Leitung und Verwaltung der katholiſchen Kirchencommiſſion, bis 1862 unter dem katholiſchen Oberkirchen- und bis 1866 unter der Verwaltung des katholiſchen Oberſtiftungsraths. Die letztere Behörde iſt von der Kirche und dem Staat gemeinſchaftlich beſtellt. Sie beaufſichtigt die örtlichen und verwaltet die allgemeinen kirchlichen Fonds.

Das jetzige badiſche Miniſterium (Jolly) nahm aber dem katholiſchen Oberſtiftungsrath die Verwaltung der erwähnten biſchöflichen Stiftungen weg. Die „Arme Studenten- (Knabenſeminar-), die Arme Schulmeiſterkaſſe und die Freiſchulenſtiftung", welche zu kirchlichen Schulzwecken beſtimmt ſind, übertrug das Miniſterium dem großherzoglichen Oberſchulrath. Die Verwaltung der übrigen biſchöflich Speyeriſchen (Bruchſal.) Stiftungen, nämlich: des „Barmherzigen Brüder- und Schweſtern-, des Waiſen- und Landesſpitalfonds" nahm das Miniſterium dem katholiſchen Oberſtiftungsrath weg und übertrug ſie dem gleichfalls confeſſionell gemiſchten, rein ſtaatlichen großherzoglichen Verwaltungshof. Dieſe katholiſch-kirchlichen Stiftungen haben ein Vermögen von etwa 300,000 fl.

Die rechtlich motivirten Beſchwerden des erzbiſchöflichen Ordinariats gegen dieſe Eingriffe in den Beſitz und das Eigenthum der Katholiken und der Kirche blieben fruchtlos. Die Vorſtellung deſſelben, daß die ähnlichen proteſtantiſchen Fonds*) in proteſtantiſcher Verwaltung belaſſen wurden, daß der §. 20 der badiſchen Verfaſſung den Willen der Stifter heilig gehalten wiſſen wolle, dieſe biſchöflichen Stifter aber die

*) In Nr. XVIII des „Verordnungsblattes für die evangel.-proteſt. Kirche des Großherzogthums Baden" vom 22. Oktober 1867 werden als Stiftungen, welche unter der proteſtantiſchen Kirchenbehörde ſtehen, u. A. aufgezählt: Schulhausbaucollektengelderfond, Land-Almoſenkaſſe, Durlachiſcher Waiſenfond, Neckarſchulfond, und eine Reihe von Stipendienſtiftungen.

Digitized by Google

berührten Fonds zum Zwecke der katholiſch-kirchlichen Erziehung und Wohlthätigkeit, ſowie für kirchliche Congregationen geſtiftet hätten — war vergebens. Das gleiche Schickſal hatte die Berufung der Kirchenbehörde auf die völkerrechtlich garantirten Beſtimmungen des weſtfäliſchen Friedens und Reichsdeputations-Hauptſchluſſes, wonach die Katholiken im Beſitz, alſo in der daraus abfließenden Verwaltung dieſer katholiſchen Fonds bleiben müſſen.

Die großherzogliche Regierung hat ſich auf eine Unterſuchung über die rechtliche Natur dieſer Stiftungen gar nicht eingelaſſen. Die Wegnahme derſelben wurde von der höchſten Staatsbehörde mit den Worten beſtätigt: „Der Großherzog habe nach dem Antrag des Staatsminiſteriums auszuſprechen geruht, es ſei der Beſchwerde des Ordinariats keine Folge zu geben, da der (an die Staatsbehörde auszufolgende) Fond ein weltlicher*) ſei und im Uebrigen ſei der Kirchenbehörde die Vereinbarung mit der großherzoglichen Regierung oder die Betretung des Rechtswegs anheim zu ſtellen.“

Gerade dieſes „Einvernehmen“, die demſelben zu Grunde liegende aktenmäßige Unterſuchung, die Prüfung der von dem erzbiſchöflichen Ordinariat urkundlich dargelegten Rechtstitel für die kirchliche Natur der fraglichen Fonds, hatte aber das Miniſterium abgewieſen. Ueberdieß iſt eine Vereinbarung mit einer Regierung, welche ſich die unbeſchränkte Diſpoſition über die katholiſch „weltlichen“ Fonds zuſchreibt und deren Verwaltung den Katholiken entzieht, unmöglich. Das beweist die in den „Officillen Aktenſtücken“ abgedruckte Correſpondenz zwiſchen dem Miniſterium und dem Ordinariat mehr als zur Genüge.

Sic volo sic jubeo, stat pro ratione voluntas: ſo argu-

---

*) „Weltliche Fonds“ ſind nach der Anſchauung des jetzigen Miniſteriums die Stiftungen für katholiſche Schul- oder Wohlthätigkeitszwecke, gleichviel, ob ſie *ſtiftungsgemäß kirchliche* Fonds ſeyn ſollen.

Digitized by Google

mentirt die jetzige badiſche Regierung. Die badiſchen Gerichte haben, wie in den berührten Aktenſtücken zu erſehen iſt, wiederholt auf erhobene Klagen des Ordinariats ausgeſprochen, daß die vor 1803 errichteten katholiſchen Schul- und Wohlthätigkeitsſtiftungen in der Regel kirchliche Fonds ſeien und als ſolche von Katholiken unter Aufſicht der Kirche verwaltet werden müſſen. Ungeachtet dieſer richterlichen Urtheile und des beſtehenden Rechts fährt die Regierung fort, die katholiſchen Schul- und Wohlthätigkeitsſtiftungen als „weltliche", d. h. im Beſitz des Staats befindliche zu behandeln. So hat ſie die Conſtanzer und Pfullendorfer, vor 1803 von der Kirche beaufſichtigten Spitalſtiftungen mit einem Vermögen von etwa zwei Millionen Gulden der katholiſchen Stiftungscommiſſion weggenommen und an die politiſche confeſſionell gemiſchte Gemeinde übertragen.

Ja ſogar rein kirchliche (Cult-) Stiftungen, welche durch widerrechtliche und einſeitige Anordnung der Regierung ſeit einiger Zeit Beiträge zu Schul- oder Wohlthätigkeitszwecken leiſteten, wie ein Theil der St. Erhardspfründe in Gengenbach, die Kaplaneien in Waldshut, Kirchhofen, der Wallfahrtsfond Todtmoos, die ſehr reiche von Ullner'ſche Kaplaneiſtiftung in Weinheim, die Bruderſchaftsfonds in Mannheim, Karſau, Weilheim, Rielaſingen, St. Peter, Radolfzell ꝛc. hat die Regierung der ſeitherigen katholiſchen Verwaltung entzogen. Alle dieſe kirchlichen Fonds ſind unter die Leitung und Verwaltung von ſtaatlichen, nicht katholiſchen Behörden geſtellt worden.

Allerdings wurde der Kirche die Betretung des Rechtsweges gegen die von der Regierung vollzogene Wegnahme der fraglichen Stiftungen geſtattet. Nach den beſtehenden badiſchen Geſetzen kann die Regierung das erzbiſchöfliche Ordinariat nicht mehr hindern gegen ſolche neue Säkulariſationen die richterliche Hülfe anzurufen. Dieſer Weg iſt aber ein ſehr ſchwieriger. Die Regierung hat ſich, als ob ſie Eigenthümer der erwähnten Fonds wäre, in den Beſitz derſelben

Digitized by Google

geſetzt. Sie hat aber auch zugleich den Katholiken alle Urkunden und Akten weggenommen, welche über die Stiftung, den ſtifteriſchen Willen, über die rechtliche Natur, den Zweck, die Leitung und Verwaltung der Stiftungen Aufſchluß geben. Nach der beſtehenden badiſchen Geſetzgebung haben weder die Kirchenbehörde noch haben die Katholiken das Recht, die ſogenannten nichtkirchlichen d. h. die zu Schul- und Wohlthätigkeitszwecken beſtimmten Fonds gerichtlich zu vertreten. Die Kirchenbehörde hat dieſes Recht nur bezüglich der kirchlichen Fonds. Sie muß alſo in jedem einzelnen Falle den Nachweis erbringen, daß die betreffende pia causa nach beſtehendem Reichsrecht und nach der rechtlichen Natur der Schul- ꝛc. Stiftung eine kirchliche, resp. annexum religionis ſei.

Die Regierung verweigert aber der Kirchenbehörde die Urkunden- und Akteneinſicht, obgleich ſie die Edition derſelben ſowohl in der Vereinbarung vom 25. Oktober 1861 zugeſagt, als auch früher bewirkt oder verſprochen hatte. So erklärte der Miniſterialerlaß vom 16. Mai 1867 Nr. 6191 dem erzbiſchöflichen Ordinariat: „Wir treffen unter Einem die Anordnung, daß Wohldaſſelbe (Ordinariat) von den Akten und Urkunden über die Stiftung (Spitalfond zu Conſtanz) Einſicht nehmen laſſen kann.“ Als aber hierauf ein erzbiſchöflicher Commiſſär zur Einſicht der Urkunden nach Conſtanz kam, erklärte ihm der Bürgermeiſter: der Gemeinde- resp. Verwaltungs-Rath werde gegen ſolches Vorgehen des Miniſteriums remonſtriren, da dieß ein Eingriff in die Rechte des Verwaltungs-Raths, des Eigners der Spital-Stiftung in Conſtanz, auch ein ſolches Verfahren ohne Wiſſen des Eigners geſchehen ſei. „Einſtweilen müſſe er jede Einſicht in die Spitalurkunden und Akten verweigern.“

Das erzbiſchöfliche Ordinariat theilte dieſe unerhörte Erklärung des Bürgermeiſters (unerhört ſchon weil die badiſchen Bürgermeiſter ſonſt gegen das Miniſterium ſehr loyal ſind) dem Miniſterium mit. Die Kirchenbehörde hat hiebei natürlich

Digitized by Google

das Eigenthum der politiſchen, nicht katholiſchen Gemeinde an dieſem katholiſchen Fond beſtritten. Inzwiſchen legte der Bürgermeiſter dem erzbiſchöflichen Commiſſär einige Aktenſtücke zur Einſicht vor. Es waren dieß durchaus unerhebliche neuere Akten. Auf die Bitte des erzbiſchöflichen Commiſſärs, die älteren Dokumente, welche über den Urſprung und das Weſen der Stiftung Aufſchluß geben, ihm vorzulegen, gab das Bezirksamt Conſtanz die ausweichende Antwort, dieſelben ſeien (jetzt) im ſtädtiſchen Archiv. Zugleich legte die Behörde das merkwürdige Geſtändniß ab: die erwähnten unerheblichen Akten „ſeien diejenigen Akten, welche ſ. Z. großherzoglichem Miniſterium des Innern zur Grundlage der Entſcheidung vom 30. März d. Js. vorgelegen haben.“ So hat alſo die Regierung ohne weitere Einſicht in die weſentlichen Dokumente, welche den rechtlichen Charakter der Stiftung beſtimmen, „entſchieden“, daß die Verwaltung derſelben der politiſchen Gemeinde zuſtehe.

Die entſcheidenden Urkunden und Akten wurden der Kirchenbehörde nicht mitgetheilt. Vielmehr erwiderte das Miniſterium dem erzbiſchöflichen Ordinariat durch Erlaß vom 16. Auguſt 1867: „Wohldemſelben wollte nicht die Befugniß eingeräumt werden, das Stiftungsarchiv nach dem dortſeitigen Intereſſe etwa dienlichen Urkunden zu durchforſchen. Die Urkunden, deren Einſicht geſtattet werden ſoll, ſind einzeln namhaft zu machen“ *). Dieſe kamen aber natürlich vor ihrer unvermutheten Hinwegnahme der Kirchenbehörde nie zu Geſicht. Ad impossibilia nemo obligatur. Indeſſen bezeichnete das erzbiſchöfliche Ordinariat ſoweit möglich die zur Einſicht gewünſchten Urkunden. Durch Erlaß vom 12. September 1867 verweigerte aber das Miniſterium die Einſicht definitiv.

So iſt der Kirche und den Katholiken der Beſitz und

*) Officielle Aktenſtücke III Heft S. 16, Note.

die Verwaltung einer Reihe von katholiſchen Cult- und Wohlthätigkeits- ſowie der katholiſchen Schulſtiftungen entzogen und es iſt ihnen großentheils unmöglich gemacht worden, den Rechtsweg zu betreten.

Die auf S. 73 ff. der „Officiellen Aktenſtücke" abgedruckten „Entſcheidungen" des Miniſteriums beweiſen, daß die Katholiken nicht einmal das beſtehende Verſammlungsrecht ausüben dürfen, um ſich über die rechtlichen Schritte zur Vertheidigung ihrer Stiftungen zu berathen.

Endlich hat die jetzige Regierung auch die oben erwähnten Zuſicherungen bezüglich der kirchlichen Mitwirkung bei der Aufſicht und Verwendung der katholiſchen Schul- und Wohlthätigkeitsſtiftungen „als für die großherzogliche Regierung nicht mehr verbindlich" erklärt*). Die Regierung gerirt ſich alſo als Eigenthümer dieſer katholiſchen Fonds. Sie beſtimmt, ob ſie kirchliche oder „weltliche", ob ſie noch für die Katholiken oder auch für Proteſtanten zu verwenden ſeien**). Sie hat der Kirche und den Katholiken jede Controle über die Verwaltung und Verwendung der ſogenannten „weltlichen" Stiftungen entzogen, welche ſie faktiſch als Staatsgut behandelt. Ueber die Verwendung des Staatsvermögens zu wachen ſind die Stände berechtigt, über die des katholiſchen Vermögens — beſteht keine Controle.

Dieſe Controle iſt aber um ſo nöthiger, weil die Erfahrung lehrt, wie man in Baden mit kirchlichen Fonds umging, ſo lange die Regierung ſolche verwaltete. So gab die Regierung aus der St. Erhardskaplanei in Gengenbach nach und nach 100,000 fl. zu Zwecken welche der Stiftung nicht entſprechen, z. B. an die politiſche Gemeinde. Die Maria-Viktoria-Stiftung***) wird nicht ihrem Zwecke gemäß

---

*) Officielle Aktenſtücke S. 48, 55.

**) A. a. S. 43, 44.

***) Dieſe Stiftung der letzten katholiſchen Markgräfin von Baden-Baden ſoll nach dem Willen der Stifterin durchaus unter der Leitung und

Digitized by Google

für die Förderung der katholiſchen Religion, ſondern theilweiſe zu Gratialien ꝛc. für Beamtenrelikten verwendet. Wir haben oben geſehen, wie Kaplaneiſtiftungen zur Dotation von Schulen verwendet wurden. So ſprach Miniſterialrath Häberlin in ſeinem Referat vom 29. Juli 1816 über die erwähnte Kaplanei in Kirchhofen aus: „die Wallfahrer ſollen ihr Wallfahrten aufſtecken. Der Wille des Stifters iſt dem Wohl des Staats untergeordnet.“ Die berührte Ullner'ſche Stiftung in Weinheim wird ſogar von Proteſtanten mitverwaltet und auch für Akatholiken verwendet.

Es iſt bekannt, daß die katholiſche Univerſität Freiburg faſt ausſchließlich mit Katholiken welche ihrer Kirche entfremdet ſind oder mit Proteſtanten beſetzt iſt. Die Beſchwerden des erzbiſchöflichen Ordinariats wegen Verletzung der vertragsmäßigen Parität am Lyceum in Mannheim waren bis jetzt vergebens. Die proteſtantiſchen Mittelſchulen, welche ſtiftungsgemäß mit proteſtantiſchen Geiſtlichen zu beſetzen ſind, erfreuen ſich der Erfüllung des ſtifteriſchen Willens; die katholiſchen dagegen, welche wie z. B. das Lyceum in Raſtatt

---

Verwaltung des Ordinarius ſtehen, ſobald Oeſterreich dieſelbe aufgeben würde. Seitdem aber Oeſterreich auf die Verwaltung der Maria-Viktoria-Stiftung, welche die Stifterin dem Erzhauſe übertragen, verzichtet hat, ſteht die Stiftung „zur Förderung des katholiſchen Religionsweſens“ in Baden unter der Regierung. Der Erzbiſchof hat keinen Einfluß auf dieſe kirchliche Stiftung. Die Stiftung der Maria Viktoria von 100,000 fl. zur Errichtung eines biſchöflichen Seminars iſt nicht effektuirt, wohl aber ſind daraus 12,000 fl. dem Schullehrer-Seminar gegeben worden. Durch Urkunde vom 12. Mai 1781 übergab die Markgräfin dem Biſchof von Speyer (als Ordinarius) 25,000 fl., um aus dem Erträgniſſe dieſes Capitals „eine immerwährende Commiſſion zu beſtellen, welche den badiſchen katholiſchen Unterthanen in Religionsangelegenheiten an die Hand gehen, ihre Gerechtſame vertheidigen ſolle.“ Nach der Auflöſung des biſchöflich Speier. Generalvikariats Bruchſal verſchwand die Stiftung. Die von dem letzten katholiſchen Markgrafen geſtiftete Kaplanei Baden exiſtirt nicht.

Digitized by Google

ff 796/797 mutilated

stiftungsgemäß geistliche Lehrer haben sollen, werden mit Laien besetzt.. Dazu kommt, daß die „ultramontanen" Professoren an katholischen Lehranstalten so selten gemacht werden wie weiße Raben.

Seit 1864 geht die großherzogliche Regierung damit um, nicht bloß die katholische Jugend in den höheren, sondern auch in den Volksschulen dem katholischen Geiste zu entfremden, die Kirche von der Mitwirkung bei der Erziehung und Bildung auszuschließen. Das jetzt den Kammern vorgelegte Schulgesetz will die gesammte Bildung zur Staats-Regie machen. Der „Staat", und zwar der jetzige mindestens unkatholische Staat, will neben dem staatlichen Schul- und Bildungszwang das Schulwesen in seiner Hand centralisiren und als Staatsmonopol erklären. Die Kirche soll nichteinmal ohne Staatsgenehmigung Schulen errichten und aus ihren Mitteln unterhalten dürfen. Nur die Ertheilung des Religionsunterrichts soll der Kirche überlassen bleiben; aber auch auf diesem Gebiet darf sie nichts in der Schule oder über den Lehrer ohne staatliche Mitwirkung bestimmen. Die katholischen Stiftungen, welche seither für katholische Schulen bestimmt waren, sollen nun für solche Staatsschulen verwendet werden. Sogar die katholischen Schulgemeinden sollen als „Confession" nicht unter kirchlicher, sondern staatlicher Leitung stehen. Unter dieser ausschließlichen Staatsleitung sollen die vereinzelten, von der kirchlichen Autorität getrennten Katholiken bestimmen, ob ihre Schulen katholisch bleiben oder confessionell gemischt werden sollen. Die Meßner- und Glöckner-Dienste sollen vom Schuldienste getrennt werden und die Lehrer dürfen nur den Organisten-, nicht aber jene „niederen kirchlichen Dienste" in Zukunft übernehmen.

Die Aufsicht über die Schulen soll, ähnlich wie dieß im Schulaufsichtsgesetz vom 29. Juli 1864*) vorgesehen ist, der

*) Abgedruckt in den „Officiellen Aktenstücken über die Schulfrage in Baden" I. Heft (Freiburg, Herder 1864) S. 41.

Digitized by Google

Orts-, Kreis- und Oberſchulrath beſorgen. Der erſtere beſteht aus dem Ortspfarrer, Bürgermeiſter, dem erſten Lehrer und 3 bis 5 von der Gemeindebehörde und den Katholiken unter Staatsleitung gewählten Mitgliedern. Der Vorſitzende wird von der Regierung, ebenſo wie die Mitglieder des Kreis- und Oberſchulraths ernannt. Nur der Ortsſchulrath beſteht aus Katholiken, die übrigen oberen Schulbehörden ſind ſtaatliche confeſſionsloſe Stellen. „Die Kirche kann für die Ueberwachung des Religionsunterrichts ihrer Angehörigen in der Volksſchule ihre eigenen Aufſichtsbeamten ernennen, welche die kirchlichen Rechte und Intereſſen bei den ſtaatlichen Schulbehörden der verſchiedenen Inſtanzen vertreten können" (§. 21 des Geſetzentwurfs).

Das erzbiſchöfliche Ordinariat, welchem dieſer Schulgeſetzentwurf vom Miniſterium zur Erklärung mitgetheilt wurde, behauptete und wahrte in erſter Linie das Recht der Kirche auf die Schule und die katholiſchen Schulfonds als annexum religionis. Dieß iſt auch ſchon in der erzbiſchöflichen Denkſchrift über die Schulreform vom 3. Dezember 1863 in ausführlicher Weiſe geſchehen. Die Kirchenbehörde verlangte, daß das katholiſche Schulweſen durch katholiſche, unter Mitwirkung der Kirche beſtellte Behörden verwaltet und geleitet werde. Die Regierung ging hierauf nicht ein. In den Motiven zu dem neuen Schulgeſetz ſpricht die Regierung aus, „die Trennung von Staat und Kirche ſei eingetreten."

Auf dieſes Syſtem des indifferenten Staats geſtützt, verlangte die Kirchenbehörde in zweiter Linie: Trennung, d. h. vollſtändige Freiheit der Kirche und der Schule als einer ſittlich-religiöſen Anſtalt von dieſem religionsloſen Staat. Dieſe Conſequenz, die Unterrichtsfreiheit läugnet aber der badiſche Staat. Er iſt eben nichts weniger als indifferent gegen die katholiſche Kirche. Er iſt ein abſolutiſtiſcher, ein „moderner Staat" und hat eine Staatsreligion — gegen die katholiſche Kirche.

Wie erwähnt ſtellt das neue Geſetz vielmehr ſämmtliche

Digitized by Google

„Volksſchulen“ d. h. Staatsſchulen unter die Regierung und zwingt (§. 5) jede Gemeinde, eine Staatsſchule zu unterhalten. Die Errichtung von kirchlichen (Corporations-) Schulen iſt durch die Regierungsgenehmigung erſchwert (§. 100). Die Errichtung von Privatſchulen iſt in demſelben §. 100 an die Bedingungen geknüpft, daß deren Lehrer durch eine Staats-Prüfung die vom Staat verlangten, immer mehr erweiterten Kenntniſſe nachweiſen ſollen, und daß in dieſen Privatſchulen „mindeſtens die Erreichung der Reſultate der Volksſchule ſicher geſtellt“ ſeyn muß.

Vergebens machte die Kirchenbehörde auf dieſe neuen Beſchränkungen der Freiheit, auf den Umſtand daß das Volkswohl durch dieſe neuen Belaſtungen leide, aufmerkſam. Vergebens proteſtirte ſie gegen die Verwendung der katholiſchen und kirchlichen Fonds zu ſolchen Staatsſchulen. Vergebens reklamirte ſie das Recht der Kirche, ohne Staatsgenehmigung kirchliche Schulen ſtiften und die von ihr früher ſchon geſtifteten Schulen leiten zu dürfen. Die Regierung beharrte auf ihrem ſtaatskirchlichen Standpunkt, daß die beſtehenden Schulen wie überhaupt alle „öffentlichen Schulen“ unter der Leitung des Staats und der oben berührten ſtaatlichen Behörden ſtehen müſſen. Die Schulen ſollten aber einſtweilen als confeſſionelle Anſtalten erhalten, der Kirche die Ertheilung des Religionsunterrichts in denſelben geſtattet und ihr, wie erwähnt, die Vertretung der kirchlichen (nicht der confeſſionellen!) Rechte bei den Schulbehörden eingeräumt werden.

Dieſes Minimum von Unterrichts- und Religionsfreiheit motivirt die Regierung damit, ſie wolle „die unerträglichſte aller Deſpotien, den Zwang zu einem uniformen, durch die Staatsgewalt vorgeſchriebenen Bildungsgang thatſächlich unmöglich machen.“ Die Regierung erklärte überdieß durch Miniſterialerlaß vom 27. Januar 1866 an das erzbiſchöfliche Ordinariat: „die materielle Einwirkung der Kirche auf die Jugendbildung in den confeſſionellen Volksſchulen ſolle un-

verkümmert erhalten bleiben. Die Kirche habe bei religiöſen Fragen zuzuſtimmen. Ein gemeinſames Wirken nach gemeinſamen Zielen ſolle zwar nicht ausgeſchloſſen, aber die Funktionen der Kirchen ſollen gegenüber den ſtaatlichen Schulbehörden ſelbſtſtändig geſtellt werden."

So erübrigte der Kirche nur entweder den „Schulſtreit" fortzuſetzen oder, unter Wahrung ihres Rechts, einen modus vivendi einzugehen. Das erzbiſchöfliche Ordinariat entſchloß ſich zur Betretung des letzteren Weges. Wie ſchon in ſeinen Erlaſſen vom 16. April 1863 *), 6. April und 16. November 1865 **), ſo verlangte das erzbiſchöfliche Ordinariat in ſeinen über den Schulgeſetzentwurf an das Miniſterium gerichteten Erlaſſen vom 16. Januar, 1. und 6. Februar 1866 und vom 12. April und 3. Oktober 1867 die ſelbſtſtändige, aber „aktuelle" Mitwirkung der Kirche bei der Leitung der katholiſchen Schulen und Schulfonds. Die Kirchenbehörde wollte zwar die vom Geſetzentwurf ſtatuirten „ſtaatlichen" Schulbehörden zulaſſen; aber die Rechte der kirchlichen Vertreter ſollten zugleich von der Regierung garantirt werden. Dem citirten inhaltsloſen §. 21 des Geſetzentwurfs gegenüber begehrte die Kirchenbehörde deßhalb die Anerkennung des Princips: „der Kirche ſteht das Recht zu bei der Leitung der Schule und Schulfonds zu dem Zweck mitzuwirken, damit die Schuljugend nach der Lehre ihrer Kirche herangebildet und das confeſſionelle Schulvermögen als ſolches erhalten und ſtiftungsgemäß verwendet werde."

Auf Grund dieſes Princips verlangte die Kirchengewalt eine „rechtsverbindliche Zuſage" der großherzoglichen Staats-Regierung, daß die kirchlichen Aufſichtsbeamten bei den Schul-Behörden mitzuwirken und zuzuſtimmen haben: bei allen das

*) „Officielle Aktenſtücke" I. S. 10.

**) A. a. O. II. S. 26 ff. Vergl. Reſolutionen des Klerus ebendaſ. S. 35 ff.

religiös-ſittliche Gebiet berührenden Anordnungen und Beſtimmungen, insbeſondere über die Lehr- und Leſebücher, über den Lehrplan und die Lehrgegenſtände, über die Ausbildung, Prüfung, Diſciplin und Anſtellung der Lehrer bezüglich ihres religiös-ſittlichen Verhaltens und ihrer Befähigung in der religiöſen Bildung und in der Kirchenmuſik. Endlich ſollen dieſe kirchlichen Vertreter mitwirken bei der Viſitation der Schule, bei der Leitung der Wahlen und Abſtimmungen der Katholiken und bei der Aufſicht resp. Erhaltung und ſtiftungsgemäßen Verwendung der katholiſchen Schulfonds.

Man kann nicht verkennen, daß dieſe von der Kirche verlangten Zuſagen lediglich eine Conſequenz des oben dargeſtellten, von der Regierung gewünſchten Syſtems — der Leitung der Schule durch den Staat unter ſelbſtſtändiger Mitwirkung der Kirche — ſei. Eine ſolche Zuſage wäre überdieß nur die Verwirklichung der ſeit der Vereinbarung von 1861 von der Regierung der Kirche gemachten Verſprechen. Mit Recht erklärte aber das erzbiſchöfliche Ordinariat in ſeinem Erlaſſe vom 6. September 1867 der Regierung: die Kirche habe bei dem Nichtvollzug der in der berührten Vereinbarung von 1861 gemachten Regierungszuſagen „die Erfahrung gemacht, daß die Ausübung der kirchlichen Pflichten nur inſoweit faktiſch möglich gemacht wird, als die beſtehenden ſtaatlichen Beſtimmungen ihr unbeſtreitbares Recht dazu einräumen.“

Dieſe beſtimmte Anerkennung des Rechts der Kirche, welches mit Rechtswirkung gegen Jedermann, auch gegen die Regierung ausgeübt werden kann und nicht bloß vag auf dem Papier ſteht, die Anerkennung eines neben dem Staat ſtehenden Rechtsſubjekts, die Theilung der ſtaatlichen Alleinherrſchaft über die Schule — gibt der „moderne Staat“ nicht zu. Das erzbiſchöfliche Ordinariat erklärte wiederholt, die Kirchengewalt könne nur dann zum Vollzuge dieſes Geſetzes mitwirken und ſich über ihre „Stellung“ zu

gitized by Googl

demſelben erſt dann ausſprechen, wenn ihr die berührte Mitwirkung rechtsgenügend garantirt ſei.

In den Motiven zu dem Schulgeſetzentwurf „hält ſich“ zwar die Regierung „zu der Erwartung berechtigt, daß beide Kirchen zum Vollzug des vorliegenden Geſetzes in loyaler Weiſe mitwirken werden.“ Bis jetzt hat aber die Regierung die von der katholiſchen Kirche geſtellten Bedingungen zu dieſer ihrer Mitwirkung nicht erfüllt. Das erzbiſchöfliche Ordinariat hat vor und bei der Vorlage des Geſetzentwurfs an die Kammern dem Miniſterium erklärt: „wenn die berührte Anerkennung der kirchlichen Rechte.. durch eine Vereinbarung .. nicht zu Stande kommen ſollte, halten wir uns für verpflichtet, die Rechte der Katholiken und der Kirche mit den uns zuſtehenden Mitteln zu vertheidigen.“ Dieſe Vereinbarung iſt nicht zu Stande gekommen, weil die Regierung nur Rechte (Conceſſionen der Kirche), nicht aber Pflichten übernehmen will.

Der Herr Erzbiſchof hat, wie erwähnt, die Aufrechthaltung der von der Regierung zugeſagten kirchlichen Mitwirkung bei der Leitung der katholiſchen Schul- und Wohlthätigkeitsanſtalten zur Bedingung des Uebereinkommens vom 25. Oktober 1861 gemacht. Dieſe Bedingung hat die Regierung nicht erfüllt. Sie hat das Uebereinkommen über die Pfründebeſetzung und manchfach auch das über das Kirchen-Vermögen verletzt. Das erzbiſchöfliche Ordinariat erklärte deßhalb am 7. Februar 1867 dem Miniſterium: die Regierung würde durch die „einſeitige Aufhebung“ eines Theils „der Vereinbarung“ von 1861 dieſes Uebereinkommen „über die Pfründbeſetzung und das Kirchenvermögen aufheben“*).

Mit Recht ſchließen die neueſten Freiburger „Officiellen Aktenſtücke“ mit dem Ausruf: „Neben der Frage über das Eigenthum der Katholiken an ihren Stiftungen

*) Officielle Aktenſtücke III. S. 53.

werden die weiteren 1861 theilweiſe geregelten Fragen entſtehen: über die Beſetzung der Pfründen, über das Kirchen-Vermögen, über die Schule, überhaupt die Frage über die ſelbſtſtändige Exiſtenz und ungehemmte Wirkſamkeit der katholiſchen Kirche in Baden."

So muß der 95jährige Erzbiſchof von Freiburg nach 14jährigem Kampfe für die Selbſtſtändigkeit der Kirche in einen Conflikt eintreten, welcher ſich um die katholiſche Religionsübung, das exercitium publicum religionis dreht. Wie wir aus den „Officiellen Aktenſtücken" erſehen haben, will die großherzogliche Regierung die kirchliche Geſetzgebung und Jurisdiktion im Weſentlichen ſelbſt ausüben, die Geiſtlichen nach ihrer Tendenz heranbilden und darnach die Pfründen beſetzen, das katholiſche Vermögen beſitzen, verwalten und — als Waffe gegen die Kirche verwenden. Den Katholiken ſind dadurch die Mittel (Fonds) zur katholiſchen Bildung und zur Hebung ihres Wohl-, zur Linderung ihres Nothſtandes entzogen. Die Kirche ſoll von der Heranbildung der Jugend ausgeſchloſſen und dieſe im Geiſte des „modernen Staats" geleitet werden*). Wie die Beamten, ſo ſollen die Geiſtlichen, das ganze öffentliche Leben die Richtung des jeweiligen Miniſteriums manifeſtiren. Die Wirkſamkeit der Kirche im Volke für die Sittigung, Bildung und für den — nothleidenden Theil der Menſchheit ſoll aufhören.

Dieſer unchriſtliche Staat iſt nicht bloß ein Gegner der Kirche, ſondern insbeſondere des Rechts und der Freiheit, welche das Monopol der herrſchenden Partei ſeyn ſollen. Die

*) Nachdem der letzte, wenn auch ſchwache Damm des Rechts mit dem Bundestag gefallen iſt, ſehen wir daſſelbe widerrechtliche Verfahren gegen die Kirche Seitens der herrſchenden Partei ausüben, wie es die abſolutiſtiſchen Rheinbundsfürſten handhabten. Die „herrſchende Partei" führt ihr „Landeskirchenthum" mit denſelben Mitteln ein wie im 16. und 17. Jahrhundert die Fürſten die „Reformation" durchführten.

Kirche und die Katholiken beklagen ſich in der That nur über die Entziehung der Vereins-, Verſammlungs-, Unterrichts-, der Ueberzeugungs- und der corporativen Freiheit. So iſt der Kampf der Kirche ein Kampf gegen den Abſolutismus für die Religion, Sitte, Cultur und den Wohlſtand des Volkes. Es iſt der Kampf des Chriſtenthums gegen den entchriſtlichten Staat mit ſeiner Staats-Allmacht, Corruption, Knechtung und Entnervung der Menſchheit.

Die „Officiellen Aktenſtücke" ſind ganz dazu geeignet, den Katholiken in Deutſchland die Augen über ihre Lage zu öffnen. Da Baden die Feſtung aller Gegner der Kirche, der Experimentirſtaat derſelben iſt, ſo lernen wir an der Bedrückung der Kirche in dieſem Lande nicht bloß was die Feinde der katholiſchen Religion wollen, ſondern auch die Mittel zum Kampfe für die Erringung der kirchlichen Rechte kennen.

Wir ſehen, daß eine Verbindung der Kirche mit dieſen „modern-liberalen Staaten" nicht mehr möglich iſt. Sie haben kein chriſtliches Bewußtſeyn; ihr geſammtes Leben und ihre öffentlichen Einrichtungen ſind, mindeſtens geſagt, nicht mehr vom Geiſte des Chriſtenthums durchdrungen. Die Regierungen haben ſich von der Kirche getrennt; alſo bleibt dieſer nichts als die Separation von dieſen Staaten übrig. Und nicht bloß in Baden (wie wir aus den „Officiellen Aktenſtücken" erſehen) ſondern auch in andern deutſchen Staaten iſt jeder Verſuch einer auf Verbindung von Staat und Kirche beruhenden Vereinbarung geſcheitert. Wir wollen es dem Leſer der „Aktenſtücke" überlaſſen die Winkelzüge zu verfolgen, auf denen ſich der „moderne Staat" von allen Verſprechungen gegen die Kirche loszumachen weiß. Die Conceſſionen der Kirche benützt dieſer moderne Staat — gegen die Kirche und um ſein unkatholiſches Landeskirchenthum zu etabliren.

Wir ſehen aus den aufgeführten Thatſachen ferner, daß

Digitized by Google

der juriſtiſche Weg nicht oder nur ſelten zum Ziel führt. Allerdings ſoll die Kirche ihre Rechte mit den vorhandenen Rechtsmitteln vertheidigen; aber das reicht in unſerer Zeit nicht mehr aus. Unſere modernen hin und her wogenden Geſetze werden nur von den Herrſchenden gemacht und der „Herrſchende hat Recht". Die Geſetze des modernen Staats ſind nicht „der Schutz der Schwachen". Seit 1866 insbeſondere fehlt es der Kirche in Deutſchland an jedem öffentlichen Rechtsſchutz.

Die badiſche Regierung könnte ſich nicht darüber beſchweren, wenn die Katholiken, die ohnehin rechts- und vaterlandslos genannt werden, ſich zum Schutz ihrer Rechte an die Garanten des weſtfäliſchen Friedens wenden würden. Die markgräflich badiſche Regierung hat ja zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Religionsſachen die Intervention Rußlands, Dänemarks, Preußens ꝛc. gegen Oeſterreich, gegen das Reichsoberhaupt angerufen*). Die Katholiken könnten ſich über die Verletzung faſt aller ihrer Kirche garantirten Rechte beſchweren. Vom Standpunkt der Politik kann man aber auch zur Betretung dieſes Rechtswegs nicht rathen, weil keine der garantirenden Regierungen in ihrem Lande die Rechte der Kirche achtet. Preußen kennt die badiſchen Verhältniſſe und — läßt ſie zu. Die jetzt herrſchenden Parteien im „katholiſchen" Oeſterreich und Bayern beneiden die badiſchen Liberalen um ihre Lorbeeren. Sie begreifen (?) nicht, daß Preußen durch die Unterſtützung der proteſtantiſchen Confeſſion ſich mächtige Sympathien erwarb.

Justitia elevat gentes, miseros autem facit populos peccatum. Bei dieſen Zuſtänden des Rechts und der öffentlichen Sitte wird man lebhaft an die Zeit des divus Augustus, Julianus, an das ſinkende Imperatorenthum erinnert. Die Kirche hat faſt überall dieſelbe Stellung zum Staat

*) Officielle Aktenſtücke III. S. 76.

wie in den letzten Zeiten des Heidenthums. „Drunten im Tiefen ſitzen der Themis Töchter", und wir gehen derſelben politiſchen und ſocialen Zerrüttung wie in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten entgegen.

So laſſe man denn die Todten ihre Todten begraben. Die Kirche kann den Weg der „modern liberalen" Regierungen nicht gehen. Sie muß ſich auf ſich ſelbſt ſtellen, ſich auf ihre eigene Kraft und die göttliche Verheißung verlaſſen. So erübrigt nur, daß die katholiſche Kirche Gebrauch mache von der Religions- (der Freiheit der Kirche vom Staat), der Vereins- und der Unterrichtsfreiheit. Die Kirche verlange keine privilegia mehr, dulde aber auch in ihrem kirchlichen Gebiete keine ſtaatlichen privilegia und Einmiſchungen. Sie ſtütze ſich auf die beſtehende allgemeine Freiheit und übe ſie aus. Das katholiſche Volk dagegen wird ſeine Pflicht erkennen und ſeine Rechte ausüben, insbeſondere das natürliche Recht der Eltern, ihre Kinder nach ihrer religiöſen Ueberzeugung heranbilden zu laſſen. Es wird ſich eng an ſeine Biſchöfe und Geiſtlichen anſchließen, und ſo ſehen wir dem Kampfe um die Civiliſation und die Freiheit ruhig entgegen.

XLVIII.

Zwei mittelhochdeutsche Dichter.

Untersuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Von Karl Meyer. Basel 1866. S. 120. 8.

Das geringschätzige Urtheil Schillers über die mittelalterlichen Minnesinger, der Vorwurf langweiliger Einförmigkeit, hat längst einer besseren Einsicht Platz gemacht. Was uns heutzutage an denselben am meisten anzieht, ist das politische, sittliche und kirchliche Leben jener Zeit, welches sich in diesen „Singeren" lehrreich genug niedergeschlagen hat, wobei natürlich immer die Subjektivität und der specielle Parteistandpunkt jedes einzelnen Poeten in Anschlag zu bringen ist. Zwei Dichter, welche nächst Walther von der Vogelweide am meisten als politische Dichter jener Zeit zu betrachten sind, Reinmar von Zweter und der in seinen äußeren Lebensverhältnissen noch schwerer zu bestimmende Bruder Wernher haben durch Karl Meyer eine eingehende Beleuchtung erfahren*).

Reinmars biographischer Umriß wird schwerlich fester

*) Andere chronologische Bestimmungen über die politischen Sprüche Reinmars gibt W. Wilmanns (in Kiel) in Haupt's Zeitschrift. Berlin 1867. XIII. 434—63.

Digitized by Google

geſtellt werden können, als daß er gegen Ende des 12. Jahrhunderts, kurz vor dem J. 1200, in Zweter am Mittelrhein geboren wurde, in Oeſterreich aufwuchs, dann um 1230 zu König Wenzel I. von Böhmen (1230—53) kam und eine Zeit lang eifrig zu Friedrich II. hielt, bis er ſich um 1236 von demſelben, den er früher als einen wahren Tugendſpiegel pries welcher das ſieche deutſche Reich gerettet und den Gott ſelbſt geſchickt hätte, mit Verzweiflung abwendete. Indeß boten ihm die Gegenkönige auch keine tröſtlichere Ausſicht, ſo daß er ſich an das ſo vielen Sängerlein in alten und neuen Tagen gaſtliche Dänemark (hier Erich 1241—50) wendete. Noch trauriger ſtimmt ihn die Doppelwahl von 1257, welche er jedoch wahrſcheinlich nicht lange erlebte, da längſtens um 1260 ſein ſpruchweiſer Mund verſtummt iſt. Als Anhänger der Staufer klingt ſein Lied natürlich gegen die Päpſte Innocenz III., Honorius III. und theilweiſe noch gegen Gregor IX. Später, in der troſtloſen Zeit des allgemeinen politiſchen Zerfalls wendet ſich der Dichter, welcher in der Liebe und Ehe auch wenig Troſt und Freude fand, zu der moraliſirenden Betrachtung und der allgemeinen Klage über den unaufhaltſamen Untergang des ritterlichen Lebens, der feinen Sitte und des guten Tones. Die bedeutendſten Strophen beziehen ſich wohl auf Friedrich II. zu dem er ſo lange Zeit und mit den größten Lobeserhebungen geſtanden; entſetzt aber wendet er ſich von ihm und dem tollen Treiben König Heinrich's VII., er ruft den allmächtigen Schöpfer im Himmel, den Ordner der Welt an, den Chriſten ſeine Macht zu beweiſen und dem Staufer Friedrich zu widerſtehen; er mahnt den heiligen Vater in Rom davon ab, ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen. Im Spruch 132 (van der Hagen Minneſinger 1838 II. Bd. S. 201) ſagt er: Iſt der Kaiſer unſchuldig geweſen, ſo kann ihn kein Bann ſo beflecken, daß ſeine Unſchuld nicht wieder an den Tag kommt; war er aber ſchuldig, ſo mag er es auch bleiben, und Reinmar wenigſtens will dieſe Schuld, ſo viel an ihm liegt, der Welt bekannt machen (mit Schall von den

Dächern schreien), selbst wenn sie im Lateran sollte zugedeckt werden. Diese Stelle ist um so bedeutender als der Dichter nicht etwa mit Sack und Pack, wie man glauben könnte, in das welfische Lager überging, denn unter Cölestin IV. und Innocenz IV. grollt immer noch etwas sein ghibellinisches Blut. Mit dem Kaiser aber ist er ganz zerfallen, so daß er den deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl rieth, obwohl in der Folge von seinen Erwartungen keine in Erfüllung ging.

Auch Bruder Wernher, der, wie Herr Meyer deutlich hervorhebt, trotz seines Zunamens weltlichen Standes und ein „Fahrender" war, wurde von Friedrich II. abtrünnig. Wenn seit Innocenz IV. Regierungsantritt von beiden Parteien gefehlt wurde, so sucht doch auch Wernher das größere Unrecht auf des Kaisers Seite; er gedenkt auch der wild leidenschaftlichen Weise, in welcher namentlich in Italien der Krieg seit etwa 1245 geführt wurde. Aber nachdem Wernher Friedrichs Sache aufgegeben, nimmt er doch noch für Konrad IV. Partei. Herr Meyer bemerkt dazu ganz richtig: „Offenbar hatten auch die Dichter jener Zeit ein ganz richtiges Vorgefühl, daß mit dem Sturze des staufischen Kaiserhauses auch der ihrer Kunst und ihres Standes unauflöslich verbunden war. In der Zeit des Zwischenreiches verwilderte der Adel von Jahr zu Jahr mehr und mit ihm auch Dichtkunst und Gesang; diejenigen aber welche später in das Erbe der früheren Kaiser eintraten, hatten ganz andere Dinge vor Augen, als die Pflege der ohnehin tief gesunkenen höfischen Dichtkunst."

Bruder Wernher's weitere politische Beziehungen zu den verschiedenen Zeitgenossen — sein langes Leben kann bis zum Jahre 1266 verfolgt werden — sind ebenso wie die Reinmar's nach Möglichkeit aufgehellt; sie berühren uns hier nicht weiter. In Wernher's Sprüchen (denn von Liedern und vom Singen ist nun schon keine Rede mehr) herrscht die lehrhafte Richtung vor, die Lust an allegorischem Grübeln

Digitized by Google

und einem orakelnden Tone; doch verdient Wernher durch den kühnen und oft großen Wurf seiner Phantasie den Vorzug vor Reinmar.

Die neuerlich ausgebrochene Streitfrage, ob Bruder Wernher identisch sei mit dem Augustiner Wernher dem „Gartenäre" von Ranshofen, welchem Hr. Keinz die Abfassung des köstlichen „Meier Helmbrecht" vindicirt hat, wollen wir nicht entscheiden*). Nur ist zu bedenken, daß „Bruder Wernher" sich selbst als einen Layen zu erkennen gibt, aus dem Hr. Meyer sogar einen adeligen Herrn zu machen nicht übel geneigt scheint (S. 81); daß derselbe zur Zeit, in welche die Dichtung des Helmbrecht fällt, in Oesterreich gewesen seyn muß; dann aber, daß durch das ganze epische Gedicht des Helmbrecht ein so poetischer Guß und Fluß hinzieht, wozu der „Bruder Wernher" mit seiner bedächtigen Spruchweisheit sich nie hätte erheben können. Mag sonst auch noch so viele äußere Verwandtschaft zwischen den Beiden mit unterlaufen, so sind sie vom geistig poetischen Standpunkte aus doch ganz verschiedene Naturen.

---

*) Vgl. Meier Helmbrecht und seine Heimath. Von Friedrich Keinz. München 1865, und dessen Broschüre: „Zur Helmbrecht-Kritik." München 1866.

XLIX.

Zeitläufe.

Die jüngsten Kammerverhandlungen in Süddeutschland.

In dem Augenblicke wo wir die Feder ansetzen, sieht die Welt dem authentischen Text entgegen, durch den der österreichische Reichskanzler in Folge des kaiserlichen Besuchs zu Paris die hergestellte Identität zwischen den politischen Interessen beider Kaiserreiche verkünden wird. Die Sache als solche darf als feststehend betrachtet werden: das hat Kaiser Franz Joseph in Paris bei feierlicher Gelegenheit selber gesagt. Oesterreich ist der französischen und ist insbesondere der napoleonischen Politik als schwerstes Hinderniß im Wege gestanden, solange es seiner italienischen Rechte und Besitzungen noch nicht beraubt war, und solange es als Präsidialmacht des deutschen Bundes unter allen Umständen zur Vertheidigung des Rheines verpflichtet war. Beides hat nun aufgehört: der Rhein ist dem Wiener Kabinet seit den Ereignissen des vorigen Jahres ebenso fremd als der Po; und damit ist im europäischen Staatensystem ein Umschwung eingetreten wie kaum je seit Jahrhunderten.

Faktisch war die Allianz Oesterreichs durch diese Cardinal-Aenderungen im politischen Zusammenhange Europa's sofort „frei" geworden, „frei" insbesondere für Frankreich. Aber es

Digitized by Google

waren in dieser Richtung noch moralische Anstände zu befürchten; es wäre menschlich und natürlich gewesen anzunehmen, daß unauslöschliche Verstimmungen gegen den intellektuellen Urheber des Doppelraubs welcher die zwei glänzendsten Perlen in der österreichischen Kaiserkrone getroffen hat, und daß vielleicht gar dem entsprechende Gedanken der Restauration in Wien zurückgeblieben wären. Es war somit immer noch die Möglichkeit einer österreichischen Rachepolitik gegen Frankreich denkbar oder, um ein anderes Wort zu gebrauchen, die Möglichkeit einer österreichisch-preußischen Allianz. Auch damit ist es nun vorbei, seitdem der Kaiser in Paris durch den feierlichen Toast im Stadthaus an der Seine die jüngste Vergangenheit insgesammt zu den Todten und Begrabenen geworfen hat. Unter solchen Umständen — man muß es gestehen — gibt es für Oesterreich in der That nur mehr Eine „natürliche" Allianz, nämlich die französische oder besser gesagt die napoleonische. Dahin muß von nun an der Kaiserstaat an der Donau mit Naturgewalt gerissen werden.

Sonderbarer Weise will man dieser Wahrheit, um nicht zu sagen diesem politischen Axiom, in Berlin keinen Glauben schenken. Nachdem die preußische Politik nichts gethan hat, um ihrerseits der unheilvollen Wendung die doch so leicht vorauszusehen war, zuvorzukommen und wieder ein besseres Verhältniß zu Oesterreich im gesammtdeutschen Interesse anzubahnen, schreibt sie dem französischen Imperator dieselbe hochmüthige Sorglosigkeit zu. Man scheint in Berlin der Meinung gewesen zu seyn, als habe man Alles gethan, wenn man dem österreichischen Kaiser auf seiner Pariser Reise den Monarchen Preußens auf den Weg schicke, um persönlich ein paar unverfängliche Händedrücke mit dem Todfeind von gestern zu wechseln. In demselben Augenblicke, wo die beiden Herrscher in Paris die Identität ihrer beiderseitigen Interessen in der gegenwärtigen Weltlage constatirten, glaubten die officiösen Federn aus Berlin in süddeutschen Blättern noch

Digitized by Google

versichern zu dürfen: es werde wohl unmöglich seyn Beweise dafür beizubringen, daß zwischen Frankreich und Oesterreich ein Allianzverhältniß begründet sei*).

Wenn unter dem fraglichen Beweis ein schriftlicher Allianz-Vertrag verstanden werden sollte, oder auch nur ein stillschweigendes Einverständniß über geheime Kriegsabsichten und künftige Theilung der Beute, also ein Einverständniß nach der Art desjenigen wie es bei den Besuchen des Grafen Bismark zu Biarritz zwischen Preußen und dem Imperator zu Stande gekommen war — dann hätten jene friedensseligen Mittheilungen ohne Zweifel recht. Es ist so viel wie gewiß, daß weder ein solcher Allianzvertrag besteht noch ein Kriegsfall gegenüber den bisherigen Uebergriffen Preußens unmittelbar in Aussicht genommen ist. Aber der fruchtbare Keim zu beidem liegt in der Beust'schen Erklärung: daß die Beurtheilung Oesterreichs und Frankreichs sowohl in der italienischen und orientalischen Frage als in der deutschen Frage von den gleichen Gesichtspunkten ausgehe.

Es muß somit — dieß ist doch wohl der unabweisliche logische Schluß — gewisse Grenzen geben, deren Ueberschreitung durch Rußland in der Türkei, durch die Revolution in Italien, sowie durch Preußen in Deutschland die beiden Mächte nicht dulden, die sie vielmehr mit Waffengewalt verhindern werden. Jede thatsächliche Mißachtung der von ihnen gezogenen Schranken würde ihre gemeinschaftliche Aktion zur Folge haben. Mit Einem Wort: der Czar, Viktor Emmanuel und der norddeutsche Bund sind fortan in den Linien der österreichisch-französischen Entente cordiale consignirt und internirt. Oder aber sie werden den Krieg herbeirufen.

Wie wunderlich sich doch die Verhältnisse gestaltet und umgekehrt haben! Rußland und Preußen stehen jetzt, im

---

*) Vergl. z. B. den übrigens fast in bittendem Ton abgefaßten Artikel in der Allg. Zeitung vom 4. Nov. 1867.

Digitized by Google

engsten geistigen Conner mit der Revolution in Italien, grundsätzlich auf dem Boden des Nationalitätsprincips, während der Vater und Schöpfer dieses „neuen Rechts" auf die völkerrechtliche Basis des Vertragsrechts zurückgekehrt ist. Ob die Rückkehr ehrlich und nicht bloß durch die bittere Noth erzwungen seyn mag, das thut nichts zur Sache; das Faktum besteht. Er muß den Umwälzungen des von ihm selbst erfundenen Nationalitätsprincips Einhalt thun, es mag ihm lieb seyn oder leid. Behielten die Italiener recht mit ihrer Behauptung, daß das Gebiet des Papstes auch als solches italienisches Gebiet sei, so müßte auch Süddeutschland preußisch werden, und umgekehrt. Weil ein französischer Herrscher letzteres gutwillig nicht gestatten kann, so kann er auch ersteres nicht gestatten, und vice versa. In allen diesen Beziehungen aber laufen die Interessen Oesterreichs allerdings und ganz handgreiflich parallel mit den französischen. Die Frage ist nur die, ob die österreichische Macht durch die Intriken und Gewaltthaten des Imperators nicht zu tief herabgedrückt und geschwächt sei, um noch das erforderliche Gewicht in die Wagschale des französischen Bundesgenossen werfen zu können. Aber es ist keine Frage: das neue Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich gebietet den Stillstand der preußischen Vergrößerungs-Politik.

Mit andern Worten: die neue Entente gebietet den Stillstand dessen, was jetzt in der officiellen Sprache Preußens die berechtigte Entwicklung der deutschen Nation heißt. Das ist die einzige Bedingung unter welcher der Friede zwischen Frankreich und Preußen erhalten oder besser gesagt zur Noth gefristet werden kann. Die Entscheidung für eine nahe Zukunft hängt also davon ab, ob Preußen die fragliche Bedingung erfüllen will, oder ob es sie erfüllen kann wenn es auch wollte? Mit andern Worten: darauf steht der dürftige Weltfriede, ob man in Berlin besser im Stande seyn wird der in Fluß gebrachten Bewegung willkürlich Halt zu gebieten als dereinst der italienische Cavour es war, welcher

Digitized by Google

ja gleichfalls das Königreich beider Sicilien nicht einverleiben wollte, sondern eine so übereilte Vergrößerung Piemonts nicht weniger fürchten zu müssen glaubte, als Graf Bismark in seiner ersten Zeit die Einbeziehung Süddeutschlands in den norddeutschen Bund zu fürchten behauptete.

Müssen diese Fragen mit Nein beantwortet werden, ist das preußische Kabinet nicht Willens oder nicht vermögend sich selbst auf den Mund zu schlagen, der eben noch so voll genommen worden ist von dem „Beruf Preußens" für ganz Deutschland — von dem Moment an wird Europa nicht länger mehr auf die Erhaltung des Friedens zählen können als von eilf Uhr bis Mittag. Und nicht nur Frankreich wird sich dann zum Kampfe aufgerufen sehen für die Rettung seiner europäischen Stellung, sondern auch Oesterreich wird sich erheben müssen um den Preis seiner Existenz. Um so mehr wird Oesterreich als Bundesgenosse Frankreichs seinen letzten Mann und seinen letzten Gulden aufzubieten gezwungen seyn, als es täglich gewisser wird, daß mit dem Vorschreiten der preußischen Bewegung in Deutschland die unterirdischen Arbeiten Rußlands in der Türkei Hand in Hand gehen und genauesten Schritt halten. Oesterreich würde somit von dem deutsch-liberalen Andrang in der Front und gleichzeitig von dem Ansturm des Slavismus im Rücken mit gänzlicher Auflösung bedroht werden — offenbar eine Gefahr welche jede, auch die verzweifeltste, Entschließung rechtfertigen würde.

In welche Lage kämen aber ihrerseits die süddeutschen Staaten, wenn sie bei einem französisch-österreichischen Kriege buchstäblich wie zwischen zwei Mühlsteinen in die Mitte genommen würden? Ich will kein Wort verlieren über das viel bestrittene Problem, ob Preußen in dem Falle eines solchen Doppelangriffs vermögend wäre auch nur einige Regimenter Hülfstruppen nach Süddeutschland zu schicken. Gewiß ist soviel: die süddeutschen Staaten wären ebenso nach dem Gebote der deutsch-nationalen Idee, als auch ausdrücklich

durch die bekannten Berliner August-Verträge gebunden und verpflichtet an der Seite Preußens zu kämpfen, und was wäre dann ihr mögliches Kriegsziel? Nichts anderes, als um für Preußen die Erlaubniß und die Möglichkeit zu erstreiten sich auch noch über Süddeutschland auszudehnen und somit auch noch sie — eben die alliirten Südstaaten — selber zu verschlingen. Denn um diese Frage eben würde der Krieg entbrennen.

Verloren wären die deutschen Südstaaten auf jeden Fall. Ob nun der Sieg auf preußisch-russischer Seite oder auf französisch-österreichischer Seite bleibe, beidemal würde es einen selbstständigen Staat Bayern oder Württemberg nicht mehr geben. Im letztern Falle würden diese süddeutschen Gebiete als Siegespreis dem treuen Alliirten an der Donau zufallen; in Deutschland wäre dann die ächte und rechte Mainlinie, ein Dualismus hergestellt welcher der französischen Politik noch bessere Dienste erweisen würde als die im vorigen Jahre vom Imperator angestrebte Dreitheilung. Denn derselbe würde die Herrscher in den Tuilerien für alle Zeit von der Furcht befreien, daß sich Deutschland doch noch zu einer einheitlichen compakten Macht entwickeln könnte. Im Fall des preußischen Sieges aber müßten die süddeutschen Staaten sich natürlich aufgeben an die Forderungen der deutsch-nationalen Idee nach preußischer Interpretation. Denn, wie gesagt, dieß und nichts Anderes wäre ja eben die Kriegs-Ursache und das Kriegsziel für Preußen. Es träte somit die in der ganzen Weltgeschichte unerhörte Erscheinung ein, daß zwei zur Selbstständigkeit berechtigte Staaten sich an der Seite eines mächtigen Alliirten in einen großen Krieg stürzen müßten, um ihre eigene Verschlingung durch diesen Staat zu erkämpfen.

Sollte man es nun für möglich halten, daß die fraglichen Staaten nicht alle ihre Kräfte aufbieten würden um einem so unheilvollen Verlauf der Dinge den Weg zu verlegen? Dem Ausbruch des Stroms der sie unfehlbar ver-

Digitized by Google

schlingen müßte, Einhalt zu thun liegt oder lag aber ebenso in ihrem Recht wie in ihrer Macht. Das heißt: wenn sie nur ernstlich wollten, so konnten und durften sie den Stillstand des preußischen Cavourismus nach Bismarkischer Uebersetzung bewirken, welcher allein noch den Frieden erhalten oder wenigstens fristen konnte. Ja, hauptsächlich auf sie kam es an. Denn es war längst vorauszusehen, daß Preußen stillestehen würde, wenn es sich auf einen ihm entgegengesetzten Widerstand berufen konnte. Preußen wird aber nicht stillestehen können, wenn zu den Treibern im Innern auch noch die aktiven und passiven Treiber von außen kommen. Ich meine einerseits die Fortschrittspartei und andere preußischen Fanatiker unter dem deutsch-nationalen Deckmantel südlich vom Main; andererseits die verlockende Feigheit und selbstverachtende Wegwerfung der Regierungen und ihres Anhangs. Die Einen wie die andern Elemente haben dereinst den Grafen Cavour gezwungen gegen seinen Willen die beiden Sicilien einzuverleiben, und wir werden gleich sehen, wie erschreckende Aehnlichkeit das süddeutsche Verhältniß zu Preußen neuerlich mit der Geschichte der neapolitanischen Katastrophe gewonnen hat. Nur daß natürlich bei uns auf deutsche Manier vorgegangen wird, also nicht mit Freischaarenbanden und bestochenen Generalen, sondern mit Gesetzesartikeln, Verfassungsparagraphen und ministeriellen Programmen.

Auf uns, habe ich gesagt, wäre es hauptsächlich angekommen die Berliner Politik zu dem Stillstand zu nöthigen, oder vielmehr ihr den Stillstand zu ermöglichen, welcher allein noch den Frieden erhalten kann. Die Beust'sche Erklärung setzt daher als Bedingung der reservirten Haltung Frankreichs und Oesterreichs ganz richtig nicht nur die Würdigung und Unterstützung derselben in Berlin sondern namentlich auch in den süddeutschen Staaten voraus. Für Preußen den Stillstand zu gebieten war auch unser gutes vertragsmäßiges Recht. Der Prager Friede fordert die „unabhängige internationale Existenz" dieser Staaten. Freilich spricht derselbe

Digitized by Google

Vertrag auch von einer „nationalen Verbindung“ die zwiſchen den ſüddeutſchen Staaten und Norddeutſchland exiſtiren ſolle, zwiſchen den ſüddeutſchen Staaten und Oeſterreich aber nicht exiſtiren dürfe. Immerhin aber lag das Ausmaß und die Qualität jener nationalen Verbindung in unſerer Wahl. Der Prager Friede trägt wenigſtens daran nicht die Schuld, wenn wir die nationale Verbindung mit dem norddeutſchen Bunde ſoweit ausdehnen, daß Frankreich und Oeſterreich für die Sicherheit ihrer eigenen Stellung beſorgt werden müſſen, und lieber zu den Waffen greifen als ſich ein ſolches Maß unſerer Selbſtwegwerfung gefallen laſſen — zur „Verſtärkung der Hohenzollern'ſchen Hausmacht.“

Um eine ſo große Entſcheidung hat es ſich bei den jüngſten Debatten der bayeriſchen Kammer über die Zollvereins-Verträge gehandelt. Ich nenne nur die bayeriſche Kammer; denn es iſt bekannt, daß deren verwerfender Beſchluß auch für die württembergiſche Kammer maßgebend geweſen wäre, ſowie nun die Zuſtimmung in Bayern mit Nothwendigkeit die württembergiſche Annahme nach ſich gezogen hat. Man darf unbedenklich ſagen: wenn die bayeriſche Volksvertretung den Verträgen vom 8. Juli ein entſchloſſenes Nein entgegengeſetzt hätte, ſo ſtünde jetzt die politiſche Situation Europa's um einen weſentlichen Zug anders. Preußen — daran iſt ja kaum ein Zweifel mehr — würde andere Saiten aufgezogen haben; mit andern Worten es hätte ſich mit dem erſten Schritt zu jener Politik des Stillſtands hingewendet welche allein noch im Stande wäre die Gefahr einer Conflagration abzudämmen. Wir aber hätten, ohne uns irgendwie ein undeutſches Zuſammenſpiel mit dem Ausland oder eine Verletzung der nationalen Pflichten vorwerfen zu müſſen, uns eine Poſition errungen, um welche die europäiſche Conſtellation ſich weſentlich anders gruppirt hätte, als es jetzt noch der Fall ſeyn kann.

Während wir nunmehr vor dem Forum der geſammten politiſchen Welt als verlorene und geopferte Leute erſcheinen,

hätte andernfalls das Friedensbedürfniß des Welttheils sich auf unser Streben die staatliche Selbstständigkeit Süddeutschlands zu erhalten, als auf ein willkommenes Princip gestützt, und darin wäre von selbst die stärkste Garantie unserer politischen Existenz gelegen. Die süddeutschen Staaten als Grundpfeiler des europäischen Gleichgewichts hätten zum Axiom des continentalen Friedensstandes werden können; und durch die Nichtannahme der Juli-Verträge hätten sie diese Rolle übernommen.

Es ist anders ergangen; und die Folgen der Unterwerfung unter das Machtgebot Preußens können eben so wenig ausbleiben, als die Folgen unseres berechtigten Widerstandes ausgeblieben wären. Ich spreche nur mehr von zwei einer selbstständigen politischen Existenz noch fähigen Staaten Süddeutschlands. Denn Hessen und Baden müssen faktisch als geliefert betrachtet werden. Hessen gehört zum Theile schon zu dem Gebiet des norddeutschen Bundes, das heißt es steht bereits mit Einem Fuß im Grabe seiner staatlichen Existenz. In Baden aber ist das Werk des deutschen Neapolitanismus bereits so weit vorgeschritten, daß der großherzogliche Liborio Romano jüngst vor den Kammern erklärt haben soll (im stenographischen Bericht ist nämlich die Stelle unterdrückt): „Ich bin fest davon überzeugt, daß wenn wir nicht in ganz kurzer Zeit dem norddeutschen Bunde angehören, wir zu existiren aufgehört haben werden." Wenn der fragliche Minister diese Worte auch nicht gesprochen hätte, so wären sie doch jedenfalls wahr. Daß aber die Dinge in Baden so stehen, ist mit unsere eigene große Schuld. Es wäre unfehlbar selbst in Karlsruhe anders Wetter geworden, wenn man in München und Stuttgart noch in der zwölften Stunde den ernsten Schritt zur Wahrung der süddeutschen Selbstständigkeit gewagt hätte, wozu eben die letzte Frist und Gelegenheit in den jüngsten Oktober-Tagen geboten war.

An dem Beispiel Badens kann sich aber auch Jeder überzeugen, wie gut man in Berlin selber weiß, daß die

Digitized by Google

Kriegs- und Friedensfrage unbedingt von dem Verhalten Preußens zu Süddeutschland abhängt. Die badische Birne ist reif, Graf Bismark braucht kaum mehr zu schütteln, er braucht nur aufzufangen. Warum thut er es nicht? warum bindet er die badische Birne lieber noch mit Bindfaden auf? Er thut das, weil er wohl weiß, daß die Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund, welcher die Absorption Hessen-Darmstadts unweigerlich auf dem Fuße folgen müßte, dem Fasse den Boden ausschlagen würde. Schon die Preußen in Mainz sind ein brennender Pfahl im Fleische Frankreichs; auch noch Preußen in Rastatt und bis in die Schwarzwaldpässe hinauf — sie müßten unfehlbar das Maß der französischen Geduld zum Ueberlaufen bringen. Das ist es aber was der preußische Graf bereits um den schweren Preis von Luxemburg hat vermeiden wollen.

Aber es ist eben die Frage, wie lange man in Berlin, nachdem die Mahnung zum Stillstand von München und Stuttgart aus nicht, ja weniger als nicht ergangen ist, dem badischen Andringen wird die Thüre verschlossen halten können, im schreienden Widerspruche mit dem sich selbst zugeschriebenen „deutschen Beruf"? Und es ist zweitens die Frage, wie und wo ein Aufhalten auf der abschüssigen Bahn auch für Bayern und Württemberg seyn soll, nachdem diese Staatswesen sich nun einmal auf die abschüssige Bahn begeben haben, welche direkt in die Zustände und Stimmungen der badischen Verzweiflung an sich Selber führt und führen muß? Das ist geschehen durch die zustimmenden Beschlüsse zu den Verträgen vom August v. und vom Juli d. Js. Man hat in Bayern und in Württemberg nicht nur faktisch sondern auch mit ausdrücklichen Worten eingestanden, daß man weder den Muth noch die Kraft habe die Bedingungen der staatlichen Selbstständigkeit ferner zu leisten und irgendwie nennenswerthe Opfer hiefür zu bringen. Das war ein schweres Wort. Es ist unmöglich, daß einer solchen Erklärung nicht die That auf dem Fuße folge, und somit von dem was den

Digitized by Google

Staat ausmacht, ein Stück nach dem andern abfalle in den Staaten, wo solche Armuthszeugnisse offen aufgelegt werden vor ganz Europa.

Zum Ueberfluß legt die bayerische Regierung durch die ministerielle Deklaration vom 8. Oktober auch gleich selbst die Consequenzen dar. Wie tief ist Bayern jetzt schon herabgesunken von den stolzen Großmachtsgefühlen und den hohen Prätensionen — das „Zünglein an der deutschen Wage" wollte man seyn — unter der vorigen Regierung! Seitdem hat Bayern die Freiheit seiner Entschließung auf diplomatischem Gebiete aufgegeben durch den Berliner Vertrag vom 22. August. Es hat für den Kriegsfall die Führung seines Heeres abgetreten an den König von Preußen durch denselben August-Vertrag. Es hat seine wichtigsten materiellen Interessen, insbesondere ein großes Gebiet der indirekten Steuern, der obersten Verfügung Preußens unterstellt durch die jüngst angenommenen Zollverträge. Diese Verträge reduciren Bayern zugleich auf eine Filiale des norddeutschen Parlaments. Aber Herr Fürst Hohenlohe sagt in seiner Denkschrift vom 8. Okt. mit dürren Worten, es sei an diesen Abtretungen von den wesentlichen Attributen eines selbstständigen Staats noch immer nicht genug; und Se. Durchlaucht hat hierin vollkommen recht, insoferne der welcher A gesagt hat, auch B sagen muß.

Die bayerische Regierung hat daher in Berlin gleich auch weitere Verhandlungen über gemeinsam zu behandelnde Angelegenheiten angeknüpft, und sie ist bereit alle in den Artikeln 3 und 4 der norddeutschen Bundesverfassung aufgeführten Gegenstände als solche Gemeinsamkeiten anzusehen. Also die Posten und Telegraphen, Eisenbahnen und Wasserstraßen, Bankwesen und Papiergeld, Maß-, Münz-, Gewichtssystem und Consulatswesen, das ganze Gebiet der Civil- und der sogenannten socialen Gesetzgebung. Der Minister wie gesagt ist nur consequent, wenn er die oberste Leitung in allen diesen Angelegenheiten in das Parlament und den

Digitized by Google

Bundesrath von Berlin zu verlegen bereit ist. Der himmelschreiende Widerspruch des Mannes besteht nur darin, daß in denselben ministeriellen Programmen immer noch von der Selbstständigkeit, Souverainetät und Integrität der Krone und des Landes Bayern die Rede ist*).

Sicherlich werden aber die fremden Mächte welche bei der Entwicklung der deutschen Dinge um den Preis ihrer Selbsterhaltung interessirt sind, eines solchen Widerspruchs sich nicht schuldig machen. Sie werden fragen: was soll das noch für ein unabhängiger Staat oder überhaupt für ein Staat seyn, der in solcher Weise sein Hausrecht Stück für Stück an eine auswärtige Leitung überträgt und im eigenen Hause nur mehr eine Art Austräglerstube sich vorbehält? Von dem Moment an wo die fraglichen fremden Mächte beginnen werden sich also zu fragen, gestaltet sich jede gesetzgeberische Gemeinsamkeit die wir noch weiter an Preußen übertragen möchten, zum Kriegsfall, und wir werden unser Gut und Blut aufzuwenden haben, um die Erlaubniß — uns mediatisiren zu lassen für uns zu erkämpfen.

Dahin will es die Eine Partei, die Partei des eigentlichen Liberalismus, ganz absichtlich treiben; denn nur auf diesem Wege glaubt sie ein Deutschland nach ihrem Herzen machen zu können. Es ist ihr ausdrücklicher Wille, daß wir unsere staatliche Selbstständigkeit verlieren sollen selbst um den Preis eines Kriegs. Die andere Partei ist die der Bedauerlichen. Sie überströmen vom Ausdruck des „Bedauerns", daß es so sei; aber da die Dinge nun einmal so und nicht anders lägen, so sei es nicht anders zu machen und helfe Alles nichts, man müsse sich fügen. In diesem Sinne haben

*) „Ein großer Theil des Staatslebens würde dadurch aus den Händen der Einzelstaaten in die Gemeinschaft Deutschlands übergehen": so sagt das ministerielle Blatt in Berlin, bezeichnet aber dennoch ein solches Verhältniß als einen „weitern Bund." Offenbar haben auch in dieser Frage die Wörter „ihre Bedeutung verloren."

Digitized by Google

in Bayern die Regierung und die Mehrheit der Kammern argumentirt, ja, es haben in beiden Südstaaten sogar die Träger der Krone sich bestimmend in die parlamentarische Verhandlung eingemischt und die Gegner der Submissions-Verträge desavouirt. So hat sich durch die begleitenden Umstände die Annahme der fraglichen Verträge noch trauriger gestaltet als die freie und ungezwungene Annahme der Verträge an sich gewesen wäre; die begleitenden Umstände haben eben bewiesen, daß man auch in Bayern und Württemberg kaum mehr spannenweit entfernt ist von den Zuständen und Stimmungen der großherzoglich badischen Verzweiflung an sich Selber.

Allerdings wäre ein mannhafter, auch zu Opfern bereiter Entschluß nöthig gewesen, um im Princip die Selbstständigkeit der süddeutschen Staaten und damit die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens zu retten. Im eigentlichen Volke wäre nun die entsprechende Gesinnung wohl noch vorhanden. Aber es hat sich bei den jüngsten Verhandlungen mehr als je gezeigt, daß unsere Kammern fast ausschließlich Vertreter der Bourgeoisie sind. Diese sociale Classe hat für alle politischen Fragen nur Einen Maßstab, den ihrer eigenen industriellen und commerciellen Interessen. Die Geldfrage hat sich schließlich namentlich in Bayern mit dem schwersten Druck auf die Berathungen gelegt, und *sie* ist der letzte Entscheidungsgrund geblieben. Wer außer diesem in den Kammern vertretenen Volke kein anderes Volk mehr in Süd-Deutschland kennt, der mußte allerdings auf die Meinung kommen, daß es im Lande an der Opferwilligkeit fehle, welche nöthig wäre zur ungeschwächten Erhaltung unserer politischen Existenz, und also nöthig gewesen wäre zur resoluten Abweisung der Verträge vom 8. Juli.

So ist nun die gerechte Strafe über jene verblendete Regierung gekommen, welche vor siebenzehn Jahren die materiellen Interessen als die stärksten Stützen des Thrones auserwählt hat. Gerade die materiellen Interessen haben jetzt ohne Scham und Scheu erklärt, daß es eben ganz gegen das

materielle Intereſſe wäre, Opfer bringen zu müſſen um die fortſchreitende Mediatiſirung des Landes aufzuhalten. Inzwiſchen iſt auch die Vertretung dieſer materiellen Intereſſen mit ihrer indifferenten Geſinnung die abſolut herrſchende geworden, und man darf daher allerdings ſagen, daß die Reaktion welche aufgeboten werden müßte, um die unabhängige internationale Exiſtenz der ſüddeutſchen Staaten zu retten — eine ſociale Unmöglichkeit geworden ſei.

Aber wer hier gewinnen will, der verliert. Denn zuverläſſig gibt es nichts, was den europäiſchen Kriegsbrand unmittelbarer vor die Thüre rücken könnte als eben der ſucceſſive Untergang der unabhängigen internationalen Exiſtenz dieſer ſüddeutſchen Staaten.

L.

Wiener Bilder.

Von dem Treiben der gegenwärtigen Judenwirthſchaft*) in Wien iſt es ſchwer eine Beſchreibung zu machen. Wenn alle

*) Wie ſehr die mit dem obigen Ausdruck unſeres Correſpondenten bezeichneten Verhältniſſe in Oeſterreich und insbeſondere in Wien ſich zum europäiſchen Skandal ausgewachſen haben, bezeugt ſoeben auch die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (Beilage vom 6. November). Der Verfaſſer der Aufſätze „Aus dem Wiener Leben" ſchreibt dieſem Blatte: „Der Jude der eben noch nach Emancipation gerungen, iſt heute ſchon nicht mehr mit ſeiner Gleichſtellung zufrieden; er will bevorzugt ſeyn. Dieſem eigenthümlichen Verlangen begegnen wir ſelbſt bei talentvollen, bei geiſtreichen Juden; ſie fordern allen Ernſtes eine beſondere Rückſicht für ihr Volk. Wenn man ein kleines Judenjüngelchen am Ohrläppchen zupft, ſchreien alle Juden des Erdballs über die unerhörte Mißhandlung, über das brutale Attentat. Wagt man die ſchüchterne Bemerkung, daß dem

jene blutdürſtigen Hyänen aus Israel die einſt das Haus des Pilatus umtobten und ihr Geſchrei und Gekreiſch: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn“ dem römiſchen Landpfleger zuriefen — wenn alle dieſe Hyänen plötzlich mit Beibehaltung ihrer primitiven Wuth in Zeitungsſchreiber umgewandelt würden, ſo könnten ſie keinen ingrimmigern Haß gegen Chriſtus zur Schau tragen, als jene jüdiſche Schwefelbande die jetzt durch ihr tagtägliches Gebrüll in Wien den Ton angibt und Alles terroriſirt. Die Juden der „Neuen freien Preſſe“ (ſie hieße richtiger Neue freche Preſſe) nannten den canoniſirten Pedro Arbues „einen Bluthund“, da ſich faktiſch, wie Hefele gezeigt, nicht Ein unter ihm gefälltes Todesurtheil nachweiſen läßt. Um die jüdiſche Blutgier in den Hintergrund zu ſchieben, erlaubten ſich dieſe Juden förmliche Gotteslästerungen. Ein Artikelſchreiber des wüthenden Judenblattes erzählt einen Traum wie folgt: „Ich ſaß auf einem großen goldenen Stuhl, einen ſcharlachrothen reichverbrämten Mantel um die Schultern und eine dreifache Krone auf dem Kopfe. Zwiſchen den Beinen hielt ich den gekreuzigten Chriſtus, ſo daß das Querholz des Kreuzes ſich auf meine Knie ſtützte, und der heilige Geiſt ſchwebte in Geſtalt einer weißen Taube bald mir zu Häupten bald zu den Füßen Chriſti. Rechts und links von mir und vor mir, ſo weit mein Auge reichte, wahrſcheinlich auch hinter mir was ich aber bloß dem Schimmer nach ſchloß, weil ich mich nicht getraute mich umzuſehen — befand ſich Kopf an Kopf gedrängt eine unabſehbare Menge von Engeln, Seligen, Heiligen und Martyrern beiderlei Geſchlechts, die offenbar alle in die Anſchauung meiner Göttlichkeit vertieft waren und mir unaufhörlich: Heilig, heilig, heilig zuriefen. Mein Zuſtand war keineswegs ein behaglicher. Denn obwohl ich aus der allgemeinen Devotion merken konnte daß ich wirklich der liebe Gott ſei, da ſich die Erzengel und die Apoſtel und alle himmliſchen Heerſchaaren, ja Chriſtus und der heilige Geiſt doch unmöglich darin irren konnten, ſo ſagte mir eine Stimme

---

Jüngelchen vielleicht recht geſchehen ſei, ſo wird man für einen Reaktionär erklärt. Die Geſchichte der Juden läßt ſich in den Satz zuſammenfaſſen: fünfzehn Jahrhunderte haben die Chriſten die Juden malträtirt, heute malträtiren die Juden uns.“

im Innern mit einer Beſtimmtheit die mich höchlich verdroß: Sei kein Narr" u. ſ. w. Der Artikel fährt fort die unangenehme Situation Gott Vaters zu ſchildern. Es heißt: er (Gott Vater) habe gehört, „mein Stellvertreter auf Erden habe ſoeben einen gewiſſen Arbues zum Heiligen ernannt, und laſſe mich höflich erſuchen, dieß im Himmel bekannt zu machen, ſowie überhaupt die in einem ſolchen Falle gebräuchlichen Anordnungen daſelbſt zu treffen. Zugleich wurde mir (Gott Vater) ein kleiner Nekrolog des beſagten Arbues mitgetheilt, woraus ich erſah, daß derſelbe während ſeines Lebens mehrere tauſend Menſchen ihres Glaubens wegen habe lebendig verbrennen laſſen, nach ſeinem Tode aber ein paar Duzend Leute von ihren körperlichen Gebrechen befreit habe." Weiter ſchildert der Artikel einen Streit zwiſchen dem heiligen Franciskus und Dominikus in dieſer Angelegenheit, und die „Neue freie" läßt den heil. Franciskus ſagen: „Nein, die Menſchheit darf nicht ſo tief gedemüthigt werden daß ſie Bluthunde als Ideale ihres eigenen Weſens verehren ſoll! Nein ein Peter von Arbues kann nicht als Gleicher geſtellt werden neben einen Franz von Aſſiſi; ich dieſer Franz von Aſſiſi ſelbſt ſage es, weil es die Heerſchaaren des Himmels und der Erde mit mir ſagen müſſen. In einem Glauben, auf einer Erde, in einem Himmel können Franz und Arbues nicht zugleich als Heilige gelten."

Dieſe Judenbüberei bedarf keines Commentars. Seit der Rückantwort des Kaiſers an die in Wien verſammelten Biſchöfe iſt aber unter dieſen ſchreibenden und Wien terroriſirenden Juden die volle Tollwuth ausgebrochen. Die Biſchöfe, darunter der Cardinal von Wien, werden in den ſchändlichſten und niederträchtigſten Carrikaturen an den Schauläden der Tabakbuden ausgeſtellt; gegen den Klerus wird in einer Weiſe gehetzt gegen welche die Hetze der Voltairianer zu Paris vor 1793 ein unſchuldiges Kinderſpiel war. Israel regiert; und ſein Regiment beſiegelt es, indem es die volle Schale jüdiſchen Grimmes über die Kirche, die Biſchöfe und den Klerus ausgießt. Das arme Volk wird durch dieſe Blätter derartig verhetzt, daß ſchon oft die beleidigendſten Schimpfworte Geiſtlichen auf der Straße zugerufen werden. Ein Blatt welches die Intereſſen der Slaven vertritt, bemerkte jüngſt treffend: „Die Juden haben die Hetze

gegen das Concordat und den Klerus völlig organiſirt — um die Aufmerkſamkeit des Volkes von ihrem verbrecheriſchen Treiben, von ihrem Wucher und ihrer Markaussaugung abzuwenden! Herr von Beuſt iſt außerordentlich judenfreundlich geſinnt, wie auch andere Regierungsherren, und nachdem dieſelben ſehr geſcheidte Männer ſind, werden ſie auch ihre gewichtigen Gründe dafür haben." Vor Kurzem berichtete das „Vaterland", daß das Miniſterium in Einem Jahre für die officiöſe Judenpreſſe weit über 1½ Millionen Gulden ausgebe!

Die „Sonntagszeitung", ebenfalls von einer biedern Judenbande herausgegeben, brachte über Arbues folgenden Artikel: „Klingt es nicht wie eine Ironie des Geſchickes, daß das verpfaffte ſpaniſche Königthum in dem Augenblicke zu Grunde gehen ſoll, wo man in Rom die Lebensgeſchichte des ſpaniſchen Ketzermetzgers Don Arbuez prüft, um ihm vielleicht einen Sitzplatz unter den Heiligen anzuweiſen? Jenes grauenvolle nichtswürdige Inſtitut der Inquiſition, die Ausgeburt menſchlicher Beſtialität und des infamſten Eigennutzes übt heute noch ihre furchtbare Rückwirkung". — Das Wiener Tagblatt, von einer jüdiſchen Geſellſchaft herausgegeben, verbreitet in 50,000 Exemplaren ſeine rabbiaten Schmähungen. Der Jude Breyer gibt den „graden Michel", ein Blatt zur Bearbeitung der Bauern, und zugleich ein Witzblatt „das Reibeiſen" heraus. Die Biſchöfe erſcheinen darin in allen möglichen Carrikaturen, theils um über ſie Gelächter, theils um gegen dieſelben Haß und Verachtung zu erregen. Die alte „Preſſe" iſt „officiell" geworden. Ein proteſtantiſcher Redakteur wurde miniſteriell berufen, der mit jüdiſchen Geſellen aus allen Pfeifen des Hohnes und Spottes gegen Kirche und Klerus aufſpielt. Die literariſchen Zuſtände ſind jetzt total verjudet und weitaus niederträchtiger als im Jahre 1848. Die Einziehung des Kirchengutes wird immerfort gepredigt. Die Beraubung der Kirche liegt Israel aus zwei Gründen am Herzen. Erſtens ließen ſich da wieder durch Kauf und Güterzertrümmerung glänzende Geſchäfte machen, zweitens hat das Moment der Rache an den Chriſten bei Israel von je eine hervorragende Rolle geſpielt. Als ſich die Rumänen den Import jüdiſcher Gauner verbaten, mußten die miniſteriellen Telegraphen ſpielen; Oeſterreich mußte

Digitized by Google

sich ins Mittel legen um die Rumänen zu belehren, daß es eine wesentliche Aufgabe eines aufgeklärten und toleranten Volkes sei, sich durch jüdische Blätter zu narkotisiren und durch jüdische Banden das Geld aussaugen zu lassen. Das Abgeordnetenhaus in Wien hielt es für sein schönstes Ziel den Juden allenthalben zur vollen Oberherrschaft über die Christen zu verhelfen. Alle Autorität soll niedergeworfen, der Adel abgeschafft, die Kirche beraubt, die Standesunterschiede nivellirt werden, nur die Geldherrschaft respective das Judenthum soll über den Trümmern der zerstörten Gesellschaft einen Tempel für das goldene Kalb erbauen. Zu dem Allem die unendliche — Gutmüthigkeit dieser Wiener; welche einerseits über die Judenmacht, die Zerstörung des christlichen Wohlstandes klagen und schimpfen, und andrerseits sich von den jüdischen Blättern leiten und lenken lassen, und mit innigster Hingabe alles glauben was ihnen Israel zu glauben vorstellet.

Wie der Cynismus im Bloslegen alles moralischen Schmutzes seinen Höhepunkt erreicht, hiefür nur Ein paar Beispiele. Ein Feuilletonist des jüdischen Blattes „Neue freie Presse" hat die Schamlosigkeit folgendes zu schreiben: „Wie alle alten Junggesellen habe auch ich mir bei mehreren verheiratheten Freunden eine Reihe von Häuslichkeiten gegründet, in welchen ich alle oder fast alle Freuden des Familienlebens genieße, ohne von den Leiden desselben ernstlich belästigt zu werden. Am wohlsten fühle ich mich unter dem Dache eines Mannes, welcher so gut war eine frühere Flamme von mir zu heirathen. Sie selbst hatte mich verschmäht. Man begreift daß ich an beide Menschen durch die wärmste innigste Dankbarkeit auf immer gefesselt bin. Dadurch daß sie nicht mein Weib geworden, hat sie in meinen Augen immer etwas vom Mädchen an sich behalten, und dadurch daß er sie zu seinem Weibe machte, machte er sie für mich zu einem Weibe wie die andern. Ich behielt die Illusion, und er bekam die Wirklichkeit; ich tausche nicht mit ihm, aber ich nehme sehr gerne den Thee bei ihm und ihr." In der jüdischen „Morgenpost" ist der bekannten Wiener Lokalsängerin Fräulein Gallmayer, von der die Blätter treuherzig berichten, daß sie einen eigenen Rauchsalon für männliche Besucher in ihren Appartements hat —

Digitized by Google

ein eigener vierſpaltiger Artikel gewidmet, in welchem verſchiedene Judenſpäſſe über das gemacht werden was dieſes Fräulein auf und unter dem Herzen habe, und in welchem mit der größten Ungezwungenheit berichtet wird, wie Fräulein Gallmayer „ſeit zwei Monaten der ſüßeſten Freude eines weiblichen Weſens entgegengehe, und mithin noch ſieben Monate der größten Schonung bedürfe.“ Und in dieſer, ja in noch einer ärgeren völlig unberichtbaren Manier wird das Volk tagtäglich ungehindert bearbeitet. Die Behörden ſind Null, und es hat den Anſchein — ſie wollen und ſollen es ſeyn! Jüngſt las man an allen Straßenecken angeſchlagen: „Die Päpſtin Johanna“ von Alexander Patuzzi. Dieſer Menſch, welcher eigentlich Alvensleben heißt, gab jüngſt im Schmutzverlage von Wenedikt ein Buch ſo unſittlichen Inhaltes heraus, daß es von der Polizeibehörde (Ende 1867 dazu!) confiscirt wurde. Auch ſchreibt er eine populäre Geſchichte der Päpſte die in Heften herauskommt, alles ohne eine Spur von hiſtoriſcher Darſtellung, rein ein Sammelſurium von Scandalromanen.

Das Höchſte leiſtete jüngſt das Judenblatt „Sonntagszeitung“ indem es aus einem Pamphlet: „Memoiren eines geheimen Agenten“ den jüngſt in Erfüllung ſeiner Pflicht als Biſchof von Albano an der Cholera verſtorbenen Cardinal Altieri geradewegs beſchuldigt, er habe zwei Banditen beſtellt, den einen um für 500,000 Frcs. Napoleon, den andern um für 100,000 Frcs. Garibaldi zu ermorden!

Und es iſt kein Menſch in Wien und Oeſterreich der gegen dieſe verbrecheriſchen Juden, die in ihrem Haß gegen die Kirche das Höchſte leiſten, aufzutreten wagt! Dafür unterhält ſich Herr von Beuſt in Paris ausgezeichnet, und in der Olmützer Conſiſtorialkanzlei werden Nachſuchungen gehalten, Gendarmen bewachen die Predigten, daß dieſe keine Polemik anfangen, und die Bezirksvorſteher in den Provinzen bekommen vom Miniſterium geheime Aufträge — den Klerus und die „Agitationen“ für das Concordat zu überwachen!

Wir werden in Kurzem aus Oeſterreich noch ganz andere Geſchichten hören. Für jetzt mag das Vorſtehende genug ſeyn!

LI.

Lage und Zustände in Frankreich und daran sich knüpfende Aussichten.

Von der deutsch-französischen Grenze.

Je weiter wir vorrücken, desto allgemeiner und eindringlicher wird die Ueberzeugung daß die Ereignisse des Sommers von 1866 nur das Vorspiel zu viel größern Verwickelungen und Umwälzungen waren, denen wir nicht entgehen können und welche binnen Kurzem eintreten müssen. Frankreich, oder was etwas anderes ist Napoleon der Volkskaiser, braucht den Krieg. Warum er denselben braucht und welchen Ausgang der Kampf aller Wahrscheinlichkeit nach nehmen wird, soll hier angedeutet werden.

Man hat Napoleons Politik gerade in der letzten Zeit gar verschieden beurtheilt. Nachdem man Jahre lang dieselbe bewundert, hat man sie plötzlich ganz erbärmlich gefunden, weil man den Zusammenhang derselben außer Acht ließ und deren Ausgangspunkt vergaß. Um aber Napoleons bisherige Politik und seine jetzige Lage verstehen zu können, muß man sich vor Allem des Programmes erinnern, mit welchem das zweite Kaiserreich eingeleitet worden. Nach dem Staatsstreich trug ein Hauptwortführer des zu errichtenden Kaiserreichs, Herr Troplong, dem Senat den Bericht vor worin die Wiederherstellung des Kaiserreichs befürwortet wurde. Neben den

unentbehrlichen Redensarten von Ruhe, Friede, Wohlfahrt und ähnlichen schönen auf den Spießbürger berechneten Dingen, welche das Kaiserthum bringen sollte, gipfelte das in diesem Bericht aufgestellte Programm in folgenden auf die eigentlich treibenden Elemente berechneten Sätzen: „das Kaiserreich wird die Revolution seyn ohne die revolutionären Ideen; es wird die Ordnung seyn in der Revolution."

Vergleicht man nun diese beiden Sätze mit dem bisherigen Thun Napoleons, so wird einem Manches, ja Alles klar was man bisher nur schwer sich erklären konnte. Denn diese Sätze, dieses Programm waren von Napoleon selbst sehr genau erwogen worden und entsprechen vollkommen seinen Ansichten und Vorhaben. Es war auch jedenfalls ein stolzes weittragendes Wort, wenn das Kaiserreich versprach Ordnung in den Gang der Revolution bringen zu wollen; es setzte dieß eine gewisse Mission und vor Allem eine so große Gewalt voraus, daß man unwillkürlich Frankreich als die erste entscheidende Macht Europa's, sowohl in geistiger als materieller Hinsicht, betrachten mußte. Das napoleonische Frankreich setzte sich somit die Aufgabe die revolutionären Principien ohne die Schauderscenen und Erschütterungen der ersten französischen Revolution, gewissermaßen auf eine regelrechte Art in den verschiedenen Staaten zur Geltung zu bringen, ein System der Revolution durchzuführen und auf diese Weise an der Spitze von Europa und der Civilisation einherzustolziren. Ganz Europa durch Frankreich umgestaltet und von Principien beherrscht die von Frankreich ausgingen, dazu jedem einzelnen von dort ausgehenden Anstoße Folge leistend, kurz eine Art großes europäisches Puppentheater von dem Frankreich alle Fäden in der Hand hätte: dieß war so ungefähr das Bild der Zukunft, welches Napoleon seinen Franzosen durch das Programm ganz bestimmt in Aussicht stellte.

Für wie schwach und ohnmächtig man damals auch die übrigen europäischen Staaten, namentlich auch Preußen und

Digitized by Google

Deutschland ansah, so setzte dennoch die Ausführung eines solchen Programms, abgesehen von den „napoleonischen Ideen" und dem damals noch überall eingewurzelten Gedanken an die Rheingrenze, unbedingt einen wesentlichen Machtzuwachs für Frankreich als Nothwendigkeit voraus. Denn so weit ist man noch nicht von dem Idealismus beherrscht, daß man in Paris hätte einen Augenblick glauben können, mit bloßen starken Ideen und ohne entsprechend große Heere und Schätze stets Meister der Bewegung zu bleiben die man hervorgerufen, d. h. an der Spitze der Civilisation einherschreiten zu können. Deßhalb wurde auch vom Beginn des Kaiserreichs dem nationalen Wahn oder vielmehr Dogma von der Rheingrenze eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt; auf jede mögliche Weise wurde der Gedanke dem Volke, den Halbgebildeten, Gebildeten und Gelehrten, den Gläubigen und Ungläubigen durch entsprechende Schriften und Zeitungen mundgerecht gemacht. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza wurde in Frankreich allgemein als das Vorspiel, die Bürgschaft des linken Rheinufers angesehen und deßhalb auch mit einer Begeisterung gefeiert, welche mit der Bedeutung dieser Sache in gar keinem Verhältnisse war.

Das sogenannte neue Recht, das Selbstbestimmungsrecht der Völker mit allgemeiner Volksabstimmung, das Nationalitätsprincip, das Princip der Nichteinmischung und wie alle diese „Principien" genannt werden mögen die keine sind — waren bei Lichte besehen nur die äußern Formen unter denen die disciplinirte Revolution auftreten, sie sind nur die Handhaben deren sie sich bedienen sollte um ihre Werke und Schöpfungen zum größern Ruhme Frankreichs zu vollbringen. Sie sollten gewissermaßen die Revolution zur anerkannten öffentlichen Institution und zur Grundlage des neueuropäischen Staatensystems machen. Natürlich war dabei immer vorausgesetzt, daß Frankreich oder vielmehr die Napoleoniden der Mittel- und Ausgangspunkt, die Leiter des Systems bleiben sollten.

Digitized by Google

Man braucht nur einen oberflächlichen Blick auf die ganze äußere Politik Napoleons zu werfen, um dieses Programm überall in scharfen Umrissen hervortreten zu sehen. Bloß der Krimkrieg war das einzige Unternehmen welches nicht so ganz in das Programm paßte; aber man muß sich auch erinnern, daß nur der in Oesterreich herrschende josephinisch-bureaukratische, über alle Maßen beschränkte und verkommene Conservatismus Schuld daran war, daß dieser Krieg überhaupt stattfand und sodann England und Frankreich allein überlassen blieb. Hätte es damals eine einsichtige, wirklich conservative Regierung in Oesterreich gegeben, dann hätte die ganze Angelegenheit eine völlig verschiedene Wendung nehmen müssen und der Ausdehnung des napoleonischen Systems wäre von vornherein ein Riegel vorgeschoben worden. Es wäre dann wahrscheinlich ein ganz anderer Krieg geworden, in dem aber Oesterreich mächtige Verbündete gehabt hätte. Jedenfalls wären ihm die Niederlagen von 1859 und 1866 erspart worden. So aber leistete Oesterreichs aller gesunden wohlverstandenen Principien baare und blöde Politik dem Napoleonismus einen gewaltigen Vorschub, indem sie ihm erlaubte im Oriente die wirklichen Interessen Europa's und der Civilisation fast allein zu vertreten und dadurch sein Ansehen und seinen Einfluß in ganz Europa zu befestigen. Wer erinnert sich nicht der Popularität welche Napoleon durch den Krimkrieg erwarb und deren Nachwirkungen noch heute sichtbar sind. In den Donaufürstenthümern wurde, Dank dem Krimkrieg, das neue Princip zur Geltung gebracht, ohne daß man eigentlich noch recht sah, wo das hinaus wollte. Deßhalb konnte auch schon im Krimkrieg die italienische Umwälzung, dieses erste größere Unternehmen im Sinne des gedachten Programms, eingeleitet werden, ohne daß wiederum die österreichischen Staatsmänner sich der Sache recht bewußt wurden. Die Vorgänge in den Donaufürstenthümern hätten ihnen doch die Augen öffnen müssen, wenn sie überhaupt noch Augen gehabt hätten.

In Italien wurde das Nationalitätsprincip verwirklicht,

Digitized by Google

indem man das neue Recht in Anwendung brachte. Alles was dort geſchehen, iſt unter ausdrücklicher Zuſtimmung, wo nicht auf Befehl der franzöſiſchen Regierung geſchehen. Hätte man 1860 in Rom den Rath Merode's befolgt, das ganze franzöſiſche Botſchaftsperſonal als Verſchwörer gegen die Sicherheit des Landes feſtgenommen und das Gebäude der Geſandtſchaft polizeilich durchſucht, wozu gegründete Urſachen vorhanden geweſen, dann wäre damals ſchon die ganze Zweideutigkeit, das nichtswürdige Doppelſpiel der napoleoniſchen Regierung zu Tage gekommen. Doch die allzu große Vorſicht Antonelli's vereitelte Alles und förderte Napoleons verſchmitzte Pläne. Hätte damals Oeſterreich bei dem ſchändlichen Vertragsbruche der Cavour'ſchen Regierung den Kopf oben gehabt und wäre ſogleich nach Turin vorgerückt, währenddem die ſardiniſchen Truppen ihren Raubzug nach den päpſtlichen Staaten unternahmen, ſo mußte damals ſchon Napoleon aus ſeiner Doppelſtellung gegenüber dem Papſte heraustreten und Farbe bekennen, was alle ſeine nachfolgenden, für Oeſterreich ſo verhängnißvollen Pläne vereitelt hätte.

Gleichzeitig mit der italieniſchen, wurde die deutſche Frage eingeleitet. Dieſe Einleitung beginnt aber nicht erſt mit dem Aufenthalte Bismarks in Biarritz, ſondern ſchon mit der Zuſammenkunft Napoleons und Wilhelms in Baden im Juni 1860 und dem nachfolgenden Beſuch des preußiſchen Königs in Compiègne. Es iſt Thatſache daß Napoleon, der den verwegenen Mann erkannt hatte welcher auf ſeine Ideen und Pläne einging und den er als Werkzeug zu gebrauchen gedachte, auf die Ernennung Bismarks zum preußiſchen Miniſter-Präſidenten nicht ohne gewichtigen Einfluß geweſen. Die Sprache welche die Regierungsblätter bei ſeiner Ernennung und bis voriges Jahr führten, läßt keinen Zweifel hierüber aufkommen. Daraus ergibt ſich denn alles Uebrige ſo ziemlich von ſelbſt.

Alle ſonſtigen Handlungen der franzöſiſchen Politik tragen denſelben Stempel, alle zielen auf die Ausbreitung der diſci-

plinirten Revolution. In Mexiko so gut wie in Spanien, in Luxemburg wie in Schleswig und den übrigen in letzter Zeit in Bearbeitung genommenen deutschen Ländern sollte die neue Lehre zur Herrschaft gebracht werden. Das mexikanische Unternehmen war eigentlich das verwegenste von allen, indem es sich darum handelte, das neue Princip in einem neuen Welttheil einzuführen und zugleich den Sprößling der legitimsten conservativsten Herrscherfamilie zum Träger des Unternehmens zu machen. Deßhalb auch der furchtbare Rückschlag den das Mißlingen desselben auf Frankreich ausübte. Die französische Politik Spanien gegenüber ist ganz die gleiche wie diejenige welche dem heiligen Vater gegenüber befolgt wird. Man zeigt äußerlich alle Freundschaft und Zuvorkommenheit für die regierende Familie und den Hof, wechselt Ordensbänder und hält Zusammenkünfte zu denen die arme hintergangene Königin noch das Gesetz übertreten muß, welches ihr verbietet außer Landes zu gehen. Daneben finden alle spanischen Malcontenten hauptsächlich in Frankreich Unterstützung und Beistand; Prim genießt in Paris der besten Aufnahme und selbst die Regierungsblätter behandeln diesen gemeinen Schurken in Generalsuniform mit Achtung und Auszeichnung. Man darf dreist behaupten, daß ohne diese französischen Gefälligkeiten Spanien die letzten Unruhen nicht erlebt hätte und überhaupt einmal zur Ruhe kommen könnte. Die Heirath des portugiesischen Königs mit der sardinischen Prinzessin war gleichfalls ein französisches Werk. Der Iberismus, der Spanien an Portugal annexiren will, hat in Frankreich seine wichtigste Stütze.

Aus dem Vorstehenden geht schon zur Genüge hervor, daß das System sich nie und nimmer mit der Kirche verträgt noch je vertragen kann, daß deßhalb alle Katholiken welche etwas Gutes für den Katholicismus von dem napoleonischen Frankreich erwarten, sich gewaltig täuschen. Die heimtückische, mit keinem Worte zu bezeichnende Politik dem Papste gegenüber, den man überdieß beständig auf die unverschämteste,

beleidigendſte Weiſe mit Rathſchlägen hofmeiſtern will, hätte eigentlich Jedermann ſchon längſt die Augen öffnen müſſen. Man denkt im napoleoniſchen Frankreich an nichts Geringeres als an dasjenige was damals ſchon im Plan geweſen, als man die berüchtigte Broſchüre „der Papſt und der Congreß“ vom Stapel ließ. Der Papſt ſoll ſich mit den modernen Ideen verſöhnen, lautet der Kunſtausdruck an dem ſo Manche irre werden. In Wahrheit ſollte es aber heißen: der Papſt muß ſich der Revolution unterwerfen und ſeinen Räubern Abbitte thun, indem er Unrecht für Recht, Diebſtahl, Mord und Verſchwörung als Werke der Nächſtenliebe anerkennt. Dieß will man und dieß muß man immer noch wollen, ſo lange man auf dieſem Syſtem beharrt deſſen Krönung nicht etwa in der Freiheit ſondern in einem neuen Schritt zur Knechtung, nämlich der Errichtung einer Art Nationalkirche beſtehen würde. Die ganze gegen den Papſt befolgte diaboliſche Procedur hat nur den einen Zweck denſelben mürbe, machtlos zu machen, ihn von ſeinem Standpunkt d. h. von ſeiner göttlichen Miſſion abzubringen, und ihn wo nicht zum Werkzeug, ſo doch wenigſtens anſcheinend zum Mitſchuldigen der napoleoniſchen Pläne zu machen.

Denn das wird doch Jeder zugeſtehen, daß Napoleon, indem er ſein Programm aufſtellte und daſſelbe in Italien zur Ausführung brachte, ſich keine Illuſionen über deſſen Gegenſatz zum Papſtthum und der Kirche machte. Eben deßhalb wird auch in Frankreich das Nöthige nicht verabſäumt um dieſes Programm zur Durchführung zu bringen. Man will eine Erneuerung der berüchtigten vier Artikel, natürlich mit napoleoniſchem Verſöhnungszuſchnitt, eine Nationalkirche die ſich freilich nicht völlig von Rom trennen würde; denn weiter getrauen ſich auch die verwegenſten Nationalkirchler heute nicht mehr zu verſteigen. Aber locker genug müßten die Bande werden um dieſe Nationalkirche zum gefügigen Werkzeug der Regierung zu machen und durch dieſelbe die Gewiſſen ſo leiten zu können, daß für jede etwas zweifelhafte

Digitized by Google

That der Regierung stets ein Entschuldigungs- oder Beschwichtigungsgrund gefunden würde. Durch die Lockerung der Verbindung mit Rom würde sich dasselbe einer wichtigen Stütze beraubt sehen, aller oder doch der meisten menschlichen Hülfsmittel beraubt seyn und dabei sich im schneidendsten Widerspruch zu dem von der mazzinisch-garibaldischen Regierung geschaffenen sogenannten italienischen Nationalgefühl befinden. Dann wird Rom wohl schon nachgeben müssen, denkt man in den Tuilerien.

Man scheint es gar nicht zu wissen oder es wenigstens gänzlich unbeachtet gelassen zu haben, welche Anstrengungen und Erfolge die französische Regierung schon in dieser Hinsicht aufgeboten hat. Der Erzbischof von Paris — da ich einmal Namen nennen muß, will ich bloß diejenigen Namen geben bei denen die Sache so auffällig ist, daß sie nicht mehr verschwiegen werden kann — der Erzbischof spricht in seinen Hirtenbriefen stets von der berüchtigten Versöhnung, indem er den Papst dazu einzuladen sich erdreistet, nie aber von dem verletzten Recht, von der empörendsten aller Ungerechtigkeiten und Missethaten. Daneben läuft eine stete widerliche Verherrlichung des Kaiserthums, das fast als eine Art Erlöseramt dargestellt wird. Folgerichtig sucht er überall die zweifelhaftesten Priester in die wichtigsten Stellen, namentlich als Direktoren und Professoren an die vielen geistlichen Schulen und Seminarien zu bringen. Als er seine Romreise nicht mehr verschieben konnte ohne Aufsehen zu erregen, hielt er sich zuerst einige Tage in Florenz auf, wurde von den Behörden mit aller Auszeichnung empfangen und that dasselbe in ebenso auffallender Weise auf dem Heimwege, um so die „Versöhnung" gleichsam durch Thatsachen zu versinnlichen. Von andern durch Napoleon ernannten und vom Papst nur mit Mühe angenommenen Bischöfen will ich nicht sprechen, sondern nur darauf hinweisen, daß bei einer neulichen Zusammenkunft französischer Oberhirten die Ueberzeugung ausgesprochen wurde, die bekannten vier Artikel seien das einzige

Digitized by Google

Mittel die Kirche unter den gegenwärtigen Umständen zu vertheidigen, während diejenigen welche anderer Ansicht waren, allein blieben und nicht durchzudringen vermochten. Die gesteigerte und überspannte Nationalitätseitelkeit ist bei den ohnedieß so national ausschließlichen Franzosen zu einer solchen Verirrung gekommen, daß selbst sonst unabhängige, vorurtheilsfreie Geister davon erfaßt werden. Wenn der Papst durch den zeitweiligen Verlust der weltlichen Macht gleichsam gefallen, glaubt man die Kirche dadurch zu retten daß man die französische Kirche gewissermaßen der Solidarität mit dem Papstthum entkleidet: dieß ist die Verirrung welche man jetzt zu verbreiten sucht. Wie weit die verderbliche Ansicht schon gedrungen, geht daraus hervor, daß der übrigens so vortreffliche, freilich etwas zu kampffertige Bischof von Orleans sich auch etwas dieser Ansicht genähert (?) und mit der Regierung gleichsam seinen Frieden geschlossen hat. Sein Hirtenbrief über das Concilium, worin er dem heiligen Vater vorgreift, und seine beiden Briefe an Rattazzi geben Zeugniß von der neuen Richtung, die der Regierung angenehm ist.

Bis zum Ausbruche des von Napoleon geschürten deutschen Krieges ging auch Alles gut in der äußern Politik, denn die Niederlage in Mexiko wäre durch einen tüchtigen Brocken Rheinland leicht zu verschmerzen gewesen. Das mexikanische Unternehmen hatte wegen seines conservativen und katholischen Beigeschmacks den Beifall der revolutionären Parteien nicht gehabt, denen aus lauter Patriotismus auch nichts an dem Mißlingen desselben liegen konnte. Man zählte in Paris sicher auf ein Stück Rheinland; der berüchtigte Brief vom 11. Juni 1866 gibt Zeugniß davon. Man hoffte auf ein Unterliegen Preußens und auf preußisches Anrufen der Vermittlung Frankreichs. Hierauf beruhte der ganze Plan. Denn nur dann konnte man erwarten, daß das immerhin aristokratische oder vielmehr junkerliche Preußen sich zur Annahme der modernen Principien, des allgemeinen Stimmrechts u. s. w. bekehren würde. Unter solchen Bedingungen hätte dann sich

Digitized by Google

Preußen in Deutschland abrunden dürfen, am Rhein aber hätte es abtreten müssen. In keinem Falle durfte Oesterreich siegen oder seinen Sieg benutzen. Hat es doch in Italien über das dortige Gesindel gesiegt und dennoch trotz aller französischen Vermittlung Venedig abtreten müssen; genau so wäre es ihm in Deutschland im Falle des Sieges gegangen. Wenn man in Wien trotzdem das Gegentheil glaubte, so beweist dieß nur daß man dort, Dank dem Liberalismus und dem Bureaukratismus, jeglichen Urtheils verlustig geworden und die Consequenzen gegebener unabänderlicher Thatsachen nicht mehr zu schätzen vermag. Wer überhaupt je das mindeste Gute von einem Napoleon für Oesterreich erwartet, verdient in's Narrenhaus oder wenigstens über die österreichische Grenze hinaus geführt zu werden. Hatte sich doch der jetzige Leiter der österreichischen Politik schon vor dem böhmischen Feldzug zu der Aeußerung verstiegen, daß man sich im schlimmsten Fall mit dem Opfer von Venedig aus der Verlegenheit reißen würde. Eine Aeußerung welche beweist, wie sehr jeglicher gesunde und klare politische Sinn bei den sogenannten geschickten Politikern abhanden gekommen. Daß man einen solchen Mann dann noch als österreichischen Reichskanzler brauchen kann, bezeugt wiederum die geistige Armuth des josephinisch-bureaukratisch zu Grunde gerichteten Kaiserreichs, wo heutzutage der fast nur mit kleinlichen Mitteln arbeitende alte Metternich noch als ein Riese angestaunt werden müßte. Die Abtretung Venedigs schließt die Anerkennung des neuen Princips in sich und damit will man eine neue Aera in dem nur kraft des uralten unabänderlichen Rechtes bestandfähigen Oesterreich beginnen?

Die bedingungslose Auslieferung Venedigs an die mazzinisch-garibaldischen Verbrecher wider Völkerrecht, Sitte und Christenthum ist übrigens auch zu einem Verhängniß für das napoleonische Frankreich geworden. Hat Oesterreich durch diese traurige Abtretung das Papstthum aufgegeben und das neue Recht und Nationalitätsprincip anerkannt, so ist durch diese

zed by Google

Durchführung des Nationalitätsprincips in Italien auch deſſen Durchführung in Deutſchland ermöglicht, ja ſogar geſichert. Denn wie wollen Frankreich und Oeſterreich ſich in Deutſchland demjenigen Grundſatze widerſetzen den ſie in Italien ſelbſt anerkannt und zur Herrſchaft gebracht?

Die bedingungsloſe Ueberlieferung Venedigs war zugleich der Verzicht auf jegliche katholiſche, d. h. Rechts-Politik von Seiten der beiden katholiſch genannten Großmächte. Frankreich und Oeſterreich haben durch dieſe Abtretung und hauptſächlich wegen der Umſtände unter denen dieſelbe erfolgt iſt, eine Machtſtellung und einen moraliſchen Einfluß eingebüßt den ſie ſo leicht nicht wieder erringen werden. Die Abtretung Venedigs ſichert die Herrſchaft Preußens in Deutſchland und hiedurch iſt für beide ein Gegner entſtanden, dem ſie nicht mehr gewachſen ſind, indem derſelbe die Leidenſchaften von 45 Millionen wachrufen und deren Einheitsbeſtrebungen mit einem Heere von einer Million Soldaten die zu den beſten der Welt gehören, unterſtützen kann. Die Macht Preußens und die Ohnmacht Frankreichs ſind größer als man glaubt. Preußen, und nicht mehr Frankreich, verfügt jetzt über Krieg und Frieden, dieß fühlt ſelbſt derjenige welcher es nicht zugeſtehen will. Von welchem Gewicht aber das vom Liberalismus in die Bearbeitung genommene und ſchon bald zu Grunde gerichtete Oeſterreich fernerhin iſt, mag ein Jeder ſelbſt ermeſſen.

Zum Kriege zwiſchen Preußen und Frankreich muß es kommen und zwar binnen Kurzem. Nachdem Frankreich ſeine Weltſtellung durch Sadowa verloren, würde ſich Napoleon ſchon zufrieden gegeben haben, wenn nur das ungefügige Preußen außer ſeinem Nationalitätsprincip auch das von ihm erfundene Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker mit allgemeiner Abſtimmung angenommen und ſich ſo dem napoleoniſchen Programm angeſchloſſen hätte. Aber dazu fühlt ſich Preußen zu ſtark, es hat ſein eigenes Princip, es ſteht auf eigenen Füßen, braucht alſo nicht wie das von Almoſen lebende

jungitaliſche Bettelkönigreich an den Brocken zu zehren welche ihm Frankreich und Oeſterreich zuwerfen. Das Selbſtbeſtimmungsrecht liegt nicht im „preußiſchen Beruf", das weiß ein Jeder und das haben die Annexirten und die preußiſchen Bundesbrüder ſogar ſchon handgreiflich empfunden. Das iſt es aber gerade, was Napoleon nie und nimmer verzeihen kann, weil dadurch dem Faß, in welchem er die ganze Welt zuſammenrütteln wollte, der Boden ausgeſchlagen iſt. Das napoleoniſche Programm, das Princip nach welchem er die Welt umgeſtalten, ſeine Dynaſtie ſichern und die Rheingrenze erobern wollte, iſt bei Sadowa in die Luft gefahren und deßhalb muß es Krieg geben. Es handelt ſich zwiſchen Preußen und Frankreich viel mehr um eine Principien- als um eine bloße Machtfrage. Noch weniger aber kann es der franzöſiſche, gerade durch Napoleon ungebührlich aufgeſtachelte Nationalſtolz über ſich bringen, daß Preußen ebenſo ſtark ſei und ein ebenſo tüchtiges, wo nicht tüchtigeres Heer beſitze als Frankreich. Dieß iſt ein weiterer Grund zum Kriege. Begreift auch nicht jeder Franzoſe die Principien um die es ſich handelt und die er oft bekämpft, ſo fühlt doch ein jeder daß Frankreich ſeine bisherige Stellung als europäiſche Vormacht nicht ohne Proteſtation, d. h. nicht ohne einen National-Krieg aufgeben kann. Und weil Preußen ſo trotzig iſt, kann auch Italien ſich auf die Hinterbeine ſtellen und Rom verlangen, ohne daß ſich Napoleon ernſtlich widerſetzen dürfte. Dadurch aber verliert er den letzten Reſt von Sympathie welche ihm einige Katholiken noch immer bewahrt hatten. Will er nicht fortgejagt werden wie Ludwig Philipp, ſo muß er wenigſtens den Verſuch machen, die bisherige Weltſtellung Frankreichs zu retten, und dieſer Verſuch heißt Krieg gegen Preußen.

Aber nicht bloß Mexiko, Rom und Sadowa drängen nach dem letzten Mittel durch welches Napoleon ſeine Herrſchaft noch friſten kann, auch die innere Lage mahnt gebieteriſcher als je daran, daß nur mehr eine Ableitung nach

Digitized by Google

außen die aufgehäuften Uebel mildern und das Platzen der gefährlichen Mine verhindern oder wenigstens unschädlicher machen kann. Denn selbst der Rheinfeldzug wird auch hier nicht mehr sehr viel retten können, sondern immer nur ein Nothbehelf seyn. Deßhalb glaube man ja nicht an die vielen schönen Reden und Versicherungen über den Frieden, die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen und die Ruhe-Bedürftigkeit des erstern. Es ist dieß nur ein Manöver um das Publikum etwas hinzuhalten und zu beruhigen, um so etwas Zeit zu den Rüstungen zu gewinnen, an denen noch so vieles fehlt. Warum hätte man sonst noch dieser Tage eine die Rheingrenze als unbedingte Nothwendigkeit und Abschluß der kaiserlichen Politik darstellende Broschüre auflegen lassen, was doch bei den französischen Preßzuständen immer etwas zu bedeuten hat?

Der unter Napoleon zur großartigsten Entfaltung seiner Wirksamkeit gelangte liberale Oekonomismus hat dafür gesorgt, daß die innere Lage völlig unhaltbar geworden ist. Ein solch heilloser Wirrwarr, eine solche fürchterliche Umwälzung aller wirthschaftlichen Verhältnisse dürften wohl in keinem Land in so kurzer Zeit vorgekommen seyn, als dieß in Frankreich in den letzten Jahren der Fall gewesen ist. In Paris wurde Alles förmlich mit Dampf getrieben, deßhalb ist der Rückschlag auch ein um so gewaltigerer. Das zweite Kaiserreich hat das Reichwerden, den Genuß als höchste Lebensziele vorangestellt, natürlich um dadurch für fehlende höhere Güter zu entschädigen. Es bildete sich deßhalb ein System von Unternehmungen aus, welches unter den glänzendsten Verheißungen auftrat, die ganze Welt in Bewegung setzte und in einen Schwindel hineinzog der seines gleichen suchte, um dann schließlich mit dem fürchterlichsten Katzenjammer zu enden. Wir befinden uns jetzt in letzterm Zustande und deßhalb muß mit einem gewaltigen Schlag die verpestete Luft gereinigt werden um den Preis der Existenz. Nur wenige haben dabei den gefährlichen Charakter dieser

Unternehmungen bei Zeiten erkannt. Der bedeutendste unter diesen einsichtigern Männern, Herr Crampon, bewies 1861 im „Monde“ daß die damals auf 1800 Franken geschraubten, ursprünglich zu 1000 Franken ausgegebenen Aktien des Credit Mobilier höchstens 400 Franken werth seyn könnten, und daß dieß großartigste unter dem Schutze des Staates stehende Unternehmen auf keinen vernünftigen und gesunden Grundlagen beruhe. Er wurde dafür zu 14 Tagen Gefängniß und nebst dem Eigenthümer der Zeitung zu 1000 Franken Strafe verurtheilt. Dieser Tage hat Herr Crampon seinen Irrthum eingestehen müssen; diese Aktien sind nämlich nicht einmal mehr 400 sondern nur noch etwa 175 Franken werth, indem dieselben an der Börse nicht höher bezahlt werden. Dießmal wurde Herr Crampon aber auch nicht gestraft, denn die Zeit hat seine Prophezeiung über die Maßen gerechtfertigt. Nun haben aber Leute, welche die Sache genau kennen, ausführlich nachgewiesen, daß die drei jüdischen Brüder Pereire mittelst des Credit Mobilier sich über 400 Millionen Vermögen erworben und ihre zahlreichen Helfershelfer auch nicht leer ausgegangen sind, während der leichtgläubige, habsüchtige und maßlos beschränkte Gimpel, gemeiniglich „Publikum“ genannt, mindestens 1000 Millionen durch das Unternehmen eingebüßt hat. Ich führe hauptsächlich den Credit Mobilier an, weil derselbe das bedeutendste derartige Unternehmen und zugleich eine Staatsanstalt ist. Daneben könnte ich aber noch einige Duzend ähnlicher größerer und kleinerer Unternehmungen anführen, welche ganz ebensolche Verhältnisse aufweisen. Von der einen sind die 500 Franken-Aktien auf 37, bei der andern auf 91 und bei einer dritten gar auf 29 Franken gefallen und auch zu diesem Preise dürfte das Papier bald viel zu theuer seyn. Von den vielen Unternehmungen und Anstalten die schon gänzlich abgethan sind, soll gar nicht die Rede seyn.

Bei all diesen Unternehmungen ist jedoch ein Ergebniß außer allem Zweifel: die Urheber und Leiter derselben sind reiche oder vielmehr überreiche Männer geworden, denn nur

Digitized by Google

einigen wenigen derſelben haben die Gerichte das Handwerk gelegt, und jene welche wirklich verurtheilt worden ſind, haben ſtets ihr Schäfchen in's Trockene gebracht. Dagegen ſind aber wiederum durch dieſe Unternehmungen Hunderttauſende von mehr oder weniger bemittelten Familien ganz verarmt oder doch ſehr heruntergekommen. Die Kluft zwiſchen der beſitzenden und nichtbeſitzenden Claſſe iſt gähnender, drohender geworden als je, und da an eine Ueberbrückung der Kluft durch das jetzige Syſtem nicht mehr zu denken, ſo muß dieſelbe nothwendig nach einer Kataſtrophe hindrängen, die fürchterlich werden dürfte. Es iſt wie geſagt die neuere Volkswirthſchaft, der die ganze Schuld aufgeladen werden muß. Der von ihr gepflegte Wahn, daß Bewegung, Umlauf der Werthe einer wirklichen Vermehrung der vorhandenen Werthe gleichkomme, und die daraus ſich folgernde Lehre, daß Credit klarer und wirklicher Reichthum ſei, ſind Schuld an dieſen die Grundfeſten der Geſellſchaft erſchütternden Umwälzungen. Alle die erwähnten unheilvollen Unternehmungen waren Creditanſtalten, von denen jede ſich irgend einen Zweck als Vorwand geſtellt; ſie brachten eine ganz ungewöhnliche, ich möchte ſagen unendliche Bewegung des Geldes hervor. Die Herren von der Volkswirthſchaft jeder Gattung prieſen die neuen Inſtitute deßhalb in allen liberalen Zeitungen und in allen Tonarten als das letzte Endziel alles Fortſchrittes; ſie ſind deßhalb die größten Mitſchuldigen. Ohne ſie und ihre bodenloſen, dabei aber verführeriſch geſchriebenen und anſcheinend wiſſenſchaftlichen Erörterungen über den Credit und die Volkswirthſchaft hätte das Publikum nicht ſo auf den Köder angebiſſen und den gewiſſenloſen Spekulanten ſein gutes Geld hingetragen. Gerade die gar zu hohen Erträgniſſe, von 10 bis 20 Procent, welche man in Ausſicht ſtellte und in den erſten Jahren auch wirklich ausbezahlte, hätten das Mißtrauen erwecken ſollen; nur die ganz erſtaunliche Kunſt der Anpreiſung, welche die liberalen Oekonomiſten in der Preſſe entwickelten und die durch dieſelbe Preſſe her-

vorgerufene Gedanken- und Urtheilsloſigkeit des ſogenannten gebildeten Publikums, das an alles glaubt woran das Aushängeſchild Fortſchritt angeheftet wird, konnten es dazu bringen das Mißtrauen des Spießbürgers zu überwinden und ihn in die Falle zu locken.

Mit dieſem Ausbeutungsſchwindel, in den auch die gewöhnlichen Eiſenbahn- und ſonſtige auf einer greifbaren Grundlage beruhenden Unternehmungen hineingeriſſen worden waren, gingen die ausländiſchen Anleihen, welche ebenfalls bis 10 vom Hundert und mehr als Zinſen verſprachen, und die großartigen Häuſerniederlegungen und Bauunternehmungen in Paris und in einigen großen Provinzialſtädten Hand in Hand. Jungitalien allein hat Frankreich um zwei Milliarden geſchröpft, wobei ihm wiederum die käufliche liberale und die Regierungs-Preſſe die wichtigſten, mit Gold aufgewogenen Handlangerdienſte geleiſtet. Nächſtens wird dieß immerhin noch pfiffige Bettelreich einen hübſchen Bankerott machen und damit wieder einige Hunderttauſend franzöſiſche Familien mehr oder weniger zu Grunde richten. Ein ſolches Sturzbad wird dieſe Familien freilich gründlich von jeglichem Nationalitätsfieber heilen. Aehnlich verhält es ſich mit andern ausländiſchen Anleihen welche hauptſächlich in Frankreich untergebracht wurden. Während der letzten zehn Jahre hat Frankreich für etwa 4000 Millionen Franken ausländiſche Staatspapiere gekauft: dieſe Summe iſt ſo ziemlich auf Nimmerwiederſehen aus dem Lande verſchwunden.

Bei dieſen Schwindel-Unternehmungen und Anleihen wurden aber eine Zeit lang wirklich die verſprochenen hohen Erträgniſſe und Zinſen ausgezahlt oder werden theilweiſe noch gezahlt und außerdem den Darleihern durch Prämien u. ſ. w. verſchiedene Vortheile geboten. Es iſt ſelbſtverſtändlich daß die Leute, welche ihre Einkünfte auf dieſe Weiſe um das Doppelte oder Dreifache ſteigen ſahen, und auf die von den Volkswirthſchaftlern geprieſene Sicherheit der betreffenden Unternehmungen und Borger vertrauten, auch um ſo viel

mehr ausgaben. Dazu die großartigen öffentlichen Arbeiten in Paris bei denen Tausende von Eigenthümern und Geschäftsleuten, welche ihr Eigenthum oder Geschäft gegen Entschädigung aufgeben mußten, ihr Vermögen verdoppelten, ja verzehnfachten und außdem etwa 100,000 Menschen einen um das doppelte bis fünffache gesteigerten Verdienst fanden. Man glaubt kaum wie bei all diesen Vorgängen mit dem Geld um sich geworfen wurde. Die nächste Folge davon war ein Luxus, eine Ueppigkeit, die sich von oben herunter bis auf die niedersten Classen erstreckte. Diesen Luxus und Ueberfluß kann man allenfalls, wenn auch schwer entbehren, aber die gleichzeitig eingetretene gewaltige Steigerung der Miethen und nothwendigsten Lebensbedürfnisse, welche nicht entbehrt werden können, ist in ihrem ganzen Umfange geblieben und durch die Ausstellung nur noch gesteigert worden. Dazu die seit Sadowa dauernde Geschäftslosigkeit. So erklärt sich das jetzt drohende Massenelend neben dem überschwänglichen Ueberfluß und der frechen Ueppigkeit einiger Hundert durch die erwähnten Schwindeleien bereicherter, dabei aber vor der Welt als fortschrittliche Ehrenmänner dastehender Schurken und Beutelschneider, deren Geschäfte zu groß sind, als daß sie ein gewöhnlicher Staatsanwalt übersehen könnte. Man hat überhaupt noch viel zu wenig darauf aufmerksam gemacht daß unsere moderne, liberal-fortschrittliche Gesetzgebung durchaus ungenügend ist um dem volkswirthschaftlich-liberalen Diebstahl im Großen beikommen zu können. Es liegt da noch eine höchst wichtige Aufgabe für christliche Gesetzeskundige der Zukunft vor.

Dazu kam noch der Handelsvertrag mit England welcher der französischen Gewerbthätigkeit harte Schläge versetzte, indem verschiedene Zweige derselben fast zu Grunde gingen. Dann die dießjährige schlechte Ernte, deren schlimme Folgen trotz aller schon getroffenen Vorsichtsmaßregeln nicht ausbleiben können. Frankreich muß mehrere Hundert Millionen baares Geld nach dem Ausland schicken um seinen Körner-

Bedarf zu decken und trotzdem wird das Brod (gegenwärtig schon etwa 2½ Silbergroschen das Pfund) theuer bleiben, so daß der arme Arbeiter kaum das trockene Brod wird bezahlen können. Also eine neue gefährliche Bresche in den ohnedieß schon verrotteten Wall des Nationalwohlstandes gerade in dem Augenblicke wo nach den Versicherungen der Oekonomisten Frankreich eine irdische Glückseligkeit und eine Wohlfahrt genießen sollte wie noch nie ein Land zuvor.

Die politische Unzufriedenheit wäre schon zu beschwichtigen. Denn so lange der Arbeiter Verdienst und billiges Brod hat, macht die politische Schwüle wenig Eindruck auf ihn. Man erinnere sich nur daß jeder französischen Revolution eine Theuerung voranging. Ihrerseits wissen die Pariser Arbeiter es noch sehr wohl, daß 1848 am Tag nach der Flucht Ludwig Philipps das Brod gerade um die Hälfte im Preise fiel und daß ihnen damals auch eine Vierteljahrsmiethe nachgelassen wurde. Die leibliche Noth welche in Frankreich, wo alles von der Regierung abhängt und ausgeht, auch um so eher auf die politischen Zustände und Einrichtungen zurückgeführt wird, ist stets der Hebel um die Volksmassen in Bewegung zu setzen. Gegenwärtig hat in Paris eine nur etwas zahlreiche Familie bei drei bis vier Franken täglichem Verdienst kaum etwas mehr als um trockenes Brod und eine kümmerliche Wohnung sich anschaffen zu können. Außerdem hat Napoleon durch seine bekannten Versuche der Lösung der socialen Frage oder vielmehr zur Organisirung der Arbeiterverhältnisse gar sehr zur Verbreitung gefährlicher Auffassungen der wirthschaftlich-politischen Verhältnisse sowie des socialistischen Gedankens beigetragen. Die socialistischen Arbeitercongresse in Genf und Lausanne, der sogenannte Friedenscongreß in Genf, der Congreß der socialen Wissenschaft in Gent und der Studentencongreß in Lüttich, wo überall die tollsten, blutdürstigsten Reden von Franzosen aus den verschiedensten Ständen gehalten wurden, haben zur Genüge dargethan, welche ruchlosen Umsturz- und

Digitized by Google

Blutgedanken in den französischen Massen gähren und sich immer mehr ausbreiten. In Frankreich selbst hätten die materialistischen Kundgebungen der tollen Studenten der medizinischen Schule doch Allen die Augen öffnen sollen.

Dieß ist nun aber bei der französischen Regierung durchaus nicht der Fall. Der jetzige Unterrichtsminister Duruy ist eine jener engherzig-eingebildeten, überaus anmaßenden Schulmeisterseelen deren Standpunkt nicht über die vier Wände der Schulstube hinausgeht, und welche glauben die Welt mit ihrer schalen Wissenschaft von Grund aus umgestalten, beglücken und regieren zu können. Deßhalb befördert der Mann auch alle ungläubigen Lehrer am liebsten, er hat namentlich die medizinische Schule materialisirt. An seiner Lieblingsschöpfung, der gewerblichen Normalschule in Cluny, woselbst Lehrer für die künftigen, ebenfalls Duruy'schen Gewerbschulen gebildet werden, ist ein Moralprofessor angestellt und im Programm, welches der Moniteur veröffentlichte, heißt es: Instruction morale et religieuse. Der Anstaltsgeistliche und Religionslehrer ist demnach nur eins jener Anhängsel welches man bei erster Gelegenheit über Bord werfen kann. Von den 250 meistens von Staats- und sonstigen Stipendien lebenden Zöglingen erfüllen höchstens 10 ihre Christenpflichten, von etlichen 50 Lehrern und Hilfslehrern — eine größere Vorschule ist mit der Anstalt verbunden — zusammen fünf, und darunter merkwürdigerweise der Direktor. Jedoch gehen der letztere und die Lehrer nicht in der Anstaltskirche zu den heiligen Sakramenten um keinen Gewissensdruck auf die Herren Zöglinge auszuüben! So weit hat man es im katholischen Frankreich gebracht.

Duruy erklärt es übrigens offen bei jeder Gelegenheit, und wer weiß nicht wie er überall Gelegenheit zum Redenhalten findet, daß sein Zweck auf die Entchristlichung der Schule, auf völlige Umwandlung derselben in eine Anstalt für humanitäre, revolutionäre, kurz fortschrittlerische Propaganda hinausgeht. Und, man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren

Digitized by Google

lassen, er thut sein Möglichstes in dieser Hinsicht, was viel sagen will indem er fast völlig freie Hand hat.

Ueberhaupt befindet sich kein einziger ordentlicher Katholik im Rathe des Kaisers, der seine Minister stets unter Protestanten, Juden und mehr oder weniger abgefallenen Katholiken herauszuwählen weiß. Deßhalb ist es für jeden Katholiken, der öffentlich seine Religion übt, außerordentlich schwierig in irgend einem Zweige der Verwaltung, der Justizpflege oder in der Armee voranzukommen. Die 1850 den Katholiken besonders hinsichtlich der Volksschule gemachten Zugeständnisse, durch welche diese für das Kaiserreich gewonnen wurden und so dessen Herstellung sicherten, drohen unter solchen Umständen sehr bald alle Bedeutung zu verlieren. Wegen all dieser Ursachen, wozu noch die schmähliche Behandlung des Papstes kommt, sehnen sich die Katholiken herzlich nach einer Besserung der Lage, nach einer Aenderung der Politik. Sie wissen sehr wohl daß die Wendung nur durch große äußere oder innere Ereignisse herbeigeführt werden kann, und deßhalb wünschen sie solche fast herbei, natürlich ohne deßhalb dergleichen gewaltsam hervorrufen zu wollen, wozu sie übrigens auch die Macht nicht hätten.

Ein Punkt, der noch ganz besonders schwer in die Wagschale fällt, ist die durch die jetzigen Verhältnisse des Ackerbaues entstandene Unzufriedenheit des Landvolks. Napoleon hatte vom Beginne seiner Regierung Alles angewendet sich der Bauern zu versichern, und es war ihm dieß auch ziemlich gelungen. Namentlich in den eigentlich fränkischen oder revolutionären Provinzen so wie im Elsaß, Lothringen und Flandern war das ganze Landvolk ordentlich für ihn begeistert. Er sicherte den Frieden im Innern, den Ruhm nach außen. Der vorhin geschilderte Finanzschwindel kam zum großen Theil den Bauern dieser Provinzen zu gute, welche ihre Erzeugnisse mittelst der vermehrten Eisenbahnen viel vortheilhafter als früher nach Paris, England u. s. w. verwerthen konnten. Die Bauern sind während der ersten

Digitized by Google

Regierungsjahre Napoleons reich geworden und dieß ist für sie ja bekanntlich eine Hauptsache. Daneben haben sie aber auch, fast nur auf Veranlassung der Regierungsbeamten die vielfach als Börsenagenten handelten, sich in das Börsengeschäft gemischt und Papierchen gekauft, darunter neben den immerhin noch hinreichende Sicherheit bietenden Staatspapieren auch Dingerchen von der schlimmsten Sorte, z. B. Aktien des Credit Mobilier welche ihnen meistens im Namen der Regierung aufgeschwatzt wurden und welche nun bald des Aufhebens nicht mehr werth seyn dürften.

Sodann haben die ungeheuren öffentlichen Arbeiten in Paris und auf verschiedenen andern Punkten den Bauern die Dank dem Zweikindersystem ohnedieß nicht besonders zahlreichen ländlichen Arbeiter noch mehr vermindert. Vor zwei Jahren hat man auch durch die von den amtlichen Oekonomisten herbeigeführte Aufhebung des Getreidezolls dem französischen Landbau um einige hundert Millionen geschadet, da er dadurch seine Erzeugnisse unter dem Selbstkostenpreis verkaufen mußte. Nun kommt die neue Heeresorganisation welche unbedingt geboten ist und welche die Regierung fast um jeden Preis durchführen muß; sie nimmt ihnen noch den Rest der Arbeitskräfte weg. Daneben müssen die Steuern auch erhöht werden, trotzdem dieselben schon hoch genug geschraubt sind. Jetzt erst wird man die Höhe der Abgaben empfinden und deßhalb unzufrieden werden, wenn nicht in allem Uebrigen schon Ursachen genug zur Unzufriedenheit vorhanden wären. Was aber bleibt der Regierung übrig, wenn sie auf diese Weise ihre festesten Stützen verliert? Man hat in Paris und den großen Städten und besonders auch im Ausland darüber die Achseln gezuckt oder sich gar darüber lustig gemacht, als Napoleon kürzlich mit so großem Aufwand von Umständlichkeiten eine großartige und allgemeine Verbesserung und Ausbau der Vizinalwege in Aussicht stellte. Erwägt man aber die Lage des Landvolks und das Verhältniß des Kaisers zu demselben, so wird man finden daß die Sache eine sehr ernste

Digitized by Google

Seite hatte. Napoleon hatte sich während der ersten Jahre seiner Regierung wirkliche Verdienste um den Landbau oder vielmehr um das Landvolk erworben; dasselbe ist dadurch ebenfalls dahin gekommen so ziemlich Alles von der Regierung zu erwarten; deßhalb mußte er bei der jetzigen schlimmen Lage der Bauern wiederum etwas für ihren Stand zu thun suchen.

In Paris sind nun auch die Zustände gänzlich unhaltbar geworden. Die Hunderttausende, welche dort seither auf Kosten der Regierung oder vielmehr des Landes üppig gelebt haben, wollen freilich immer noch weiter so fortleben. Die Regierung würde ihnen dieß Vergnügen sicher auch noch ferner sehr gerne gewähren, wenn es nur anginge; aber es wird bald nicht mehr gehen. Das Geld wird dazu fehlen, das Borgen wird schwierig, seitdem die Einnahmen des Staats angefangen abzunehmen, was doch ein höchst bedenkliches Zeichen des sinkenden Wohlstandes ist. Die durch die Regierungs-Unternehmungen und den amtlichen Börsenschwindel reich gewordenen Leute denken nicht daran dem Volke unter die Arme zu greifen, sondern nur daran ihren Raub in Ruhe auf die beste Weise zu genießen. So gibt diese Classe ein Beispiel das gefährlich auf die genußsüchtige Menge wirkt. Der vor Kurzem gestorbene jüdisch-protestantische Minister Fould, der über 150 Millionen hinterlassen, hat wie so viele andere vergessen die Regierung zu seinem Erben einzusetzen, und deßhalb kehrt nichts von dem wieder, was einmal aus dem Staatssäckel geflossen. Es muß demnach an Geld fehlen um die Mastkinder der Regierung noch weiter zu füttern.

Was nun thun? Aus Paris kann die Regierung ihre unersättlichen Schützlinge einmal nicht fortjagen nachdem sie dieselben hingezogen; aber wenn es einen tüchtigen Krieg gibt, dann gehen Tausende und abermals Tausende unters Militär und lassen sich am Ende todtschießen; andere Tausende ziehen sich nach ihren Provinzen zurück um dort den Sturm ruhig abzuwarten und dabei billiger die schlechte Zeit zuzubringen.

Nur muß der Krieg ein nationaler seyn, es muß sich um einen großen Einsatz — um die Rheingrenze handeln, dann ist jeder Franzose bis herab zu dem letzten zu außerordentlichen Opfern fähig. Jetzt noch einmal ähnliche Unternehmungen zu beginnen wie die italienische, wäre trotz aller wüthenden Hetzereien der käuflichen liberalen Presse etwas durchaus Unmögliches. Noch mehr. Es wird der Regierung schließlich unmöglich werden die weltliche Macht des Papstthums gänzlich fallen zu lassen. Bei dem letzten Garibaldischen Raubzug nach dem Kirchenstaat sprachen sich vierzehn Pariser Zeitungen, worunter nur sechs welche man als katholische Blätter bezeichnen kann, für die Einmischung zu Gunsten des Papstthums aus, während nur sieben im Solde Jungitaliens und früher auch Preußens stehende Blätter sich dagegen erklärten und die Abschaffung der weltlichen Herrschaft verlangten. Die Ueberzeugung daß letztere nothwendig und ein besonderes Interesse Frankreichs sei, hat sich in der letzten Zeit sehr verallgemeinert. Die jungitalienischen Tugenden der Gewissenlosigkeit, Frechheit und Undankbarkeit fangen an jeden halbwegs ehrlichen Menschen anzuekeln. Die Franzosen sehen ein daß sie in Italien nur die Betrogenen gewesen sind. Ob die Regierung dieß auch einsieht, mag dahin gestellt bleiben, gewiß ist aber, daß es ihr nicht gleichgültig seyn kann wenn ihre Fehler und Mißerfolge von dem Volke erkannt werden.

Man wird nun begreifen, warum die französische Regierung unbedingt und trotz aller ungünstigen Aussichten Krieg mit Preußen anfangen muß, bei dem es sich um Seyn oder Nichtseyn handeln wird. Im ganzen Volke, von oben herab bis zum letzten Arbeiter herrscht in dieser Hinsicht nur eine einzige Stimme und eine ganz gleiche Ueberzeugung. Dieser Krieg kann deßhalb nicht ausbleiben trotzdem die Regierung damit ihren letzten Trumpf ausspielt. Ich für meinen Theil glaube daß sie dabei zu Grunde gehen wird, indem das französische Heer in keinem Falle dem preußischen eine nam-

hafte Schlappe beibringen, viel eher ſelbſt eine oder die andere erleiden dürfte.

Das franzöſiſche Heer iſt nämlich ſeit den letzten fünfzehn Jahren ſehr heruntergekommen und befindet ſich gegenwärtig in ſittlicher und jeder andern Hinſicht auf einem Punkt unter den es kaum noch herunterſteigen kann. Ich muß hier etwas weiter ausholen.

(Schluß folgt.)

LII.

Der namhafte Gelehrte der Augsburger Allgemeinen Zeitung und der Martyrer Pedro Arbues de Epila.

Die „Allgemeine Zeitung" brachte am 6. Mai dieſes Jahres einen Artikel, in welchem in Betreff des jüngſt canoniſirten Pedro Arbues folgende Hauptſtellen vorkommen:

1) In dem Verzeichniß der zu Canoniſirenden „figurirt der Name eines Mannes, der bei der Einführung der ſpaniſchen Inquiſition als ein Hauptwerkzeug diente und ſein Andenken mit Blut in die Annalen derſelben einſchrieb, nämlich Don Pedro Arbues de Epila."

2) Als „die Inquiſition, wie in den übrigen Provinzen Spaniens, ſo um 1480 nun auch in Aragon eingeführt wurde, zeichnete ſich der genannte Arbues als einer der erbarmungsloſeſten Inquiſitoren aus."

3) „Die Inquiſition trat damals in ihrer gehäſſigſten

und unsittlichsten Gestalt, nämlich als Finanzquelle auf, da der königliche Fiskus durch Confiskation des Vermögens aller für schuldig Erklärten bereichert werden sollte."

4) „Den Angeklagten wurden weder die Namen ihrer Ankläger, noch die Anklage selbst mitgetheilt." — Dazu kommt 5) die Erklärung:

„Wir entnehmen diese Angaben nicht etwa einem kirchenfeindlichen Schriftsteller, sondern unser Gewährsmann ist der Großinquisitor Paramo... Dieser erzählt, daß in der Provinz (sic) Aragon 2000, in der Stadt Sevilla allein von 1485—1520 4000 Menschen verbrannt worden seien ... Die unglücklichen Opfer der Inquisition boten vergeblich große Geldsummen an, wenn man ihnen nur die gegen sie erhobenen Anklagen mittheilen wollte, damit sie der Denunciation gegenüber nicht ganz wehrlos daständen; die Stände von Aragon erhoben vergeblich Protest gegen dieses grausame und habgierige Verfahren. Da damit nichts erzielt wurde, so trieb die Verzweiflung zu einem Attentat gegen Arbues — dem einzigen Mittel das, nach der naiven Aeußerung Paramo's (S. 189), gegen diesen fanatischen Wütherich noch übrig gelassen war."

6) „Schon Paul III. wollte die Canonisation dieses Mannes vornehmen, aber das Resultat der Nachforschungen über die Art des Martyriums scheint damals nicht günstig befunden worden zu seyn."

7) „Bisher galt in der Kirche der Grundsatz Martyrem non facit poena sed causa. Aber für den Tod des Arbues liegt keine edle Ursache vor."

Einen Monat später kommt die Allgemeine Zeitung in einem Artikel „Rom und die Inquisition", nachdem inzwischen katholische Blätter gegen die Darstellung vom 6. Mai Einspruch erhoben hatten, nochmal auf Arbues zu sprechen und läßt nun den Historiker Blancas mit „dürren Worten" erzählen: daß Arbues „wegen seines heftigen Vorgehens in der Sache der Juden (d. h. der im Verdacht einer geheimen Hinneigung zum Judenthum Stehenden) den bittersten Haß der-

Digitized by Google

ſelben auf ſich zog. Tag und Nacht ſeien dieſe von großer Angſt gepeinigt worden; denn Arbues habe täglich zu Saragoſſa Gericht gehalten, fleißig, klug und aufmerkſam in der Entſcheidung der Fälle."

Ferner heißt es in dieſem Artikel: „Nach der allgemein recipirten Doktrin, wie ſie Benedikt XIV. in ſeinem berühmten Werk von der Canoniſation (III. 16, 3) ausführlich entwickelt hat, iſt nur derjenige als Martyrer zu betrachten, welcher durch einen freien Entſchluß ſeines Willens entweder für das Bekenntniß des katholiſchen Glaubens, oder doch wenigſtens für die Uebung einer durch den Glauben gebotenen Tugend den Tod erduldet hat. Aber man wird nicht behaupten können daß Arbues für das Bekenntniß des katholiſchen Glaubens geſtorben ſei; denn Niemand muthete ihm die Verläugnung deſſelben zu; er fiel vielmehr meuchlings, weil er durch ſein blutiges Geſchäft das bedrängte Volk zur Verzweiflung brachte."

Zu allem Dieſem kommt noch hinzu, daß in den Beilagen zur Allg. Zeitung vom 2. und 3. Auguſt des Arbues nochmal gedacht wird, wobei beſonders die ihm zugeſchriebenen Wunder behandelt werden.

Zu gleicher Zeit mit den letztgenannten zwei Artikeln erſchien in der Civiltà Cattolica in Rom eine in der Sache ſehr gediegene Widerlegung der gegen Arbues geſchleuderten Anſchuldigungen in zwei Artikeln, von denen der eine am 3., der andere am 17. Auguſt veröffentlicht wurde. Soweit dieſe beiden Artikel die Sache behandeln, habe ich dieſelben meiner Arbeit zu Grunde gelegt, im Weitern aber und theilweiſe auch hier die einſchlägigen Quellen ſelbſt eingeſehen. Das Reſultat welches ich daraus gewonnen habe, läßt ſich kurz in den Satz zuſammenfaſſen: Der „namhafte katholiſche Gelehrte" der Allg. Zeitung hat den wirklichen Thatbeſtand in einer Weiſe entſtellt, daß man faſt ſagen muß, er habe ſo viele Entſtellungen geliefert, als er Sätze ausgeſprochen hat. Das wird ſich im Nachfolgenden zur Genüge zeigen.

Zunächſt müſſen im Vorbeigehen zwei minder bedeutende Unrichtigkeiten gerügt werden, deren ſich der „namhafte Gelehrte“ ſchuldig macht. Er nennt Aragon eine Provinz, während doch jedem Hiſtoriker bekannt ſeyn muß, daß es ein Königreich war; ferner iſt bei ihm Paramo Großinquiſitor, während derſelbe nur Inquiſitor in Sicilien war. Auch das muß bemerkt werden, daß der erſte Artikel die Inquiſition um 1480 in Aragon eingeführt werden läßt, der vom 2. Auguſt dem Arbues eine ſechzehnmonatliche Wirkſamkeit (vom 4. Mai 1484 bis 15. September 1485) zuſchreibt, während beides unrichtig iſt, da die Inquiſition nicht um 1480, ſondern durch Ernennung der Inquiſitoren am 4. Mai 1484 eingeführt wurde, die Wirkſamkeit der Inquiſitoren aber erſt nach dem 19. September 1484 begann.

Doch gehen wir auf die Sache ſelbſt näher ein. Unſer Gelehrter beruft ſich in ſeinem erſten Artikel auf Paramo, ſo daß es ſcheinen möchte die ſcharfen Ausdrücke, mit welchen Arbues charakteriſirt wird, rührten von Paramo her. In einem ſpäteren Artikel ſagt er ſelbſt, ohne aber das vorher Ausgeſprochene zu widerrufen oder zu modificiren, Paramo wiſſe nur Gutes und Löbliches von der Inquiſition zu erzählen, weßhalb denn die Ausdrücke: „fanatiſcher Wütherich“, „einer der erbarmungsloſeſten Inquiſitoren“, „ein Mann der zu den blutdürſtigſten Inquiſitoren gehört“, „blutiges Geſchäft“ und was Dergleichen mehr iſt, unſerm Autor, nicht dem Paramo auf Rechnung geſchrieben werden müſſen. Aber die Thatſachen, wird man fragen, werden doch wohl dem Paramo entnommen ſeyn, auf welche ſich jene harten Ausdrücke ſtützen? — Keineswegs.

Für's Erſte fehlt der Beweis, daß Pedro Arbues ſein Andenken mit Blut in die Annalen der Inquiſition einſchrieb, gänzlich. Allerdings will der „namhafte katholiſche Gelehrte“ den Beweis hiefür liefern, da er den Paramo erzählen läßt, in der Provinz Aragon ſeien 2000 Menſchen verbrannt worden. „Wir haben, heißt es in der Civiltà Cattolica Ser. VI. Vol. XI.

p. 282, im Paramo den Text dieser Erzählung gesucht (denn der Anonymus citirt hier keine Seite), aber vergebens. In dem Capitel in welchem er eigens De Inquisitione Regni Cathaloniae et Aragoniae spricht (p. 177—185), geschieht davon mit keiner Sylbe Erwähnung; vielmehr unterläßt er, während er bei Erwähnung der Inquisition der andern Gegenden die Zahl der Verurtheilten annähernd angibt, hier bei Besprechung des Reiches Aragon und der Zeiten des Arbues die Angabe einer ähnlichen Zahl gänzlich. Die 2000 in Aragon lebendig Verbrannten sind demnach ein purer Traum unseres Autors." Aber woher kommt denn diese Angabe von 2000 Verbrannten? Nun, Paramo gibt an, daß in verschiedenen Gegenden Castiliens zu verschiedenen Zeiten circa 2000 Häretiker verbrannt worden seien, und dieß scheint der „namhafte Gelehrte" in seinem Eifer gegen Arbues auf Aragon übertragen zu haben. Somit wird durch diese Angabe der Blutdurst des Arbues nicht bewiesen. Ja noch mehr, in dem ganzen Paramo, auf 886 Seiten, findet sich kein Wort, daß Arbues nur einen einzigen Häretiker dem Feuertode überantwortet hat.

Aber die Anklage wird wohl wahr seyn, daß die Inquisition damals in der gehässigsten Gestalt auftrat, als Finanzquelle nämlich, da der königliche Fiskus durch Confiskation des Vermögens aller für schuldig Erklärten bereichert werden sollte. Auch hiefür will Paramo nicht Zeugniß geben. Allerdings spricht er von Vermögens-Confiskation der Verurtheilten; aber davon weiß er nichts, daß dieß zur Bereicherung des Fiskus geschehen sei, sondern er spricht sich wiederholt lobend über Ferdinand und Isabella aus, daß sie nach Abzug der Unterhaltungskosten für die Inquisition, für arme Angeklagte und die erforderlichen Beamten das Uebrige auf Spitäler, Kirchen, Klöster und zu andern frommen Zwecken verwendeten. Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung muß der „namhafte katholische Gelehrte" selbst erzählen, Isabella habe versichert, sie behalte für sich von dem confiscirten Vermögen keinen

Digitized by Google

Maravedi; aber sie meinte nach ihm: es werde ja alles zu Staatszwecken und zum Wohle der Christenheit verwendet. Woher er das weiß, sagt er nicht, von Paramo jedenfalls nicht; er müßte denn nur die oben angegebenen Arten der Verwendung unter diese zwei Begriffe zusammenfassen.

Auch das weiß er nicht von Paramo, daß den Angeklagten weder die Namen ihrer Ankläger noch die Anklage selbst mitgetheilt worden sei. Denn Paramo hätte ihn belehrt, daß sich die Inquisitoren, denen ein Rath von rechtsgelehrten Beisitzern zur Seite stand, bei den Processen an die Regeln des Rechtes halten mußten und hielten (juris limites in processibus faciendis adversus reos non excedebant p. 139), daß sie nicht nach Willkür, sondern nach den Vorschriften des Rechtes auf Grund von Beweis (secundum allegata et probata) ihr Urtheil zu fällen hatten. Wenn unser Autor dennoch angibt, die unglücklichen Opfer der Inquisition hätten vergeblich große Geldsummen angeboten, wenn man nur die gegen sie erhobenen Anklagen mittheilen wolle, damit sie der Denunciation gegenüber nicht völlig wehrlos dastünden: so ist das eine Angabe, über die man nicht genug staunen kann. „Clamabant, so heißt es bei Paramo, nimis asperum atque iniquum esse, attestationes testium reis non publicari.“ Hier ist nur der Beschwerde gedacht, daß man den Angeklagten die Zeugenaussagen nicht mittheile; von einem Nichtmittheilen der Anklage ist keine Rede.

Aber unmittelbar an die eben gekennzeichnete Darstellung knüpft unser Gelehrter die bestimmte Angabe: „Die unglücklichen Opfer der Inquisition boten vergeblich große Geldsummen an, wenn man ihnen nur die gegen sie erhobenen Anklagen mittheilen wollte.“ Sagt Paramo davon etwas? Auch nicht. Er berichtet, die judaisirenden Convertiten hätten Ferdinand und Isabellen, besonders aber letzterer eine ungeheure Summe Geldes angeboten, um zu erwirken, daß die Güterconfiskation aufgehoben werde (ingentem pecuniae vim Regibus ac praesertim Reginae offerunt, ut articulus ille con-

Digitized by Google

fiscationis abrogaretur). Liest man ferner die weiteren Worte: „Die Stände von Aragon erhoben vergeblich Proteſt gegen dieſes grauſame und habgierige Verfahren", Worte welche in ihrer unmittelbaren Anreihung an das eben Erwähnte beſagen, daß auch die Stände gegen Nichtangabe der Anklage proteſtirt hätten — liest man dieſe Worte und vergleicht damit Paramo's Text, dann kann man ſich in der That nicht genug über die Unverſchämtheit ſolcher Fälſchungen wundern. Denn Paramo ſagt auch hievon kein Wort, ſondern gibt nur an, die Stände hätten deßwegen Geſandte an den König geſchickt, weil ihnen die Convertiten immer mit der Behauptung in den Ohren lagen, daß ihre Freiheit und ihre Privilegien auf dem Spiele ſtünden (quoniam populares libertatis ac privilegiorum regni jactura, quae amitti conversi jactabant, non parum commovebantur, consecuti sunt, ut qualuor Status, in deputationis domo, ubi de gravioribus regni causis disceptatur, convocati, legatos ad Regem mittant).

Doch das Stärkſte iſt, was über die Ermordung des Arbues dem Paramo in den Mund gelegt wird. Es „trieb die Verzweiflung zu einem Attentat gegen Arbues, dem einzigen Mittel, das nach der naiven Aeußerung Paramo's gegen dieſen fanatiſchen Wütherich noch übrig gelaſſen war." Hienach hätte Paramo den Meuchelmord an Arbues gebilligt, hätte er denſelben das einzige Mittel genannt, welches gegen den fanatiſchen Wütherich noch übrig gelaſſen war. Von all dem iſt kein Wort wahr. Folgendes berichtet vielmehr Paramo: „Sie ſprachen von der ſicheren Hoffnung ihr Ziel zu erreichen, und auf teufliſche Eingebung hin beſchloſſen ſie das was öfter in ihren Zuſammenkünften beſprochen worden war, nämlich daß ſie den Inquiſitor Peter Arbues de Epila, den Martin de la Raga, Aſſeſſor des heiligen Officiums, und den Petrus Frances, oder doch diejenigen von dieſen bei welchen ſie es vermöchten, tödteten; ſie übertrugen dieſes Geſchäft einem gewiſſen Johann de la Abadia, einem aufrühreriſchen und höchſt verdorbenen Menſchen, der ſich ähn-

zed by Google

liche Schanddiener beigeſellte (jactabant tamen bonam esse spem rei conficiundae, ac diabolica instigatione, quod saepius in eorum conventiculis ventilatum fuerat, nempe ut Inquisitorem Petrum Arbues de Epila, Martinum de la Raga assessorem sancti officii, et Petrum Frances, vel ex iis quos possent, occiderent, deliberarunt; eo munere cuidam Joanni de la Abadia, seditioso ac petulantissimo homini, demandato, qui ejus flagitii ministros sibi simillimos copulavit etc.)." Im weiteren Verlaufe der Erzählung nennt Paramo unſern Arbues einen heiligen Inquiſitor, einen heiligen Martyrer, ſpricht von ſeinem heiligen Leibe. Man ſieht hieraus zur Genüge, wie der „namhafte katholiſche Gelehrte" durch ſeinen eigenen Gewährsmann Lügen geſtraft wird.

Bisher wurde nur Paramo als Ankläger des Arbues beigezogen; in einem neuen Artikel vom 4. Juni wird auch noch Blancas angeführt, der gleichfalls ein Verdikt gegen denſelben geſprochen haben ſoll. „Hören wir aber den angezogenen Hiſtoriker Blancas ſelbſt über das Auftreten des Arbues, ſo erzählt derſelbe ſelbſt mit dürren Worten: daß er wegen ſeines heftigen Auftretens in der Sache der Juden (d. h. der im Verdacht einer geheimen Hinneigung zum Judenthum Stehenden) den bitterſten Haß derſelben auf ſich zog. Tag und Nacht ſeien dieſe von großer Angſt gepeinigt worden; denn Arbues habe täglich in Saragoſſa Gericht gehalten, fleißig, klug und aufmerkſam in Entſcheidung der Fälle." So der Gelehrte der Allgemeinen Zeitung. Sollte etwa auch hier wieder Fälſchung oder Entſtellung vorliegen? Wir wollen ſehen.

Blancas iſt zunächſt voll des Lobes für Arbues. Er ſagt von ihm (Hispania illustrata tom. 3 p. 706) und von ſeinem Mitinquiſitor Jeglar: „Fuerunt egregii duo et praestantes viri. Den Arbues ſpeciell bezeichnet er als vir quidem justus et optimus, singulari bonitate et modestia praeditus; inprimisque sacris literis excultus et doctrina. Dann fügt er bei, er würde es für unrecht halten über eine That

mit Stillschweigen hinwegzugehen, welche von verruchten und sakrilegischen Händen verbrecherischer Menschen begangen worden sei. Dieses Lob und diese Ehrfurcht gegen Arbues deutet schon an, daß das vehementer invehi nicht den tadelnden Begriff eines „heftigen Auftretens" hat, sowenig als das Ciceronianische vehementissime displicet mit „es mißfällt mir aufs heftigste" übersetzt werden darf.

Wichtiger indeß als dieser Punkt, ist der Umstand, daß der „namhafte katholische Gelehrte" die Stelle aus Blancas zu Ungunsten des Arbues verstümmelt hat. Die Stelle heißt nämlich: „Hic itaque Petrus Arbuessius cum pro suscepto munere in Judaeorum causam vehementer inveheretur: perditae illorum multitudini in acerbissimum odium venire coepit. Ipsi enim, maleficiorum suorum conscientia stimulati, vehementer horrebant, quorsum haec esset inquirendi in eos instituta ratio eruptura." Es ist also, wie wir sehen, das perditae illorum multitudini unübersetzt geblieben, was gewiß dem Berichte des Blancas eine andere Färbung gibt als unser Autor erscheinen läßt. Dann ist das von Blancas angegebene Motiv der Furcht der judaisirenden Convertiten, das Bewußtseyn der Frevelthaten gar nicht erwähnt. Nachher kommt Blancas nochmal auf die Sache zu sprechen, erwähnt die Angabe daß das Leben der in Rede stehenden Juden flagitiosa ac turpis gewesen sei, und fügt bei, daß sich bei Vielen verabscheuungswürdige Verbrechen theils nach eigenem Geständnisse theils durch Ueberführung herausgestellt hätten (multorum ex ipsis accusationes, graviter tractatae, ad extremum nefariis confessionibus ac deprehensionibus detestabilium scelerum fuerant conclusae). Von all dem weiß der „namhafte katholische Gelehrte" nichts. Erfüllen derlei tendenziöse Auslassungen nicht das Maß einer Fälschung?

Aber der Mann, der schon in seiner bisherigen Darstellung ein so seltsames Geschick zur Entstellung der Wahrheit gezeigt hat, begnügt sich hiemit noch nicht, sondern gibt unter Bezugnahme auf Benedikt XIV. der Kirche auch zu

zed by Google

verſtehen, wie ſie bei Canoniſirungen verfahren ſolle. Im Artikel vom 4. Juni heißt es nämlich: „Nach der allgemein recipirten Doktrin, wie ſie Benedikt XIV. in ſeinem berühmten Werk von der Canoniſation (III. 16, 3) ausführlich entwickelt hat, iſt nur derjenige als Martyrer zu betrachten, welcher durch einen freien Entſchluß ſeines Willens entweder für das Bekenntniß des katholiſchen Glaubens, oder doch wenigſtens für die Uebung einer durch den Glauben gebotenen Tugend den Tod erduldet hat. Aber man wird nicht behaupten können daß Arbues für das Bekenntniß des Glaubens geſtorben ſei; denn Niemand muthete ihm die Verläugnung deſſelben zu; er fiel vielmehr meuchlings, weil er durch ſein blutiges Geſchäft das bedrängte Volk zur Verzweiflung brachte."

Was von dem bedrängten Volke und dem blutigen Geſchäfte gilt, iſt ſchon aus dem Geſagten erſichtlich. Aber auch mit andern Aufſtellungen hat es eine eigene Bewandtniß. Hätte der „namhafte Gelehrte" den Canoniſten Benedikt XIV. richtig wiedergegeben, ſo müßten nicht nur die unſchuldigen Kinder aus dem Kalender geſtrichen werden, die ja nicht „durch einen freien Entſchluß" ihres Willens für den Glauben geſtorben ſind, ſondern wohl auch noch andere Martyrer, voran der Apoſtel der Deutſchen, der heilige Bonifacius welchem auch nicht die Verläugnung des Glaubens zugemuthet, welcher vielmehr von den Frieſen verrätheriſcher und hinterliſtiger Weiſe ermordet wurde. Doch laſſen wir dieſe Feinheiten bei Seite und ſehen wir, ob Benedikt XIV. wirklich gegen die Canoniſation des Arbues angerufen werden kann.

Hier begegnen wir nun der ſeltſamen Erſcheinung, daß der nämliche Benedikt XIV., welcher eine Lehre aufſtellen ſoll nach der Arbues nicht canoniſirt werden dürfte, an mehreren Stellen (I. 17, 8 und 9; 24, 6; 27, 4 und 9; 30, 4; III. 13, 12 u. ſ. w.) von Arbues ſpricht und nicht bloß zugibt, daß Arbues wirklich Martyrer war, ſondern auch den Grund angibt, warum er dieß war. Unſer Gelehrter hat nun hievon nichts geſehen; ja er hat ſich, indem er von der causa

martyrii ſpricht, begnügt, lib. III. cap. 16, num. 3 aus Benedikt XIV. zu citiren, wo nur von der freiwilligen Annahme des Todes die Rede iſt, während doch lib. III. 1 und 2 de causa martyrii quoad persecutorem et tyrannum handelt und lib. III. 19 de causa martyrii ex parte martyris, wo alſo das zu finden geweſen wäre, was man bei der Beſprechung der causa martyrii gerade braucht.

Hier nun wird in Betreff der causa martyrii ex parte martyris auseinander geſetzt, daß fides credendorum vel agendorum erforderlich iſt, d. h. Bekenntniß oder Predigt der katholiſchen Lehre, oder Ausübung einer Tugend welche vom Glauben geboten oder gerathen iſt. Daß Arbues aus einem ſolchen Grunde geſtorben iſt, da er wegen Verfolgung der Häreſie, alſo wegen eines Werkes zum Schutze des Glaubens den Tod erlitten hat, das iſt dem Canoniſten Benedikt XIV. nicht im mindeſten zweifelhaft. Und auch über die freiwillige Annahme des Todes von Seite des Arbues beſteht kein Zweifel, da die Bollandiſten ausdrücklich berichten, er habe nach Empfang der Todeswunden Gott gedankt, daß er für Vertheidigung des Glaubens ſterben dürfe, und er habe für ſeine Mörder gebetet. Acta Sept. V. 734.

Noch muß übrigens der Satz gewürdigt werden: „Schon Paul III. wollte die Canoniſation dieſes Mannes vornehmen, aber das Reſultat der Nachforſchungen ſcheint damals nicht günſtig befunden worden zu ſeyn. Wie geſchieht es nun, daß man jetzt darauf zurückkommt“ . . .? — Damals, als dieſer Artikel geſchrieben wurde, mag wohl der „namhafte Gelehrte“ noch nicht gewußt haben, daß das Reſultat der Unterſuchungen ein günſtiges war, was ein Beweis wäre, mit welchem Leichtſinn er an die Behandlung einer ſo weithin wirkenden Frage ging. In ſeinen Nachtragsartikeln vom 2. und 3. Auguſt weiß er davon. Es hatten nämlich die Unterſuchungen, welche Paul III. im Jahre 1537 anſtellen ließ, keineswegs zu einem ungünſtigen Reſultate geführt; aber die Fortſetzung des Proceſſes unterblieb wegen des Dazwiſchen-

tretens kriegerischer Ereignisse. Nachher wurde der Proceß wieder aufgenommen, und am 25. September 1663 erging der Ausspruch der Congregation der Riten, man könne sicher zur feierlichen Canonisation schreiten. Dazu ist man nun im Juni dieses Jahres geschritten.

Bisher sind wir in der Hauptsache der Beweisführung der Civiltà Cattolica gefolgt, welche am Schlusse bemerkt, sie werde nochmal auf die Sache zurückkommen, wenn der Gelehrte aus Franken der Ankündigung vom 13. Juli in der Allg. Zeitung gemäß den Beweis für seine Aufstellungen liefern werde. Daß das italienische Blatt dieß thun werde, ist nicht wohl anzunehmen, da in den Artikeln vom 2. und 3. August nichts wesentlich Neues beigebracht ist. Daß der von den Bollandisten gebrauchte Ausdruck acerrimus persecutor haeresum nichts für Arbues Nachtheiliges enthält, weiß Jeder dem nicht unbekannt ist, daß die Kirche auch heute noch die Häresien ausgerottet wünscht, und zwar aus Liebe zu Gott und den Menschen. Auch daß severitas mit „Härte" statt mit „Ernst" oder „Strenge" übersetzt wird, hat wenig zu bedeuten, und ebenso ein paar andere Kleinigkeiten.

Wichtiger ist übrigens doch das Folgende. Der „namhafte Gelehrte" erzählt, Arbues sei gemahnt worden, „sein Amt niederzulegen oder von seiner Härte abzustehen". Er citirt hiefür S. 733 und 753 der Bollandisten. Aber nirgends ist hier von einer Mahnung, Arbues möge von seiner Härte abstehen, die Rede, obwohl viermal von der Entdeckung des Mordanschlages gesprochen wird. Wir haben es also hier wieder mit einer Fälschung zu thun.

Weiter! Nach Ermordung des Arbues erschien zweimal zu verschiedenen Zeiten wunderbarer Weise an der Stelle, wo der Mord stattgefunden hatte, das Blut wieder ganz frisch. Darüber müssen wir unsern Gelehrten hören und dann mit seiner Erzählung die Darstellung in den Bollandisten mit den notariell beglaubigten Urkunden vergleichen. Erstere Erzählung nun lautet:

„Dieſe (die Blutflecken) waren nämlich bald verſchwunden oder unſichtbar gemacht (die Jeſuiten meinen: man habe ſie hinweggewiſcht); aber um die Zeit ſeines Begräbniſſes wurden ſie wieder ſichtbar, und das Blut ſah recht friſch aus... Das Volk kam, rief: Wunder! tauchte Tücher und Papierſtücke in das naſſe Blut, und nach einer Verſicherung verwandelten ſich dieſe Blutflecken ſpäter in Roſen und andere röthliche Blumen. Da die Sache das erſtemal ſo gut ging, wiederholte ſich das Wunder zwölf Tage ſpäter. Die Geiſtlichen in der Kirche verhüllten erſt den in den Kirchenſtühlen befindlichen Chorknaben die Köpfe, enthüllten dann die mit einem wollenen Tuche bedeckte Stelle, wo früher das Blut geſehen worden, und — es war wieder friſch ausſehendes Blut in ziemlicher Quantität da. Wieder wurde das Volk ſchnell herbeigerufen, das mit großer Erbauung, und nunmehr durchdrungen von der ſo augenſcheinlichen Gottgefälligkeit der Inquiſition, ſeine Tücher und Papierſchnitzel abermals eintauchte. Der Jeſuit Mariana meint freilich: es möchten da wohl ludibria oculorum ſtattgefunden haben — mit Unrecht, es waren eher ludibria der Hände als der Augen . . . Auf Befehl des Inquiſitors Talavera und auf Verlangen des Fuentes, Fiskalprokurators der Inquiſition, wurde von einem Notar über das Wunder mit dem Blute ein Protokoll aufgenommen und nach Rom geſandt, wo die Congregation daſſelbe vollkommen zuverläſſig fand.“ Nicht wahr, ein hübſcher Theatercoup.

Wollen wir dieſer Erzählung, welche mit Bezugnahme auf die Bollandiſten und die in Rom vorgelegte Denkſchrift, von welcher die Bollandiſten Auszüge geben, abgefaßt iſt, die Darſtellung der Bollandiſten mit einigen Bemerkungen gegenüber ſtellen. Die ausführlichere Erzählung lautet:

„Es wurde ſowohl am erwähnten fünfzehnten Tage, als auch am ſechzehnten und heutigen (17.) des Monats und Jahres, welche voran angegeben ſind, der erwähnte Ort, an welchem das Blut vergoſſen worden war, von ſehr vielen

Digitized by Google

und verschiedenen Personen aus dem Klerikal- und aus dem Laienstande gesehen, beschaut und sehr genau untersucht, wobei kaum bemerkt werden konnte, daß eine Spur von Blut da sei; und wenn etwas bemerkt wurde, so war es so viel wie nichts, und die Farbe des erwähnten Blutes war ganz verschwunden; und es war so vertrocknet, daß es unmöglich war, mit Papier oder einem Stücke Linnen oder Wolle oder mit etwas Anderm etwas von diesem Blute aufzufassen. So erzählten und beglaubigten öffentlich viele und verschiedene Christgläubige. Ehe ich weiter fahre, mag, weil es schwer glaublich scheint, daß das Blut an dem nämlichen Tage, in dessen Nacht es vergossen worden war, so sehr verschwunden sei, die Bemerkung hingehen, es sei dasselbe wahrscheinlich damals schon weggewischt gewesen, sei es wegen Reconciliation der Kirche, sei es auf Befehl des Erzbischofs-Prorex oder der Magistrate, damit dessen Anblick das Volk, welches, wie gesagt, wegen Ermordung des Martyrers gegen die Juden sehr aufgebracht war, nicht noch mehr erbitterte. Wenn man es nicht vielleicht einem neuen Wunder zuschreiben muß, daß jenes Blut so schnell verschwunden war. Ich will in der Erzählung fortfahren.

„Es war nun damals am erwähnten 17. Tage nach Anordnung der göttlichen Majestät, damit die Erinnerung an den erwähnten ehrwürdigen Vater, den Magister Petrus de Arbues, sonst Epila, Inquisitor für den heiligen Glauben, mehr bekräftigt würde (folgt eine Nebenbemerkung), das erwähnte Blut am erwähnten Orte vor dem Chore der erwähnten Kirche, in welcher es vergossen worden war, wieder zum Vorschein gekommen und floß, wie wenn es erst frisch vergossen worden wäre. Da lief das ganze Volk schnell hin, um von dem Blute aufzufassen, Einige mit Papier, Andere mit einem Stücke Linnen und mit verschiedenen andern Dingen . . . Weil nun das Erwähnte offenbar zur Erhöhung des heiligen christlichen Glaubens, zur Ehre und zum Ruhme der Christgläubigen, zur Vertheidigung des christ-

lichen Glaubens und zur Beſchämung der Verfolger deſſelben und anderer Böſen zu dienen ſchien, und weil das Gedächtniß vergeßlich iſt, ſo ließ, damit über das Vorerwähnte, über einen ſo wichtigen, höchſt wichtigen Vorgang für immerwährende Zeiten ein Andenken bewahrt werde, der ehrwürdige Magiſter Martinus Garſia, der heil. Theologie Profeſſor, Canonikus an der erwähnten Kirche zu Saragoſſa, als Prokurator der Canoniker des ſehr verehrungswürdigen Capitels der genannten Kirche durch mich den Notar und die unten bezeichneten Zeugen eine Beſichtigung vornehmen und das erwähnte Blut unterſuchen und über das Vorerwähnte ein öffentliches Inſtrument ausfertigen. Und ich Petrus Lalueza Notar nahm damals weißes Papier in die Hand in Gegenwart der unten bezeichneten Zeugen und einer ſehr großen Menge Volkes, welche in großer Aufregung an dem erwähnten Orte verſammelt war" (es heißt nicht, das Volk ſei herbeigerufen worden) „um das erwähnte Blut zu ſehen und von demſelben zu erhalten, zeigte das erwähnte weiße Papier öffentlich und legte es dann nieder (hier fehlt in der Urkunde etwas) und berührte mit demſelben die Erde an der Stelle, wo das erwähnte Blut war; und ich faßte mit demſelben ſogleich von dem erwähnten Blute auf, und das erwähnte Papier wurde davon gefärbt, und ich zeigte es öffentlich den unten verzeichneten Zeugen und Allen die ringsum ſtanden."

Am Ende des Inſtruments ſind ſieben Zeugen verzeichnet, und iſt das Siegel des Notars beigefügt. **Sig†num mei Petri Lalueza, notarii publicii civitatis Caesaraugustae etc.**

Zwölf Tage ſpäter erneuerte ſich das Wunder, und es wurde daſſelbe wieder von dem Notar bezeugt, der eigens bemerkt, er habe nebſt den Zeugen und vielen andern Umſtehenden das Blut mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet (**bene, attento et cum maxima attentione recognovimus et perspeximus**). Hier wird noch erwähnt, daß bei Abbetung des Pſalmes Deus laudem meam ne tacueris und den ſonſt damit verbundenen Ceremonien die Chorknaben mit ſchwarz

verhülltem Kreuze und Gesichte zugegen waren zum Ausdrucke der Trauer über den verübten sakrilegischen Mord (p. 736), ein Ritus der ein Jahr lang beobachtet wurde. Der Ort selbst, wo sich die Blutflecken das erstemal gezeigt hatten, war zur Verhütung der Unehrerbietung gewöhnlich mit einem wollenen Tuche bedeckt. Bei Wegnahme desselben zeigte sich am zwölften Tage nach der ersten Bluterscheinung das Blut neuerdings.

Mit dieser Darstellung der Bollandisten vergleiche man die einzelnen Momente der Erzählung unseres Gelehrten. Nach den frivol hingeworfenen, durch nichts begründeten Worten „da die Sache das erstemal so gut ging, wiederholte sich das Wunder zwölf Tage später", erzählt er von Verhüllung der Köpfe der in den Chorstühlen (von solchen weiß der Bericht nichts) befindlichen Chorknaben durch die Geistlichen, ohne im geringsten Erwähnung davon zu thun, daß dieß der Trauerritus gewesen sei, so daß man gar leicht auf den Gedanken geführt wird, man habe den Knaben unmöglich gemacht, ein vorzunehmendes Gaukelspiel zu sehen. Und ein Gaukelspiel mochte ja das Ganze seyn; denn „der Jesuit Mariana, erzählt unser Gelehrter, meint freilich: es möchten da wohl ludibria oculorum stattgefunden haben — mit Unrecht, es waren eher ludibria der Hände als der Augen." Die Aeußerung Mariana's soll gewissermaßen die Stütze des daran geknüpften Schlußurtheils unseres Gelehrten seyn; darum müssen wir dieselbe näher betrachten.

Sie lautet: „Man sagte, daß sein (des Arbues) vergossenes Blut während jener ganzen Zeit in Wallung war, wenn nur nicht der Fall da war, daß die Augen sich täuschten, oder die Beschauenden sich eine ungegründete Vorstellung machten." Hier kommt zweierlei zu bemerken. Erstens ist gar nicht richtig, daß Mariana meint, es hätten ludibria oculorum stattgefunden; er erzählt das Wunder nur mit der Restriktion, daß man dasselbe nicht unbedingt annehmen müsse, da die Möglichkeit der Täuschung nicht ausgeschlossen

Digitized by Google

ſei. Der „namhafte katholiſche Gelehrte“ hat alſo den Mariana nicht richtig wiedergegeben, wobei ihm noch das Sonderbare begegnet, daß er dießmal dem angehängten Nachſatze der vorangehenden Erzählung gegenüber das Hauptgewicht beilegt, während er bei der oben angeführten Erzählung von der Blutwegwiſchung dem vorangehenden Bericht gegen ein nachfolgendes ganz ähnliches Bedenken Geltung zuſpricht. Zweitens zeigt ſich hier Mariana, wie ſchon die Bollandiſten bemerken, ſchlecht unterrichtet; er erzählt nur nach Hörenſagen (dixose) und erzählt, daß das Blut *während jener ganzen Zeit* in Wallung geweſen ſei, während die authentiſchen Berichte nur von einem zweimaligen, zwölf Tage auseinander liegenden Erſcheinen des Blutes ſprechen. Wenn aber dennoch einer ſolchen Erzählung der Darſtellung der Augenzeugen und der notariellen Beglaubigung gegenüber Gewicht beigelegt werden will, ſo iſt das ein Vorgehen das jeden andern Namen eher verdient, als den einer geſchichtlichen Erzählung.

Das läßt unſer Gelehrter allerdings nicht ſo erſcheinen; denn er thut keine Erwähnung von der für ſeinen Zweck nicht paſſenden Autopſie des Notars, die denn doch kein bloßer bedeutungsloſer Nebenumſtand iſt, und ebenſowenig von den angeführten Zeugen.

Noch muß erwähnt werden, daß der „namhafte katholiſche Gelehrte“ ſagt: wieder ſei das Volk herbeigerufen worden, während der Notar angibt, er ſei mit vielen Gläubigen in der Kirche anweſend geweſen, und Einige hätten ſich aus Andacht zum Orte, wo das Blut vergoſſen worden war, begeben. Dann kann nicht ungerügt bleiben, daß der nämliche Gelehrte das Volk „von der ſo augenſcheinlichen Gottgefälligkeit der Inquiſition“ durchdrungen ſeyn läßt, während hievon wenigſtens in dem angezogenen und bei den Bollandiſten abgedruckten Dokumente kein Wort ſteht.

Das mag genügen, um zu zeigen, daß die in der Allgemeinen Zeitung gegebene Darſtellung der Vorgänge mit

zed by Googl

Arbues eine wahrhaft schmähliche Entstellung und Fälschung der Wahrheit ist.

Aber der „namhafte katholische Gelehrte“ hat auch noch eine Geschichte der Inquisition bei dieser Gelegenheit veröffentlicht, die wir vielleicht ein anderesmal ausführlich besprechen werden. Für heute begnügen wir uns zur Kennzeichnung dieses Machwerks nur auf einige Punkte aufmerksam zu machen.

In Nr. 168 der Allgemeinen Zeitung heißt es: „Die Anfänge der Inquisition wurden schon durch Lucius III. gemacht, der im J. 1184 die Verordnung erließ, daß sowohl die Bischöfe als die weltlichen Machthaber allenthalben den Häretikern nachforschen und sie vor Gericht ziehen, die Hartnäckigen darunter aber dem weltlichen Arme zur Hinrichtung übergeben sollten . . . Diese Bestimmung erneuerte Innocenz III. und erweiterte sie.“

Ist das wahr? Lucius III. hat allerdings im J. 1184 ein Dekret gegen die Häretiker erlassen, in welchem er die Leute bestimmt, welche excommunicirt seyn sollten; auch fordert er die Grafen, Barone, Rektoren und Consuln der Städte und anderer Orte auf, der Kirche auf Verlangen gegen die Häretiker Hülfe zu leisten. Ferner ist wiederholt davon die Rede, daß die wirklichen und hartnäckigen Häretiker dem weltlichen Arme zur gehörigen Bestrafung übergeben werden sollten. Davon aber, daß sie dem weltlichen Arme zur „Hinrichtung“ übergeben werden sollten, steht im Dekrete kein Wort. Der „namhafte katholische Gelehrte“ hat dieses Wort, auf das gerade das Meiste ankommt, willkürlich hingesetzt, also die Sache gefälscht. Ueberlieferung an den weltlichen Arm war damals keineswegs gleichbedeutend mit Hinrichtung; denn die Todesstrafe wurde erst durch Friedrich II., den eine gewisse Geschichtsdarstellung einen großen Kaiser nennt, in die Reichs-Gesetzgebung gebracht. Die besondern Strafen, welche Lucius III. für die Begünstiger der Häretiker am Schlusse seines Dekretes festsetzt, sind: Ehrlosigkeit, Ausschluß von der Advokatie und dem Zeugnißrechte, sowie von den öffentlichen Aemtern.

Digitized by Google

Hieraus mag man schon schließen, was es mit der auf Innocenz III. bezüglichen Behauptung für eine Bewandtniß hat. Doch besehen wir uns die Sache näher. Unter dem 7. Mai 1198 gibt Innocenz III. dem Erzbischof von Sens den Auftrag, einen der Häresie verdächtigen Dekan, wenn sich derselbe nicht rechtfertigen könne, abzusetzen und in ein Kloster zu sperren; von einer Hinrichtung ist keine Rede. Auf dem im J. 1209 zu Avignon abgehaltenen Concil wird die weltliche Hülfe zur Vertreibung (exterminare heißt das Wort) und Bestrafung der Häretiker in Anspruch genommen. Sie sollten mit Güterconfiskation und den canonischen und gesetzlichen Bestimmungen gemäß bestraft werden. Friedrichs II. Gesetz bestand damals immer noch nicht. Weltliche Machthaber, welche ihre Schuldigkeit in diesem Betreffe nicht thäten, sollten persönlich excommunicirt, ihre Länder interdicirt, die kirchlichen Lehen ihnen entzogen werden. Von einer Hinrichtung ist wieder keine Rede. Wenn zur selben Zeit Philipp II. von Frankreich einige Ketzer verbrennen ließ, so geht das den Papst nichts an.

Im J. 1210 wurden dem Grafen von Toulouse die Bedingungen angegeben, unter welchen er mit der Kirche wieder ausgesöhnt werden sollte. Der vierte Punkt verlangt Vertreibung der Häretiker aus seinem Gebiete (expellet ejicietque omnes haereticos); von einer Hinrichtung ist wieder keine Rede.

Endlich beschäftigt sich das vierte Lateranconcil (1215) nochmal mit den Häretikern, spricht wieder von Auslieferung derselben an die weltliche Gewalt, animadversione debita puniendi; von einer Hinrichtung ist nirgends die Rede.

Nach Anführung dieser Momente, welche aus dem 13. Bande von Labbé's „Sacrosancta Concilia" entnommen sind, wird es nicht mehr nothwendig seyn, zur näheren Orientirung in dieser Sache die übrigen dem Pontifikate Innocenz III. angehörigen Aktenstücke zu durchstöbern. Nur soll im Vorbeigehen noch auf eine die spätere Zeit betreffende Angabe aufmerksam gemacht werden, um zum Schlusse einen recht ekla-

Digitized by Google

tanten Beweis für die Unglaubwürdigkeit unſeres Gelehrten zu erhalten. Es berichtet derſelbe: „Der einzige unter den Päpſten jener Zeit dem man ein reines und edles Streben und aufrichtige Liebe für die Kirche zuerkennen muß, Gregor X. (1271 — 1276), begnügte ſich über die Inquiſition zu ſchweigen“ ... Es iſt einfach nicht wahr, daß Gregor X. über die Inquiſition geſchwiegen hat. Es findet ſich nämlich eine Bulle Gregors X. vom 1. März 1273, deſſen Titel ſchon anzeigt, daß er dieſelbe Haltung gegen die Inquiſition beobachtete wie ſeine Vorgänger und Nachfolger. Der Titel heißt: „Gregorius Episcopus Servus Servorum Dei: Dilectis filiis Fratribus Praedicatorum et Minorum Ordinum, Inquisitoribus haereticae pravitatis, auctoritate Sedis Apostolicae deputatis, et in posterum deputandis: Salutem et Apostolicam benedictionem.“

Damit ſoll dieſer Punkt vorläufig erledigt ſeyn. Aber was geht aus der ganzen bisherigen Darſtellung hervor? Unläugbar ſoviel, daß hier eine Fälſchung ſtattgefunden hat, und zwar eine Fälſchung zum Schaden der katholiſchen Kirche, wie ſie in der Literatur ſelten ſeyn möchte. Es iſt die Darſtellung des „namhaften katholiſchen Gelehrten“ eine böswillige Verfälſchung der Wahrheit, die um ſo mehr verurtheilt werden muß, je ſchädlicher ſie gewirkt hat.

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ hat ſich als Organ zur Verbreitung dieſer Fälſchung hergegeben zur Verunglimpfung der katholiſchen Kirche. Da man nun nicht wohl annehmen darf, daß dieſes Blatt ſich zur Aufgabe geſetzt hat die katholiſche Kirche in ſolcher Weiſe zu beſchimpfen, ſo werden wir wohl erwarten dürfen, daß ſie es als ihre Pflicht erachte, gegenwärtige Darſtellung in ihren Spalten aufzunehmen und ſo den angeſtifteten Schaden einigermaßen wieder gut zu machen. Daß zwei Correſpondenzen aus Rom in wenigſagenden Phraſen über die bezüglichen Artikel der Civiltà Cattolica abſprechen, kann wohl das Augsburger Blatt nicht daran hindern.

Digitized by Google

LIII.

Zur Kunstgeschichte.

Archäologische Bemerkungen über das Kreuz, das Monogramm Christi, die altchristlichen Symbole, das Crucifix. Von J. B. Münz, Kaplan in Frankfurt. Frankfurt, Hamacher 1866.

Es ist als wahrer Fortschritt zu begrüßen, daß die historischen Vereine allmählig nicht bloß die Ueberreste der alten Römerherrschaft in unsern deutschen Landen aufsuchen und erforschen, sondern auch die Reliquien des christlichen Alterthums der Beachtung und Kritik würdigen. Denn diese letzteren liegen uns gewiß unendlich näher und verdienen mehr unser Interesse als jene Reste der Fremdherrschaft in Deutschland, jene Münzen, Sporen, Haarnadeln, Schwerter, Urnen und Grabsteine der Römer, auf welche man bisher fast allein und mit Heißhunger Jagd gemacht hat.

So hat in den letzten Jahren der Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung eine Reihe von Abhandlungen über die wichtigsten Themen der christlichen Archäologie gebracht. Der Verfasser derselben ist Hr. J. Münz, Kaplan bei St. Leonhard in Frankfurt. Da diese Abhandlungen von so großer Bedeutung für die archäologische Wissenschaft, von Interesse für jeden gebildeten Christen und zugleich in einer ansprechenden klaren Form verfaßt sind, wurde ein

Digitized by Google

Separatabdruck derſelben veranſtaltet und ſo iſt das ſchöne Buch entſtanden, das wir hier zur Anzeige bringen wollen. Was demſelben einen beſondern praktiſchen Werth und Vorzug vor ähnlichen Schriften gibt, iſt der Umſtand, daß zum Wort das Bild gefügt iſt. In acht ſchöngravirten Tafeln iſt nämlich das anſchaulich gemacht was im Texte hiſtoriſch erläutert iſt, ſo daß man hier die ganze Entwicklung der einzelnen Kunſtdarſtellung klar vor Augen hat.

Der Schrift ſelbſt ſendet der Verfaſſer ein Verzeichniß der Literaturwerke voraus, welche über ſeine Themen ſich verbreitet haben. Es möchte ſo ziemlich vollſtändig ſeyn. Nur Roſſi's neues Prachtwerk über die Katakomben iſt noch nicht angeführt und Sepp's Leben Jeſu nicht benützt. Ebenſo hätte der Berliner evangeliſche Kalender öfter beachtet werden können. In demſelben legt Profeſſor Piper viele werthvolle Studien nieder. So finden ſich dort treffliche Aufſchlüſſe über die Bilder des guten Hirten und über die Darſtellungen des Kreuzes mit der Figur des Adam am Fuße (Jahrgang 1863 bis 1864).

Die Zahl der Abhandlungen iſt im Titel des Buches ſelbſt angedeutet. Die erſte verbreitet ſich über das Kreuz im Allgemeinen, die verſchiedenen Formen des Kreuzes, die älteſten Kreuze der Chriſten, und über die älteſten Kreuze die am Mittelrhein gefunden werden. Eine Fülle von intereſſanten Notizen aus den beſten Quellen über das heiligſte Zeichen der Chriſtenheit wird hier geboten. Es wird neuerdings dargethan, daß Chriſtus ohne Zweifel an einem ſogenannten lateiniſchen Kreuze mit eingefügten Querbalken (crux immissa) geſtorben ſei, nicht an einem Taukreuze (crux commissa). Hiebei muß ich übrigens bemerken, was dem Verfaſſer unbekannt zu ſeyn ſcheint, daß nach Didron's gründlicher Darlegung die Unterſcheidung eines griechiſchen und lateiniſchen Kreuzes nach der Länge des Querbalkens ganz falſch iſt. Als griechiſches Kreuz darf nach Didron nur das Kreuz mit zwei Querbalken bezeichnet werden. Es ſcheint dieſes auf die Patriarchalwürde

Digitized by Goog

von Conſtantinopel und Jeruſalem hinzudeuten. Alle Kreuzpartikel, die ſammt Gefäß aus dem Oriente kamen, haben bei uns auch jene Form mit zwei Querbalken, ſo das berühmte Kreuz von Scheyern in Bayern, wo ſelbſt das ſeidene Säckchen noch vorhanden iſt, in welchem der Legat von Jeruſalem den zweiarmigen Kreuzpartikel in goldenem Gefäße mitgebracht hat.

Die zweite Abhandlung erörtert das Monogramm Chriſti und ſeine Varietäten. Das berühmteſte Monogramm des Heilands iſt jenes das aus der Verbindung der beiden Anfangsbuchſtaben des Namens Chriſti (X und P) gebildet iſt. Es war früher als das conſtantiniſche Monogramm bekannt, weil es dem Kaiſer Conſtantin in der Schlacht gegen Maxentius aus Sternen gebildet am Himmel erſchien, worauf es der Kaiſer auf ſeinen Feldzeichen anbringen ließ. Es iſt aber jetzt dargethan, daß die Chriſten dieſes Monogramm ſchon früher auf Grabſteinen, Siegeln, Ringen, Bildern angebracht haben, es kam nur ſeit der wunderbaren Erſcheinung des Kaiſers häufiger zur Anwendung. Man findet es ren da an unzählige Mal auf Grabſteinen, auf den Helmen und Schilden der Soldaten, auf den Kronen und Münzen der Kaiſer, auf Lampen und Siegeln. Der Herr Verfaſſer führt ſofort alle möglichen Varietäten dieſes Monogramms vor, wie es vorkommt in Verbindung mit einem Olivenkranze, mit Lilien und Tauben, mit Alpha und Omega, mit dem Dreiecke u. ſ. f.

Eine andere Abhandlung beſpricht die altchriſtlichen Symbole. Aus der Bedeutung der Bilder in der Sprache der Schrift und der Kirche erhellt das Intereſſe, welches dieſes Thema erweckt. Es wird hier der Schlüſſel gegeben zum Verſtändniß nicht bloß vieler Bildwerke, ſondern auch mancher Ausdrücke der heiligen Schriften. Wir finden hier nach den beſten Autoritäten erklärt die Symbole des Fußes (Beſitzſtand, Vollendung des Erdenwandels, Nachfolge Chriſti), der Hand, des Lammes (die zwei Lämmer, welche dem Kreuze

Digitized by Google

auf alten Bildern zueilen, bedeuten Juden- und Heidenchriſten), des Pferdes, des Hirſches, des Löwen, des Haſen (Vergänglichkeit alles Irdiſchen), der Taube, des Pfaues, des Hahns, der Schlange, des Fiſches, der am häufigſten vorkommt als Sinnbild des Menſchen der im Meere der Welt ſchwimmt, und Chriſti des Erlöſers, deſſen Name und Weſen in den Buchſtaben des Wortes ἰχθυς angedeutet ſind, dann des Delphin, der Palme, des Baumes, der Lilie, des Ankers, des Rings, der Lampe, des Schiffes, der Wage, der Sterne und des Dreiecks.

Die folgenden Unterſuchungen beſchäftigen ſich wieder mit der Darſtellung des Kreuzes und des Gekreuzigten in allen Jahrhunderten. Zuerſt erſcheint das Kreuz ohne Chriſtus, aber mit Edelſteinen und Gemmen geziert, oder ſo, daß blühende Roſen auf allen Seiten hervorſproſſen (Coemeterium St. Pontiani in Rom) nach den Worten des ſchönen Hymnus:

Crux fidelis, inter omnes
Arbor una nobilis:
Silva talem nulla profert
Fronde, flore, germine.

Dann wird das Lamm vorgeführt als Sinnbild des Erlöſers am Kreuze auf unzähligen Monumenten. Es ſprach dieſes Bild laut zu den Chriſten und verhüllte das Myſterium der Erlöſung vor den Ungläubigen. Das Lamm ſteht unter dem Kreuz, während oben Tauben ſitzen (die Erlösten), oder es liegt mit dem Kreuznimbus um das Haupt unter dem Kreuze, oder es iſt ſelbſt an's Kreuz geheftet (S. 112).

Die eigentlichen Crucifixbilder mit Chriſtus ſelbſt kommen ſeit dem ſechsten Jahrhundert immer häufiger vor. Das trullaniſche Concil zu Conſtantinopol gebot ſogar im Jahre 692, daß ſtatt des bisherigen Lammes die menſchliche Geſtalt Chriſti ſelbſt am Kreuze angebracht werde. Nach Gregor von Tours († 594) gab es in der alten Kirche zu Narbonne ein Gemälde welches Chriſtum am Kreuze, mit einem

Digitized by Google

Linnentuche umſchürzt, vorſtellte. Ebenſo fand man im Grabe des Königs Childerich aus dem Ende des ſechsten Jahrhunderts ein Broncekreuz mit einem Chriſtus. Das älteſte erhaltene Gemälde eines Crucifixes findet ſich in der ſyriſchen Evangelienhandſchrift vom Jahre 586, welche bei S. Lorenzo zu Florenz aufbewahrt wird. Wenn Hr. Münz das Crucifixbild auf dem Schrein des heil. Willibrord zu Cleve für das älteſte in Deutſchland hält (S. 120), ſo möchten wir dieſen Platz viel eher dem Gemälde des Gekreuzigten einräumen das ſich im Evangelienbuch des heiligen Kilian zu Würzburg findet, da dieſes Buch ohne Zweifel von dieſem Heiligen aus der Heimath mitgebracht wurde, während der obengenannte Schrein erſt lang nach dem Tode des Heiligen gefertigt wurde.

Eine Epiſode in der Geſchichte des Crucifixes bildet die Carrikatur eines Crucifixes, welches vor mehreren Jahren in den Kaiſerpaläſten Roms auf dem Palatin gefunden wurde und die jetzt im Muſeum Kircherianum des Jeſuitenkloſters zu Rom aufbewahrt wird. Es ſtellt bekanntlich ein Kreuz vor an welchem eine Eſelsgeſtalt angeheftet erſcheint, während unten am Fuße ein Mann ihm Kußhände zuwirft. Es trägt das Ganze in griechiſchen Lettern die Inſchrift: Alexamenos betet ſeinen Gott an. Offenbar iſt das an die Wand gekritzelte Bild ein roher Spott, den ſich ein Sklave oder Soldat der noch dem Heidenthum angehörte, gegen ſeinen chriſtlichen Mitſklaven Alexamenos erlaubte.

Der Verfaſſer geht dann auf die Geſchichte des Crucifixes zurück und beſpricht mit rühmenswerther Gründlichkeit und Ruhe alle einſchlägigen Fragen, über die Zahl der Nägel, über die Bekleidung Chriſti am Kreuze, über den Fußpflock, über Adam und den Todtenſchädel am Fuße des Kreuzes, über Krone, Kreuzigung und Umgebung des Kreuzes (heiliger Perſonen, Soldaten, Sonne und Mond).

Endlich ſchildert Hr. Münz den Unterſchied der römiſchen und griechiſchen Darſtellung des Gekreuzigten (die

zed by Google

Abendländer erkannten früher Christum auch am Kreuze als schön, als Gott und König der Welt, während die Griechen ihn als bloßen leidenden, vom Schmerze verzerrten Menschen abbildeten), dann den Unterschied der altchristlichen, romanischen, gothischen und Renaissance-Crucifixe, ferner die Stationskreuze welche bei den Prozessionen mitgetragen wurden, und zuletzt die interessantesten Crucifixbilder welche sich am Mittelrhein aus dem Mittelalter erhalten haben.

Damit glauben wir auf den reichen Inhalt des vorliegenden Buches hingewiesen zu haben, und laden den Herrn Verfasser ein auch andere Themen der christlichen Archäologie mit gleicher Gründlichkeit, mit gleichem kritischen Takte und in so gelungener Form zu bearbeiten.

LIV.

Wandereindrücke in und über Tyrol und Oesterreich im September 1867.

I.

Auch mich hatte die Katholikenversammlung in das herrliche Tyrol gezogen. Ich verzichte auf die Beschreibung jener festlichen Tage, so wohlthuend und ergreifend sie auch waren. Spät sogar entschloß ich mich, Manches über das edle und verläumdete Tyrol und seine biedern Bewohner in mein Tagebuch einzuzeichnen, was sich theils aus eigener Wahrnehmung theils nach Mittheilungen ehrenwerther Männer aller Stände meinem Gedächtnisse eingeprägt hat.

Finden Sie einige dieser Aufzeichnungen im Folgenden einer weitern Verbreitung werth, so bleibt es Ihrem Ermessen ganz anheimgegeben, dieselben in den mir lieben „gelben Blättern" aufzunehmen. Tyrol schließt im Allgemeinem so viel Vortreffliches in sich, daß ein von oben günstig wirkender, nur einigermaßen guter Wille dieses katholische Kernland auf eine Stufe hoher Entwicklung heben könnte. Wird dieses geschehen? Was bisher geschah, möge als Fingerzeig dessen dienen, was man von der Zukunft erwarten darf.

Was den politischen Zustand des Landes betrifft, so besteht noch, der äußern Form nach, die alte Gliederung der Stände. Kirche, Adel, Städte, Landgemeinden bilden die „Landschaft". Ein palastartiges Gebäude in der schönen „Neustadt" von Innsbruck ist Eigenthum der Stände und umschließt zahlreiche historische Gegenstände und Erinnerungen. Die Stände haben ihre eigenen Beamten und Einrichtungen verschiedener Art wie vordem; der von der Regierung auf vier Jahre ernannte Landeshauptmann führt den Vorsitz. Das ganze Volk ist kampfgeübt und steht auf den ersten Ruf, wie alle Blätter seiner Geschichte bis auf die Wunder seines unermüdlichen Heldenmuthes im laufenden Jahrhundert darthun, sogleich in Waffen. Trotzdem findet das wackere Land keine Gnade vor dem scharfblickenden liberalen Auge.

Die Grundlage der tyrolischen Verfassung bildet nämlich das altgermanische Eigenrecht, vermöge dessen jeder freie Mann sich selbst vertritt, und wo die Vertretung durch Wahl auf einen Dritten übergeht, dieselbe nur auf einen Theilnehmer der Genossenschaft fallen kann, deren Mitglieder sämmtlich und wahrhaft gleichberechtigt sind. Nirgends wurde wahrgenommen, daß dieses Verhältniß auf den Freiheitssinn und die Tapferkeit, die Vaterlandsliebe und Eidestreue des tyrolischen Volkes nachtheilig eingewirkt hätte. Was sich bis auf die neueste Zeit von fürstlichen Prälaten, reichen Stiftern und Grundeigenthümern, als Virilstimmführer auf dem Landtage, aus den Stürmen der Zeit noch gerettet hat, bildet

Digitized by Google

gleichsam nur ein Ueberbleibsel aus der Vorzeit, wo jeder freie Landstandsberechtigte sich und das Land vertrat.

An diesen Verhältnissen rüttelte aber seit den Tagen der K. Maria Theresia und ihres Sohnes Joseph Alles stufenweise mehr und mehr. Der berechtigten Virilstimmen gab es immer weniger, auch die Zahl der seitdem aus den historischen Ständen Vertretenen nahm ab, die Vertretung der Städte und Landgemeinden verlor ihre geschichtlich hergebrachte Basis, wurde zwar erweitert, näherte sich aber der modernen Wahlform nach der Kopfzahl. Damit trat die social-politische Bedeutung der Stände in den Hintergrund, und das formell-politische Moment überwog.

Dieser wichtige Umschlag war die naturnothwendige Folge des mit dem Josephinismus in seinen Grundzügen veränderten Regierungssystemes, das sich allmählig überall, am schwersten in Tyrol, mit den sogenannten modernen Ideen über die Allgewalt des Staats eingebürgert hatte. Diesen Uebergang führte der Augenblick in das Leben, als man der Kirche, dem Adel, den Städten und Landgemeinden die autonome Verfügung über ihr Eigenthum und die sich darauf gründenden innern Standesangelegenheiten entzog und sie, nach dem Beispiele der französischen Revolution, Alle in gleicher Weise als Administrirte unter die Vollgewalt sogenannter verwaltender Staatsbehörden stellte.

Das Volk als solches in seinen Gliederungen wird damit der bisherigen und natürlichen social-politischen Wirksamkeit entkleidet und zwar sowohl bezüglich seiner corporativen Privatrechte als auch der öffentlichen Geschäfte des Landes, mit welchen erstere seit Jahrhunderten sich eng verkettet hatten. Jede selbstständige Handlung im Allgemeinen und Besondern hörte für die Stände von der Stunde an auf. Was für das öffentliche und privative Leben des Volkes geschah, vollzog sich lediglich noch durch das Medium der Staatsbeamtung. Die bürgerliche „Gleichheit“ hatte zwei neue Classen geschaffen: Eine die unbedingte Befehle über

Alles und Jedes, Großes und Kleines, erließ, eine andere welche ebenso unbedingte Folge leisten mußte. Der Regierung standen keine eigentlichen Corporationen, nur mehr Einzelne gegenüber, deren Widerstand, wo er sich hervorwagen wollte, man leicht wie den aufgelösten Bündel Reis zerbrach.

Es scheint mir nicht ohne Interesse, der Rückwirkung dieser Verhältnisse auf die einzelnen Stände gerade in Tyrol zu folgen.

Die Kirche mußte, ihres festen hierarchischen Baues wegen, weniger als Adel und Städte von der sie lähmenden Einwirkung der Bureaukratie ergriffen werden. Ein untrüglicher Beweis für die göttliche Verheißung liegt offenbar darin, daß die Kirche den Verwüstungen des Josephinismus nicht endgültig erlag; wir sehen sie vielmehr jetzt eben, durch das Organ von 25 Bischöfen der Gesammtmonarchie Zeugniß für den festen Willen ablegen dieses Joch für immer abzuwerfen. Wenn man bedenkt, daß es seit Menschenaltern in Oesterreich kaum einen andern Weg gab als durch das Gubernium, um zu der bischöflichen Würde anzusteigen, so muß eine solche Umkehr, wie sie die bischöfliche Adresse bezeichnet, Staunen und Bewunderung erregen. Die Netze des cäsaristischen, eigentlich bureaukratischen Papismus waren in Oesterreich so fest geschlungen, daß der künftige Episcopus, durch die Tretmühle des josephinischen Regierungscollegiums als geistlicher Rath getrieben, erst übereinstimmend gedrillt werden mußte, ehe er von dem heiligen Geiste inspirirt werden durfte. Es genüge die wunderbare Thatsache hier zu constatiren, daß ein so mächtiger Impuls, wie er in der bischöflichen Adresse liegt, von einem durch solche schwere Prüfungswege gewanderten Episcopate nur ausgehen konnte; ich untersuche nicht, wie eine die Kirche tief erniedrigende Lage der Dinge nichtsdestoweniger eine weitere Thatsache möglich machte, die ebenfalls vor uns liegt.

Dr. Moufang hat unter der stürmenden Zustimmung der ganzen Versammlung und mit der ihm eigenthümlichen

Digitized by Google

Kraft in Innsbruck das Wort ausgesprochen: „Der Josephinismus ist todt und wird nie mehr lebendig", und damit obige Thatsache feierlich verkündet. Als System nannte er den Josephinismus das Schlechteste was es gibt; er verderbe nämlich die Religion und mache aus dieser Himmelsgabe eine armselige Polizeianstalt. Anstatt daß man Gott gehorche, weil es Gott befohlen, anstatt daß man der Kirche gehorche, weil die Kirche die Stellvertreterin Gottes sei, fordere der Josephinismus daß man gehorche von wegen eines kaiserlichen Hofdekrets. Das höre auf Religion zu seyn. Wären Oesterreichs Völker in der Mehrheit nicht unverwüstliche Katholiken, so hätten sie unter der achtzigjährigen Herrschaft des Josephinismus längst aufhören müssen ein katholisches Volk zu seyn.

Diese Worte des Hrn. Dr. Moufang haben zunächst Bezug auf das Tyrolervolk, welches seinen Bischöfen verhältnißmäßig die Erfüllung ihres apostolischen Amtes leicht machte. Deßhalb haben Bischöfe und Klerus, aller Ungunst der Zeiten ungeachtet, einen immerhin noch der göttlichen Heilsanstalt einigermaßen entsprechenden Einfluß in Tyrol auf Land und Leute.

Aber gerade dieser Umstand ruft den fanatischen Haß aller Feinde der Kirche auf das seinen Glauben mit ebenso viel Energie als Ausdauer schützende Tyrolervolk herab. Wo es bisher nicht gelang, die Wahrheit zum vollen Durchbruch selbst bei vielen Wohlmeinenden zu bringen, da sagte gleichsam ein christlicher Instinkt dem treuen Volke in Tyrol, daß es mit seiner eigenen Glaubensfreiheit und seinem irdischen Glück aus und vorbei seyn werde, sobald in seine stillen Thäler die Glaubenslosigkeit unter dem Schilde der Glaubensfreiheit einziehe, die nichts anderes als die Loslösung von jeder Gewissenhaftigkeit bedeutet. Um hierüber klar zu sehen, bedarf es nur eines Blickes in das Unwesen welches der liberale Unglaube mit der katholischen Kirche da treibt, wo er herrscht. Und wo herrscht er nicht, oder ist nicht im

vollen Zuge die Herrschaft zu erringen? Die Früchte der langen josephinischen Periode reiften besonders außerhalb Tyrols und gaben sich namentlich nach zwei sehr bestimmten Richtungen kund: die höhern und vorzugsweise die mittlern Stände, einschließlich der immer mehr Alles beherrschenden, überaus zahlreichen Bureaukratie, entfremdeten sich den christlichen Uebungen und Anschauungen immer mehr. Die untern Stände, namentlich das Landvolk blieb allerdings fest bei seinem traditionellen Glauben, seine äußern Uebungen der Religion verfielen aber unter der mangelhaften Pflege eines dem Regierungssystem entsprechend herangebildeten Klerus nicht selten einem gedankenlosen Mechanismus*).

Als Wahrzeichen, wie weit in Oesterreich die geistlose Strömung der „gebildeten" Stände gediehen und welchen Einfluß der Unglaube dort bereits errungen hat, zeigt z. B. das Wuthgeschrei, das sich aus diesen Kreisen gegen das Concordat von 1855 erhebt.

Unter dem schwankenden Experimentiren der österreichischen Staatskünstler gelang es nach und nach allen kirchenfeindlichen, in den höhern Schulen, im Staatsdienste, in der hohen Finanz und in der Presse gebietenden Elementen, das Concordat zu einem Popanz hinaufzuschrauben, welcher eine förmliche Kriegserklärung gegen die Kirche veranlaßt hat. Die ungeheure Verwirrung der Begriffe und die künstliche Verdrehung aller sich daran knüpfenden Fragen lassen die Folgen kaum ermessen, welche für die ganze Monarchie sich daraus entwickeln können.

Ich muß es vor Allem als eine durchaus enge und beschränkte Auffassung betrachten, wenn man die würdige,

---

*) Der frühere Fürsterzbischof Milde in Wien führte ein von ihm verfaßtes Religionshandbuch in den Schulen ein, worin, wie mich persönlich ein sehr angesehener Geistlicher versicherte, das Wort Gott nicht ein einzigesmal vorkömmt.

Digitized by Google

ruhige, ganz objektiv gehaltene Adresse der 25 Bischöfe nur aus dem Gesichtspunkt einer einseitigen Vertheidigung des Concordats beurtheilt. Hierin fand sich ein erwünschter Vorwand, um mit bubenhafter Frechheit das heilig zu haltende Ansehen des Episcopats und damit der Kirche selbst in den Koth herabzuziehen.

Die Bischöfe hatten viel Höheres dabei im Auge, als es die bloße Rechtfertigung eines Staatsaktes wäre. Sie entwickeln umfassend, klar und schön die ewigen Principien der Wahrheit, und schärfen sie dem Kaiser wie dessen Völkern ein, der wie diese ihrer Hirtenpflege untersteht. Sie sagen sich damit feierlich von den josephinischen Traditionen ihrer Vorgänger los und bezeichnen den Weg, welcher eingeschlagen werden muß, um die geheiligten Zusagen zu erfüllen welche zwar durch das Concordat ertheilt, aber seit zwölf Jahren nur höchst unvollständig vollzogen worden sind. Der Grund warum dieß nicht geschah, liegt einfach darin, daß die autonome Stellung der Kirche ihr nur auf dem Papiere zugesichert, in der Wirklichkeit nicht eingeräumt ward. Es bedurfte dazu einer längern vorbereitenden Arbeit, um erst mit dem josephinischen Schutte aufzuräumen, damit in den Völkern das Verständniß für die Sache erst geweckt, Klerus und Volk für den Gebrauch der zurückgegebenen Rechte und der entsprechenden Pflichten herangezogen werden konnte. Was geschah aber seit zwölf Jahren in diesem Sinne? So viel wie nichts. Das Concordat blieb ein geschriebenes, nicht verstandenes Papier, das sich zu einem sehr geeigneten Schlagwort, als Werkzeug und Mauerbrecher gegen die Kirche Gottes benützen ließ und reichlich auch benützt wurde. Es lag hierin nur die immer wiederkehrende Erneuerung jenes tolle, tolle, crucifige! gegen die Kirche, wie es sich schon gegen ihren Gott und Meister erhoben und ihr von Ihm vorhergesagt worden war.

Staatsallmacht und Autonomie der Kirche wie der Völker sind zwei nicht zu vereinigende Begriffe. Dieß beweist

in neuester Zeit die verhängnißvolle Entwicklung der Dinge in Oesterreich. Vergleicht man die Sprache, welche Kaiser Franz Joseph in dem Patente vom 5. Nov. 1855 führte, wovon sich noch leichte Anklänge in seiner Antwort an den Wiener Gemeinderath vorfinden, mit der Erklärung an die 25 Bischöfe vom 15. Oktober d. Js., so ist die schiefe Ebene unverkennbar, welche die kaiserliche Regierung, sicher nicht zu ihrem Heile, seitdem betreten hat. Die Haltung derselben zu der Lebensfrage für Tyrol, wo vorzugsweise die Elemente zu einem freien, corporativen, autonomen Volksleben im Allgemeinen noch vorhanden sind, gibt deutlich den Maßstab an, welche Fortschritte die Dinge auf dem Wege zu einer absolut unitarischen Staatsgewalt — soll der österreichische Reichskörper nicht auseinander fallen, eine Unmöglichkeit — seit einer kurzen Reihe von Jahren gemacht haben. Die Versicherungen, Tyrol bei seinen eigenthümlichen Rechten und Freiheiten zu belassen, wurden immer abgeschwächter, während gleichzeitig die Bureaukratie dieselben thatsächlich immer mehr beschränkte. Alles strebt aber in der moralischen Welt nach einem gewissen einheitlichen Gleichgewicht. War also die frühere ständische Verwaltungsthätigkeit, ein eigentliches Selfgovernment, auf die Bureaukratie in den wesentlichsten Beziehungen übergegangen, so blieb von dem Eingreifen der Stände nur noch ein Schein, ein Formenwesen ohne eigentlichen Gehalt zurück, der bei dem ersten Conflikt verschwinden muß. Hieraus ergibt sich nun jene Parteispaltung, wie sie namentlich bei Wahlen zu Tage tritt, deren wesentliche Bedeutung zur rein politischen wird. Es kömmt dabei und bei den zu verfolgenden Zwecken nicht mehr auf wirkliche sociale und religiöse Freiheiten und Rechte, sondern nur darauf an mittelst einer davon getrennten selbstständigen, sogenannten politischen Freiheit einen Druck auf die Gesinnung der Völker auszuüben, um eben alle wirklichen Freiheiten und Rechte dem Joche eines glaubenslosen, „liberal" genannten Parteidespotismus zu unterwerfen.

An dieser Fälschung des constitutionellen Princips arbeitet man in Oesterreich, wie ich später zeigen will, mit Macht. Dieser Geist welcher die obersten Organe der Regierung ergriffen zu haben scheint, findet augenscheinlich in dem sogenannten Reichstag seinen Höhepunkt und Ausdruck. Das Princip und der ganze Organismus der katholischen Kirche steht aber mit diesem Geiste im direktesten Widerspruch, so auch vorab, mit beinahe verschwindenden Ausnahmen, das ganze Land Tyrol.

Der Zusammenstoß mußte erfolgen, es war im Ganzen gleichgültig bei welchem Anlasse es geschah. Diesen bildete aber die Concordatsfrage und folgerichtig die Adresse der Bischöfe. Es wird in diesem Kampfe nicht unwahrscheinlich der materiell schwächere Theil äußerlich vorerst unterliegen, und die Kirche wohl eine schwere Einbuße an ihrem irdischen Einflusse und Gute erleiden. Dann öffnen sich im Verlaufe der eingetretenen Krisis wohl nur zwei Wege: die Dynastie erkennt entweder die Gefahren, welche ihr und dem Lande drohen, wenn auf der beschrittenen Bahn parlamentarischer Allgewalt fortgefahren wird, und ändert wenn sie noch kann, das System, indem sie den Kronländern ihre wahren Rechte und Freiheiten wiedergibt; oder sie verschließt sich im Interesse der herrschenden Parteien diesen Anforderungen der Gerechtigkeit. Wozu dieß Letztere führen kann, liegt wohl außerhalb jeder menschlichen Berechnung.

Von großem Gewichte für die Entscheidung wird die Behandlung der Concordatsfrage seyn, nicht minder vielleicht die damit eng verbundene Stellung Tyrols zu der unitarischen Verfassung. Entweder kehrt man, mit andern Worten, zu dem Patent vom 5. November 1855 und den ganz correkten Bestimmungen des Oktober-Patents von 1860 zurück, oder man verfolgt die in der Antwort des „constitutionellen" Kaisers an die Bischöfe bezeichnete Spur und unterbreitet dem eigentlich souverainen Reichstag die jeweilige Verfügung

Digitized by Google

über die Kirche und die Rechte und Freiheiten Tyrols sowie aller andern Kronländer der Monarchie.

Man wird aber consequent weder das Eine noch das Andere thun, sondern unter den Stürmen fortlaviren bis zu dem Augenblick, wo die selbsteigene Entscheidung bei Gefahr des Untergangs zur Nothwendigkeit geworden ist. Dieser Nothstand tritt aber auch für die entgegenstehende Seite gebieterisch jetzt schon auf.

Man hat manche Stimmen auch katholischerseits vernommen, welche die Aufhebung des Concordats als wünschenswerth bezeichnen und gerade deßhalb die bischöfliche Adresse „unzeitgemäß und ungeschickt" zu nennen sich erlaubten. Gleichzeitig wurde anerkannt, daß die einseitige Vernichtung des Concordats ein Treubruch wäre, und rechtlich nur diejenigen über einen Vertrag verfügen können, die ihn abgeschlossen haben. Die hohe stets mit Gerechtigkeit und Milde gepaarte Einsicht des heiligen Stuhles bedarf hierin keines Raths noch eines Fingerzeigs. Allein ebensowenig kann man sich dem Augenschein verschließen, daß das Concordat von 1855 unter ganz andern Voraussetzungen abgeschlossen wurde, als der Verlauf der Dinge in Oesterreich sie heute noch als vorhanden erkennen läßt. Es kann somit durchaus keinem Zweifel unterliegen, daß das Recht zur Kündigung des Vertrags heute dem heiligen Stuhle unbedingt zustehen muß. Dem Kaiser als einem treuen Sohne der Kirche wurden in dem Concordat z. B. Zugeständnisse gemacht, welche die Kirche schädigen müßten, wenn sie nicht von ihm selbst, sondern unter ganz andern Einflüssen zur Anwendung kämen.

Da sagt z. B. der Art. 19: „Se. Majestät wird bei Auswahl der Bischöfe, welche er kraft eines apostolischen von Seinen Allerdurchlauchtigsten Vorfahren überkommenen Vorrechtes dem heiligen Stuhl zur canonischen Einsetzung vorschlägt oder benennt, auch in Zukunft des Rathes von Bischöfen, vorzüglich derselben Kirchenprovinz Sich bedienen." Solche Garantien persönlichen Vertrauens bestehen aber für

zed by Google

den heiligen Stuhl nicht mehr, wenn der „constitutionelle“ Fürst die Ausübung solcher Rechte auf Staatsminister übertragen sich verpflichtet glaubt, welche möglicher Weise nicht katholisch, dem katholischen Wesen sogar abgeneigt sind, und ihrerseits von einer Reichstags-Mehrheit beherrscht seyn können die sich, wie soeben geschieht, auf die feindlichste Weise gegen die Kirche ausspricht. Hr. von Beust muß aus seiner früheren Heimath wissen, mit welcher Eifersucht die sächsischen Protestanten über ihre evangelische Freiheit und „deutsche Libertät“, gegenüber der denkbaren Gefahr eines großartigen Proselytismus von Seiten ihrer zur katholischen Religion zurückgekehrten Landesherrn wachten, so ferne thatsächlich eine solche Gefahr auch lag. Warum sollen denn die Katholiken Oesterreichs jeden Schutzes für ihr gutes Recht in dem Maße verlustig gehen, als man sie täglich ihrer Rechte mehr mit offener Gewalt beraubt?

Bei jedem Vertrage, also auch einem Concordate sind zwei Dinge wohl zu unterscheiden: Inhalt und Form. Der Inhalt muß unter aufrichtig Contrahirenden immer aufrecht erhalten werden, wenn die Form auch einer Abänderung unterliegen mag. Manchmal greift man aber nur die Form an, um damit dem Inhalt, d. h. dem Wesentlichen beizukommen. Bei dem tollen, in der Juden-Presse und in den von ihr beherrschten Gemeinderathsstuben mancher Städte ausgebrochenen Geschrei gegen das Concordat mag es Vielen ein Geheimniß geblieben seyn, um was es sich eigentlich bei der ganzen Frage handelt. Die lange Abgeschlossenheit der österreichischen Länder von dem übrigen Deutschland hat nur höchst unvollkommene Kenntnisse über die Entwicklung des constitutionellen Lebens der deutschen Kleinstaaterei dahin gelangen lassen. Die Presse hat in ihrer enormen Mehrheit, unter dem Schutze josephinischer Staatsweisheit dafür gesorgt, daß an einer officiell verbotenen und öffentlich ausgebotenen, nur um so pikanteren Frucht die große Zahl der sich aufgeklärt dünkenden Lesewelt mit Lust und Begierde naschte. Der

Nimbus, den alle Denkenden „im Reich“ theils längst theils seit 1866 endlich abgestreift haben, wirkt aber noch massenweise auf das kindlich naive Volk in den deutschen Landen Oesterreichs, wovon selbst Prälaten und Klerus so wenig als der Adel und bürgerliche Kreise ganz frei sind. Sie staunen das geschwätzige Kammerregiment der Phrase, worüber die Verständigen im Westen sich ärgern oder lachen, als Neues, Bewunderungs- und Nachahmungswürdiges an. Der kleinstaatliche Minister Beust ist ihr Prophet. Man liest und versteht nichts als solches oder noch schlimmeres Zeug.

Diese Leute sind sich daher durchaus nicht darüber klar, daß die Angriffe nicht der Form des Concordats sondern dem Inhalte, d. h. der Religion selbst gelten, welche die Bischöfe durch Eid und Pflicht, opportune et importune, zu schützen berufen sind. Die Form eines Concordats darf aber um so unbedenklicher aufgeopfert werden, als die Erfahrung vielfach zeigt, daß die ehrliche und nachgiebige Vertragsweise des heiligen Stuhles sich häufig nur principiellem Treubruche gegenüber befindet.

Darf man sich unter solchen Umständen verwundern, wenn so viele tüchtige und einsichtsvolle Männer, wie sie Oesterreich zählt, allgemeine Muthlosigkeit ergreift und Manche rath- und kopflos dem liberalen Troß und seinem Treiben stillschweigend zusehen!

Empörend aber geradezu muß ich es nennen, wenn man sogar gutgesinnte Katholiken in den Ruf einstimmen hört, die Kanonen von Solferino und Königgrätz hätten nur den Sieg der modernen Ideen über das mittelalterlich-katholische Oesterreich verkündet. Dem katholischen Glauben und der treuen katholischen Gesinnung seiner Völker, insbesondere des Volkes von Tyrol verdankt Oesterreich in den beispiellosen Kämpfen von drei Jahrhunderten, daß es überhaupt noch besteht. Ich wünsche die Probe nicht zu erleben, wie viele Jahrzehnte seiner Existenz sich von nun an zählen lassen werden.

---

gitized by Google

LV.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

VII. Die geistigen Mächte vor der Katastrophe.

Frankfurt 15. Juli 1866.

Auch jetzt muß ich einen zweiten Brief dem einen Gegenstand widmen. Freilich ist der Stoff sehr groß, aber vielleicht fängt doch das Alter an, mich geschwätzig zu machen. Doch schnell zur Sache, damit ich nicht noch weitläufiger werde.

Soll ich Dir von dem Zwang der Meinungen sprechen? Dir der Du so gut weißt als ich, daß Niemand weniger eine freie Erörterung ertragen kann als der aufgeblähte Spießbürger? — Was solchen Zwang voraussetzt und bewirkt, das kann Jeder in der Behandlung der Personen sehen welche eine mißliebige Meinung aussprechen; aber zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß es vor Allem nicht die Geldsäcke selbst, sondern daß es ihre Anhänger und Diener sind welche die Aufpasserei besorgen, die geeigneten Maßregeln hervorrufen und theilweise auch vollziehen. Freilich stünden diese dienenden Kräfte sogleich zur Verfügung einer anderen Seite, wenn bei dieser die Macht

wäre, und ſie verdienen darum nicht größere Achtung. Haſt Du niemals bemerkt, wie ſolche Günſtlinge der Tagesherrlichkeiten von geiſtesunabhängigen Männern ſprechen, ſelbſtverſtändlich, wenn ſie es nicht hören; haſt Du niemals erfahren, wie ſie, um deren eigener Meinung willen, ehrbare Menſchen behandeln, wenn ſie nicht reich ſind? Haſt Du niemals geſehen, wie ſie wedeln und ſich ducken vor ihren Götzen, und Zeter rufen über die Unſeligen welche dieſe Götzen nicht anbeten wollen? Wunderſt Du Dich über den Lakaienſinn derjenigen die nichts haben und nichts ſind und doch etwas werden wollen? — Manche Krankheiten haben ihre Urſachen in fortwährendem Ekel; dieſer weicht am Ende der Gewohnheit, aber die Gewohnheit zerrüttet die Nerven.

Wenn man nun die heiligſten Ideen für die gemeinſte Selbſtſucht mißbraucht; wenn man die Völker verblendet und betrügt; wenn man mit Grundſätzen prahlt die man innerlich verläugnet oder verlacht, und äußerlich in ihren Gegenſatz umkehrt; wenn man notoriſche Thatſachen verläugnet oder abſichtlich verdreht; wenn man die unbeſcholtenſten Perſonen und die reinſten Charaktere in den Koth zieht — dann mein Freund, dann darf man wohl ſagen: wir leben in der Zeit der Lüge. Dieſe Zeit hat die Zunft der ſogenannten Literaten geſchaffen, in welcher der vorherrſchende Theil aus „gebildeten Juden" beſteht. Es iſt die Ordnung dieſer Zunft, daß man zu glauben vorgibt, was eben taugt, daß man niemals etwas ausſpricht, weil man es für wahr hält; daß man niemals ſucht was wahr iſt, ſondern was das Intereſſe des Augenblickes verlangt. Kannſt Du da eine unbefangene Erörterung, kannſt Du eine gerechte Beurtheilung der Dinge, der Begebenheiten oder der Perſonen erwarten? Dieſe Zunft iſt in dem Dienſt der Partei, ſie iſt ein unentbehrlicher Beſtandtheil ihrer Maſchinerie.

Doch, mein Freund, auch in dieſer vertraulichen Mit-

Digitized by Google

theilung will ich nicht hart oder ungerecht ſeyn; denn ich weiß, welch großen Zwang die Ungunſt der Lage auf den beſten Mann ausüben kann. Unter den gewöhnlichen Literaten gibt es gar Viele die ihrer Natur nach ehrenhaft und gut geſinnt dem Zwang ſich fügen müſſen um des lieben Brodes willen. Ich habe ſolche unglückliche Leute gekannt deren ſchönes Talent mißbraucht worden iſt; die, faſt in der Lage der Fabrikarbeiter, ſich nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſehnten. Ich hab auch Andere gekannt welche ſich dem Zwang nicht fügten, welche ihrer Ueberzeugung getreu mannhaft die Selbſtſtändigkeit ihres Gedankens behaupteten, und welche darum, wenn nicht in bittere Noth, doch in eine kümmerlich unſichere Lage geworfen worden ſind. Kann hier die Rede ſeyn von einer freien unabhängigen Preſſe?

Die Parteiregierungen verletzen nicht den Buchſtaben der Preßgeſetze, aber ſie ſind nicht ängſtlich im Gebrauch der vielen Mittel, die ihnen zu Gebote ſtehen um auf die Preſſe zu wirken. Freilich ſind die Gerichte nicht geneigt, in jedem Ausdruck welcher der Partei mißliebig iſt, ein Preßvergehen zu verurtheilen, aber die einfache Thatſache eines Prozeſſes kann ein mißliebiges Blatt vernichten oder wenigſtens Redakteur und Unternehmer in großen Schaden bringen; andererſeits aber können die Behörden Prozeſſe verhindern welche gegen begünſtigte Schriften anhängig gemacht werden könnten. Der Richter ſelbſt, welches auch ſeine perſönliche Ueberzeugung ſeyn möge, iſt an den Buchſtaben des Geſetzes und der Verordnung gebunden und nicht immer ſteht ihm deren Auslegung frei. Soll ich die Subventionen, die amtlichen Anzeigen, die Empfehlungen einerſeits, oder die Entziehung der Anzeigen, die offenen und geheimen Verwarnungen, die Drohungen, die Schwierigkeiten der Verſendung — ſoll ich alle die kleinen und großen Maßregeln anführen, durch welche die Partei im Beſitz der Gewalt die Preſſe zu begünſtigen oder zu knebeln vermag? Was nun ihre Literaten in Folge allgemeiner oder beſonderer Weiſung ſchreiben, das ſoll die

öffentliche Meinung darstellen; und werden die Regenten beirrt, so werden die Völker getäuscht.

Nothwendig darf ich doch die Universitäten nicht übergehen. Vor einem halben Jahrhundert hat man ihnen vorgeworfen, daß sie die Wissenschaft von dem Leben trennen; jetzt tadelt man, daß sie die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen, sondern immer nur für die Bedürfnisse der modernen Gesellschaft bearbeiten. Der Tadel ist nicht gerecht, denn die Universitäten können so wenig als einzelne Menschen sich der allgemeinen Strömung entziehen und sie sollen derselben sich nicht entziehen. Sie sollen die Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegen, aber sie sollen sie auch nutzbar machen. Die Universitätslehrer haben viel beigetragen zur Verbreitung der Lehre welche man die liberale nennt, aber kein billiger Mensch kann damit einen Vorwurf begründen; denn wenn sie nach gewissenhafter Forschung diese Lehre angenommen haben, so durften sie auch auf dem Lehrstuhl ihrer Ueberzeugung nicht untreu werden. Man kann den Universitäten und ihren Lehrern schon andere und zwar sehr begründete Vorwürfe machen. Wenn sie darauf sehen, daß kein Stümper oder Halbwisser einen akademischen Lehrstuhl besteige, so haben sie vollkommen Recht; aber sie thun großes Unrecht, wenn bei der Zulassung sie die politische Gesinnung des Anzustellenden oder dessen religiöse Ueberzeugung und vielleicht auch eine gewisse Selbstsucht bestimmt. Die deutschen Universitäten waren sonst die Heimath und der Hort der geistigen Freiheit; jetzt haben manche derselben einen Zwang eingeführt, der nicht geringer, aber noch viel gehässiger ist als der mittelalterliche Zunftzwang. Nach ihrer Stiftung und ihrem Wesen sind die deutschen Universitäten selbstständige Körperschaften und es hat diese Eigenschaft ihnen Niemand bestritten. Durch strenge Aufrechthaltung ihrer körperschaftlichen Rechte hätten sie der Freiheit unermeßliche Dienste leisten können, aber sie haben es nicht verstanden diese Rechte zu wahren, und manche haben sich zu gehorsamen

Digitized by Google

Staatsstellen erniedriget und sind dienstbar geworden der bestehenden Gewalt. — Sonst haben die deutschen Universitäten in wichtigen Fragen sich den Ansprüchen der Gewalt entgegengestellt und mannhaft und mit überlegener Geisteskraft haben sie gekränkte Rechte verfochten. Jetzt ist dieser Muth gar selten geworden; sie haben geschwiegen bei vielen Gelegenheiten bei welchen sie laut ihre Stimme hätten erheben sollen. Wo Universitätslehrer in das Staatsleben traten, da haben sie ein doktrinäres unpraktisches Wesen in die Geschäfte gebracht und nicht selten haben sie in hohen Staatsämtern das Recht viel weniger geachtet als die Minister welche von Jugend auf die Luft der Kanzleien geathmet haben und grau geworden sind in diesen.

Den Universitäten ist eine Elite der reiferen Jugend anvertraut und manche wirken verderblich auf diese. Denn sie bringen unhaltbare Auffassungen in gute Köpfe, und sie geben dem Leben hoffnungsvoller Jünglinge eine falsche Richtung. Wohl erziehen sie brauchbare Werkzeuge dem Staat, aber sie erziehen auch religions- und glaubenslose Menschen der Gesellschaft und mit diesen liefern sie gehorsame Diener den Mächten des Tages.

Von den Universitäten sind die Lehren des Materialismus ausgegangen; Universitätslehrer, und darunter theologische, führen ohne Unterbrechung einen erbitterten Kampf gegen das positive Christenthum. So lange dieses nicht gänzlich verläugnet wird von den Menschen, kann die Staatsgewalt die Kirche nicht vollkommen und bedingungslos unterwerfen, nicht einmal in Rußland. Bei den Einsichtigern der Partei folgt die Verfolgung des Christenthums aus festem Grundsatz; bei den Anhängern und Dienern ist sie ein gewisser Instinkt und planmäßig wird sie von den geheimen Gesellschaften angeregt, unterhalten und gefordert, selbstverständlich um mit den Kirchen das gesammte Christenthum zu untergraben. — Bei Menschen reiferen Alters finden diese Lehren ihren Widerstand schon in der Macht der Gewohn-

Digitized by Google

heit und in der viel kleineren Beweglichkeit des Geiſtes; aber das Widerſtreben kann höchſtens nur der Gegenwart dienen, denn die Zukunft liegt in der Jugend. Dieſe nimmt mit Leichtigkeit auf was man bietet, und was ſie aufgenommen das läßt auch das Alter nie vollkommen fallen. Den Eltern kann man die Erziehung ihrer Kinder nicht vorſchreiben, und wenn man es könnte, ſo vermöchte man nicht ſie zu überwachen; aber, Herr der Schule, hat man die Sache in der Gewalt. Wohl ſoll die Staatsgewalt eine Aufſicht und, wenn Du willſt, eine ſtrenge Aufſicht über die Schulen ausüben; aber dieſe Aufſicht ſoll nicht das Schlechte fördern und nicht heilige Rechte verletzen. Kannſt Du es loben, daß man die Volksſchulen zu Schulen des Unglaubens und mittelbar der Unſittlichkeit, daß man die Schullehrer zu überſpannten Menſchen mache und ſie als politiſche Wühler gebrauche?

Iſt Freiheit dort, wo man den Unterricht als Staatsmonopol behandelt, wo man die Eltern zwingt, ihre Kinder in Anſtalten zu ſenden in welchen man dieſe von dem Glauben ihrer Väter abwendet, und die Achtung für ihre Altvordern zerſtört, in welchen man der Geſinnung und dem Glauben ihrer Eltern entgegen, der Partei eine Brut von blinden Anhängern erzieht? Iſt es nicht ein furchtbarer Zwang der Meinung, wenn man die Errichtung von Schulen im chriſtlichen Sinn wenn nicht geradezu verbietet aber durch tauſend gemachte Schwierigkeiten ihr Entſtehen erſchwert; und wenn ſie entſtanden, ihr Gedeihen und ihr Wirken verkümmert? Glücklicherweiſe iſt es noch in keinem Staate zu dem Aeußerſten gekommen welches die Partei erſtrebt, in manchen jedoch iſt man in der verderblichen Richtung ſchon ſehr weit vorgerückt und nach kurzer Zeit ſchon ſtellten Rohheit und Unſittlichkeit der jungen Leute als nothwendige Folgen ſich ein. Allerdings gibt es auch in dieſen Ländern noch viele Volkslehrer welche, beſcheiden und einfach, ſich nicht überheben, welche gewiſſenhaft ihren ſchweren Be-

Digitized by Google

ruf erfüllen, und diesen anders als die verdrehten Köpfe der modernen „Volksbildner" auffassen. Solche Lehrer werden nun freilich als „alte Zöpfe" verhöhnt und mißachtet und gelegentlich mißhandelt, aber gerade darum sollte man diese Männer hochhalten.

Was schlecht ist in den obern Klassen, das verbreitet sich in den untersten Schichten des Volkes. Sieht der schlichte Mann, wie die bestehende Gewalt gewissen Meinungen ungünstig ist, so meint er, diese Ungunst müsse doch nicht unverdient seyn und er wendet sich ab von Persönlichkeiten welchen er sonst Vertrauen bewies. Dagegen hört er, wie andere Personen, achtungswerth durch Lebensstellung und Besitz, Grundsätze aussprechen die er für wahr hält; er versteht nicht die falsche Anwendung dieser Grundsätze und er wird auf schnöde Weise mißbraucht, ohne daß er es weiß. Wenn dieser schlichte Mann seinen eigenen Vortheil bedenkt, so fehlt ihm das richtige Urtheil. In keiner Klasse sind diejenigen häufig, welche die Bedeutung und die stille Wirksamkeit gewisser Personen richtig bemessen; überall aber erwartet der gewöhnliche Mensch gar gerne von Andern was er durch eigene Kraft wohl zu erwerben vermöchte. In keiner Klasse sind diejenigen häufig welche einer wahren oder eingebildeten Gewalt gegenüber die eigene Meinung festhalten.

Die Gewohnheit übt ihre Macht auch auf die bessern Menschen und in natürlichem Gange bewirkt die Gewohnheit, daß diese Menschen die Unfreiheit, den Druck und die Verfolgungen für den regelmäßigen Zustand, die Lüge für Weisheit und die Verblendung für preiswürdigen Fortschritt halten. Wie sehr man es täusche oder verblende, in dem Volk bleibt immer eine gewisse Achtung für die Autorität; aber es verwechselt mit der Autorität die Gewalt und so erzeugt sich der Knechtsinn, welcher das Wort „Freiheit" nach allen Seiten umherwirft.

Das gemeine Volk schwätzt die befohlenen Schlagwörter nach, aber ihm mangelt eine leitende Idee. Mit der reli-

Digitized by Google

giösen Empfindung geht auch der Rechtssinn verloren, und in die Leerheit des Gemüthes tritt die Genußsucht. Vielleicht wird die Unsittlichkeit mit geringerer Rohheit erscheinen, als sie erschien in den Zeiten welche noch die gesunde Volkskraft gesehen; aber über der innern Fäulniß liegt nur ein künstlicher Firniß und die Verwesung schreitet um so stärker vor, als eine glatte Oberfläche sie deckt. Kannst Du, mein Freund, noch einen Charakter in solchem Volk suchen, kannst Du eine wirkliche Volksmeinung erwarten, mußt Du nicht vielmehr darauf rechnen, daß es seinen Knechtssinn zur Verfügung stellen werde einer jeden thatsächlichen Gewalt?

Siehe dich um in den Verwaltungen aller Staaten und leugne wenn du kannst, daß gerade das moderne System die wahren und gemachten Bedürfnisse der Staaten und damit die Lasten des Volkes vergrößert. Neben den stehenden Heeren mit Zündnadelgewehren stehen die ebenso kostspieligen Heere der Beamten mit ihren weniger sichtbaren aber nicht minder gefährlichen Waffen, und beide Heere werden überall noch vergrößert. Du kannst nicht in Abrede stellen, daß all die ungeheuern Lasten zum weitaus größten Theil von den untern Schichten des Volkes getragen werden und daß die Herrschaft des Reichthumes es ist welche in Kammern und Regierung die Vermehrung der Lasten beschließt und erzwingt. Freilich wohl muß auch der Reiche sein Theil tragen, aber dieser, ich hab es oben bemerkt, kann viel leichter einen sehr großen Theil seines Einkommens abgeben als der Unbemittelte einen sehr kleinen. Alle Leistungen der Völker können den Aufwand nicht decken, das Schuldenmachen ist eine Nothwendigkeit geworden; die immer wachsenden Staatsschulden fordern von der Gegenwart immer größere Leistungen; sie verderben die Zukunft und am Ende müssen sie furchtbare Katastrophen herbeiführen.

In der großen Masse der besitzlosen Arbeiter gibt es eine Unzahl elender und verkümmerter Menschen, aber man findet darin auch sehr viele Männer von ungebrochener

Digitized by Google

Kraft, welche in der Erregung gesteigert, wohl gegen ihre Herren sich wendet. Diese wissen es, und sie suchen den Haß dieser Menschen auf andere Bestandtheile des Volkes zu werfen. Es gelingt ihnen auch, denn diese Arbeiter, mit allen Mitteln für die Verneinung und den Unglauben hergerichtet, hassen gehörig „die Junker und die Pfaffen" und theilweise jede höhere Stellung, aber der Haß gegen die „Geldsäcke" ist darum nicht geringer geworden. So steht die Arbeitskraft der Nation feindselig gegen alle andern Klassen und immer breiter und tiefer wird diese Spaltung. Die Arbeiter und ihr Führer beschäftigen sich nicht mehr mit den thörichten Phantasien des Communismus, aber dem ganzen System der Gegenwart sind sie am meisten gefährlich, wenn sie etwas Mögliches wollen. Das Capital wird ewiglich eine Macht bleiben, der Besitz wird immer einen Einfluß ausüben; aber ihre jetzige Stellung werden beide nicht festhalten können. Die besitzlosen Arbeiter werden wohl niemals ein eigentlicher Stand werden, es sind ihnen bis jetzt noch nicht einmal die ersten Anfänge gelungen; sie werden wohl niemals die öffentlichen Angelegenheiten bestimmen, sie werden noch weniger je in den Besitz der Staatsgewalt kommen — aber sie werden in den jetzigen Zuständen immer ein Gährungsstoff seyn und ohne Zweifel auch eine furchtbare Kraft in der Katastrophe, welche früher oder später die gegenwärtigen Verhältnisse verändern wird.

Du sagst: ich sei ein Schwarzseher. Du sagst, so schauderhaft wie ich sie geschildert, seien denn doch unsere Zustände nicht. Ich sage: Gottlob, zur vollkommenen Fäulniß ist es noch nicht gekommen, aber der Prozeß der faulen Gährung hat begonnen und schon merkbare Fortschritte gemacht. Wird kein Mittel gefunden, welches dem weiteren Fortschreiten Einhalt thut, so werden wir mit immer größerer Schnelligkeit einer Auflösung der Gesellschaft uns nähern und vielleicht einem allgemeinen Umsturz der bestehenden Staaten. — Gibt es ein solches Mittel? Die Völker, besonders die

Digitized by Google

germanischen sind gewaltig zähe und die Parteimänner wissen es nicht. Wie verblendet und verdreht diese Völker auch seyn mögen, im tiefen Innern ruht unbewußt noch immer eine gewisse Pietät, schläft ein angeborner Rechtssinn und das Vertrauen auf höhere Fügung. Die sittlichen Ideen sind unter dem Schlamm einer sog. Aufklärung verborgen, aber sie sind nicht vernichtet. Liegt nun darin eine Heilkraft, so muß sie erst wieder frei werden und damit sie es werde, müssen gewaltige Erschütterungen dem faulen Schlamm einen Abzug verschaffen. Gewaltsame Revolutionen, wenn ja in der allgemeinen Verkommenheit möglich, wären immer nur Erscheinungen der Verwesung, aber sie würden diese nicht einstellen, und so bleibt nichts übrig als das Gewitter im Völkerleben, als der Krieg mit allen seinen Gräueln.

In dieser Bewegung der Völker verlieren die heutigen Götzen ihre Macht und man hört nicht mehr die Hymnen ihrer Anbeter, die Schlagwörter werden lächerlich und das Reich der Lüge zerfällt. In Verheerung und Noth verschwinden die schlechten Neigungen und die jämmerlichen Rücksichten. In seiner Noth verachtet der Mensch die Weisheit die ihn bisher geführt und geblendet, und er sieht was die ganze Wirthschaft werth gewesen. Er erhebt sein Gemüth wieder zu den höhern Mächten; in dieser Erhebung bieten sich andere Anschauungen, durch diese aber gewinnt er wieder Vertrauen auf sich selbst, und der Knechtssinn wird gebrochen. Im Kriege erscheinen wieder Charaktere, darum gewinnt auch das Volk wieder Charakter. Die grausame Zerstörung nützlicher Pflanzen zerstört auch das wuchernde Unkraut, auf dem befreiten Boden kann nun die wahre Freiheit gedeihen und wachsen, und vielleicht geschwächt, aber gesundet gehen die Völker aus dem Unglück hervor. Allerdings wird bei gänzlich verkommenen Völkern der Krieg das Ende um so schneller herbeiführen, aber für die gesammte Menschheit ist es dann kein Unglück. Der Einbruch der Barbaren in das westliche Europa ist entsetzlich gewesen, ungeheure Zerstörun-

Digitized by Google

gen bezeichneten ihren Gang, aber heute kannst Du nicht darüber jammern, daß diese urkräftigen Menschen das Reich der entarteten Römer zerbrachen. So furchtbar die Gräuel, so entsetzlich die materiellen Folgen des Krieges — die Genesung der Völker wäre nicht zu theuer erkauft mit dem ungeheuern Unglücke. Daß aber das furchtbare Heilmittel nothwendig geworden: das ist eben die Schuld der Partei und ihres Treibens.

Je mehr die innere Verwesung fortschreitet, um desto ängstlicher seufzen die Menschen nach Frieden; aber gerade in der Zeit der Verkommenheit sind immer auch die Beziehungen der Staaten gestört, entstehen die großen politischen Fragen die, wenn auch lange vertagt, doch gelöst werden müssen. So, mein Freund, haben wir nicht mehr nöthig, um einen ordentlichen Krieg zu beten — er kommt schon von selber.

Du meinst, ich habe von den staatlichen Zuständen der Gegenwart durchaus nicht eine erschöpfende Darstellung gegeben, und Du hast vollkommen Recht. Ich habe mit gebotener Rücksicht und in möglich milden Tönen den allgemeinen Charakter unserer Zustände zeichnen und nur Andeutungen machen wollen, welche Dein feiner Kopf mit seiner Kenntniß der Einzelheiten schon weiter ausspinnen wird. Bei allem Dem habe ich doch weit mehr geschrieben als ich eigentlich wollte.

Nächstens das Weitere und so Gott will das Ende! Von Herzen

Dein N. N.

LVI.

Ein Hochwächter der Freiheit im Wiener Abgeordnetenhause.

Folgendes draſtiſche aber durchaus auf Akten begründete Bild der liberalen Juſtizpflege in „Neuöſterreich“ dürfte in weiteren Kreiſen einiges Intereſſe haben.

Moritz Karoly (alias Pollak), ungariſcher Jude, war Hotelbeſitzer in Alexandrien. Als Mitſchuldiger großartiger von jüdiſchen Gaunern ausgeführter Diebſtähle wurde dieſer Karoly 1865 nach Wien ausgeliefert. Vom hieſigen Wiener Landesgerichte wurde er mit Urtheil vom 28. September 1866 wegen Diebſtahl zu achtjährigem ſchweren Kerker verurtheilt, und dieſes Urtheil wurde vom Oberlandesgericht mit Erkenntniß vom 13. November 1866 beſtätigt.

Nach Verhaftung des Karoly im Jahre 1865 ſchickte die Frau Karoly's aus Alexandrien in zwei Raten dem Notar und Reichstagsabgeordneten Schindler (der nebenbeigeſagt kein Doktor iſt, und dieß vor Gericht ausſagen mußte) dreißig Napoleons mit dem Verlangen, Schindler ſolle die Vertheidigung ihres

Digitized by Google

Mannes übernehmen. In einem Brief vom 5. Oktober 1866 schrieb die Karoly unter Anderm an Schindler über den Zweck ihrer Sendungen: „ich habe Ihnen seiner Zeit zwei Geldsendungen gemacht zusammen 30 Napoleon zur Bestreitung von etwa entstehenden Kosten." Schindler selbst schrieb in einem Brief an die Schwester der Karoly, Rosalia Bauer nach Ungarn, daß er von der Frau Karoly ersucht wurde: die Vertheidigung ihres Mannes zu übernehmen; und in einem Brief vom 22. Nov. 1865 an die Frau Karoly schrieb Schindler: „seien Sie überzeugt, daß ich bemüht bin, schon jetzt alle Beweismittel zu sammeln, welche bei der Schlußverhandlung zu Gunsten Ihres Mannes geltend gemacht werden können, sowie ich überhaupt nach meinem besten Wissen und Gewissen und soweit es immer nur die Sachlage zuläßt, meine Thätigkeit als erwählter Vertheidiger Ihres Mannes anstrenge und anstrengen werde." — Die Schwester der Karoly, Rosalia Bauer gab schriftlich zu Protokoll, daß Schindler ihr in Wien wörtlich gesagt hat: „Madame, sein Sie beruhigt, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort; fürchten Sie nichts, ich werde ihn vertheidigen, ich bin doch ein allbekannter Mann." Die Karoly hatte früher Hrn. Schindler geschrieben, wie in Alexandrien die Cholera wüthe. Schindler bestätigte aber der Karoly nie den Empfang der 30 Napoleons und legte ihr auch keine Rechnung darüber.

Die Schlußverhandlung gegen Karoly begann am 20. Sept. 1866; einige Wochen vorher verlangte der verhaftete Karoly, daß Schindler endlich die Akten studiere, damit er ihn gehörig vertheidige. Allein Schindler hatte sich nur einmal im Frühling sehen lassen, und erklärte daß er einen bedeutenden Vorschuß benöthige. Nach Schluß der Voruntersuchung ließ sich Schindler gar nicht mehr sehen, obgleich er erst jetzt in der Lage gewesen wäre von den Akten Kenntniß zu nehmen. Er hielt sich in Stadt Steyer auf, und schrieb nun einen Brief an seinen Concipienten Prochaska mit dem Auftrage, den Karoly zum Erlag von tausend Gulden aufzufordern, widrigenfalls er die Vertheidigung nicht übernehmen könne. Diesen Brief zeigte Prochaska

Digitized by Google

vor dem Untersuchungsrichter dem Karoly. Letzterer jammerte daß nun keine Zeit mehr sei das Geld aus Aegypten herbeizuschaffen, indem die Schlußverhandlung schon bevorstehe, und wollte dem Hrn. Schindler eine Anweisung auf eine Erbschaft in Wien geben. Der Concipient Schindlers erkundigte sich, erfuhr daß diese Erbschaft sich nicht auf 1000 fl. belaufe, ging dann zum Untersuchungsrichter und erklärte, daß unter diesen Umständen sein Herr Chef Schindler die Vertheidigung ablehnen müßte.

Nun wurde in aller Eile ein anderer Vertheidiger gesucht und in der Person des Hrn. Dr. Kratky gefunden. Dr. Kratky verlangte nun sehr natürlich von Schindler auch die Uebergabe des Vorschusses von 30 Napoleons, welche Schindler behufs der Vertheidigung des Karoly erhalten habe — wie dem Dr. Kratky sein Client sagte. Darauf erwiderte Schindler dem Dr. Kratky: „Wer hat Ihnen das gesagt? Was geht Sie das an? Das Landesgericht hat auch schon gefragt, ich gebe weder Ihnen noch dem Landesgericht eine Antwort." Nun verlangte Karoly selbst am 29. September 1866 protokollarisch die Rückstellung des Vorschusses von 30 Napoleons. Der Vorsitzende theilte Hrn. Schindler eine Abschrift dieses Begehrens mit der Aufforderung mit, sich hierüber binnen acht Tagen zu äußern, allein Schindler äußerte sich nicht und mußte neuerdings ermahnt werden.

Inzwischen war vom Oberlandesgericht das erstrichterliche Urtheil über Karoly am 13. November 1866 bestätigt, und in demselben obergerichtlichen Urtheile wurde dem Landesgericht aufgetragen, die von Karoly am 29. September gemachte Anzeige gegen Schindler der gesetzmäßigen Erhebung und Erledigung zuzuführen.

Schon am folgenden Tage den 14. November hat endlich Schindler die wiederholt verlangte Aeußerung über das Begehren Karoly's nach Rückstellung des Vertheidigungsvorschusses dem Landesgericht übergeben, worin es heißt: „Die Aufträge, welche ich von seiner (Karoly's) Frau aus Alexandrien erhielt, welche

Digitized by Google

ich auch gewissenhaft vollzogen habe und für welche Vollziehung sie mir auch einen entsprechenden Vorschuß einsendete, sind eine Angelegenheit welche auf die Vertheidigung des Karoly vor dem Strafgerichte keinen Bezug haben."

Nun ließ das k. k. Landesgericht in Wien die Frau Karoly durch den österreichischen Consul in Alexandrien vernehmen, ob sie dem Schindler in irgend einer Angelegenheit einen Auftrag ertheilt habe. Sie erklärte, daß sie Schindler nur den Auftrag gegeben habe ihren Mann zu vertheidigen, und dafür ihm im Voraus 30 Napoleons geschickt habe.

Nun nahm das Landesgericht eine Durchsuchung der Papiere Schindlers vor und fand, daß Schindler gar keine andere Angelegenheit für die Karoly zu besorgen hatte, außer der Vertheidigung ihres Mannes. Auf wiederholte Vorladung vor Gericht ist aber Schindler nicht erschienen, indem er Krankheit vorschützte.

Erst nach allen diesen Vorgängen, als kein Ausweg mehr übrig blieb, schickte Schindler die 30 Napoleons an das Landesgericht mit dem Ersuchen dieselben der Karoly zuzustellen, und mit dem Bemerken, „seine Rechte gegen die Frau Karoly behalte er sich vor"; zugleich legte er eine Art Rechnung nach welcher er für die Vorbereitung zur Vertheidigung des Karoly 280 fl. theils verdient, theils ausgelegt hätte; in dieser Rechnung figurirt ein Posten von 152 fl. für die Reise von Stadt Steyer nach Wien 1866 wegen der Schlußverhandlung, während Schindler nur einen Brief nach Wien geschrieben, und in dieser Angelegenheit gar nicht von Steyer aus in Wien gewesen ist. Nun machte das Landesgericht Requisition um die Falschheit dieser Posten zu constatiren. Dr. Kratky, der Vertheidiger des Karoly sagte aus: er habe keine Zeile Arbeit bezugs der Vertheidigung des Karoly von Schindler bekommen.

Mehr als ein halbes Duzend gewiegte praktische Juristen des Landes- und Oberlandesgerichtes erkannten in diesem Falle

gemeine Verbrechen; nur ſchwankten ſie mit der Bezeichnung derſelben zwiſchen Veruntreuung und Betrug. Jetzt aber begaben ſich die zwei Großliberalen Caſtor und Pollux der Civilehe und anderer tugendhaften Beſtrebungen in's Juſtizminiſterium — und von da gelangten nun drei Aufträge ſchnell hintereinander und einer ſchärfer und urgirender als der andere an die Oberſtaatsanwaltſchaft, die Unterſuchung einzuſtellen. Unter einem wurde dem Staatsanwalt verboten gegen dieſe Einſtellung eine Berufung einzulegen, ohne allen geſetzlichen Grund zu dieſem ſehr humanen Vorgang. In der Sitzung des Oberlandesgerichts wurde der Akt in aller Geſchwindigkeit von einem Oberlandesgerichtsrath erledigt.

Wir aber haben obige Denktafel (über dieſe in der juridiſchen Welt ſehr wunderbare Begebenheit) an den hochaufragenden Felſen der Neu-Oeſterreichiſchen Juſtizpflege zum ewigen Gedächtniß hingehangen; und es wäre ſehr gut, wenn auch noch einiges andere könnte dazugehängt werden!

Digitized by Google

LVII.

Lage und Zustände in Frankreich und daran sich knüpfende Aussichten.

Von der deutsch-französischen Grenze.

(Schluß.)

Bekanntlich stützte sich das zweite Kaiserreich hauptsächlich auf das Militär und glaubte deßhalb Alles thun zu müssen um demselben Treue und Ergebenheit einzupflanzen und eine treffliche Organisation zu geben. Die wichtigste und folgenschwerste Veränderung, welche zu diesem Zwecke eingeführt wurde, war daß alle für Geld dienenden Stellvertreter (remplaçants) oder Einsteher die Fähigkeit beigelegt erhielten, nicht nur zu Unteroffizieren sondern auch zu Offizieren zu avanciren. Sodann geschah alles um diese Stellvertreter aus dem Heere selbst zu nehmen, indem man Soldaten den Vorzug gab welche schon eine erste Dienstzeit (von sieben Jahren) abgedient hatten. Ueberhaupt suchte man auf jegliche Weise denjenigen Soldaten wirthschaftliche Vortheile zu verschaffen welche aus dem Soldatenstande sich einen Beruf machten. Die Regierung übernahm selbst die Werbung von Stellvertretern und sorgte dafür daß die Einstehersumme gut angelegt wurde, so daß der Soldat ebensogut wie jeder andere

Geschäftsmann, außer Vermehrung des Einkommens durch Alterszulagen, auch Vermögen erwirbt. Dank dieser Fürsorge und diesen Maßregeln hat sich die Zahl der fortdienenden alten Soldaten und Stellvertreter ungemein vermehrt. Es gibt derselben etwa 150,000 Mann welche selbstverständlich den Kern des Heeres bilden und deren Einfluß bestimmend auf alle übrigen Soldaten wirkt. Die Offiziere sind durch diesen Einfluß der störrigen alten Soldaten ordentlich in Schach gehalten und wirken moralisch weniger auf die Soldaten als anderswo.

Thatsache ist nun aber daß diese alten Soldaten in sittlicher Hinsicht meistens die verkommensten Menschen sind, bei denen Trinken und Unzucht Lebenszweck geworden ist, dessen sie sich öffentlich rühmen, den sie als etwas Selbstverständliches ansehen, während sie jeden als einen Dummkopf und einfältigen Tropf behandeln, der diese Gesinnung nicht theilt. Dabei sind derlei altgeschulte Praktiker wenig gefügig gegen ihre Obern. Sie können um so mehr wagen als ihre Zahl so groß ist, daß sie in manchen Abtheilungen ein Drittel und mehr beträgt, und weil sie die jüngern Soldaten durch ihren Einfluß und durch ihre ungebundene Rohheit völlig beherrschen und einschüchtern. Das Schlimmste aber ist daß diese Leute keine Hingabe, keine Aufopferung für ihren Beruf mehr besitzen. Das Gefühl des Vaterlandes, das Nationalbewußtseyn ist bei ihnen vor den zeitlichen Rücksichten in den Hintergrund getreten. Der Soldatenstand ist zum Geschäft geworden, sie denken fast nur mehr daran ihre Dienstzeit ohne Verstümmelung ihres Körpers zu vollenden, um dann von der nicht unbeträchtlichen Pension und den Zinsen der Einstandssumme gemüthlich leben und lumpen zu können. Der Schwung, die Begeisterung für das Vaterland fehlen bei diesen Classen des Heeres viel mehr als anderswo. Wirklicher Patriotismus ist nicht mehr unter ihnen zu finden, sondern nur noch Lust und Eigennutz. Das Geld und die sonstigen Vortheile, welche sie an die Regierung fesseln

Digitized by Google

sollten, hat diese aller sonstigen Moral und geistigen Qualität so ziemlich ledigen Leute verdorben, indem es eine Bresche in deren letzte Tugend, den Patriotismus, brach.

Das französische Heer ist durch die Stellvertreter-Institution nicht nur sittlich herabgekommen sondern auch fast undisciplinirbar geworden. Alle Offiziere klagen darüber. Deßhalb ist auch eine der neuern Bewaffnung entsprechende Taktik und die nöthige strenge kaltblütige Disciplin kaum noch bei diesen widerstrebenden Gewohnheitsmenschen einzuführen. Und doch ist eine völlige Umgestaltung der Taktik und eine Wiederherstellung der Disciplin dringender als je geboten. Völlig durchgeführt können diese Maßregeln aber nur werden, wenn die verkommenen alten Soldaten aus dem Heere entfernt werden, was nur in einem Zeitraum von sechs bis acht Jahren bewerkstelligt werden kann. Man hat fünfzehn Jahre gebraucht um das Heer durch das jetzige verderbliche System herunterzubringen, es ist also sicher nicht zu viel wenn man die Hälfte dieser Jahre als unbedingt nothwendig zu der Heilung des Uebels verlangt. Dann wird sich allerdings der jetzt überall so bedauerlich auftretende Geist des fast vaterlandslosen Landsknechtthums verlieren und dem ursprünglichen und warm patriotischen Geiste des französischen Volkes wieder Platz machen.

Seit den algerischen Kriegen sind sowohl Taktik als Organisation sehr vernachlässigt worden und liegen deßhalb gegenwärtig im Argen. Die eigentliche Kriegswissenschaft ist fast verloren gegangen, nur die Ausbildung des einzelnen Mannes ist gepflegt worden und deßhalb hängt auch beim französischen Heere so viel von der Stimmung, von dem Geiste des Heeres ab. Was Material und Verpflegung anbetrifft ist nach dem Geständnisse aller Offiziere alles so mangelhaft und unvollständig, daß ohne die erstaunliche Fertigkeit des einzelnen Mannes, sich in allen Lagen zurechtzufinden und durch eigene Thätigkeit die Mängel zu überwinden, nichts genügen würde und das französische Heer

schon die schlimmsten Unfälle erlitten hätte. Leider verläßt man sich immer noch zu sehr auf diese unschätzbare Eigenschaft des französischen Soldaten, die aber einem gutgeführten, schnell operirenden Heere gegenüber wenig mehr helfen würde. Beim italienischen Feldzug fehlte es an allen Ecken und Enden, trotzdem man über zwei Monate gebraucht um 160,000 Mann feldmäßig ausrücken zu lassen. Die Umsicht und die erfinderische Anstelligkeit des Soldaten wußten alles noch gut zu machen. Die Führung und das Zusammenwirken der verschiedenen Truppenkörper aber waren so schlecht, daß ohne die wirklich außerordentliche persönliche Tapferkeit und den ungestümen Muth der Soldaten alles so ziemlich verloren gewesen wäre. Jeden Augenblick gab es Unordnung und Verwirrung, die oft in fluchtartiges Durcheinanderdrängen ausartete. Am Abend nach Solferino befand sich, nach dem unwidersprechlichen Zeugnisse verschiedener militärischer Autoritäten, das französische Heer in solcher Unordnung und Verwirrung, alles war so außer Rand und Band, daß eine förmliche fluchtartige Bewegung (panique) entstand und es alle Mühe kostete etwas Ruhe und Ordnung zu schaffen und das Heer vor völliger Demoralisation zu bewahren. Wäre in diesem Augenblick eine geschlossene gutgeführte österreichische Division angerückt und hätte fest angegriffen, so war es um das französische Heer geschehen. Sicher, dieß gestehen gerade die verständigsten französischen Offiziere zu, hätten die Franzosen damals mit preußischen Soldaten zu thun gehabt welche so geführt worden wären wie sie es im letzten Kriege gewesen, die Franzosen hätten anstatt Siege zu erfechten, sehr schwere Niederlagen in der Lombardei erlitten.

Trotzdem es gerade nicht an tüchtigen Offizieren fehlt, läßt das französische Offiziercorps im Allgemeinen viel zu wünschen übrig. Ein nicht unbedeutender Theil der Offiziere besteht aus emporgekommenen Berufssoldaten, aus Leuten ohne viel Erziehung und mit mangelhaften Kenntnissen, eine Art Glücksritter denen außer etwas Nationalstolz jegliche

Digitized by Google

höhere Gesinnung fehlt. Es sind Plebejer in vollem Sinne des Wortes. Viel wissenschaftlicher Eifer ist auch gerade nicht in den andern aus den Militärschulen stammenden Offizieren, da man, Dank wiederum den algerischen Kriegen und dem herrschenden Schlendrian, die wissenschaftliche Ausbildung mit Ausnahme der Artillerie und der Pioniere bisher gar sehr unterschätzt hat. Seitdem der böhmische Feldzug die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung der Offiziere wiederum glänzend dargethan, ist es den französischen Offizieren auch bedenklich geworden mit dem preußischen Heere sich zu messen, indem sie sich gestehen müssen, daß die preußischen Offiziere ihnen an fachlicher Ausbildung überlegen sind.

Auch in sittlicher und religiöser Hinsicht ist an dem französischen Offizierscorps gar Vieles zu tadeln. Besonders die aus dem Soldatenstande hervorgegangenen Offiziere sehen fast ebensogut wie der gemeine Mann die Verführung eines Mädchens als eine Art Heldenthat oder als ein Mittel an eine reiche Heirath zu machen. Wie es in den höhern Graden aussieht, geht schon daraus hervor, daß es in manchen Regimentern für junge Leute welche ihre Christenpflichten beobachten, gänzlich unmöglich ist zu avanciren. Ein Offizier der ein praktischer Katholik seyn will, ist im französischen Heere viel übler daran als im preußischen, und deßhalb gibt es auch nicht viele welche religiös sind. Wie dieß auf die Mannschaften wirkt, kann man sich leicht vorstellen. In Paris wo stets 60 bis 80,000 Mann in Garnison liegen, findet man bei dem sonntäglichen übrigens sehr feierlichen Militärgottesdienst in dem Invalidendom kaum hundert Soldaten und Offiziere welche sich in der ungeheuren, mindestens 10,000 Menschen fassenden Kirche so kümmerlich und vereinsamt ausnehmen, daß einem das im Herzen weh thun muß. Ein Verein (Oeuvre des Militaires) der sich die sittliche und religiöse Besserung der Soldaten zur Aufgabe gemacht und dem auch in Paris von Seiten der Militärbehörden keine Hindernisse bereitet werden, hat bloß gegen 600 Soldaten

Digitized by Google

für dieſen Zweck gewinnen können. Rechnet man dazu noch einige Hundert andere welche ihre Chriſtenpflichten erfüllen, ſo kommen immer nur etwa 1 bis 1½ Procent praktiſche Chriſten heraus.

Aehnlich verhält es ſich bei Offizieren und Soldaten in ganz Frankreich. Und dabei darf man nicht vergeſſen, daß ein guter, wenn nicht der größte Theil der als Stellvertreter dienenden alten Soldaten aus den ſtarkbevölkerten Provinzen, der Bretagne, Elſaß, Lothringen, Flandern und der Freigrafſchaft ſtammen, welche in religiöſer Hinſicht zu den beſten in Frankreich gehören. Es iſt alſo nicht zu viel geſagt, wenn man das franzöſiſche Heer in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung als eine Schule der Verderbniß und als einen Sumpf der Sittenloſigkeit bezeichnet. Wenigſtens ſteht daſſelbe in ſittlicher Hinſicht unendlich tiefer als das preußiſche. Darf es deßhalb Wunder nehmen wenn alle übrigen ſittlichen Eigenſchaften des Heeres leiden, wenn Rohheit und Gefühlloſigkeit überhand nehmen, wozu freilich die unmenſchliche Art der Kriegführung in Algerien das Meiſte beigetragen, die alle edlern menſchlichen Regungen zu erſticken drohte. Die Offiziere können nichts oder wenig dagegen, einige begünſtigen ſogar dergleichen Ausſchreitungen. Ich möchte deßhalb denjenigen Deutſchen welche ſich voriges Jahr über die Preußen beklagten, nicht wünſchen daß ſie auf dieſelbe Weiſe mit den Franzoſen Bekanntſchaft machten, der Verſuch würde ihnen übel bekommen.

Die hervorſtechendſten Eigenſchaften des jetzigen franzöſiſchen Heeres, der ungeſtüme Muth und die perſönliche Tapferkeit, welche aber nach dem Zeugniſſe aller Offiziere durch die Launenhaftigkeit und Störrigkeit der alten Soldaten ſehr beeinträchtigt werden und ohnedieß bei manchen Bewegungen ebenſoviel ſtören als nützen, ſind das einzige was daſſelbe noch vor dem preußiſchen Heere voraus hat oder worin es dem letzteren gleichkommt. In allem Uebrigen ſteht das franzöſiſche Heer mehr oder weniger hinter dem preußiſchen

Digitized by Google

zurück. Taktik, wissenschaftliche Bildung, sittliches Bewußtseyn, besonders aber Kaltblütigkeit auf die jetzt fast alles ankommt, fehlen gar zu oft bei Offizieren und Soldaten. Unter den Soldaten hat die Bildung entschieden eher ab- als zugenommen, indem seit der Bevorzugung der Berufssoldaten die jungen Leute aus bessern Familien nicht so leicht mehr als gemeine Soldaten eintreten wie dieß früher sehr zahlreich der Fall gewesen. Ein weiterer Hauptfehler besteht darin, daß keine Einheit der Gesinnungen und Ueberzeugungen bei Soldaten und Offizieren herrscht, während das preußische Heer anders als durchaus königlich gesinnt kaum gedacht werden könnte. Alle politischen Farben sind im französischen Heer ausreichend vertreten, besonders seit der Soldatenstand zum Geschäft geworden. Bei den höhern Offizieren und Generalen fehlt es nicht nur gar zu oft an wissenschaftlicher Ausbildung, sondern auch an der nöthigen Unterordnung, was besonders in Italien schon so bedenklich hervortrat. Bei einem Kriege aber der mehrere Hunderttausende in's Feld führen wird, wie es beim Rheinfeldzug der Fall seyn muß, kann dieß zu verhängnißvollen Folgen führen.

Soll ich Ihnen nach all diesen gewissenhaften Ueberlegungen meine Ansicht aussprechen, so muß ich zugestehen daß, soweit menschliches Ermessen hierbei maßgebend seyn kann, in einem Kriege zwischen Preußen und Frankreich das erstere fast mehr Aussichten auf Erfolg hat als Frankreich. Natürlich bleibt vorausgesetzt daß die Heere etwa gleiche Stärke haben, was ja den Verhältnissen entspräche, und daß nicht ganz außerordentliche Umstände hinzutreten. Im schlimmsten Falle kann Preußen unterliegen, aber bis über den Rhein wird dasselbe keinesfalls zurückgeworfen werden. Und bis zum Frühjahr wird das französische Heer sicher auch nicht anders werden, es wird seine Mängel nicht beseitigt und die der neuen Bewaffnung entsprechende Taktik sich angeeignet haben, was bei ihm schwerer als bei jedem andern Heere seyn wird, da die bisherige Taktik gerade das Gegentheil von dem

Digitized by Google

kaltblütig-ruhigen, mathematisch-haarscharfen Manövriren und Vorgehen ist, welches die neue Bewaffnung erfordert und wodurch das preußische Heer gesiegt hat. Die ungestüme, nichts beachtende Tapferkeit, die heftigen aufgelösten Angriffe worin bis jetzt die Hauptstärke des französischen Heeres bestand, können ihm gerade zum Verderben gereichen. Halten die preußischen Truppen nur etwas Stand, was sie nach den Erfahrungen im letzten Kriege jedenfalls verstehen, und machen sie dann zur rechten Zeit jene geschickten, pünktlich ausgeführten Bewegungen, durch welche sie 1866 fast alle Gefechte entschieden haben, dann bringen sie sehr leicht Unordnung in die französischen immer etwas aufgelösten Reihen. Gestehen doch alle französischen Militärs, daß gerade die Unordnung dasjenige ist was sie am meisten zu befürchten haben, und daß, wenn der Fall eingetreten, alles verloren wäre, indem die einmal gesprengten Glieder nicht mehr zu sammeln sind und keinesfalls sich unter dem Feuer des Feindes neubilden lassen. Die Franzosen werden sich tapfer, sehr tapfer schlagen, aber damit ist nicht alles gewonnen unter den gegenwärtigen Umständen. Ich für meinen Theil wundre mich immer noch, warum Preußen den günstigen Augenblick in der Luxemburger Geschichte versäumt hat. Damals waren seine Aussichten besser als je, indem die Mangelhaftigkeit der französischen Ausrüstung und Vorbereitung zur Zeit alle Begriffe überstieg.

Auch sind alle französischen Soldaten und Offiziere sich sehr wohl bewußt, daß sie an Preußen einen ebenbürtigen und gewaltigen Gegner haben werden. Während früher der französische Soldat es nie zugab, daß er je besiegt werden könnte, daß irgend ein Soldat der Welt es ihm nur gleich thun könne und während er deßhalb alle andern Armeen mit souveräner Verachtung betrachtete, gibt er heute schon zu, daß es mit Preußen sehr hart hergehen dürfte, daß er unter Umständen sogar von dieser Macht besiegt werden könnte ohne daß seine Ehre darunter zu leiden hätte. Wer das französische

Digitized by Google

Heer seit längeren Jahren kennt und mit dessen unbeugsam stolzem Selbstbewußtseyn vertraut ist, wird die Tragweite eines solchen Umschwungs zu schätzen wissen. Es liegt darin schon ein halber Sieg für Preußen.

Aber mit einer Niederlage des Heeres wäre noch nicht Frankreich geschlagen. Im Heere würde nur das jetzige Regierungssystem auf den Tod getroffen, nicht aber das französische Volk dessen bessere Elemente dadurch wieder in den Vordergrund gerückt würden und zu der verdienten Geltung kämen. Während das officielle Frankreich in Stücken ginge, würde das wirkliche patriotische und katholische Frankreich mit Macht aufstehen und den Kampf wieder aufnehmen. Ein Nationalunglück kann das französische Volk nur stählen, neu und besser gestalten, indem dadurch manche durch die fremdartigen revolutionären Institutionen eingemischte Schlacken abgestreift würden und das Volk in seiner ursprünglichen edlen Stärke, in seiner christlichen Mannestugend hervortreten würde. Es könnte nach dem ersten Kriege eine Pause eintreten, weil unter den heutigen Umständen es nicht mehr möglich ist mit einem geschlagenen Heere den Feldzug fortzusetzen. Sicher aber würde bei einem neuen Zusammenstoß das alte Frankreich die Scharte auswetzen welche das revolutionäre Frankreich sich hätte schlagen lassen. Sicher würde es in Frankreich nicht so gehen wie in Oesterreich, wo durch den Krieg die fürchterliche Thatsache vor aller Welt sich offenbarte, daß die amtliche österreichische Welt völlig vaterlandslos ist, daß es in Oesterreich mit wenigen rühmlichen Ausnahmen keine Oesterreicher mehr gibt und daß es deßhalb ganz in der Ordnung ist, wenn der Gemeinderath der Hauptstadt mit dem Beispiel der schamlosesten verrätherischen Vaterlandslosigkeit voranging ohne daß ihm mehr als eine verzagte unschuldige Rüge zu Theil ward.

Trotzdem so Vieles über die Ursachen der österreichischen Niederlage in Böhmen gesprochen wurde, erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit meine Meinung darüber zu sagen, die auf

Thatsachen und eingehenden Beobachtungen beruht. Die Oesterreicher sind geschlagen worden und mußten geschlagen werden, weil dieselben überhaupt keine Oesterreicher mehr sind, weil im Heer fast jede Spur eines Gedankens an den Beruf Oesterreichs abhanden gekommen ist. Es ist die außerordentliche sittliche Verkommenheit, die Ueberzeugungs- und Vaterlandslosigkeit eines großen Theils des österreichischen Offiziercorps und Beamtenthums welchen die vornehmste Schuld der Niederlage zugeschrieben werden muß. In Berlin gibt es höchstens zwei Duzend katholische Offiziere. Trotzdem sah ich dort jeden Sonntag mehrere derselben in der Kirche worin ich meine Andacht zu verrichten pflegte, öfter sah ich auch Offiziere sich der Communionbank nahen; von denjenigen welche in andere Gotteshäuser, namentlich die Garnisonskirche gingen, will ich nicht sprechen. In Wien dagegen erinnere ich mich nicht je einen Offizier in einer Kirche gesehen zu haben, trotzdem es daselbst Hunderte von katholischen Offizieren gibt. In einer österreichischen Provinzialstadt sah ich freilich einmal einige Offiziere in einer Kirche und freute mich schon, daß diese Herren seit Sadowa etwas in sich gegangen. An der Wirthstafel aber mußte ich mich nachher aus deren eigenem Mund überzeugen daß die einzige Ursache ihres Kirchenbesuchs die Aufführung einer jener tanzmusikalischen Messen gewesen, welche in Oesterreich zu häufig sind und jedem wirklich Andächtigen den Kirchenbesuch verleiden möchten. Statt dem St. Stephansdom sah ich den ganzen Tag über mehrere in nächster Nähe desselben liegende Kaffeehäuser mit Offizieren gefüllt, welche die dort in 10 bis 15 Exemplaren aufliegenden jüdischen Schand- und Schmutzblätter eifrig lasen. Was ist nun von einem Offizier oder Beamten zu erwarten der dahingekommen ist, daß er seine geistige Nahrung und politische Unterweisung nur noch aus den vaterlandslosesten, gemeinsten aller Blätter holt, welche tagtäglich außer der unvermeidlichen Zugabe von nichtswürdigen glatten Zoten, das Vaterland, den Kaiser, dessen Regierung, die Kirche, die Geistlichkeit,

Digitized by Google

überhaupt alles was im Lande ehrenhaft und überzeugungstreu ist, auf die unflätigste Weise beschimpfen und beschmutzen und dafür Garibaldi, Preußen und die Juden auf den Schild erheben? Wo kann da Ueberzeugung, wo kann da Vaterlandsliebe, wo kann da Glaube an die Zukunft Oesterreichs bestehen, wenn man nur Blätter liest und unterstützt welche den Beruf Oesterreichs läugnen und offen an dessen Zerstörung arbeiten, ja sich dessen noch rühmen? Es fehlt an der religiösen Ueberzeugung und deßhalb auch an der politischen, und nirgends weniger als in dem auf den Katholicismus gegründeten Oesterreich können diese Ueberzeugungen vermißt werden. Wo sie fehlen, da fehlt auch der Trieb sich für das Vaterland anzustrengen, etwas zu lernen, und sein Leben einzusetzen. Die unverhältnißmäßig große Zahl von gefangenen österreichischen Offizieren hätte doch einiges Bedenken erregen sollen. Hat nicht kürzlich auch ein höherer österreichischer Offizier eine Broschüre herausgegeben, worin er als Hauptbedingung eines Erfolgs des österreichischen Heeres den unverbrüchlichen Vorsatz verlangte, zu siegen oder zu sterben, ein Beweis also daß ein solcher Vorsatz, zu dem mehr als physischer Muth und vor allem aber feste Ueberzeugungen gehören, bei den österreichischen Offizieren während des letzten Krieges im erforderlichen Maß nicht bestanden hat.

Worin aber besteht die Stärke des preußischen Heeres? Nur in dem Glauben an die Mission Preußens, der bei allen Offizieren lebendig ist und von ihnen auf die Soldaten übertragen wird. Der Preuße ging in den Krieg mit dem Entschluß des Siegens oder Sterbens, er war in jeder Hinsicht seit langem vorbereitet. Es handelte sich um Seyn oder Nichtseyn für ihn und er wußte es. Der Oesterreicher aber ging in den Kampf indem er, von der liberalen vaterlandslosen Wiener Presse eingeschult, sich darauf verließ daß man im schlimmsten Falle sich mit dem Opfer Venedigs aus der Patsche ziehen werde. Deßhalb mußte der schlimmste Fall eintreten und Oesterreich in einer Weise unterliegen wie dieß

Digitized by Google

noch nie vorgekommen war. Das Uebelste ist daß seit dem Kriege noch keine Besserung eingetreten, daß die blutige Lehre nichts genützt hat und man fast, wäre es nicht eine Existenzfrage, eine zweite tüchtige Lehre für das geplagte Oesterreich wünschen möchte. Hat nicht auch ein anderer österreichischer Offizier eine Broschüre geschrieben worin er, getreu der von der Wiener preußisch-garibaldischen Judenpresse empfangenen Abrichtung, schließlich in dem Concordat die Hauptursache der Niederlage findet und dessen Aufhebung als die erste Bedingung künftiger Siege verlangt? Welche Begriffe von Ehre und Manneswürde muß man nicht bei einem solchen Individuum vermuthen, welches an seinen Kriegsherrn die Zumuthung des Wortbruchs zu stellen sich herausnimmt? An Oesterreich scheint wirklich Hopfen und Malz verloren zu seyn, wenn man nach zwei solchen Mißerfolgen wie diejenigen von 1859 und 1866 noch nicht zu besserer Einsicht gelangt. Wie niederschlagend mußte es auf mich wirken, als ich im laufenden Jahr bei meinem ersten Aufenthalte in Oesterreich in der Dreher'schen Bierhalle zu Wien, an einem Tische an dem auch Offiziere Platz genommen, einen Studenten der Wiener Universität hören mußte wie er sich über die Niederlagen Oesterreichs freute, weil man dadurch das Concordat los werde und eine liberale Regierung erhalten werde. Ich wurde blutroth über die ausgeschämte Vaterlandslosigkeit, alle übrigen aber um mich herum stimmten zu, indem sie den Unsinn ruhig hinnahmen. Ich war allein ein Oesterreicher unter diesen Leutchen. Unter den katholischen nichtösterreichischen Deutschen, unter den conservativen Protestanten Deutschlands werden Sie mehr Leute finden welche einen Begriff vom Berufe Oesterreichs haben als in Oesterreich selbst. Ja noch mehr, unter den Katholiken Frankreichs getraue ich mir mindestens ebensoviel dergleichen Leute zu finden als in Oesterreich, wo außer der Weltgeistlichkeit, einem Theil des Adels, einigen Beamten welche eine rühmliche Ausnahme bilden, und einigen ebenso vereinzelten Bürgern wohl noch Liberale, Bis-

Digitized by Google

märker, Garibaldiner, Juden u. ſ. w., aber beileibe keine Oeſterreicher mehr zu finden ſind. Was in Oeſterreich „Bildung“ zu beſitzen vorgibt, iſt alles andere als öſterreichiſch. Nur das niedere Volk, der kleine Handwerkerſtand der Städte und die Bauern haben neben der alten unverbrüchlichen Treue auch noch eine geſunde öſterreichiſche Tradition erhalten. Aber ſo lange dieſe geſunden Elemente von Juden, glaubensloſen Bureaukraten und vaterlandsloſen Advokaten mißhandelt werden, kann es nicht beſſer werden.

So lange es ſo fortgeht in Oeſterreich, hat Preußen nichts von daher zu fürchten, ſelbſt nicht bei einem gleichzeitigen Kriege mit Frankreich. Die Ereigniſſe ſind ſtets nur die Verwirklichung der herrſchenden Ueberzeugungen und Ideen. Seit fünfzig Jahren wird die Idee eines preußiſch-deutſchen Staates auf jegliche Weiſe im deutſchen Volke verbreitet. Die Lehre vom preußiſchen Beruf, die preußiſch-proteſtantiſche Geſchichtsbaumeiſterei ſind leider auch bei einem großen Theil der gebildeten Claſſen außerhalb Preußens in Fleiſch und Blut übergegangen. Hierin liegt die Macht Preußens und die Urſache ſeiner Erfolge. Wie kann ein von einer ſolchen Geſchichtsauffaſſung angeſteckter bayeriſcher oder öſterreichiſcher Offizier mit der nöthigen Ueberzeugung und Hingabe auf Leben und Tod gegen Preußen ſtreiten? Nun iſt aber der deutſche Offizier, der in Preußen zugleich auch einen ſehr vervollkommneten Militärſtaat erblickt, gar ſehr zu einer ſolchen Geſchichtsauffaſſung geneigt, die ihm überdieß oft in königlich bayeriſchen oder k. k. öſterreichiſchen Staatsanſtalten eingeimpft wurde. So lange es deßhalb in Oeſterreich keine ächt öſterreichiſche Geſchichtslehre gibt, ſo lange man daſelbſt keinen öſterreichiſchen Beruf kennt, iſt Oeſterreich kein ebenbürtiger Gegner mehr für Preußen. Nach meinen perſönlichen Beobachtungen glaube ich verſichern zu dürfen, daß mit Ausnahme Tyrols etwa, wo es übrigens auch zu preußeln anfängt, die deutſchöſterreichiſchen Provinzen einer preußiſchen Annexion weniger Widerwillen entgegenſetzen würden als

Württemberg und Bayern, obgleich in Folge der letzten Ereignisse der vaterländische Sinn bei einigen Classen auch in diesen beiden Ländern etwas abgestumpft wurde.

Soll ich Ihnen noch erzählen, wie sich die Vertreter Oesterreichs im Auslande betragen? In Mainz, Frankfurt war das preußische Offizierscasino auf das nichts weniger als preußische, dabei aber conservative und anständige „Mainzer Journal" abonnirt, das österreichische Offizierscasino aber nicht. Wollte ein Geschäftsmann etwas anzeigen, was zur Kenntniß der österreichischen Offiziere gelangen sollte, so mußte er es in die sehr preußisch gesinnten liberalen Schmutzblätter von Frankfurt und Mainz einrücken lassen. In Paris gab und gibt die österreichische Botschaft heute noch schweres Geld aus um einflußlose und verachtete liberale Flunkerblätter zu gewinnen, über welche sich dann das Publikum lustig macht, während die Herren Redaktoren sich in's Fäustchen lachen. Dagegen ist die österreichische Botschaft auf keines der katholischen Blätter abonnirt die selbst in den schlimmsten Zeiten, z. B. 1859, Oesterreich gegen alle ungerechten Angriffe vertheidigten. Der „Monde" versuchte es einmal und schickte der Botschaft die Nummern zu, worin Artikel über den fast als Heiliger gestorbenen Erzherzog-Hochmeister Maximilian und über die wirklich ausgezeichneten österreichischen Erzeugnisse auf der Ausstellung enthalten waren; heute noch hat er den Dank für diese Aufmerksamkeit zu erwarten. Doch, ich muß aufhören mit diesen Erbärmlichkeiten, welche aber für die österreichischen Zustände leider nur zu bezeichnend sind.

Die über alle Begriffe bankerotte Politik Napoleons hat trotzdem in letzter Zeit einen ungeahnten Erfolg errungen, der aber den Fall nicht aufhalten wird. Selbstverständlich ist es wiederum das um allen politischen Verstand gekommene Oesterreich, welches die Kosten davon trägt. Napoleon kam so ziemlich als Bittender nach Salzburg: Dank dem österreichischen Staatskanzler, nicht zu verwechseln mit einem österreichischen

Digitized by Google

Staatsmann, konnte er faſt als Triumphator nach den Tuilerien zurückkehren. Seit Salzburg begann in Oeſterreich die Concordatshetze in eine Art Veitstanz überzugehen und wenige Wochen darauf konnten die Regierungsblätter in Paris mit ſelbſtgefälligem Schmunzeln berichten, daß der Kaiſer von Oeſterreich in ſeiner Antwort an die Biſchöfe ſich ganz derſelben Ausdrücke bedient habe welche ſie ſelbſt ſeit langen Jahren gebrauchten. Die Annäherung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ſei alſo geſichert, indem erſteres die Grundſätze des letzteren annehme. Wäre noch eine Spur von Verſtändniß der Lage im öſterreichiſchen Miniſterium geweſen, ſo konnte man Napoleon die Bedingung auferlegen den Raubſtaat jenſeits der Alpen zu zerſtören, dem heiligen Vater ſein Ländergebiet zu ſichern; ſo konnte man Preußen eine furchtbare Schlappe beibringen, indem man das Princip erſtickte auf welchem der norddeutſche Erfolg beruht. Freilich wäre das nicht liberal, dagegen aber um ſo öſterreichiſcher geweſen. So aber kann ſich Preußen zu der Salzburger und Pariſer Kaiſerzuſammenkunft nur Glück wünſchen. Anſtatt das franzöſiſche Regierungsſyſtem zu katholiſiren, wird das öſterreichiſch-franzöſiſche Bündniß Oeſterreich völlig dekatholiſiren und napoleoniſiren. Natürlich paßt dieß vollkommen in den napoleoniſchen Plan den wir ſchon vorhin beſprochen, und der jetzt auch bei der zweiten Expedition nach Rom wieder überall durchſchimmert. Das aus Italien und Deutſchland durch Napoleon vertriebene Oeſterreich wird nun auch aus der Kirche hinausgeworfen, und ſo der letzten Sympathien verluſtig die es noch unter den Katholiken hatte und die für Napoleon ſehr unbequem waren, indem er dieſelben als Vorwurf gegen ſeine Politik in Italien empfinden mußte. Hat nun Oeſterreich nichts mehr vor Frankreich bei den Katholiken voraus, dann iſt Napoleon, ſo denkt der Mann wenigſtens, Herr der Lage in Rom und kann ſeine Verſöhnungspläne als „erſter Sohn der Kirche" durchführen. Das Bündniß mit Oeſterreich ſoll den Papſt zum Nachgeben zwingen,

Digitized by Google

indem es ihn seiner letzten Stütze unter den Regierungen beraubt. Dieß ist der Plan.

Von dem Bündniß Oesterreichs mit Frankreich hat unter diesen Umständen kein rechtlicher Mensch Gutes zu erwarten. Dieß Bündniß ist kein katholisches, sondern ein napoleonisch-beustisches. Das von der Unfähigkeit seiner liberalen Staatskünstler zu Grunde gerichtete Oesterreich wird napoleonisirt und revolutionirt, um dann als Nationalitätsmaterial zu künftigen Compensationen reif zu werden. Denn der eigentliche Alliirte Napoleons ist das ihm gleichartige Rußland, dem er deßhalb im Orient allen Vorschub leistet, wie die jetzige Geschichte mit Candia wiederum zeigt. Oesterreich darf höchstens noch einige unterthänige Henkersdienste thun, Frankreich das linke Rheinufer erobern helfen; dann könnte der Mohr gehen, denn dann käme das russisch-französische Bündniß, für welches Oesterreich Annexionsmaterial abgibt. Diejenigen welche an die Lebensfähigkeit eines napoleonisirten „liberalen" Oesterreichs glauben, gehören in's Irrenhaus wo sie sich mit denjenigen welche von einem napoleonischen Frankreich etwas Gutes erwarten, über die Beschränktheit der Welt unterhalten mögen. So hängt das Troplong'sche Programm von 1852 sehr genau mit der Salzburger Zusammenkunft zusammen, von der sich manche vertrauensseligen Katholiken in Deutschland so viel versprechen. Wenn die Leute doch einmal begreifen wollten, daß Napoleon sich stets gleich geblieben ist und sich bis zu seinem Ende gleich bleiben muß.

Bei den bevorstehenden Verwickelungen wird neben der religiösen namentlich die sociale oder vielmehr wirthschaftliche Frage eine gewichtige Rolle spielen. Die beweglichen Werthe werden zum großen Theil zu Unwerthen werden und dadurch eine furchtbare Umwälzung aller gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse sich vorbereiten. Erst werden die sogenannten industriellen Papiere, die Schwindelgeschäfte à la Credit Mobilier in ihr Nichts zerfallen. Dann werden die

Digitized by Google

Staatspapiere folgen, indem Jungitalien als fortgeschrittenster Bettelstaat den Reigen der Staatsbankerotte eröffnen wird; Oesterreich wird nachfolgen, nachdem es vorher seine Kirchengüter dem vaterlandslosen Spekulantenthum und den jüdischen Harpyen in den unersättlichen Rachen geworfen. Der in den letzten Jahren des Fortschritts zur anerkannten Institution gewordene Vertragsbruch wird sich somit erst auf die den Staatsschulden als Bürgschaft und Unterlage dienenden Verträge ausdehnen, um dann auch im eigentlichen Privatleben zur Anwendung zu kommen. Es wird diese Praxis um so leichter allgemein werden, als ja die schon gedachten Schwindel-Unternehmungen durch ihren privilegirten, oft geradezu unter staatlichem Schutze stehenden Diebstahl im Großen das glänzendste Beispiel der Nichtachtung des Eigenthums gegeben haben. Es wird aber in nächster Folge den Geldsäcken selber gelten, welche jetzt so gar ungeberdig nach dem Kirchengut, nach Abschaffung der Feiertage, Entchristlichung der Schule und Ehe schreien. Die Kirchenberaubung in Italien und Oesterreich wird das aufgeklärte und fortgeschrittene Volk zu Allem fähig machen helfen. Wir wollen sehen, wie der Tanz denjenigen gefallen wird, welche jetzt so beflissen die Musik dazu componiren.

In dem allgemeinen Schiffbruche wird die Kirche allein aufrecht bleiben und der Sammelpunkt aller gesunden Elemente werden. Oesterreich wird hoffentlich dann auch wieder zu sich kommen, denn das Volk ist dort, Dank dem Klerus, noch gesunder als fast irgendwo, dabei gut kaiserlich und kirchlich gesinnt. Für Frankreich zähle ich sicher auf ein frisches Leben nach der großen Katastrophe; denn dort haben sich die guten Elemente schon unter der Leitung eines eifrigen muthigen Klerus gesammelt und organisirt. Hat auch das religiöse Leben im Volke vielfach mehr als anderswo gelitten, so hat sich doch das katholische Nationalbewußtseyn durch die letzten Ereignisse wunderbar gestärkt. Vertheidigen doch heute schon ebenso viel liberale als katholische Blätter die weltliche

Digitized by Google

Herrſchaft des Papſtes. Wer hätte das vor zwei Jahren für möglich gehalten? Trotz allem will der Franzoſe nur katholiſch ſeyn, es liegt ein unverwüſtliches katholiſches Gefühl in ihm, das zwar durch das Geſchrei des Tages übertäubt, nie aber völlig erſtickt werden kann, ſondern bei der erſten Gelegenheit wieder durchbricht. Trug nicht ſchon die 1848er Umwälzung ein anderes Gepräge und brachte den Katholiken etwas Freiheit? Bei der künftigen Kriſis wird dieß noch mehr der Fall ſeyn trotz des inzwiſchen ungemein verbreiteten Socialismus, der als letzte Conſequenz des überwundenen vulgären Liberalismus der Kirche keinen dauernden Widerſtand wird leiſten können. Das in der Tiefe des Volkes liegende katholiſche Gefühl iſt es, welches mir Frankreich ſo lieb macht und welches ich als die Bürgſchaft betrachte, daß die älteſte Tochter der Kirche auch wiederum dieſes Namens in vollem Umfange würdig werden wird. Deßhalb bangt es wir trotz allem nicht um die Zukunft Frankreichs.

LVIII.

Biſchof Konrad II. und die Paſſauer Annalen.

Ein Beitrag zur Geſchichte des Bisthums Paſſau.

Detailforſchungen auf dem Gebiet der Geſchichte der deutſchen Bisthümer bedürfen keiner Rechtfertigung mehr. Hat ſich doch bereits allenthalben die Ueberzeugung feſtgeſetzt, daß ohne eine eingehende und erſchöpfende Behandlung

Digitized by Google

der Geſchichte der deutſchen Bisthümer und Stifte eine deutſche Reichs- und Kirchengeſchichte den jetzigen Anſprüchen nicht mehr genügen könne. Denn abgeſehen davon daß das ganze Mittelalter hindurch einzelne hervorragende Biſchöfe und Prälaten das politiſche Leben Deutſchlands beherrſchten, knüpft ſich auch die Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft, die Hebung des Wohlſtandes, die Bildung des Handwerks, die Cultivirung des Bodens, kurz der geſammte civiliſatoriſche wie materielle Fortſchritt an die Geſchichte der deutſchen Stifte, der Bisthümer und der Klöſter. In richtiger Erkenntniß dieſer Bedeutung hat denn auch die Gegenwart ſchon manche werthvolle Monographie an's Licht gefördert, und an mehr als einem Orte ſind viele Kräfte beſchäftigt bisher unbeachtetes und verkanntes Material zugänglich zu machen, um ſo eine lang gefühlte Lücke in unſerer vaterländiſchen Geſchichte auszufüllen.

Das älteſte der bayeriſchen Bisthümer, Paſſau, hat bereits vor einem Jahrhundert einen ausgezeichneten Geſchichtſchreiber an dem Jeſuiten Hanſitz gefunden, deſſen Gewiſſenhaftigkeit, Fleiß, Gelehrſamkeit und geſunder kritiſcher Sinn die meiſten Arbeiten der Neuzeit in Schatten ſtellt. Seit Hanſitz aber wurde durch die Veröffentlichung einer Menge von früher unbekannten Quellen nicht bloß das Material viel reichhaltiger, ſondern auch das vergleichende Studium ermöglicht, ſo daß jetzt manche Reſultate ſeiner Forſchungen nicht mehr haltbar erſcheinen, viele Schwierigkeiten aber die er noch nicht zu löſen vermochte, jetzt von ſelbſt wegfallen. Dennoch hat Hanſitz keinen nennenswerthen Nachfolger mehr gefunden. Der hochverdiente Geſchichtſchreiber der Stadt Paſſau, der in der Lokalgeſchichte rühmlich bekannte Dr. Erhard, hat ſeinem Zwecke nach ſeine Forſchungen leider zu ſehr auf die Geſchichte der Stadt beſchränkt. Ein Profeſſor in Halle war es, Dümmler, welcher angeſichts der Wichtigkeit der Paſſauer Bisthumsgeſchichte für den ganzen Südoſten Deutſchlands Forſchungen über die Geſchichte unſeres Bisthums im

Digitized by Google

ersten Jahrtausend der christlichen Aera anstellte*). Aber Pietät für die alten Traditionen der Kirche Passau's war bei Dümmler, einem Preußen und Protestanten, nicht zu suchen und so verwandte denn der gelehrte Professor von Halle sein ganzes kritisches Talent nur darauf zu zeigen, daß die ganze Geschichte der Kirche Passau's vor Bonifacius nur Trug und eitle Fabel, einer unserer angesehensten Bischöfe aber, der berühmte Piligrin, ein Betrüger und Urkundenfälscher gewesen sei. Es war wieder kein Passauer, sondern der bescheidene Benediktinermönch P. Rupert Mittermüller in Metten, der die Ehre Piligrin's rettete**).

Dümmler hat ganz richtig mit dem begonnen was jederzeit das erste seyn sollte, nämlich mit der Kritik der Quellen; solange hierin noch nicht ein Anfang gemacht ist, läßt sich für die wahre und wirkliche Geschichte nichts gewinnen. Leider hat es Dümmler dabei manchmal an der nöthigen historischen Treue und Gewissenhaftigkeit fehlen lassen, so daß er sich zu Behauptungen fortreißen ließ, die bei besonnener Forschung und ruhiger Vergleichung mehr als gewagt, ja als völlig aus der Luft gegriffen erscheinen. So sollen nach seiner Behauptung die Passauer Annalen, die annales patavienses unter dem berühmten Bischofe Otto von Lonstorf (1254—65) in Passau abgefaßt worden seyn und sollen sogar ähnlich wie der bekannte Lonstorfer Codex ein officielles Gepräge an sich tragen***). Bei der Wichtigkeit der Frage für die Geschichte des 13. Jahrhunderts dürfte es geboten seyn, diese Behauptung näher zu beleuchten und den Werth der annales patavienses eingehend zu erörtern. Bevor ich jedoch dieß thun kann, ist es nöthig den Inhalt dieser Annalen an andern uns erhaltenen unzweifelhaften Quellen

---

*) Bischof Piligrin von Passau und die Lorcher Fabel.

**) Vergl. seine Abhandlung über Piligrin im „Katholik" (1867).

***) Dümmler, l. c. p. 73.

Digitized by Google

und Urkunden zu prüfen, um darnach ein entscheidendes Urtheil fällen zu können.

I. Bischof Konrad II. von Passau.

Nach der Angabe von Bruschius und Hund erzählen die annales patavienses, daß unmittelbar nach der Absetzung des Bischof Rudiger ein polnischer Prinz Namens Konrad, Sohn eines Herzogs von Polen und Neffe des Böhmenkönigs, zum Bischof von Passau erwählt worden sei 1250. Anstifter dieser Wahl sei der Dekan Albert der Böhme (Albertus Boemus) gewesen, der dafür auch die Schlösser Bubuz (castrum Bubuz cum suis comitatibus!?), Wildenstein und Wolferstein sammt den dazu gehörigen Besitzungen empfangen habe. Der dankbare Bischof habe dem bestechlichen Domdekan außerdem noch die Propstei Niedernburg und alle Benefizien jener Kanoniker verliehen die ihm nicht gewogen gewesen wären. Dafür habe dann Albert mit 100 Mark Gold die Kosten gedeckt, welche Konrad während eines zehnmonatlichen Aufenthalts in Köln gemacht, und später zur Rückkehr nach Polen noch weitere 66 Mark zur Verfügung gestellt. Nach 15monatlicher Regierung hätte nämlich den fürstlichen Bischof die Lust zu heirathen angewandelt und er sei darum in seine Heimath nach Polen zurückgekehrt, um sich dort mit der Tochter des Herzogs Odowitz zu verehlichen und durch Beseitigung seines Bruders Wladislav zum Herrn von ganz Polen zu machen. So Bruschius in seinem Werke de Laureaco veteri et de Patavio Germanico lib. II, p. 199. Er fügt hinzu: nec nos quicquam aliud in pataviensibus annalibus de eo scriptum invenimus. Mit denselben Worten auch Hund Metropolis Salisburg. edit. Gewold I, 211. In derselben Weise erzählt es auch Schritovinus: catalogus archiep. et episcoporum Laureacensis et Pataviensis ecclesiarum ad Fridericum III. Romanorum imperatorum bei Rauch, script. rerum Austriac. II, 502. Auch Aventin kennt diesen

Biſchof Konrad, weiß aber von ihm nichts zu erzählen als daß er bald den Biſchofsſtab weglegte, nach Böhmen ging und eine Frau nahm: annales Boi. lib. VII. cap. 5 p. 653. (Lipsiae 1710). Auch er beruft ſich für ſeine Angaben auf Annalen, die er aber nicht näher bezeichnet: ita quidam in annales retulere. Ich zweifle nicht, daß auch er die Paſſauer Annalen meinte.

Ich glaube, daß die ganze Erzählung von dieſem Biſchofe Konrad eine fabelhafte ſei, daß ein ſolcher gar nie exiſtirt habe. Die Gründe die für dieſe meine Anſicht geltend gemacht werden müſſen, ſind für mich völlig überzeugend und ich hoffe, daß kaum ein ſtichhaltiger Einwand dagegen erhoben werden könne. Ich lege dieſe Gründe zur vorurtheilsfreien Erwägung vor.

1) Keine einzige der gleichzeitigen Chroniken erwähnt dieſes Konrad, vielmehr erzählen alle ausdrücklich, daß unmittelbar auf Rudiger Berthold von Sigmaringen gefolgt ſei; ich ſtelle ſie alle hier zuſammen.

a) Hermannus Altahensis: 1250 Rudgerus pataviensis episcopus propter hoc quod in scismate inter regnum et sacerdotium favere videbatur parti adversae, ab Innocentio quarto ab officii et beneficii deponitur dignitate et dominus Pertholdus, frater Alberti Ratisponensis episcopi, substituitur, cui statim capitulum et civitas Pataviensis cum ministerialibus obedire coepernut unanimiter et subesse, predicto R. episcopo, contra voluntatem Chunradi Regis et Ottonis ducis Bavariae penitus refutato.

b) contin. Lambac. ad annum 1249—50: Rudgerus episcopus patav. propter inobedientiam a papa Innocentio excommunicatur et ab episcopatu ejicitur, post quem Pertholdus frater ep. Ratisponensis eligitur.

c) contin. Garstens. 1250: item Rugerus patav. ep a domino deponitur et Bertholdus sibi substituitur.

d) contin. Sancrucens. II. 1250: venerabilis patav. episc. Rudgerus depositus est de sede episcopatus sui. Bertholdus frater Ratisp. episcopi ordinatur pro eo

e) annales S. Rudperti Salisb. 1250: dominus Ruodgerus patav. ep. a domino papa deponitur et Pertholdus frater ep. Ratisp. sibi substituitur.

Digitized by Google

Dieß sind die Chroniken welche von dem Vorgang Notiz nehmen. Es ist zu bemerken, daß mit Ausnahme der ann. Salisb. sämmtliche der Diözese Passau angehörten. Wie wäre es möglich, daß man in allen diesen Klöstern, welche doch mit Passau in lebhaftem Rapporte standen, von dem Bischofe Konrad, welcher 15 Monate lang regiert haben soll, nichts gewußt hätte? Schon aus diesem Schweigen allein dürfte man mit vollem Rechte darauf schließen, daß dieser angebliche Bischof Konrad erst später in den Katalog der Bischöfe von Passau eingeschoben wurde.

2) Die Unmöglichkeit, daß zwischen Rudiger und Berthold ein Bischof Konrad mit 15monatlicher Regierungszeit existirt haben könne, ergibt sich aber ganz evident und unwiderleglich aus den uns noch erhaltenen Urkunden.

Bischof Rudiger wurde urkundlich nach den im päpstlichen Archive noch vorhandenen Instrumenten abgesetzt am 11. März 1250. Die Absetzungsbulle ist datirt aus Lyon*). Darauf hin trat sogleich Albert der Böhme, der Domdekan als Administrator der Diözese auf bis zur Aufstellung eines neuen Bischofs**). Bischof Rudiger scheint die Absetzungs-Bulle entweder erst spät erhalten zu haben, oder er war vielleicht gesonnen sich nöthigenfalls mit Waffengewalt zu behaupten; denn am 8. April noch stellte er zu Passau eine Urkunde aus, bei welcher drei Archidiakone und Kanoniker als Zeugen figurirten, darunter auch Otto von Lonstorf, der spätere berühmte Bischof***).

Bald darnach wandte sich aber das Kapitel von Rudiger ab und bevollmächtigte den Dekan Albert und den Propst Meingot von Waldeck behufs Creirung eines neuen Bischofs. Da Innocenz IV. kurz zuvor die Wahlfreiheit der Kapitel

*) Die Urkunde ist abgedruckt im 16. Bande des literar. Vereins in Stuttgart, p. 132—34.

**) ibid. p. 136.

***) Monum. Boic. 29, 369.

Digitized by Google

ſuspendirt hatte*), ſo mußten die beiden Bevollmächtigten ſich nach Lüttich begeben, wo Petrus Caputius der päpſtliche Legat für Deutſchland eben damals ſich aufhielt. Schnell einigte man ſich über einen neuen Biſchof, denn ſchon am 16. Juni 1250 datirt die Confirmationsurkunde des päpſtlichen Legaten**). Der neu creirte Biſchof war Berthold, Graf von Peittingau und Sigmaringen, Bruder des Biſchofs von Regensburg und Vizedom daſelbſt, welcher ob ſeiner Anhänglichkeit an die päpſtliche Sache ſchon im Februar 1249 vom Papſte zum Adminiſtrator der weltlichen Güter des Bisthums ernannt worden war***). Gleich darauf erhielt der neu ernannte Biſchof Berthold die Regalien von König Wilhelm zu Boppard†). Laut eines Rechtsſpruches der Fürſten ſollte Berthold an die Veräußerungen, Verträge und Tauſche, welche ſein Vorgänger während der Zeit der Excommunikation, d. h. während voller neun Jahre (1241 — 50) eingegangen hatte, nicht gebunden ſeyn.

Aus dieſen Urkunden erhellt klar, daß Berthold unmittelbar auf Rudiger gefolgt ſei und daß für den angeblichen Biſchof Konrad, der 15 Monate lang regiert haben ſoll, keine Zeit übrig bleibt.

Dem Jeſuiten Hanſitz, der ein ſcharfer Kritiker war††), entging dieſer Widerſpruch der Angaben der Paſſauer Annalen mit den Urkunden keineswegs, er getraute ſich aber nicht die Aechtheit der erſteren zu bezweifeln, er ſuchte ſich vielmehr dadurch zu helfen, daß er die 15 Monate der angeblichen Regierungszeit Konrads auf drei reducirte. Allein abgeſehen

*) Vergl. die Regeſten Innocenz IV. im 16. Band des literar. Vereins p. 150, Nr. 367.

**) Die wichtige Urkunde in Monum. boic. 29, 372—74.

***) Regeſten Innocenz IV. l. c. Nr. 369.

†) Monum. boic. 30, 309. Schreitwein las ſtatt Boppardia — Lampardia, Hund und Bruſchius Langobardia und ließen König Wilhelm eine italieniſche Stadt belagern. Hanſitz vermuthete Leewardia in Friesland.

††) Dieß Zeugniß gibt ihm ſelbſt Dümmler l. c. p. 81.

Digitized by Google

davon daß dieß reine Willkür ist, erhellt schon aus den oben angeführten Daten und Urkunden auch die Haltlosigkeit dieser Hypothese des scharfsinnigen Jesuiten. Zu allem Ueberflusse existirt aber noch eine Urkunde, welche jede Schwierigkeit hebt und auch diese Hypothese völlig beseitigt, indem in ihr ausdrücklich hervorgehoben wird, daß Berthold unmittelbar auf Rudiger gefolgt sei. Die Urkunde*) ist auch dadurch merkwürdig, daß sie zu den ältesten von jenen zählt welche auch deutsch abgefaßt wurden. Der Eingang lautet: cum post depositionem Rudegeri quondam patav. episcop. quam ipse R. tandem voluntarius admittebat venerabilis dominus Pertholdus episcopus per justam sui assumptionem episcopatus ejusdem regimina suscepisset etc. In gleichzeitiger deutscher Fassung: „Do Bischolf Rudeger vom Bistuom ze Bassowe, mit recht und mit sin selbes willen gescheiden wart, nach dem wart Bischolf Berthold der heute ist gewaltiger Bischolf . . ." Damit fällt auch die Hypothese des Hansitz, indem die Unmöglichkeit, daß zwischen der Regierung Rudeger's und Berthold's noch ein anderer Bischof gewesen sei, durch diese feierliche Beurkundung der unmittelbaren Nachfolge Berthold's auf's evidenteste dargethan ist. Eine andere Hypothese stellte Hund auf, indem er den Widerspruch dadurch zu heben suchte, daß er ein zweimaliges Pontifikat Berthold's annahm, das erstere in das Jahr 1249 verlegte, ihn durch Konrad verdrängen, dann aber in Folge der Resignation des letzteren 1251 neu gewählt werden ließ**). Allein diese Combination ist ohne historische Basis und fällt in sich selbst zusammen, nachdem urkundlich feststeht, daß Rudeger erst 11. März 1250 entsetzt und am 16. Juni bereits Berthold bestätigt wurde. Nach solch bestimmten urkundlichen Beweisen wird man sich wohl bescheiden müssen, Konrad II.

*) Sie ist abgedruckt in Monum. boic. 29, 403 ff. Ich bemerke, daß sie Hansitz noch nicht kannte.

**) Hund, Metrop. Salisb. I. 211.

Digitized by Google

aus der Reihenfolge der Bischöfe von Passau wieder zu streichen; er hätte ihnen ohnehin keine Ehre gebracht.

3) Ein fernerer Beweis für die Unrichtigkeit der Angaben der Passauer Annalen liegt darin, daß die Umstände der Erzählung so viel Auffallendes und Unmögliches an sich tragen, daß man daraus allein schon auf spätere Dichtung schließen könnte. Schon die Angabe, daß Konrad bloß auf Betreiben des Dekan Albert des Böhmen gewählt worden sei, macht mißtrauisch. Denn einmal war Albert zur Zeit der Absetzung Rudiger's gar nicht in Passau, wie aus seinem Schreiben an das Kapitel und den Stadtrichter Hustemund klar hervorgeht*). Außerdem erscheint Albert jederzeit als eifriger Beförderer der Candidatur Berthold's**). Ferner war damals die Wahlfreiheit der Kapitel in ganz Deutschland suspendirt und durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß und Genehmigung des Papstes unter keiner Bedingung eine Wahl stattfinden***). Für Passau insbesondere hatte Innocenz IV. dieß Verbot ausdrücklich am 14. Februar 1249 gegeben†): si cessione . . . vacarit ecclesia patav., capitulo inhibeant expresse, ne ad electionem seu postulationem vel nominationem cujusquam procedant absque nostra licentia speciali. Die weitere Angabe, daß Konrad alle Pfründen der ihm feindseligen Kanoniker dem Albert überlassen habe, klingt viel zu abenteuerlich als daß sie irgend Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen könnte.

Ein fernerer, 4) Beweis gegen die Aechtheit der Angaben der Passauer Annalen liegt noch in dem Umstande,

---

*) Bibliothek des liter. Vereins, Bd. 16. p. 137.

**) Monum. boic. 29, 373: quem (Bertholdum) Alb. decanus et praepositus patavienses cum instantia postularunt heißt es in der Konfirmationsurkunde vom 16. Juni.

***) Regesten Innocenz IV. l. c. Nr. 367.

†) ibid. Nr. 371; man war damals der Hoffnung, Rudeger werde freiwillig resigniren; für diesen Fall galt diese Instruktion an die Aebte von Emmeram und Walterbach.

Digitized by Google

daß man in Paſſau ſelbſt Jahrhunderte lang von dieſem angeblichen Biſchof Konrad nichts wußte. Der Paſſauer Chroniſt Staindel*), dem die ſogenannten Paſſauer Annalen nicht vorlagen, weiß auch von dieſem Konrad nichts, ein klarer Beweis, daß derſelbe ſeine Exiſtenz nur dem Verfaſſer der annales patavienses verdanke. Dazu kommt, daß auch Schreitwein und Bruſchius außer den annales patav. noch andere Quellen vorlagen, welche ganz mit den noch vorhandenen Urkunden übereinſtimmen und von einem Biſchof Konrad nichts wiſſen. So erzählt Bruſchius**), bevor er die Angaben der annales patav. anführt, ganz richtig folgendes: Rudigerus pontificia autoritate ab episcopatu amovetur ... cui statim eadem autoritate Bertholdus de Pietengaw .... subrogatur. Aehnlich auch Schreitwein***). Daraus kann man abnehmen, daß dieſen Chroniſten noch Quellen vorlagen welche in direktem Widerſpruche ſtanden mit den annales patavienses. Da die Chroniſten die letzteren als eine ächte Quelle betrachteten, den Widerſpruch alſo nicht zu löſen vermochten, ſtellten ſie die beiden Angaben unvermittelt nebeneinander, bemerkten aber ausdrücklich, daß ſie die abweichenden Angaben den annales patav. entnahmen†). Wir ſind jetzt im Stande durch vergleichendes Studium den Widerſpruch zu löſen dadurch, daß wir die erſteren Angaben weil mit den Urkunden übereinſtimmend für ächt, die Daten der annales patavienses aber für Dichtung erklären. Ich glaube, daß dieſe ſogenannten Paſſauer Annalen gar nicht in Paſſau entſtanden ſind, auch den Ereigniſſen die ſie erzählen keineswegs gleichzeitig abgefaßt wurden, ſondern daß ſie das Mach-

*) Vergl. ſein chronicon bei Oefele, script. rer. boic. I. 420—542; Staindel lebte in Paſſau ſelbſt und ſchrieb kurze Zeit vor Bruſchius ſein chronicon.

**) l. c. p. 193.

***) Rauch. script. II. 500—503.

†) So Bruſchius und Hund.

Digitized by Google

werk eines unwiſſenden Compilators ſeien. Den Beweis hiefür will ich jetzt erbringen.

II. Die Paſſauer Annalen (annales patavienses).

Hund ſagt am Schluſſe ſeiner Erzählungen über den angeblichen Biſchof Konrad II., dux poloniae: nec nos quicquam aliud in Pataviensibus annalibus de eo scriptum invenimus *). Mit denſelben Worten ſchließt auch Bruſchius**). Was alſo Bruſchius und Hund von dieſem Konrad zu erzählen wußten, haben ſie dieſen annales patavienses entnommen. Ueber die Beſchaffenheit dieſer Annalen gibt Hund nähere Aufſchlüſſe, indem er ſchreibt***): Patavie exstat vetustus liber in membranis scriptus, continens annales patavienses deductos usque ad annum domini 1255, unaquoque catalogum succinctum Laureacensium et Pataviensium archiepiscoporum cum copiis diplomatum tam summorum pontificum quam Romanorum imperatorum, quem mihi Reverend. dominus Urbanus episcopus patav. legendum communicavit. Huic operi propter antiquitatem meo judicio non modica fides habenda. Auch Schreitwein lagen ſie vor, wie ſich aus einer Vergleichung deſſelben mit Bruſchius und Hund leicht ergibt, obwohl er ſelbſt gar keine Quellen nennt. Ob Aventin die Annalen ſelbſt kannte oder nur aus der Benützung Anderer, bleibt zweifelhaft †). Später gingen dieſe Annalen gänzlich verloren und ſchon Hieronymus Pez ſpürte ihnen vergeblich nach ††).

Wann und wo ſind dieſe Annalen entſtanden? Sind ſie wirklich ſo wichtig wie Hund wähnte, ſind ſie wirklich in

---

*) Metrop. I 211.

**) l. c. II. 199.

***) l c. I. 190.

†) Aus ſeinen Worten annal. Boic. lib. VII. cap. 5, 37 kann man beides abnehmen.

††) Vergl. Dümmler, p. 132.

Digitized by Google

Paſſau unter Biſchof Otto entſtanden wie Dümmler ſo keck behauptet?

Dieſe Fragen ſind eigentlich ſchon entſchieden durch die vorhergehende Abhandlung über Konrad II., wo nachgewieſen wurde, daß die Angaben dieſer annales gänzlich unhaltbar ſind. Sie können in Paſſau nicht abgefaßt ſeyn, am wenigſten unter Biſchof Otto, der vier Jahre nach der angeblichen Regierungszeit Konrads ſelbſt Biſchof wurde, unter Rudeger bereits Archidiakon und Domherr war. Wären die Annalen zu ſeiner Zeit (er regierte 1254 — 65) abgefaßt worden in Paſſau, ſo hätte doch eine ſolche Fabel nie und nimmer Aufnahme finden können. Die Annalen erwähnen ferner nach Hund's ausdrücklicher Verſicherung, daß der berühmte Agitator Albert der Böhme*) von den Paſſauern 1249 geſchunden worden ſei. Nun ſtarb aber Albert erſt Ende September 1256 und zwar eines ruhigen Todes, alſo zwei Jahre nach dem Regierungsantritt Otto's! Daraus folgt doch klar, daß die Annalen unmöglich unter dem Pontifikate Otto's in Paſſau entſtanden ſeyn können. Oder iſt es denkbar, daß ein Augenzeuge und Zeitgenoſſe ſolche Erdichtungen und Märchen hätte den Annalen einverleiben können**)? Die annales palavienses erwähnen ferner, daß Biſchof Berthold den Kanonikus Eberhard von Johannſtorf habe ermorden laſſen. Dieſe Verwechslung Berthold's 1250 — 54 mit Gebhard 1222 — 32 iſt denn doch auch ein deutlicher Beweis, daß die Annalen nicht unter dem Pontifikate Otto's

*) Ich habe die Biographie dieſes berühmten Mannes zuſammengeſtellt und werde ſie ſeiner Zeit in den Druck geben, da ſie für die damalige Zeit von großem Intereſſe iſt.

**) Auch die Angaben über das Ende Rudeger's ſind größtentheils unrichtig. Er ſtarb erſt 1258. Vergl. Monum. Germ. IX. 644: anno 1258 dominus Rudgerus patav. ep. depositus obiit. — Aventin und Hund laſſen ihn ſchon 1254 ſterben, was jedenfalls unrichtig iſt, da 1256 noch ſeiner als lebend gedacht wird. Monum. boic. 29, 160.

Digitized by Google

1254—65 als des Nachfolgers von Berthold, sondern später angelegt wurden und zwar außerhalb Passau, da nicht anzunehmen ist, daß in Passau so früh das historische Bewußtseyn verloren gegangen sei. Daß sie in Passau nicht entstanden seien, dafür bürgt auch die Thatsache, daß sie daselbst vor Bruschius noch nicht bekannt waren*). Staindel, der Passauer Chronist gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte noch keine Kenntniß davon. Bald darauf wurden sie durch Bruschius in Passau eingeführt. Von da an behaupteten sie ihre Herrschaft bis zur Gegenwart in einem Grade, daß sich selbst ein sonst so kritischer Gelehrter wie Dümmler von ihren Prätensionen hinreißen ließ. Die Geschichte Passau's im 13. Jahrhundert wird eine ziemlich veränderte Gestalt bekommen, wenn die Autorität dieser Annalen, welche seit Hund in so großem Ansehen standen, derjenigen der Urkunden wieder weichen muß.

Nach meiner Ansicht ist die Geburtsstätte dieser annales patavienses in Oesterreich zu suchen, in der Abtei Kremsmünster. Dort tauchen plötzlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts Bischofskataloge von Passau auf, in denen Konrad, dux poloniae, bereits als Bischof von Passau mit 15monatlicher Regierungszeit sich findet. In Passau selbst hätte man auch um diese Zeit, also wenige Decennien nach Rudiger's Regierung, mit einem solchen Kataloge kaum Glauben gefunden, da dort noch Leute leben mußten, welche die Bischöfe Rudiger, Berthold und Otto gesehen und persönlich gekannt hatten; und ein Gleiches gilt von den falschen Angaben über Albert den Böhmen, von der Verwechslung Berthold's mit Gebhard. Anders war es in Kremsmünster. In diesem Stifte war, in Folge der Nachlässigkeit einiger Aebte, besonders aber in Folge der Wirren welche durch das Aussterben der Babenberger, das Interregnum und die Kämpfe um den Besitz

*) Schreitwein hat wahrscheinlich nie in Passau gelebt, sondern in Oesterreich.

Digitized by Google

des Landes herbeigeführt wurden, Alles in Unordnung und Verfall gerathen. Die Reihenfolge der Aebte, das Urbarium, das Verzeichniß der zum Kloſter gehörigen Güter waren verloren gegangen. Abt Friedrich von Aich 1273—1326 ſuchte den alten Glanz des Stiftes wieder herzuſtellen und beauftragte einen Mönch Sigimar, ein Verzeichniß der zum Kloſter gehörigen Beſitzungen und die Reihenfolge der Aebte wieder herzuſtellen. Sigimar that noch mehr, er fertigte auch ein Verzeichniß der Regenten Bayerns und der Biſchöfe von Paſſau an, in welch letzterem bereits Konrad als Biſchof figurirt: Chonradus dux polonononiae (ſtatt poloniae) electus sedit Patavie annum I, menses III, et postmodum duxit uxorem *). Dieß iſt das erſte hiſtoriſche Dokument für Konrad und dieß findet ſich eben in Kremsmünſter. Es iſt zu bemerken, daß der Zeit- und Ordensgenoſſe des Sigimar, Bernardus Noricus ein chronicon chremisanense verfaßte, in welchem Konrad bloß 12 Monate Regierungszeit beigelegt werden, ein Beweis wie wenig ſicher man in Kremsmünſter in den Angaben war. Die ſchriftlichen Dokumente, die urkundlichen Aufzeichnungen waren eben verloren gegangen, ſo daß Sigimar und ſeine Collegen ſich gezwungen ſahen, zu den Traditionen, den Ueberlieferungen des Volksmundes Zuflucht zu nehmen **). Es dürfte die Behauptung kaum zu kühn ſeyn, daß in dieſer Periode hiſtoriſcher Thätigkeit in Kremsmünſter auch die annales patavienses entſtanden ſeien. Vielleicht legte man dabei ältere aus Paſſau entlehnte Biſchofskataloge zu Grunde, wie ein ſolcher bis Biſchof Altmann reichend von Rauch ***) unter den Sammlungen des

*) Rauch. script. II, 343. Rauch führt alle hiſtoriſchen Sammlungen aus Kremsmünſter unter dem Titel: opuscula Bernardi Norici auf. Vergl. dagegen Hanſitz und Dümmler p. 135.

**) Vgl. Rauch in der Vorrede zur Ausgabe der opuscula Bernardi Norici.

***) l. c. II. 356 — 59.

Bernardus Norikus mitgetheilt wurde. Soviel iſt wenigſtens gewiß, daß die Werke der Annaliſten in Kremsmünſter den annales patavienses ſehr viel homogenes enthalten, eine Menge von Halbwahrem, Unrichtigem, von Fabeln und Märchen.

Was die Benützung der Paſſauer Annalen betrifft, kann ich mir eine Bemerkung nicht verſagen. Ich habe ſchon erwähnt, daß Bruſchius und Hund ſie fleißig benützt haben, letzterer ſchon deßhalb weil er ſie für eine der beſten und wichtigſten Quellen betrachtete*). Es iſt darum klar, daß beide, die nämliche dritte Quelle benützend, oft wörtlich miteinander übereinſtimmen. Dieß hat in neuerer Zeit dem fleißigen Sammler Hund den Vorwurf zugezogen, er hätte nur zu oft den Bruſchius wörtlich ausgeſchrieben. Blumberger und Dümmler klagten ihn eines förmlichen Plagiats an Bruſchius an. Mit Unrecht. Denn Hund erwähnt jederzeit, daß er dieſe oder jene Angabe, die er mit Bruſchius gemein hat, aus den annales patavienses entlehnt habe. Will man nun Hund nicht abſichtlicher Täuſchung und des Betruges zeihen, ſo wird man die Uebereinſtimmung beider einfach dadurch erklären dürfen, daß ſie beide aus gemeinſamer dritter Quelle ſchöpften, nämlich den Paſſauer Annalen, wie ſie dieß auch öfter erwähnen. Schon der Umſtand daß Hund aus den von ihm citirten annales patav. öfters Urkunden ihrem Wortlaut nach anführt, während Bruſchius bloß darüber referirt, müßte jeden Zweifel an der ſelbſtſtändigen Benützung derſelben verſcheuchen. Dieſer Vorwurf ging eben nur aus einer oberflächlichen Kenntniß der Paſſauer Annalen hervor und beweist wieder, was ſelbſt anerkannten Gelehrten alles begegnen könne!

Auch einer Anſicht Böhmer's muß ich Erwähnung thun, weil ſie mir gleichfalls ganz unrichtig zu ſeyn ſcheint. Böhmer**) glaubt nämlich, daß von Albert dem Böhmen

*) Metrop. I, 190.

**) Kaiſerregeſten 1198—1256, Einleitung p. LXIX.

Digitized by Google

außer seinen Missivbüchern noch andere Reliquien existirt haben müssen, die uns verloren gegangen. Dieß zeigen, meint er, nicht bloß die Ausführungen Aventin's in seinen Annalen und in einem von Höfler in der Bibliothek des liter. Vereins 16, 153 ff. mitgetheilten Bruchstück desselben über Bischof Rudiger, sondern schon die frühesten Benutzungen der Reliquien Alberts in Schreitwein catalog. episc. patav. apud Rauch 2, 499.

Was das von Höfler mitgetheilte Bruchstück anbelangt, so stimmt es ad verbum überein mit Bruschius l. c. p. 184—196. Möglich daß Aventin (falls das Bruchstück von ihm überhaupt herrührt) dieses Bruchstück aus den Passauer Annalen entlehnte, aber von Reliquien Alberts ist darin keine Spur zu finden. Es ist vielmehr eine werthlose Compilation, einiges Wahre, aber noch mehr Falsches enthaltend. Daß Auffassung und Latinität für die Autorschaft Aventin's sprächen, diese Behauptung Böhmer's erscheint als falsch, nachdem feststeht, daß das Bruchstück schon vor Aventin bei Bruschius sich findet. Auch Schreitwein lagen keine uns unbekannte Reliquien Alberts des Böhmen vor, sondern eben nur die Passauer Annalen. Da er diese nicht kritisch zu benützen verstand, so trägt sein catalogus episc. patav. offen das Gepräge einer rohen Compilation an sich, in welcher die größten Widersprüche unvermittelt sich aneinander reihen. Das wirklich Historische an der umfangreichen Arbeit Schreitwein's ließe sich auf wenige Blätter reduciren.

Fasse ich die Resultate der bisherigen Forschung in wenigen Sätzen kurz zusammen, so kann ich behaupten:

1) Auf Rudiger folgte unmittelbar Bischof Berthold; ein Bischof Konrad II., dux Poloniae, hat nie existirt. Die Quelle auf deren einzige Autorität hin man die Existenz dieses Konrad bisher behauptete, nämlich die

2) Annales patavienses sind eine werthlose Compilation. Wo und wann sie entstanden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten; manche Umstände weisen auf Kremsmünster als Ort der Abfassung. Nur so viel ist gewiß, daß sie

Digitized by Google

nicht in Paſſau entſtanden, am allerwenigſten unter Biſchof Otto.

Dieß die Reſultate. Um zu einem befriedigenden Abſchluß zu kommen, iſt aber noch eine Frage zu erörtern, die Frage nämlich: Wie kam man zu der Annahme eines Biſchofs Konrad II.? Iſt ſie gänzlich aus der Luft gegriffen, oder hat ſie vielleicht einen hiſtoriſchen Hintergrund?

III. Entſtehung der Fabel eines Biſchof Konrad II.

Wie in der Natur ſo gibt es auch in der Geſchichte Räthſel, die entziffern zu wollen Thorheit ſeyn würde. Nicht für alles und jedes läßt ſich Grund, Veranlaſſung und Zweck mehr eruiren; geſchieht es dennoch, ſo ereignet es ſich nur zu oft, daß etwas Fremdartiges in die Geſchichte hineingetragen wird. Ich geſtehe offen, daß es mir nicht möglich war ein beſtimmtes, über alle Zweifel erhabenes Reſultat zu erlangen, aber wie bei den Paſſauer Annalen überhaupt, ſo drängten ſich mir auch in dieſer Frage Vermuthungen auf die, weil ſie ſich auf hiſtoriſche Anhaltspunkte ſtützen, ich hier mittheilen will.

Der Gedanke an eine abſichtliche Erdichtung muß nach meiner Anſicht abgewieſen werden, ſchon aus dem Grunde weil abſolut nicht abzuſehen iſt, welchen Zweck eine ſolche Fälſchung der Wahrheit gehabt haben ſollte. Ich glaube mit Grund annehmen zu dürfen, daß zufällige Umſtände Veranlaſſung dazu gaben.

Bekanntlich beſtand in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Speyer eine Diplomatenſchule, deren Stifter der 1224 als Reichskanzler verſtorbene Biſchof Konrad von Speyer war*). Aus dieſer Schule gingen viele Prälaten

*) Vergl. über ihn Böhmer, Regeſten 1198 — 1256, Einleitung p. XLIX. Dazu Fontes II. 195, Anmerkung.

Digitized by Google

hervor, welche als Agenten des Papſtes oder des Kaiſers verwendet wurden. Einer von dieſen, Propſt Konrad von St. Guido wurde 1249 nach Oeſterreich geſandt, um dort die päpſtlichen Intereſſen im Kampfe gegen Kaiſer Friedrich II. zu vertreten *). Dieſer nämliche Konrad, Propſt von S. Guido in Speyer, war ein halbes Jahr früher dem damals noch lebenden Erzbiſchof Siegfried III. von Mainz dringend empfohlen worden mit dem gemeſſenen Befehle, demſelben bei nächſter Gelegenheit ein deutſches Bisthum zu verſchaffen **).

Konrad ſcheint mit beſtimmten Ausſichten auf den Biſchofsſtuhl in Paſſau nach Oeſterreich gegangen zu ſeyn (ganz Oeſterreich gehörte ja damals zu Paſſau) und ich zweifle nicht, daß derſelbe Mann der ſich die Anwartſchaft auf das nächſt erledigte Bisthum zu verſchaffen gewußt hatte, auch alle Hebel anwandte um Biſchof von Paſſau zu werden. Er trat in der That ſehr ſelbſtherriſch in Oeſterreich auf, ignorirte die biſchöfliche Autorität in Paſſau förmlich und ſetzte auf einem Tage zu Neuſtadt bei Wien kraft eigener Machtvollkommenheit als päpſtlicher Agent den Pfarrer von Wien ab, verbot jede Cumulation von Pfründen ***) und ſchärfte die alte Conſtitution ein, daß kein Unehelicher (namentlich nicht Söhne von Geiſtlichen) zu kirchlichen Würden

---

*) Boehmer fontes II. 196: anno domini 1249 Cunradus praepositus S. Widonis dictus de Steinach iter arripuit in Austriam eundi in die omnium Sanctorum, ubi functus est legationis officio.

**) Bibliothek des literariſchen Vereins 16, 179: cum dilectus filius Conradus prepositus ecclesie S. Guidonis Spirensis sue devotionis et probitatis obtentu mereatur ab eadem sede apostolica honorari . . . mandamus quatenus eundem alicui ecclesie cathedrali de regno Alamannie, quam primum ad hoc facultas se obtulerit, in episcopum autoritate nostra preficias et pastorem.

***) Dadurch mußte er ſich namentlich den Dekan Albert den Böhmen zum Feinde machen, da dieſer gegen zwanzig Pfründen beſaß.

Digitized by Google

und Pfründen zugelaſſen werden dürfe. Sein Dekret von Neuſtadt iſt ein förmliches Reformdekret*). Aber trotz der Gunſt die Konrad am päpſtlichen Hofe genoß, wurde er bei Beſetzung des Biſchofsſtuhles in Paſſau nicht berückſichtigt, weil das Domkapitel in Paſſau gegen denſelben ſich ſträubte und bei dem päpſtlichen Legaten Petrus Caputius dringend (cum instantia) um die Ernennung des Grafen Berthold von Peitingau und Sigmaringen bat**). Der päpſtliche Legat hatte Grund das dringende Bittgeſuch zu genehmigen und den Grafen Berthold nicht zu übergehen, weil er auf ſeinen Bruder, den Biſchof Albert von Regensburg, einen eifrigen Anhänger der päpſtlichen Sache Rückſicht nehmen mußte.

Wie Propſt Konrad zum neuen Biſchofe von Paſſau ſich ſtellte, darüber herrſcht großes Dunkel. Wir beſitzen nur noch eine kurze Inhaltsangabe eines Briefes Alberts des Böhmen, welche einige Anhaltspunkte gewährt. Bald nach der Confirmation des Biſchofs Berthold ſchickte nämlich Albert von Donauſtauf aus ein Schreiben an den Abt des Schottenkloſters in Wien mit dem Auftrage die Vollmachten des Propſtes Konrad von St. Guido als päpſtlichen Legaten für erloſchen zu erklären, alle Güter die er an ſich geriſſen, ihm wieder abnehmen und ihn nöthigenfalls in den Kerker werfen zu laſſen, wenn er ſich nicht fügen wolle***). Leider iſt der Wortlaut des Briefes nicht bekannt, aber ſo viel geht

---

*) Es iſt datirt vom 19. April 1250, abgedruckt in den Mon. boic. 29, 370.

**) Mon. boic. 29, 373

***) Bibliothek des literariſchen Vereins 16, 137: in die beati Jacobi indictione VIII. de castro Tumstorff misimus litteras in Austriam abbati Scotorum in Wienna per Gerhohum abbatem de Vormbach, ut revocet et infirmet legationem prepositi S. Guidonis Spirensis, mandantes districte, ut et bona ipsius capiat quae exstorsit, et si prepedierit brachio seculari carcer deputetur.

Digitized by Google

ſchon aus der kurzen Inhaltsangabe hervor, daß Konrad in ſchweren Conflikt mit dem Kapitel in Paſſau gerathen war, daß er ſich auch die Ungnade des päpſtlichen Stuhles zugezogen haben mußte, weil ihm die Befugniſſe eines Legaten abgenommen wurden. Wahrſcheinlich hatte Konrad, ſich ſchon als künftigen Biſchof betrachtend, von den Gütern der Kirche Paſſau's in Oeſterreich Beſitz ergriffen und ſich dadurch den Zorn des Kapitels in Paſſau und die Ungnade des päpſtlichen Stuhles zugezogen. Darauf wenigſtens ſcheinen die Worte: bona quae extorsit, hinzudeuten.

Von da an verſchwindet Konrad in der Geſchichte, wenigſtens iſt mir nichts mehr von ihm bekannt. Sein Auftreten in Oeſterreich mochte aber Veranlaſſung genug geweſen ſeyn, daß das Volk in ihm einen Biſchof ſah. Der Volksmund, der immer ſagenbildend iſt und nach Abenteuerlichem haſcht, mochte die weitere Ausſchmückung allmählig von ſelbſt bilden *). Aus dem Volksmunde aber ſchöpften, wie wir geſehen haben, die Chroniſten von Kremsmünſter, wo zuerſt die Sage von einem Biſchof Konrad von Paſſau, einem dux poloniae, auftauchte.

*) Vielleicht wurde Konrad vom Böhmenkönig in ſeiner Oppoſition gegen das Kapitel in Paſſau unterſtützt, ſo daß die Sage ihn zu einem Neffen deſſelben machte?

Georg Ratzinger.

Digitized by Google

LIX.

Herr Lukas über das Wesen der Presse.

Herr Lukas — ein seit kurzer Zeit sehr bekannt gewordener Name — hat großen Lärm verursacht durch sein hier in Rede stehendes Buch *). Und zwar mehr in der sogenannten „guten Presse" als in der schlechten, die sich am einfachsten durch Ignorirung vertheidigt. Man muß auch Herrn Lukas zugestehen, daß er den Dingen höchst ungenirt auf den Grund geht, unbekümmert darum wie hart er dabei wohlmeinende Lieblingsansichten und gutmüthige Voreingenommenheiten verletze oder nicht. So hat er es schon mit seinem „Schulzwang" gemacht, und fast mehr noch wandelt er mit seinem vorliegenden Buche auf dem Wege der rücksichtslosesten Kritik. Aber es ist keine Nergelei sondern ein frisches, schneidendes Wort das der Verfasser in die Tages-Nebel der Unklarheit hineinspricht, und will man ihn nur unbefangen auffassen und nicht mißverstehen, so muß man ihm im Wesen der Sache doch auch dießmal wieder Recht geben.

Was haben wir nicht seit Jahren schon singen und

---

*) Die Presse, ein Stück moderner Verstimpelung, von Joseph Lukas 2. Aufl. Regensburg, Pustet. 1867.

Digitized by Google

sagen hören über den Satz, daß wir durch Hebung und Förderung der „guten Presse" die Gegner der Kirche und der Gesellschaft mit ihren eigenen Waffen schlagen und das von der schlechten Presse verbreitete Gift paralysiren müßten. Herr Lukas sagt nun: ganz vergebliches Bemühen! Er sagt nicht, daß wir somit unsere Flinte in's Korn werfen und auch die Posten die wir auf dem Gebiet der Tagesliteratur noch innehaben, aufgeben sollten. Herr Lukas weiß sehr wohl, daß ohne die bisherigen Bemühungen der guten Presse, und wenn eine solche überhaupt nicht bestünde, aller Wahrscheinlichkeit nach sein eigenes Buch nicht vor die Oeffentlichkeit getreten wäre. Aber er warnt vor Verkennung und oberflächlicher Auffassung der furchtbaren feindlichen Macht, die allen Freunden der göttlichen Ordnung auf der Welt in der eigentlich so genannten Tagespresse gegenübersteht. „Die Presse, wie sie sich heutzutage ausgewachsen hat, ist ein großes Uebel; unsere katholische Presse ist etwas Gutes, weil sie das kleinere Uebel ist. Sie gleicht der Nothwehr, die an sich auch ein Uebel, aber gegebenen Falls sehr gut und sehr nothwendig ist."

Es ist eine bekannte Phrase, daß die freie Presse die beste Bildungsschule der Völker sei und daß auch der heftigste Kampf der entgegengesetzten Meinungen schließlich nur zum Guten führe, zur selbstständigen Befreiung der Geister durch die Wahrheit. Im Grunde ruht diese Anschauung auf einer einfachen Uebertragung der Theorien des ökonomischen Liberalismus auf die Frage von der Presse. Die Manchester Schule behauptet, daß die freie Concurrenz nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage den normalen Zustand des Erwerbslebens in der Gesellschaft bilde. Die Thatsachen haben aber bewiesen, daß dieser national-ökonomische Grundsatz falsch ist. Denn unter der Allgewalt jenes angeblichen Naturgesetzes ist der Zustand der Gesellschaft immer anormaler geworden, und eben jetzt erscheint er von Tag zu Tag unhaltbarer.

Ebenso ist es mit der Presse. Was die Uebermacht des

Digitized by Google

Capitals auf dem Gebiet des Erwerbslebens ist, das ist der Reiz des Bösen auf dem Gebiet der Presse. Die Bedingungen des Wettkampfes sind hier so ungleich wie dort. Der arme Mann mit der bloßen Kraft seiner gesunden Arme kämpft vergeblich gegen die erdrückende Herrschaft des Capitals, und ebenso wenig ist die einfache Darlegung der Wahrheit in den christlichen Blättern dem Pandämonium der ungebändigten Leidenschaften gewachsen, welche sich in der heutigen, der eigentlich modernen Presse concentriren.

Hr. Molitor, der geistreiche Domherr von Speyer, hat vor Kurzem einen enthusiasmirenden Aufruf erlassen: „Auf, gründen wir eine Großmacht der guten Presse! es bedarf der Kräfte, aber wir haben sie!" Herr Lukas erwidert darauf: „Unsere Hülfsmittel gegen die Verheerungen der Presse sind gar klein beieinander. Ein Radikalmittel gibt es durchaus nicht. Wenn dem Herrn Domcapitular Molitor sofort 50 Millionen Gulden zur Verfügung gestellt würden, und er würde damit alle bestehenden Blätter Deutschlands aufkaufen, das Redaktionspersonal conservativ instruiren, die Tendenz katholisiren — in kurzer Zeit würden fast alle diese Blätter einschrumpfen und neue Titel würden die alten Tendenzen wieder in unzähligen Journalen verbreiten. Die Zeitungen befriedigen ja nur die Nachfrage!" Hat Herr Lukas recht oder nicht? Ich glaube, daß ihm wohl oder übel Jedermann wird recht geben müssen. Ja, es ist so; und es bliebe auch dann so, wenn unserm literarischen Bestreben die materiellen und geistigen Kräfte in so reichem Maße zu Gebote stünden, als es erfahrungsmäßig nicht der Fall ist.

Das Uebel muß also tiefer liegen, und es liegt in der That in der modernen Gestaltung der Gesellschaft selber. Die sogenannte gute Presse, auch wenn sie mehr oder weniger liberal in der Wolle gefärbt ist, muß doch immer das Princip der Autorität vertreten, sie muß eine an die höhere und übernatürliche Ordnung gebundene Gestaltung der Societät fordern und vertheidigen. Gerade das ist es aber wogegen die

Digitized by Google

moderne Gesellschaft sich empört hat. Die sogenannte gute Presse muß ihr daher unter allen Umständen antipathisch seyn. Unsere Presse hat nur ein williges Publikum, soweit es noch Leute gibt die sich des Geistes der modernen Civilisation zu erwehren suchen; aber diese Leute werden zusehends weniger, und eines umgestaltenden Einflusses auf die moderne Gesellschaft selber darf sich unsere Presse keineswegs getrösten. Es gibt hier gar keinen Anknüpfungspunkt mehr für sie. In diesem Sinne sagt Hr. Lukas ganz richtig: „Wir haben nicht viel mehr Katholiken als unsere Blätter Abonnenten zählen . . . Wenn die katholischen Blätter auf diejenigen Abonnenten angewiesen wären, die sie selber zu überzeugungstreuen Männern herangebildet oder bekehrt haben, so dürften sie sich der süßen Gewohnheit des Daseyns füglich entschlagen."

Die gesammte moderne Civilisation strebt dahin die menschliche Societät unabhängig von den Regeln und Geboten einer höhern Ordnung zu gestalten, bloß nach rein natürlich und vermeintlich vernünftigen Gesetzen, nach sogenannten Naturgesetzen. Hr. Lukas bezeichnet diesen zeitgeistigen Zug nach völliger Entgöttlichung der Welt als die Tendenz der „Volkssouverainetät", und ich habe gegen diese Benennung nichts einzuwenden, sobald sie nur in jenem tiefern und nicht bloß im engern politischen Sinne verstanden wird. Der persönliche Gott als oberster Regent der Welt durch seine Offenbarung — verträgt sich mit einer demokratischen Republik, aber er verträgt sich nicht mit einer Gesellschaft, die keinen andern Herrn und Meister kennt als den endlichen Willen. Das Organ dieser Gesellschaft aber, ihr Schöpfer und ihre Creatur zugleich, ist unsere zeitgenössische Presse. Deßhalb ist es auch in noch höherm Sinne als bloß im politischen wahr, wenn Hr. Lukas sagt: „Unsere Presse ist von Natur aus, ihrem Princip gemäß autoritätswidrig, auflösend und darum kann ihr Resultat nur Umsturz seyn."

„Man kann sagen, das Literatenthum in Deutschland

ist erst beiläufig vierzig Jahre alt. Denn solange mag es ungefähr her seyn, daß eine ganze zahlreiche Classe von Gebildeten die Schriftstellerei als Basis einer materiellen Existenz aufzufassen begann." So sagt Hr. Lukas. Aber warum bildete sich eben damals bei uns ein förmlicher Stand von Literaten, dessen herrschende Classe hinwiederum das spekulirende Judenthum wurde? Antwort: weil von jener Zeit an der Staat aufhörte die christliche Societät zu vertheidigen, und weil die eindringende moderne Gesellschaft in der Person ihrer Repräsentanten, nämlich der Bourgeoisie, ihre Landsknechte reichlich zu lohnen versprach. Und sie hat wirklich ihre literarischen Landsknechte, wenigstens die Hauptleute und die Werber, sehr reichlich belohnt, wie Hr. Lukas mit Zahlen nachweist.

In demselben Maße ist denn auch der Geist aus der Zeitungswelt mehr und mehr verschwunden und die platte Handwerksmäßigkeit eingezogen. Man vergleiche nur selbst Blätter wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung" in früheren Jahrgängen mit den jetzigen, und man wird bemerken, welchen Unterschied ist zwischen der ehemaligen Freithätigkeit begabter Männer und der heutigen Lohnschreiberei der Bedienten der Bourgeoisie.

Am meisten mag der Verfasser mit der Behauptung angestoßen haben, daß auch die sogenannte gute Presse sich nicht ganz frei halten könne von der Krankheit des allgemeinen Preßgeistes. „Kein katholisches Journal wird sich mit Bewußtseyn im Kampfe zwischen Geld und Moral auf die Seite des ungerechten Mammon schlagen; allein ganz rein vom allgemeinen Verderben vermögen selbst sie sich nicht zu erhalten . . . Auch sie müssen ihren Rohstoff großentheils in vergiftetem Zustande beziehen, und dieser wird im modernen Zeitungswesen nicht im Redaktionsbureau, sondern im Herzen der Leser zur Gährung und Klärung gebracht." Der Verfasser glaubt ferner, daß auch die katholische Journalistik nothgedrungen schon die falsche Basis mit dem allge-

Digitized by Google

meinen Preßwesen theile. „Das katholische Preßwesen siecht an einem innern Fehler dahin, das fühlt Jedermann. Es will nicht gedeihen trotz aller Pflege; es ist wie ein kränkelndes Kind mit dem verhängnißvollen blauen Aederchen über die Nase. Andere meinen Mangel an Nahrung sei Schuld daran, ich aber vermuthe einen organischen Fehler. Die moderne Presse steht auf dem Boden der Volkssouverainetät. Die katholische Tagespresse kämpft nun auf demselben Terrain für die legitime Autorität. Ein solcher Kampf glänzt durch die Ironie des Widerspruchs zwischen Zweck und Mittel." Endlich läßt der Verfasser noch den Vorwurf laut werden, daß auch die gute Presse sich manchmal zu viel auf sich selber einbilde und sich wohl gar an die Stelle göttlich verordneter Mittel in der Kirche denke.

Es ist nicht zu läugnen, daß die katholische Presse von den aufgezählten Gefahren wirklich bedroht ist und denselben auch in dem Maße unterliegt, als sie bis zu einem gewissen Grade die Ideen des modernen Liberalismus in sich aufnehmen zu können glaubt, ohne dem kirchlichen Princip zu nahe zu treten. Im Falle dieser verhängnißvollen Täuschung müssen die fraglichen Blätter nothwendig in eine schiefe Stellung zur Kirche selbst gerathen. Der Verfasser hätte sich aber etwas deutlicher aussprechen sollen, um zu verhindern daß man unter dem von ihm desavouirten Princip der „Volkssouverainetät" nicht etwa die politische Freisinnigkeit verstehe, anstatt der Umkehr aller göttlichen Ordnung in der Gesellschaft, die Entgöttlichung der Societät.

Der Verfasser will mit Einem Worte, daß die geistige Leitung der Völker in allweg von oben durch die Autorität mit den ihr entsprechenden Mitteln stattfinde, und nicht von unten durch die öffentliche Meinung des endlichen Willens. Wer möchte ihm auch widersprechen, wenn er sagt: „Nichts kann bezeichnender seyn für den Verstand des modernen Staats, als daß er den allereinflußreichsten Lehrstuhl, den der Presse, vogelfrei gibt, während er es für das wichtigste

Digitized by Google

Kronrecht erklärt Meßner und Trivialschulmeister selbst anzustellen und zwar erst nach strenger staatlicher Prüfung. Der moderne Staat prüft die Veterinäre, Bader, Hebammen, Apotheker, Aerzte 2c., die Seelen seiner Bürger aber überläßt er jedem Quacksalber und Giftmischer . . . Wenigstens zum Redigiren eines Blattes sollten durchaus nur Männer zugelassen werden, deren politische Bildung, gesellschaftliche Stellung oder publicistische Vergangenheit eine gewisse Garantie ihrer Fähigkeit darbieten . . . Im Namen der Denk- und Preßfreiheit soll man die Religion verhöhnen, die Sitte beleidigen, die Moral beohrfeigen dürfen. Wo eine solche Preßfreiheit gestattet ist, da hat die Gesellschaft auf die Zukunft verzichtet. Die Menschheit hat das Recht regiert zu werden."

Man braucht nicht einmal etwa der katholischen Partei anzugehören, um die baare Wahrheit dieser Sätze anzuerkennen. Die Entartung der Presse tritt in ihren schmutzigen Ausläufern, die am unmittelbarsten auf das gemeine Volk berechnet sind, so grell zu Tage, daß jeder ehrlich Denkende sich darüber entsetzen muß und wirklich darüber entsetzt. Aber wie helfen? Herr Lukas verwahrt sich feierlich gegen den Gedanken an Wiedereinführung der Censur. „Die Censur wäre vollkommen berechtigt, wenn die Engel als Censoren fungiren wollten." Wie könnte aber irgend Jemand von der willkürlichen Gewalt der Polizei Wirkungen erwarten, welche auch die besten Preßgesetze nicht mehr zu leisten vermögen? „Was sollen Preßgesetze in den Händen einer vergifteten Bureaukratie oder eines aus angesteckten Ständen zusammengelesenen Geschwornengerichts? . . . Die Macht der Presse ist bereits so groß geworden, daß sie selbst den Richterstand mitunter terrorisirt. Bei den Geschwornengerichten ist das eingestandenermaßen der Fall."

Herr Lukas zieht somit seine Schlußbilanz: „Wir bewegen uns eben in einem verzweiflungsvollen Cirkel. Der Unglaube erzeugt die schlechte Schule, diese erzeugt die Be-

Digitized by Google

amten und Literaten, diese erzeugen wieder die Presse, und die Presse erzeugt wieder den Unglauben."

„Die Menschheit hat das Recht regiert zu werden", aber der Staat vermag es nicht mehr die Menschheit oder, wie wir lieber sagen, die Gesellschaft zu regieren. In diesem einfachen Satze liegt das ganze Geheimniß unserer desperaten Preßzustände begraben. Seitdem der Staat, der principiellen Anforderung des modernen Liberalismus nachkommend, aufgehört hat eine positiv-christliche Institution zu seyn, hat er selber jede Richtschnur zur geistigen Leitung der Gesellschaft verloren. Die moderne Gesellschaft hat damit erreicht was sie wollte, sie hat sich vom Staat wie von jeder höhern Ordnung emancipirt; sie ist meisterlos geworden, und nach den in ihr liegenden angeblichen Naturgesetzen sich bewegend, schreibt sie nun dem Staat selber Gesetze vor, nicht umgekehrt. Das Organ aber wodurch die moderne Gesellschaft dem Staat ihre Gesetze vorschreibt, ist eben die — moderne Presse.

Daraus ergibt sich, daß es allerdings ein ganz vergebliches Bemühen ist, dem Grundverderben unserer Preßzustände durch irgendwelche von außen kommende Mittel abhelfen zu wollen. Die Gesellschaft muß anders werden, dann werden wir auch eine andere Presse haben, eher nicht. Andererseits gehört aber auch die auf's Höchste gestiegene Preßpest mit zu den hervorragenden Symptomen der untergehenden Weltperiode, Symptome die sich täglich mehr häufen und verstärken. Wie und wann es anders werden wird, das wissen wir nicht; aber es wird anders werden!

Herr Lukas hat sich erhoben über das gewöhnliche Maß unserer Tagesschriftsteller. Er kennt keine Rücksicht und keine Nachsicht; man darf aber auch in der That nicht an jedem Häckchen hängen bleiben, wenn man den Dingen auf den Grund sehen will. Herrn Lukas gebührt das Verdienst, auf seinem durchreißenden Wege die Preßfrage als einen integrirenden Theil der großen socialen Frage unwidersprechlich nachgewiesen zu haben.

LX.

Neuere Novelliſtik.

Lewald: Anna. — C. von Bolanden: die Hochzeit von Magdeburg. — Novellen von Baronin Eliſabeth von Grotthuß.

Die Büchertiſche füllen ſich und namentlich die ſchöne Literatur wächst an; man merkt es, Weihnachten rückt nahe. Wir greifen für heute nur ein paar Schriften aus der novelliſtiſchen Gattung, der geſuchteſten von allen, zur flüchtigen Signaliſirung heraus.

Lewald, der immer thätige Veteran, iſt wieder pünktlich mit ſeiner poetiſchen Gabe erſchienen*). Er hat ſich dießmal auf ein engeres Feld beſchränkt und ein ganz eigenthümliches Thema ausgeführt. Anna, die Titelheldin, iſt eine Blinde. Das innere Leben einer ſeit ihrem vierzehnten Jahre erblindeten edlen feingebildeten Frau inmitten einer von mannigfachen Intereſſen belebten Geſellſchaft iſt an ſich ſchon ein anziehender Gegenſtand für die dichteriſche Phantaſie. Hier iſt nun ein ſolches Weſen in den Mittel- und Angelpunkt der kleinen Geſchichte geſtellt, eine Dame die, ausgeſtattet

*) Anna. Von Auguſt Lewald. Mit einer Muſikbeilage von Fanny von Hoffnaaß. Schaffhauſen, Hurter 1868.

Digitized by Google

mit Anmuth, Geist und Herzensgüte, nicht nur ihr Unglück mit Milde und ruhiger Heiterkeit trägt, sondern auch der Schutzgeist des um sie lebenden Kreises wird, namentlich ihrer jugendlichen Freundin, der lebensfröhlichen aber durch ihre feurige Beweglichkeit unbesonnenen Jenny, in welcher übrigens eine sehr liebenswürdige Frauengestalt geschildert wird. Eine Blinde, welche die Sehenden erleuchtet: das ist in Kürze der sinnige Grundgedanke, das psychologische Problem, welches Lewald in dieser Novelle zur Lösung sich gestellt.

Die Geschichte spielt in Süddeutschland, an einem Badeort in der Nähe der Residenz; man könnte an Cannstatt denken. Die novellistische Verwicklung wird mit sehr einfachen Mitteln zusammengesetzt und die Handlung schleicht durch einen namhaften Theil der Geschichte ziemlich träge dahin, so daß eine tiefere Spannung kaum aufkommen kann, was seinen Hauptgrund übrigens nur darin hat, daß die in der Anlage gegebenen und wohl verwendbaren Motive in der Folge nicht mit der gehörigen Consequenz ausgenützt sind. Lewald suchte dießmal die Wirkung, wie es scheint, mehr in der feinen Ausmalung, in der Contrastirung geistiger Gegensätze. Die Erzählung bietet in einer schönen Sprache gute Charakterschilderungen und dazu jene klaren anschaulichen Beschreibungen, wie man sie von Lewald kennt. Auch an treffend eingestreuten Bemerkungen, an flüchtigen Streiflichtern fehlt es wie gewöhnlich nicht. Bemerkenswerth ist, daß ein so welterfahrner Theaterpraktikus sich gegen die Verbreitung des Liebhabertheaters erklärt. Er läßt sich darüber mehrfach aus, wir führen nur die kurze Stelle an: „In einer Zeit socialer Zersetzung, wo der Begriff der Sitte so sehr schwankend geworden, ist es wahrhaft gefährlich, dem Theater in solcher Weise einen Platz in der Gesellschaft anzuweisen, auf dem aus Zuschauern Schauspieler werden" (S. 156). Die eigentliche Intrigue der Handlung ist gerade auf diese Modeliebhaberei gebaut. Der Schluß ist sinnig und mild, und die kleine Geschichte verklingt in friedlichen Weihnachts-

Digitized by Google

Akkorden aus. Als Weihnachtsbuch wird denn auch dieses von religiösem Athem beseelte, auf Frauenherzen berechnete poetische Seelengemälde wohl seinen Platz ausfüllen. Dem entspricht dazu ganz der äußere Rahmen dieses Bildes, eine in mehrfacher Beziehung originelle Ausstattung: Schrift mit lateinischen Lettern, colorirter Blumentitel, blankes Widmungsblatt, Musikbeilage — Alles in seltener Eleganz. —

Neben Lewald hat sich auch der auffallend rasch arbeitende Conrad von Bolanden wieder mit einem neuen historischen Romane eingefunden*). Nachdem er in seinem zuletzt vorausgegangenen Novellen-Cyklus die Zeit Friedrichs II. von Preußen bearbeitet, ist er dießmal um ein Jahrhundert weiter zurückgegangen, indem er die Zeit des 30jährigen Krieges und speciell den Einbruch des schwedischen Usurpators in das deutsche Reich zum Vorwurf novellistischer Schilderungen ausersehen hat. Es scheint ein voluminöser Roman zu werden. Die bis jetzt erschienenen zwei Bände behandeln nur das Vorspiel bis zum verhängnißvollen Untergange Magdeburgs.

Man kennt die in allen Produkten dieses Autors bestimmt hervortretende Tendenz, welche gegen die volkvergiftende Geschichtslüge gerichtet, die Popularisirung richtig gestellter historischer Wahrheiten auf dem Wege des Romans anstrebt, und zwar hauptsächlich auf jenen Gebieten deutscher Geschichte, wo die historische Falschmünzerei bisher mit besonderer Vorliebe und nur allzulange unbelästigt mit so großem Erfolg gearbeitet hat. Eine solche mit allen Mitteln der Verläumdung und Entstellung einerseits und falscher Glorificirung andererseits bearbeitete Domäne war in eminenter Weise der 30jährige Krieg mit seinen beiden vornehmsten Persönlichkeiten Tilly und Gustav Adolf, bis die unparteiische Forschung endlich in den letzten Jahrzehnten auch

*) Gustav Adolf. Historischer Roman von C. v. Bolanden. I. und II. Band: Die Hochzeit von Magdeburg. Mainz Kirchheim 1867.

Digitized by Google

hier den künstlichen Mythus enthüllt und die reine ehrliche Wahrheit unanfechtbar an's Licht gestellt hat, Dank den Untersuchungen eines Gfrörer, Bensen, Klopp, Villermont und Anderer. Aber in die Masse ist diese Wahrheit noch keineswegs überall gedrungen. Das schwedisch-protestantische Dogma von der Zerstörung Magdeburgs ist noch lange nicht ausgerottet, und daß der Nimbus des Helden von Mitternacht nicht ganz erbleiche, dafür sorgt der Gustav-Adolf-Verein mit seinen Partisanen. Unter solchen Umständen hat ein Unternehmen wie das von Bolanden seine natürliche Berechtigung.

Die Darstellungsweise des Verfassers ist bekannt. Er schildert die geschichtlichen Vorgänge mit drastischer Kraft und Anschaulichkeit, und die historischen Figuren, das Charakterbild des edlen Tilly, die Heldengestalt des Telamoniers Pappenheim sind wahrheitsgetreu und ansprechend gezeichnet. Aber die eigentliche poetische Erfindung, wenigstens in diesen zwei ersten Bänden, ist erstaunlich gering. Das romantische Gewebe wird durch das Liebesband eines jungen adeligen Paares von entgegengesetzter politischer Gesinnung geschlungen, des deutschen Grafen Ulrich von Düben der im Dienste Gustav Adolfs steht, und der Gräfin Jutta von Seeburg die als beherztes patriotisches Sachsenmädchen jenen für die deutsche Reichssache zu gewinnen sich bemüht. Dieses Band ist aber so locker gehalten, daß es sich in der Mitte der Erzählung fast gänzlich verliert.

Das wirksamste poetische Element liegt freilich in den historischen Vorgängen selber; der Untergang Magdeburgs ist in seinem thatsächlichen Verlauf, auch ohne jegliche dichterische Zuthat, die großartigste Tragödie. Die Erzählung beginnt mit der Landung des Schwedenkönigs, schildert den Ueberfall Stettins, die Eroberung Neubrandenburgs durch die Kaiserlichen, die schwedischen Gräuel zu Frankfurt an der Oder, und rollt sich endlich zu der furchtbaren Verwicklung und Katastrophe von Magdeburg zusammen. Die

Digitized by Google

Hauptquelle des Erzählers ist Klopp*). Die Argumentation des Historikers, daß Magdeburgs Fall die geheime Schuld des Schwedenkönigs selbst, die blutige Katastrophe von ihm mit kalter Berechnung eingeleitet war, als ein unentbehrliches Glied in der Kette seines Eroberungssystems und als eine flammende Predigt des Religionskriegs wie er ihn haben wollte — diese Auffassung hat der Erzähler völlig adoptirt und für seine Darstellung auf's fruchtbarste verwendet. Die Schilderung der Zustände in der übel berathenen Stadt, namentlich das Treiben der Brüder von der Dingebank, jenes organisirte Umsturzwesen einer Ochlokratie schlimmster Art, das die unglückliche herrliche Stadt zu so schrecklichem Falle bringen half, endlich die lebhafte Beschreibung von Magdeburgs Erstürmung, Brand und Untergang selbst ist das Bestgelungene im Buch und ist geschichtlich treu. —

Ein neuer Name begegnet uns in den aus Oesterreich kommenden Novellen der Frau Elisabeth von Grotthuß, welche durch ein empfehlendes Vorwort des Herrn Professor Dr. Kerschbaumer zu St. Pölten in die Leserwelt eingeführt werden **). Es sind vier aus dem Leben der Gegenwart gegriffene, im Umfang mäßige, leicht lesbare Geschichten, in

*) Der Verfasser hätte vielleicht besser gethan, in den meisten Fällen bei seinen Citaten sich auf diesen Autor zu beschränken. Das berühmte Tepler Manuscript, bekanntlich ein gleichzeitiges Diarium des Prämonstratenſers Zacharias Bandhauer über die Magdeburger Vorgänge, das später in die Stiftsbibliothek des böhmischen Klosters Tepl kam und in den Histor.-polit. Blättern 1844 zuerst mitgetheilt wurde, kennt der Erzähler offenbar nur aus Klopp. Er citirt regelmäßig: „Tepler, Histor.-polit. Bl. XIV.", als ob er es hier mit einem sichern Autor Tepler zu thun hätte — Beweis genug, daß er dieses Aktenstück nicht aus der ersten Mittheilung kennt, sondern nur aus Klopps Citaten mißverständlich anzieht. Durch solche eilfertige Verstöße schadet er aber unnöthigerweise der Glaubwürdigkeit seiner eigenen Darstellung.

**) Novellen von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Wien, Verlag von Carl Sartori 1867. 1. Bdchen: Des Schullehrers Familie. — Wer Wind säet, wird Sturm ernten. 2. Bdchen: Die Geschichte der Großmutter. 3. Bdchen: Anna Rosenberg.

Digitized by Google

schlichtem Tone und fließender Sprache vorgetragen. Natürlich und wahr und von christlichem Geiste erfüllt, werden sie ohne Zweifel ihren Weg und manche offene Thüre finden.

„Des Schullehrers Familie" bildet eine kleine Episode aus dem jüngstvergangenen Kriege, und wirft einige Schlaglichter auf das barbarische Verhalten einzelner preußischer Truppentheile bei der Invasion in Niederösterreich, die augenscheinlich auf thatsächlichen Erlebnissen beruhen. Nicht gleichmäßig gut und gelungen scheint uns die zweite Novelle „Wer Wind säet ꝛc.", welche ein oft behandeltes Thema aus dem Gesellschaftsleben ausführt: Erbschleicherei, Verschuldung, Verbrechen. Recht ansprechend erzählt aber ist „die Geschichte der Großmutter", in der ein frommer Sinn und ein warmes Gemüth pulsirt. — Die umfangreichste unter den vier Novellen ist Anna Rosenberg, eine Mädchengeschichte mit romanartigen Verwicklungen. Die Verfasserin bekundet hier ebensowohl Erfindungskraft als Talent in der Zeichnung einer aus verschiedenen Nationalitäten gemischten vornehmen Gesellschaft, und sie würde gewiß auch eine nachhaltigere Spannung erzielt haben, wenn sie sich nicht in der Form vergriffen hätte. Die Tagebuchform kann, episodisch angebracht, mitunter sehr vom Guten seyn, aber durch ein ganzes Buch fortgeführt, nur unterbrochen durch ergänzende Briefe, muß sie nothwendig ermüdend wirken; sie muß sich zersplittern und bei zu viel unbedeutendem Detail aufhalten und muß sich doch manche tiefere poetische Stimmung versagen. Wir bemerken dieß, weil wir bei der Erzählerin eine Vorliebe für diese Form wahrzunehmen glauben.

Die begabte Verfasserin besitzt guten Blick, poetisches Gefühl und Beobachtungsgabe, und so haben wir aus ihrer Feder vielleicht noch manches anziehende Bild aus dem österreichischen Volks- und Gesellschaftsleben zu erwarten. Möge sie ihr Talent gerade diesem heimischen Boden zugewendet erhalten und zu größeren Compositionen verwerthen.

Digitized by Google

LXI.

W. Molitor's Weihnachtstraum.

Ein Festspiel. Mit Holzschnitten von F. Joerdens, nach Zeichnungen von E. Steinle. 1867. Mainz, Kirchheim. 2 fl. 24 kr.

Man hätte glauben sollen, daß Weinhold's Weihnachtsspiele, Graz 1853, und nach ihm Simrock's Weihnachtslieder, Leipzig 1859, zu modernen Versuchen im religiösen Drama lebhafter anregen würden als es in der That geschah. Ist denn nicht gerade Süddeutschland der Boden, worauf die ältesten, bereits tausendjährigen Weihnachtsspiele entstanden sind, welche Schmeller in unsern Tagen der Vergessenheit entrissen hat*).

Vor dreizehn Jahren hat Franz Pocci in seinem Kinderbüchlein „Was Du willst" ein Krippenspiel im Geiste der guten alten Vorzeit gebracht und im Vorwort den Wunsch ausgesprochen daß sein Versuch „bessern Kräften" Veran-

*) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 6 S. 29. In der Münchener Bibliothek befinden sich zwei Freisinger Handschriften, welche dem 9. bis 11. Jahrhundert zugetheilt werden. Die erste behandelt das Erscheinen der Magier, die zweite den Kindermord des Herodes. Ihren Text suchte Weinhold S. 56 ff. wiederzugeben. Vergl. auch Holland: Geschichte der deutschen Literatur I. S. 209 und Altdeutsche Dichtkunst in Bayern S. 608 und 609.

Digitized by Google

laſſung gebe, dieſer Angelegenheit eine weitere Erwägung zu widmen. Außer Wiſemans „drei Hirtinen von Bethlehem“ hat ſich unſeres Wiſſens kein neueres Weihnachtsſpiel einer größeren Verbreitung erfreut. Um ſo freudiger begrüßen wir heute Molitor's Weihnachtstraum, der eben aus Kirchheims Verlag hervorgeht. Dieſe Publikation kündigt ſich durch ihre artiſtiſche Ausſtattung, ihr Quartformat, ihre ſieben trefflichen Holzſchnitte und, nebenbei bemerkt, durch ihren Preis als eine Feſtgabe für gebildete und nicht unbemittelte Kreiſe an, eine Annahme welche auch der Inhalt des Feſtſpiels beſtätigt, indem er ſich zwar in einfach klarer Weiſe entwickelt, ohne jedoch durchweg der Popularität Rechnung zu tragen. Nachdem die edle Muſika, deren Tonweiſe den Aufführenden anheimgeſtellt bleibt, das Spiel eröffnet hat, zeigt ſich eine Calderon'ſche Geſtalt — die Sünde, welche in Proſa ihre auf Erden angerichteten Verwüſtungen ſchildert. Der Paradiesapfel in ihrer Hand und die Natternkrone ihres Hauptes ſymboliſiren ihr deſtruktives Wirken. Sie zieht dahin, um den lieblichen Geſtalten zweier Kinder — einer älteren Schweſter und eines Brüderchens — den Platz zu räumen, welche mit dem ganzen Fluch der Erbſchuld beladen, auf nachtumhülltem Schneefelde dahinziehen. In kurzen Verschen, welche ein wohlklingender Rhythmus belebt, verſtehen ſie des Hörers tiefes Mitgefühl zu erregen. Die Sehnſucht nach dem verlorenen Eden drückt die Schweſter in ſinniger Klage aus:

Gedenkſt du des Gartens,
Darin wir geſpielt
Am Frühlingstage
Beim Roſenhage
Beim Sonnenſchein
So ſelig allein?
Es brachten die Lüfte
Die würzigen Düfte
Vom Thal, vom Hain ....

worauf der Knabe ſpäter erwidert:

Jetzt schwand uns der Lenz,
Jetzt blich uns die Sonne,
Fort alle Lust,
Fort alle die Wonne . . . .

Ermattet sinken sie unter den schneebedeckten Aesten eines Baumes zusammen, einen Schlummer beginnend, in dessen Traumbilder sich Jammer und Hoffnung mengt und der ihr Todesschlaf zu werden droht.

Auf diese Scene, ohne Zweifel die gelungenste des Festspieles, folgt als drittes Glied der dramatischen Entwicklung ein von dem Zuschauer nicht gesehener Chor von Engeln, welcher den Eintritt des Welterlösers besingt. Das Geheimniß kündet der lateinische Kirchenhymnus, dessen Inhalt deutsche Strophen erläutern, im Styl des mittelalterlichen Volksspieles an. Nun erscheint in himmlischer Waffenrüstung der beflügelte Sendbote des Allerhöchsten — unter den sprechenden Personen die vierte und letzte; sein Auge ruht auf den erstarrenden Kindern und nachdem er in längerem Monolog den Jammer der gefallenen Menschheit geschildert, ruft er laut den Schlafenden zu: Auf, ihr Träumer höret mich!

Während diese jedoch unbeirrt fortschlummern, zeigt sich im Hintergrunde ein vollständiges Krippentableau, welches unsere Ausgabe in einem gelungenen Holzschnitt versinnlicht. Den Effekt des Bildes erhöht das aus der Ferne schallende Gloria.

Endlich erheben sich die kleinen Repräsentanten der Menschheit, erfassen das Wort der Verheißung und schließen sich als gute Kinder vertrauensvoll dem himmlischen Führer an. Von diesem Momente angefangen, ist die Bühne verwandelt in einen Frühlingsgarten mit frischem Grün und duftigen Blumen. Im Grunde prangt unter einem krystallnen Baldachin, von goldenen Säulen getragen, der Christbaum; sofort beginnt ein Wechselgesang zwischen dem Engelschor und dem himmlischen Führer, welche unter Zu-

Digitized by Google

grundelegung der Hymne: Crux fidelis (S. 32—37) die Analogie zwischen Christbaum und Kreuzesbaum hervorheben. Das liebliche Schlußbild zeigt uns das Christkind mit ausgespannten Armen, umrankt von den Aesten des flammenden Baumes, das Erlösungswerk in seiner Erfüllung darstellend. Niedergeworfen am Fuß des Baumes beten die Sterblichen den Erlöser an. Den Schluß bildet ein Loblied des Chores auf die Dreieinigkeit:

Ewiger Preis und Dank erschalle
Seliger Dreifaltigkeit;
Wie dem Vater so dem Sohne;
Gleicher Ruhm dem Tröster Geist.
Des Dreiein'gen Namen lobe
Alles was geschaffen ist. Amen

Die Kürze des Spieles, welches kaum ein halbes Stündchen überdauern dürfte, trägt den Erwartungen derjenigen Rechnung, welche die materiellen Früchte des Baumes bald zu brechen verlangen. Der Dichter hat den praktischen Zweck seines niedlichen Spieles vollkommen erreicht, wenn er beabsichtigt hat, die dem schönsten aller Familienfeste zu Grunde liegende religiöse Idee zur Anschauung zu bringen. Manches tiefere Gemüth wird sich über die Bedeutung irdischer Gaben hinweg zur Würdigung des Erlösungsgeschenkes erheben und mancher Großvater dürfte dabei eines sinnigen Gedankens unsers kindlichen Schubert gemahnt werden:

Wenn's auch im Spätherbst stürmt und schneit,
Ist doch Weihnachten nimmer weit.

Schließlich sei noch folgende Bemerkung gestattet: An vielen unserer Volksschulen, sowohl in Städten als auf dem Lande, pflegen die Eltern der bemittelten Kinder für deren ärmere Schulgenossen eine oft glänzende Christbescheerung zu veranstalten. Der Vertheilung der Gaben geht regelmäßig in was immer für einer Form ein Commentar über die Bedeutung des Christfestes voran. Was in unserer Literatur zu deklamatorischer Aufführung sich eignet, ist so

Digitized by Google

dünn gesät, daß gewiß die hiebei betheiligten Erzieher uns danken, wenn wir auf Molitor's Weihnachtstraum hingewiesen haben. Sollte der für praktische Zwecke unermüdlich thätige Verfasser hierauf reflektiren und eine der Befähigung solcher Kinder angepaßte Volksausgabe veranstalten, so könnte vor allem der Prolog eine kindliche Fassung erhalten; es könnten einzelne Tautologien im Dialog durch neue, aus der reichen Fülle des Dogmas mit Berücksichtigung der Gegenwart geschöpfte Gedanken ersetzt und manche Quetschung der Muttersprache beseitigt werden. Die große Verbreitung, welche Volksdramen gegenwärtig in Nordamerika finden, könnte das Bedürfniß einer Volksausgabe rechtfertigen und Molitors Weihnachtstraum auch in weit entlegenen Gebieten der Kirche zu einem Xaveriusglöcklein machen, welches für Klein und Groß ein Zeichen gibt zur Einkehr in's Heiligthum des gläubigen Gemüthes.

LXII.

Aus meinem Tagebuch.

III. Des Weitern badische Briefe.

Ueber unsere Presse.

An Weihnachten 1864.

Am Abend des 13. September 1864 hielt Rechtsanwalt Brummel zu Würzburg eine glänzende Rede über die badische Schulfrage. Er behandelte sachgemäß seinen Stoff im Zusammenhang mit dem protestantisch-freimaurerischen oder sog. liberalen System von welchem die Bevölkerung Badens längst, am rücksichtslosesten aber seit 1860, im April

Digitized by Google

der kirchlichen, politiſchen und ſocialen Freiheit herumgezerrt wird. Als Offizier der bei Caſtelfidardo mit dabei geweſen, mahnte Herr Brummel ſchließlich: „Zerſplittern Sie nicht Ihre Kräfte; zertheilen Sie nicht Ihre Truppen auf eine langgeſtreckte Grenze, greifen Sie da an wo die Invaſion droht. Machen Sie die Operationsbaſis Ihrer Feinde zu Ihrem Operationsobjekte. Und da iſt es traurig für mich zu ſagen, daß Baden das Land iſt in welchem die gemeinſame deutſche Kirche den gemeinſamen Feind zu Boden ſchlagen kann und muß. Unterſtützen Sie alſo den hochbejahrten greiſen Erzbiſchof Hermann, der auf den letzten Stufen zum Grabe noch perſönliche Beſchimpfungen von ſeinem früheren begeiſterten Vertheidiger*) erlebt, welcher

*) Hr. Aug. Lamey der, obwohl Proteſtant, 1854 das Recht der katholiſchen Kirche in Baden warm und geſchickt vertheidigte. Nachher ſpielte er — er hatte ſeine Anwaltſchaft mit einer Profeſſur in Freiburg vertauſcht — eine Hauptrolle beim Sturze der Convention und wurde 1860 Miniſter der neuen Aera, als welcher er im Sinne der calviniſtiſch-freimaurer'ſchen Heidelberger Profeſſoren-Camarilla das Volk in die Feſſeln der Parteiwirthſchaft ſchlug und namentlich die Rechte der katholiſchen Kirche ebenſo willkürlich als unklug mit Füßen trat. Daß er vom Miniſtertiſche aus wiederholt zum Schisma aufforderte, die Katholiken mit dem Schimpfnamen „Gimpel" beehrte, das Geſetz als „öffentliches Gewiſſen" dem Privatgewiſſen entgegenſtellte und dergl. iſt bekannt genug. Als der zwiſchen demokratiſchen Erinnerungen und großdeutſchen Tendenzen einerſeits, dem Gothaismus andererſeits haltlos ſchwankende Mann nach dem unſeligen Kriege des Sommers 1866 unerwartet entlaſſen wurde, da traten Fanatiker des Gothaismus, welche durch ihn in die Höhe gekommen waren, an die Spitze des Miniſteriums: Mathy, Jolly, v. Freidorf. Da platzte auch eine der zahlloſen Seifenblaſen, womit die miniſterielle Schwindel- und Lügenpreſſe die Welt jahrelang geäfft. Lamey's „ungeheure Popularität" nämlich zerfloß in ihr Nichts; das Projekt eine badiſche Nationalbelohnung für ihn zu erwirken ſcheiterte total. Nur die Juden, deren vollſtändige Emancipation er durchgeſetzt, preiſen ihn noch heute als ihren Meſſias. In ſeiner Vaterſtadt Mannheim eine Penſion von nicht

Digitized by Google

wetteifernd im Martyrium mit Pius IX., verjüngt durch die Pflicht, die Adler der Kirche neu erhoben hat. Unterstützen Sie ihn durch Ihre Gebete, Ihre Proteste, Ihr materiellen Mittel."

Der Redner erntete den rauschendsten Beifall der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands. Er hatte tief einschneidende, zündende Wahrheiten gesprochen, sein Rath war der eines wohlunterrichteten, praktischen und energischen Politikers. Der Aerger in den Ihnen befreundeten Kreisen war kein geringer, Herr Blech! ungleich gewaltiger aber die Besorgniß, man werde die Rathschläge Brummels befolgen. Davon habe ich jedoch leider nichts wahrgenommen. Ich brachte nur in Erfahrung, man räche sich zu Karlsruhe an Herrn Brummel auf die kleinlichste, unwürdigste Weise, der bloße Umgang mit ihm sei der nächste Weg um in Ungnade zu fallen.

Nun, die Loge excommunicirt in ihrer Art und Weise Jeden der ihr muthig in den Weg tritt; der moralische Meuchelmord gehört zu den Lieblingswaffen der „Humanität"!

Herr Blech! Sie wollen den Wahn, als ob dem Freimaurerbund ein schwarzer Geheimbund gegenüberstünde, durchaus nicht fahren lassen, vermuthlich schon deßhalb, weil derselbe die Eitelkeit und Wichtigthuerei Ihrer Brüder gar schauerlich süß kitzelt. Es wäre in der That auch gar nicht übel, falls etwas dergleichen zu Stande käme. Leider sind wenig Aussichten hiezu vorhanden. Sie müßten dieß selbst zugeben, wenn Sie die offenkundigen Geheimnisse

---

weniger als 5000 Gulden verzehrend, agitirte er unlängst für die Vertheidigung Luxemburgs gegen Frankreich. Derselbe Lamey aber, der den 80,000 Unterschriften für Aufrechthaltung der Convention die Behauptung entgegengestellt hatte, es wäre ihm ein Leichtes, 80,000 Unterschriften für sich zu bekommen, brachte es für seine Adresse kaum zu 250 Unterzeichnern. In jüngster Zeit plaidirte er mit den Freimaurern für Anschluß an den Bismark'schen Norddund, wovon außer der gothaischen Clique kein Mensch etwas wissen mag.

Digitized by Google

beherzigen wollten, die ich Ihnen zu enthüllen das Mißvergnügen habe.

Wir leben in den Tagen der nahenden Entscheidung zwischen Christus und Belial. Während eine möglichst enge Verbrüderung des ganzen katholischen Europa mit dem Wahlspruche viribus unitis so nothwendig wäre als das tägliche Brod, hat man in Deutschland seit den Sturm- und Drangjahren 1848 und 1849 kaum recht angefangen die Solidarität der katholischen Interessen in das Auge zu fassen. Daran trägt die Zersplitterung in mehrere Staaten und viele Stätchen mit verschiedenartigen Einrichtungen, Culturstufen, Zuständen und Bedürfnissen freilich keine geringe Schuld. Das Hauptelend aber dürfte doch in der Indolenz liegen mit welcher weitaus die meisten Katholiken, Laien wie Geistliche, den lieben Herrgott für Alles sorgen lassen, was nicht in die inneren Angelegenheiten und Räume der Kirche gehört. Allerdings werden die Pforten der Hölle die Weltkirche Jesu Christi niemals überwältigen; allerdings mag im stillen geräuschlosen Wirken eines einzigen braven Dorfpfarrers oder einer barmherzigen Schwester mehr Segen liegen als im Geschreibe eines Literaten oder Publicisten; allerdings endlich hat das Sprüchlein Deus providebit seine Berechtigung. Doch all diese Allerdings haben bekanntlich nicht verhindert, daß ganze Völker und weite Landstriche der Mutter Kirche vom Herzen gerissen, daß eine lange Reihe von Generationen ihr entfremdet wurden. Noch heute stöhnt das katholische Irland in den Ketten Albions, wird das katholische Polen von der Tatze des russischen Bären todeswund geschlagen, feiern „die Geheimen" offene Orgien in Italien und lauern auf die nächste gute Gelegenheit um dem verhaßten Papstthum ein Ende zu bereiten. Daß letzteres ihnen noch nicht gelungen ist und mindestens auf die Dauer niemals gelingen wird, daran dürfte die übergroße Mehrzahl der Hirten und Schafe ziemlich unschuldig seyn. Alle jene Allerdings haben keineswegs verhindert, daß nahezu in allen

Digitized by Google

Ländern — den Concordatstaat Oesterreich am wenigsten ausgenommen der auch als Schutzmacht katholischer Interessen seit Menschenaltern auf das dolce far niente sich verlegt hat — und in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in den Ministerien und Kammern, auf den Kathedern und in der Presse das zeitgemäße Evangelium ohne Christus und Evangelisten, das Freimaurerthum und Jungisrael dominiren. Die wahren, das heißt die kirchentreuen, dem Statthalter Christi zu Rom huldigenden und deßhalb wirklich „ultramontanen" Katholiken, zum Unterschied von den Auchkatholiken Ihres Schlages, Herr Blech! stehen da nach Kräften in das Innere ihrer von Polizeinetzen umgarnten Kirchen verwiesen, in höherem oder geringerem Grade als Heloten behandelt, als misera plebs contribuens tolerirt. In Jungitalien, Belgien, Baden und anderwärts muß das katholische Volk Steuern und Abgaben zahlen, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervorspritzen möchte. Zum Entgelt darf dasselbe seine Landesväter verehren und die Ruthen preisen, womit es Tag für Tag von protestantisch-freimaurerischen Kammermehrheiten und Ministern, von Bureaukraten und Literaturjungen aller Sorten gepeitscht wird. Und wie hart gepeitscht ist namentlich das katholische Volk in mancher Gegend Deutschlands! Die deutsche Eselsgeduld trabt längst in einer Rhinocereshaut einher, so daß die Schläge schon sehr wuchtig seyn müssen, um nur noch empfunden zu werden und nur auch einen Laut der Klage auszupressen. Mein Gott, was ist aus den freiheitsstolzen, tapfern Deutschen seit 300 Jahren gemacht worden!

Die Presse war der Haupthebel, vermittelst dessen die Gegner des Volkes und der Kirche Erfolge erzielten die bei eingehender Betrachtung Schwindel erregen. Eine äußerst zahlreiche Literatur und eine unübersehbare Tagespresse, die sich über alle Gebote des Rechtes, der Moral und des äußerlichen Anstandes hinwegsetzt, steht heutzutage mit verzehnfachter Wuth jedem Lebenszeichen des erwachenden und sich

Digitized by Google

aufraffenden katholischen Deutschland gegenüber. Im Kampfe wider das positive Christenthum und Kirchenthum reichen Gottesläugner, religiöse Schwärmer und Sektirer aller Art den mit Ideen schachernden Literaturjuden brüderlich die Hand. In zahllosen katholischen Familien, weiß Gott in wie vielen Pfarrhöfen, finden ihre Bücher, Zeitschriften und Tagesblätter Absatz, die Katholiken zumeist bezahlen mit ihrem Gelde all die Schmach, den Hohn, die Lügen und die infernalische Wuth, womit die antichristliche Presse ihre Kirche und sie überfluthet. Nur im Musterstaate Baden läßt sich dieß einigermaßen entschuldigen. Dort hat die „freiheitliche Entwicklung" viele literarische Zwangsanstalten geschaffen, nämlich amtliche Verkündungsblätter welche gehalten werden müssen, die obrigkeitlichen Bekanntmachungen als Anhängsel bringen und als Hauptgeschäft neben dem Gothaismus der Regierung die Cultivirung des Neuheidenthumes mit stets straflos bleibender und deßhalb in's Fabelhafte gediehener Schamlosigkeit und Frechheit betreiben*). In der Schwäche der Christgläubigen liegt die Hauptstärke ihrer Gegner.

---

*) Vor Kurzem ist ein höchst lehrreiches Schriftchen erschienen mit dem Titel: „Die Katholiken in Baden und die Juden in Wien" Freiburg, Herder'scher Verlag. Dasselbe enthält die Prozeß-Verhandlung gegen drei Artikel des „Freiburger Boten", wodurch die Landstände, die Staatsregierung und die badischen Juden widerrechtlich beschimpft, demgemäß die „öffentliche Ruhe und Ordnung" gestört worden seyn sollte. Der „Freiburger Bote" gehört zu den Blättchen, deren Gründung kurz vor und nach dem Mannheimer Attentat vom 23. Februar 1865 katholischerseits erfolgte. Um diese Blätter zu ruiniren wurde und wird kein Mittel unversucht gelassen. Binnen Jahresfrist hatte insbesondere der „Freiburger Bote" nicht weniger als eilf Maßregelungen und Prozesse auszufechten. Kaum hatte das Ministerium Mathy-Jolly Ende Juli 1866 bei seinem Amtsantritte den Stillstand als seine innere Politik proklamirt und nicht bloß strenge, sondern unparteiische Handhabung der Gerechtigkeit verheißen, nachdem man kurz vorher das napoleonische System der Verwarnungen zu oktroyiren und den Verlegern katholischer Blätter

Digitized by Google

Es ist wahr: Vieles ist seit Görres Tagen im katholischen Deutschland unternommen und auch geleistet worden. Wer sich in die dreißiger Jahre zurückversetzt und dann um sich schaut, glaubt sich in eine andere Welt versetzt: die katholische Wissenschaft, Kunst, Literatur, die Tagespresse und

---

Schließung ihrer Druckereien anzudrohen beliebt hatte, so kam eine Preßordonnanz von einer selbst unter Napoleon III. und Bismark unmöglichen Sorte. Den Redakteuren und Druckern katholischer Blätter ward eingeschärft, sich fortan jeder Polemik gegen die Regierung, gegen verwandte Volksstämme (Berliner Regierung), anerkannte Religionsgenossenschaften (Schenkelianer, Juden und Freimaurer) sowie gegen die besitzenden Classen zu enthalten. Gleichzeitig wurde die Veröffentlichung dieser Preßordonnanz für straffällig erklärt! Seitdem genügt der geringste Anlaß um Beschlagnahmen und Prozesse über die katholischen Blätter zu verhängen. Im obigen Falle faßte der Vertheidiger des Boten, Dr. O. v. Wänker die ganze Lage der Katholiken Badens sehr richtig in dem Satze zusammen: „Wir Katholiken verlangen nur den Juden gleichgestellt zu werden." Welch amerikanischer Preßfreiheit sich die gesammte servil-liberale und radikale Presse dagegen erfreut, hiefür nur ein einziger Beleg aus der jüngsten Zeit. Es ist vorgekommen, daß ein Taglöhner vom Staatsanwalte angeklagt und zu vier Wochen Amts-Gefängniß verurtheilt wurde, weil dem Halbtrunkenen in der Hitze eines Disputes einem Protestanten gegenüber der Ausdruck „Ketzer" entfahren war. Dagegen verfaßte der Pforzheimer Fabrikant Moritz Müller, der sich schon früher als Briefsteller an Pius IX. lächerlich gemacht, ein Pamphlet, worin Christus, die Patriarchen, Propheten und Apostel als fabelhafte Personen und erhitzte Juden, die Bibel als ein Märchenbuch und das positive Kirchenthum als schädliche abgelebte Einrichtung charakterisirt wurden. Das Pamphlet wurde ungehindert verbreitet als Beilage des amtlichen Verkündungsblattes der Pforzheimer. Als solchen empörenden Angriffen gegenüber kein Staatsanwalt sich rührte, da verlangte das erzbischöfliche Ordinariat gerichtliche Verfolgung. Die Staatsanwaltschaft vermochte keinen Grund zur Erhebung einer Anklage aufzutreiben. Das Ordinariat beruhigte sich keineswegs damit, sondern beantragte wiederholt gerichtliche Untersuchung. Jetzt aber geruhte der Hof anzuordnen, dem Antrage des Ordinariates sei keine weitere Folge zu geben. Contraria juxta se posita magis elucescunt!

Digitized by Google

das Vereinsleben haben theils einen mächtigen Aufschwung genommen, theils sind sie ganz neu geschaffen worden. Noch mehr: die Kirche will nicht länger von der Gnade eines Staates leben, dem sie um seiner durch und durch antichristlichen Principien und volksverderblichen Tendenzen willen feindlich gegenüber stehen muß; die Geistlichen haben mancherorts bereits aufgehört als schwarze Polizeidiener zu funktioniren. Aber unvergleichlich gewaltigere und gefahrdrohendere Fortschritte als die christliche Welt hat die antichristliche gemacht. Das Neuheidenthum hat die Staatsgewalten erobert, es sitzt auf den höchsten Stühlen, die Völker verblendend, verführend, aussaugend, peinigend! Herr Blech, ich weiß nicht ob noch längere Zeit Kabinetskriege möglich seyn werden, und bin für meine Person viel zu alt um mich für oder gegen eines der nominell noch regierenden Häuser zu erhitzen. Würde heute Nacht ein halbes Duzend morscher Throne und Thrönchen zusammenstürzen, schwerlich würde ich mich auch nur im Bette umkehren. Hätten Sie mich aber deßhalb im Verdachte des Republikanismus, so wären Sie trotzdem im Irrthume. Man kann die Republik als die menschenwürdigste und vollkommenste aller Staatsformen betrachten, allein eine Republik ohne Republikaner vermag ich mir nicht zu denken. Und an Republikanern fehlt es heutzutage in den bestehenden Republiken mehr und mehr, geschweige bei uns. Ich bin weit eher geneigt, an den Untergang der vorhandenen Republiken als an den soliden Aufbau und Bestand neuer zu glauben. Klar, sonnenklar sehe ich aber das Herannahen einer Krise wie die Welt noch keine gesehen. Kabinetskriege würden diese Krisis in Sturmmarsch setzen: den Krieg des Hungers und der Verzweiflung gegen Habsucht und Verschwendung, den Krieg des „vierten Standes" gegen Capital und Großindustrie, den Krieg des besitzlosen Menschen den man systematisch zu einem brauchbaren Arbeitsthier der industriellen Etablissements heranzudressiren möchte, gegen das schwindende Häuflein der Besitzenden. Ich glaube an Krieg, Herr Rath, an Krieg bis zum

Messer, keineswegs an eine friedliche Lösung der socialen Frage. Es wäre eine merkwürdige Ausnahme vom tragischen Geschicke der Menschheit, wenn gerade die größte aller Fragen, nämlich die sociale, auf friedlichem Wege geschlichtet würde, während die Geschichte aller Jahrhunderte uns lehrt, der Weg zur Lösung minder großer, ja unbedeutender und uns lächerlich vorkommender habe stets durch Blutlachen, rauchende Trümmer und Thränenbäche geführt.

Der sociale Krieg aber dürfte um so schrecklicher und langwieriger ausfallen, je tiefer auf beiden Seiten Religions- und Kirchenlosigkeit, rücksichtslose Selbstsucht, Neid und Haß um sich gefressen haben. Auf der einen Seite eine Bourgeoisie das „Du oder Ich" auf der Fahne, ausgerüstet mit allen Mitteln und Mächten der organisirten Staatsgewalt, jede Gewaltthat auf den Conto der Nothwehr setzend, für den Nothfall sicher auch zu immensen Geldopfern bereit; auf der andern Seite das unläugbar gute Recht des Arbeiters als Mensch und Arbeiter, die moralische und numerische Uebermacht, die Erinnerungen an das weiße Sklaventhum, dazu Hunger und Genußgier, Elend und Verzweiflung. Herr Blech! ich will Ihnen ein Schauergemälde ersparen mit dem innigsten Wunsche, dasselbe möchte der Spuck einer überreizten Einbildungskraft seyn. Sie begreifen nun wohl den Grund, weßhalb ich bezüglich politischer Angelegenheiten gerade so gleichgültig geworden bin wie der nächste beste nüchterne Bauer oder Arbeiter; dieselben haben für mich eine täglich mehr untergeordnete Bedeutung. Erst in der jüngsten Zeit habe ich mich so recht und ganz in das Asyl der Kirche zurückgezogen. Ich habe dem stolzen Worte:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!

das christliche nil nisi Deum amare endlich beifügen gelernt! Während das Alte rettungslos stürzt und die Zeit sich ändert, sehe ich neues gesundes Leben mit nichten aus den Ruinen und dem Schutte der bisherigen staatlichen und gesellschaft-

Digitized by Google

lichen Ordnung, sondern einzig und allein innerhalb der katholischen Kirche erblühen. Da finden Sie ein Keimen, Sprossen, Aufblühen, Sichregen, worauf meine einzige Hoffnung beruht. Erhält die sociale Frage jemals eine befriedigende Lösung, so erfolgt dieselbe auf dem Grund und Boden der Kirche, auf dem Fundamente jener Gesetze welche Jehova am Sinai gegeben. Der Dekalog als oberstes Gesetzbuch der neuen Gesellschaft bringt Rettung. Die christlichen Tugenden müssen das *A* und *Ω* der Gesetze und Einrichtungen der Zukunft, sie müssen en gros organisirt werden! Ich sehe Sie lächeln, Herr Blech! und schalkhaft den wunderschönen Backenbart kämmen. Lächeln Sie immerhin und nehmen Sie meinen Wunsch entgegen, die bitterböse Zeit möge Ihnen kein einziges Härchen ausraufen.

Ich könnte Ihnen die Begründung meiner Ansicht andeuten, z. B. von Mäßigkeitsvereinen erzählen, eine langgerathene Luxussteuertabelle vorlegen oder den Zahlennachweis, welch enorme Summen jährlich und unnützerweise die Armen in Rauch aufgehen lassen. Ich könnte auch von politisch und kirchlich ganz neutralen Küchen, Waschkesseln, Backöfen sprechen, worin mehrere Haushaltungen kochen, ganze Straßen oder Dorfgemeinden waschen und backen und dadurch unglaubliche Summen ersparen und dergleichen mehr. Allein anstatt Sie und die Ihrigen damit zu langweilen, will ich Ihnen das Geständniß vollends ablegen, Angesichts der Gefahren und großartigen Aufgaben denen die Kirche entgegengeht, seien von Seite der Katholiken bei allen unläugbaren Fortschritten gar geringfügige, schwache nnd mitunter verfehlte Vorbereitungen getroffen. Alle Gelahrtheit und aller Tiefsinn der Theologen, die herzgewinnenden Lieder und trefflichen Dramen katholischer Dichter, die Hebung der kirchlichen Musik und Paramentik, diese und andere Dinge sind sehr schätzbar und nützlich, doch für die Hauptaufgaben der vielleicht nur zu rasch hereinbrechenden Zukunft haben sie so wenig praktische Bedeutung und Werth als z. B. die

Digitized by Google

herrlichen Reden und Complimente katholischer Generalversammlungen für die im schwersten Kampfe fast einsam gelassenen badischen Katholiken bisher gehabt. Es ist nicht leicht, doch keineswegs unmöglich alle Kräfte des arg zersplitterten Vereinslebens in einem einzigen großartigen „Vereine des katholischen Deutschland für Erringung kirchlicher Freiheit und Selbstständigkeit" zu concentriren. Man sammle alle gesunden Kräfte und Vereine in einem Vereine, der nicht bloß redet und Beschlüsse faßt, sondern planmäßig und energisch handelt und mit dem Wahlspruche: Einer für Alle und Alle für Einen! den Agitationen des Antichristenthumes mit allen erlaubten Mitteln entgegentritt wo immer sie sich zeigen. Leider steht zu befürchten, man werde in einer Unzahl von Vereinen und Vereinchen zersplittert bleiben, bis die gewaltigen Heerschaaren der Christusfeinde sich vollständig organisirt haben und vom Vorpostengefecht zum Hauptangriffe schreiten.

Ich will Sie nicht allzu lange in den Guckkasten der katholischen Welt blicken lassen, mein lieber Herr Rath! Sie würden sonst in ein Triumphgeschrei ausbrechen, was denn doch zu frühe seyn dürfte. Nur über unsere Preßverhältnisse will ich noch einige Bemerkungen niederschreiben, wie dieselben mir gerade in die Feder kommen und — auf das Herz drücken.

Zweifelsohne wäre es für die Menschheit sehr heilsam, wenn mindestens hundertmal weniger geschrieben und gedruckt würde als dieß seit langem der Fall ist. Käme es auf mich an, so müßte der Bogen Druckpapier einen Kronenthaler gelten und die Errichtung einer Druckerei an dermaßen gesalzene Bedingungen geknüpft werden, daß nur ganz wenige Drucker bestehen könnten. Alle Schriften theologischen und philosophischen Inhaltes, die nicht für das Volk unmittelbar bestimmt sind, müßten in lateinischer Sprache abgefaßt und jeder nachweisbare Sprachschnitzer müßte mit einer Geldstrafe gebüßt werden. Den literarischen Wegelagerern und Artikel-

Digitized by Google

ſchmieden, die in alles hineinreden wovon ſie wenig oder nichts verſtehen, und am liebſten und unverſchämteſten in Katholicismus machen, würde ich das Handwerk ohne Preßgeſetze und Polizeiplackereien zu legen wiſſen. Allein zum Glücke der Zahlloſen welche Guttenbergs edle Kunſt in der ſchändlichſten Weiſe mißbrauchen, habe ich auch nicht die allergeringſte Ausſicht, Premierminiſter des Kaiſers deutſcher Nation zu werden. Der Mißſtand der Vielſchreiberei und Vieldruckerei iſt einmal vorhanden, da hilft kein Lamento und kein Predigen. Der ſchlechten Preſſe muß eine gute entgegengeſetzt werden — darüber beſteht kein Zweifel mehr weder im Vatikan noch im Stübchen des jüngſten Vikars, der einen Gran praktiſchen Sinnes beſitzt. Man hat auch in dieſer Hinſicht Hand an's Werk gelegt, es iſt verhältnißmäßig viel Gutes erreicht worden. Doch, Herr Blech, glauben Sie mir, die Angſt vor dem Ultramontanismus, von der Ihre Kreiſe Tag und Nacht gefoltert werden, hat die Leiſtungen in das Rieſenhafte vergrößert. In Wahrheit und Wirklichkeit nimmt die geſammte katholiſche Preſſe neben der gegneriſchen numeriſch ſich noch immer aus wie ein Davidchen liliputiſcher Abſtammung neben dem leibhaftigen Goliath.

Sie belieben zu munkeln von geheimen Fonds der Jeſuiten, von der lockenden Rentabilität katholiſcher Buchhandlungen, von der großartigen Aufmunterung und Unterſtützung, welche katholiſchen Blättern und Literaten zu Theil würden. Phantaſien, Herr, pure Erfindungen, denen nur Gimpel Glauben ſchenken. Fürwahr, einige jeſuitiſche Rothſchilde wären ſehr willkommene Erſcheinungen. Sie würden ihre Millionen vorausſichtlich und großartig der Hebung der guten Preſſe, der Unterſtützung der vorhandenen und der Gründung neuer Blätter widmen. Wahrſcheinlich würden ſie beſonders auch im deutſchen Kaiſerſtaate den Buchhandel organiſiren, dieſen und jenen Nachfolger der Apoſtel dazu bringen ſeine Geldtruhe zu öffnen und eine großartige Tagreveille für die ſorgloſen Schläfer und Träumer des Joſephinismus in Scene

Digitized by Google

ſetzen. Damit wäre dem Kaiſerſtaate wohl beſſer gedient als mit einer ſtarken Armee und ſogar beſſer als mit dem Concordate, dieſem Rieſenſchwert in Kinderhänden.

Geld regiert heutzutage ärger als je die Welt, Geld brächte ſogar viel tauſend Kirchenfeinde dazu, ſich äußerlich zu Stockultramontanen zu „entwickeln". Leider beſteht der Reichthum der Jeſuiten nur im Bewußtſeyn für die größte und heiligſte Sache zu leben und zu leiden, bis der Tod ihnen die Siegespalme darreicht. Und beſäßen ſie Geld, ach wie ſchnell würden die Harpyen der modernen Cultur, die Annexander des modernen Unrechtſtaates darnach ſchnappen und den letzten Centime verſchlingen — natürlich im Intereſſe der Humanität, im uneigennützigen Dienſte des Volkes! Ja, mein beſter Herr Rath, im katholiſchen Lager fehlt es theils an baaren Mitteln, theils an der rechten Einſicht und Opferwilligkeit, deßhalb gehören katholiſche Verleger, Schriftſteller und Zeitungsſchreiber keineswegs zu den Fetten und Satten dieſer Welt.

Schreibt Einer im antichriſtlichen Lager ein Buch, ſoll ein neues Blatt gegründet werden, gut! Das Buch mag noch ſo ſeicht ſeyn, es findet Abnehmer und neue Auflagen. Warum? Nun, ſeichten Köpfen gefallen ſeichte Schriften, Bruder A abonnirt tendenziös auf 10, 25, 100 Exemplare, andere Brüder deßgleichen, alle geſinnungsverwandten Blätter, häufig genug der Autor ſelbſt, poſaunen das Lob der Schrift aus. In allen intelligenteren Kreiſen wird von dem Buche als einem „Ereigniß" geſprochen. Es gehört zum guten Ton daſſelbe, wenn nicht zu leſen, ſo doch zu kaufen. In der Regel wird es bald vergeſſen, allein deſto beſſer: neue Bücher wollen neues Glück. Für die Gründung von Journalen finden ſich ſtets Capitaliſten, welche Vorſchüſſe blank auszahlen oder garantiren, die Reklame thut ihr Möglichſtes, bald werden die Wirthe von den Gäſten gezwungen das Blatt zu halten, daſſelbe findet ſeine Protektoren und kommt äußerſt ſelten in Gefahr, durch Preßprozeſſe ruinirt zu werden, während chriſt-

Digitized by Google

liche und namentlich katholiſche Blätter durchſchnittlich mit rigoroſer Strenge behandelt werden.

Auf ſolche Weiſe werden „Klaſſiker“ à la Gutzkow fabricirt, kommen antichriſtliche Blätter und Zeitſchriften zu Abonnenten. Ganz anders im katholiſchen Lager. Der Verleger muß ein ſehr rühriger und tüchtiger Geſchäftsmann ſeyn um beſtehen zu können. Allerdings hat er ein feſtes Publikum, nämlich die geiſtlichen Herren, allein theologiſche Werke, Predigtſammlungen, Gebet- und Erbauungsbücher ſind nur Beſtandtheile, Bruchſtücke einer Literatur. Derlei Schriften haben vollends wenig oder gar keine Bedeutung im Kampfe mit der antichriſtlichen Weltliteratur. Die Gründung eines katholiſchen Blättchens iſt ſchon ein Wagniß, die eines großen Blattes ſo ziemlich unmöglich, falls der Unternehmer nicht ein vermöglicher Mann iſt und getroſt ſeinen finanziellen Ruin riskirt. Iſt die Unternehmungsluſt katholiſcher Buchhändler gering, ſo ſind ſie mit ihrer Kenntniß des katholiſchen Publikums genügend in den Augen jedes Sachkundigen entſchuldiget. Gerade die Inhaber reicherer Pfründen ſind durchſchnittlich die knickerigſten, ſparſamſten Bücherkäufer, gerade wohlhabende Katholiken unterſtützen regelmäßig weit eher die Heiden- und Judenpreſſe als die katholiſche. Wie viele anſtändig beſtellte Pfarrbibliotheken mag es wohl in Deutſchland geben? Wie viele katholiſche Häuſer in denen auch nicht ein einziges katholiſches Blättchen Eingang findet? Man verläßt ſich auf die Kapitelsbibliothek welche zuweilen um ein Buch bereichert wird; auf die Leihbibliotheken, dieſe Giftapotheken der Volksmoral. Dort iſt dieſe und jene Zeitſchrift in Cirkulation, man lieſt nach Monaten oder auch gar nicht was darin ſteht, und — träumt ſich auf der Höhe der Cultur. Im Unterhaltungslokal greift man zehnmal nach einem antichriſtlichen Blatte, ehe man ein katholiſches fordert. Ach, der alte Herrgott regiert ja auch heute noch und in der Welt ſieht es bei weitem nicht ſo trüb und gefährlich aus, wie erhitzte Literaten und ultra-

Digitized by Google

montane Zeitungsschreiber behaupten. All das Geschreibe läuft am Ende doch zumeist auf Boxereien literarischer Gladiatoren hinaus und die Pastoralklugheit wie die alltäglichste gebietet, mit den einflußreichen Honoratioren auf bestem Fuße zu bleiben, das schöne Einvernehmen würde aber durch nichts sicherer getrübt als durch lebhafte und thätige Parteinahme für kirchliche Fragen, Zeitschriften und Blätter.

Ach, bester Herr Blech, Sie zählen eine erstaunlich größere Zahl von Gesinnungsverwandten im katholischen Lager als sie wohl ahnen. Der Beweis wäre vermittelst Bücherkatalogen und Angabe der Abonnentenzahl verschiedener Blätter leicht herzustellen*). Und weiter. Setzen sie einmal den Fall, mein Lieber, ich wäre ein rechter Unmensch

---

*) Vor Kurzem hat der treffliche „Literarische Handweiser" folgende Statistik aufgestellt. Von den illustrirten Blättern erfreut sich der berüchtigte Gartenlaube 230,000, der Bazar über 200,000, Ueber Land und Meer 55,000, Kladderadatsch über 40,000 Abnehmer, während kein katholisches illustrirtes Blatt auch nur 10,000 Abonnenten aufzuweisen vermag. Von politischen Zeitungen haben Berliner Volkszeitung 36,000, Hamburger Reform 26,500, Wiener alte Presse 25,000, Münchener Neueste Nachrichten 25,000, Kölnische Zeitung und Bote aus Sachsen je 20,000, die Breslauer Morgenzeitung 14,000, 8 weitere Blätter über, der Schwäbische Merkur und Frankfurter Journal fast 10,000 Abnehmer. Eine Menge anderer Blätter gehen in 2 bis 6000 Exemplaren ab. Dagegen zeigt das Häuflein katholischer Zeitungen und Volksblätter diese Reihenfolge: Augsburger christliches Wochenblatt 16,000, Münchener Volksbote 7500, Kölnische Blätter 6600, Rheinische Volksblätter über 5000, Landshuter Zeitung 4000, Breslauer Hausblätter 3770, Echo der Gegenwart und Badischer Beobachter über 3000, Westfälischer Merkur 2800, Mainzer Journal 2000, Oestern. Volksfreund 1800, andere Blätter noch weniger Abonnenten. Solche Zahlenangaben sind äußerst lehrreich. Sie erklären unter anderm auch wie bezüglich der badischen Verhältnisse die öffentliche Meinung verfälscht und das katholische Deutschland im Nebel herumgeführt werden kann. Im Dunkeln ist gut munkeln.

Digitized by Google

und Ihr Todfeind und es stünde in meiner Macht, Ihnen ein recht geplagtes und qualvolles Erdendaseyn zu bereiten, was meinen sie wohl, was ich mit Ihnen anfinge? Sie errathen es schwerlich, deßhalb will ich Ihrer Neugier zu Hilfe kommen: ich würde aus Ihnen den Redakteur eines katholischen Tagblattes machen. Eine noch größere Grausamkeit würde meinen Gefühlen widerstreben, Sie wären bedauernswerth genug. Man mag das unablässige Bellen, Lästern und Toben der gegnerischen Presse mit urkräftigem Behagen ertragen und den aufrichtigen Haß der „achtbarsten und intelligentesten Bürger" Ihres Lagers vergnüglich in den Kauf nehmen; aber die Leiden eines katholischen Redakteurs, die ihm von der eigenen Partei bereitet werden, sie sind unglaublich, rührend, zum Davonlaufen und Rasendwerden. Ich gedenke dieselben einmal zu schildern, Sie werden lachen, denn an tragikomischen Momenten fehlt es am wenigsten. Aber genau besehen ist die Sache eher beweinungswürdig als lächerlich. Das Martyrium welches ihm von der krankhaften Empfindlichkeit gewisser Autoritäten, von den ungemessenen Anforderungen müssiger Kritikaster, von der Saumseligkeit berufener Mitarbeiter, von der Filzigkeit und Lauheit des Publikums, von Setzern und Druckern bereitet wird, krönt eine regelmäßig höchst miserable Bezahlung.

In England, Frankreich, Italien, Belgien, wohl auch in Spanien steht es in dieser Hinsicht ungleich besser als bei uns, vermuthlich weil dort zu Lande praktischer Sinn und politische Bildung ebenso heimisch als im träumerischen, verschulmeisterten Deutschland selten und fremd sind. Ohne besondern Erfolg sind die Mahnungen des heiligen Vaters bis jetzt geblieben, das Beispiel des herrlichen Mannes der den Stuhl des heiligen Bonifacius ziert, hat die publicistische Regsamkeit noch wenig gesteigert. Ich fürchte, die rechte Einsicht werde erst dann allgemein aufdämmern, wenn die Revolution zu einer zweiten und gründlichen Säkularisation schreitet, hohnlachend den Dank für die ängstliche Gewissen-

haftigkeit abstattet womit kirchliche Fonds verwaltet und gemehrt wurden, die verdutzten Nutznießer fetter Pfründen aber an den magern Kosttisch des französischen Classensystems setzt. Dann erst werden die Herrn namentlich in Bayern und Oesterreich die Augen gründlich ausreiben und mit Schrecken bekennen, die Geschichte habe den Sturmschritt angeschlagen, die Welt sei eine total andere und weit schlimmere geworden als man so sorglos geträumt. Dann gewinnt wohl auch jener Verein der deutschen Katholiken als der Sohn eiserner Noth Bestand, von dem ich früher gesprochen, ein auf Liebespfenninge angewiesener Preßverein wird ihm zur Seite treten*).

---

*) Im Musterstaate der Bourgeoisie, in Baden nämlich, hat der Staat der sich nach jungitalischem Modell von der Kirche trennte, das Mitverwaltungsrecht des Kirchenvermögens in so eminentem Grade behalten, daß ohne Genehmigung des Ministeriums keine arme Seele zu einem Anniversar kommt. Vom Programm des Stillstandes aber hat das Ministerium Mathy-Jolly eine Ausnahme beliebt, insofern es eine Säkularisation des Kirchengutes in milder Form in Gang gebracht hat. Trotz den Garantien der Gesetzgebung von 1860 und der Vereinbarung von 1861 nimmt man den Katholiken und zwar nöthigenfalls mit Gewalt ihre Schul- und Armenfonds weg und überweist dieselben der Verwaltung der politischen Gemeinde d. h. dem stiftungswidrigen Mitgenusse der Protestanten, Juden und aller möglichen Sektirer. Protestantische wie jüdische Schul- und Armenfonds bleiben unangetastet, dagegen verschont der staatliche Appetit gerade die reichsten katholischen Fonds am wenigsten, mag über deren kath. Ursprung und Charakter auch nicht der leiseste Zweifel obwalten. Rechtsdeduktionen schlägt das Ministerium mit der kurzen Erklärung nieder: es könne von seiner Entschließung nicht abgehen. Im Nothfalle wird ein Staatsministerialentschluß des Inhaltes losgelassen: S. K. H. der Großherzog hätten allergnädigst geruht, den N. N. Fond für einen weltlichen (lediglich der staatlichen Leitung und Verwendung unterstehenden) zu erklären. Punktum. Als im Mai 1867 der Stadtpfarrer von Pfullendorf solches Sachverhältniß bezüglich des dortigen reichen und rein katholischen Spitalfondes der Confessionsgemeinde im Sitzungssaale der Stiftungs-Commission

Doch ich werde geschwätzig wie ein Staar, bald hätte ich gesagt wie ein abgestandener Hofrath. Anstatt Ihnen durch Thatsachen zu beweisen, Rechtsanwalt Brummel habe zu Würzburg eher zu wenig denn zuviel gesagt, hat mich mein Widerwillen gegen das badische Tollhaus und die kurzsichtige Sorglosigkeit, womit das katholische Deutschland seine Brüder in Baden hilflos im Feuer stehen läßt, zu nicht besonders liebsamen Betrachtungen fortgerissen. Meinetwegen können Sie alles heute Geschriebene vergessen, wenn Sie nur einen Punkt tüchtig in Ihr Gedächtniß festzunageln sich bemühen, nämlich die Thatsache, daß man die Hexenküche ohne Hexenmeister, die jüngste badische Geschichte nur dann richtig versteht, wenn man dieselbe nicht sowohl vom politischen als vom socialen Standpunkte aus betrachtet. Was vom politischen Standpunkte aus als vollendeter Wahnwitz erscheinen könnte, erhält vom socialen zwar keine Berechtigung, wohl aber bündige Erklärung. Jener Mann hat gesunde Augen besessen, welcher die Behauptung aufstellte, Baden sei im Frühling 1860 das Terrain geworden, auf welchem die Loge operire, um einen ihren Anschauungen entsprechenden Musterstaat aufzubauen, den Musterstaat des Absolutismus der Partei, worin im Namen der Freiheit jegliche nicht in den Kram der Loge taugende Freiheit und Selbstständigkeit erwürgt werde. Der Parteistaat soll für die Dauer begründet, er soll in möglichst hohem Grade volksthümlich werden. Mit einem solchen Staate vertrage sich die katholische Kirche niemals und nirgends, deßhalb sei auch das Ecrasez l'infame die herrschende Maxime des badischen Staatsregimentes, das Streben aber, die Volksschule zum Mittel der Entchristlichung des Volkes herabzuwürdigen, die Wiege der Schulfrage und

---

auseinander zu setzen gedachte, da verbot der Bezirksbeamte diese Zusammenkunft als eine Volksversammlung und zwar als eine die berühmte badische „Ruhe und Ordnung" gefährdende.

der Kern der sogenannten Schulreform (Histor.-polit. Blätter Band 54 S. 748 ff. 1864). So ist's, Herr Blech, auf eine andere Weise läßt sich das Treiben im Experimentirstaate gar nicht erklären. Es läuft hinaus auf die Festigung des Absolutismus jenes Bürgerthums, welches seinen Brennpunkt in der Loge besitzt; auf die Verewigung jener Capitalwirthschaft welche Volk und Volksrechte, Stände und Corporationen trotz allem Phrasengeklingel erkaufter Zunftgelehrten, Journalisten und Volkstribunen thatsächlich mit Füßen tritt und den Gegensatz eines steinreichen Häufleins und blutarmer Massen als normale Entwicklung betrachtet. Die Kirche als Hort der Wahrheit, der Menschenrechte und Volksfreiheit hat solchem Neuheidenthum gegenüber nur Eine Wahl: den Vernichtungskrieg. Die Herren wissen das und deßhalb neben der schrankenlosen Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Judenemancipation, Erleichterung der Heirathen, neben der unglaublichen Toleranz gegen unchristlichen Unfug jeglicher Art d. h. neben der Förderung des materiellen und geistigen Massenelendes und der Auflösung der Gesellschaft in Individuen — die systematische Kirchenverfolgung, die Vogelfreiheit der katholischen sowie des Bruchtheiles der noch am Evangelium des Gottes-Sohnes festhaltenden protestantischen Geistlichen, die Schutzlosigkeit der katholischen Presse, das vom christlichen Standpunkte nimmer zu verantwortende Experiment der sogenannten Schulreform. Das ist des Pudels Kern, Herr Blech!

Digitized by Google

LXIII.

Zeitläufe.

Rom und die Conferenz-Werbung Frankreichs.

Es ist eine eigenthümliche Illustration die der französische Imperator zum Jahresschluß vorbereitet hat, indem er bei allen europäischen Höfen herumbettelte, um eine Conferenz in Sachen des Kirchenstaats und des sogenannten Königreichs Italien zu Stande zu bringen. Der Mann ist in Verlegenheit; die Geister die er wach gerufen hat, wird er nun nicht mehr los, und darum ruft er ganz Europa zu Hülfe gegen den Dämon der ihn plagt. Dieser Zweck des Conferenz-Vorschlags leuchtet auf den ersten Blick ein. Aber es ist der Mühe werth einen tiefern Blick in den Abgrund der allgemeinen Auflösung zu werfen, den die Conferenz-Werbung des — man darf wohl bald sagen: armen — Mannes in den Tuilerien eröffnet.

Was soll eine europäische Conferenz im Unterschiede von einem europäischen Congreß? Offenbar soll die erstere Institution zu der letzteren sich verhalten wie der Theil zum Ganzen. Sie setzt ein europäisches Staatensystem voraus und innerhalb desselben einen allgemein anerkannten positiven Rechtszustand; wenn nun durch eine willkürliche Be-

wegung an einem Punkt des Syſtems eine Aenderung eintritt, ſo hätten die zur Handhabung der allgemeinen europäiſchen Ordnung verbundenen Mächte ſich zu verſammeln und die partielle Störung mit dem anerkannten Rechtszuſtand Europa's auszugleichen.

Man braucht nur dieſe Definition der Conferenz-Idee genauer in's Auge zu faſſen, um ſofort zu erkennen, daß alle integrirenden Begriffe derſelben hinfällig geworden ſind. Es gibt kein europäiſches Staatenſyſtem mehr; der Imperator ſelbſt hat es jederzeit als ſeine Miſſion und als ſein unvergängliches Verdienſt um Frankreich erklärt, daß er durch ſeine Politik das Werk des erſten und letzten großen Congreſſes umgeſtürzt habe. Es gibt daher auch nicht nur keinen allgemein anerkannten poſitiven Rechtszuſtand in den internationalen Verhältniſſen mehr, ſondern auch in jedem Theile der ehemaligen Staatenordnung Europa's hat der Begriff des „Rechts" aufgehört. Auch kein gemeinſames Intereſſe iſt mehr vorhanden durch das man ſich auch nur in Bezug auf eine einzige Staatenexiſtenz die Mächte des Welttheils im ehrlichen Zuſammenhalten verbunden denken könnte.

Mit Einem Worte: das europäiſche Völkerrecht iſt beim puren Nichts angekommen, und damit iſt eigentlich die Idee des Rechts überhaupt aus unſerer Welt verſchwunden. Gewalt geht überall vor Recht in der äußern wie in der innern Politik. Ohne es zu wiſſen, athmen wir im Grunde und im Princip bereits die Luft des Socialismus.

Was aber noch mehr iſt: der franzöſiſche Imperator hat ein politiſches Princip in die Welt geſetzt und zum gährenden Ferment in der Geſchichte der Gegenwart gemacht, mit welchem auch ein zukünftiges Staatenſyſtem in Europa und ein neu hergeſtellter Rechtszuſtand deſſelben ſchlechterdings unverträglich iſt. Es iſt kein Zweifel, daß das Nationalitäten-Princip in keiner Weiſe einen Anknüpfungspunkt bietet für die Wiederherſtellung eines poſitiven Völker-

Digitized by Google

rechts; es bedingt ſeiner Natur nach ein ewiges Kriegen und Aendern, ein unaufhörliches Verrücken der Grenzſteine; eine Welt mit dieſem Princip im Leibe, das im Völkerleben nichts Anderes als die perſonificirte Erbſünde iſt, kann niemals zur Ruhe gelangen. Das Princip muß daher unbedingt hinausgeſchafft werden aus der Welt, wenn wieder eine ſtabile Ordnung eintreten ſoll.

Es fragt ſich nur, wie die Hinausſchaffung geſchehen wird? Man kann ſich denken, daß ſämmtliche großen Regierungen des Welttheils, in gottverlaſſenen Materialismus verſunken, endlich nicht mehr die moraliſche Kraft haben werden eine neue poſitive Rechtsordnung zu ſchaffen, wenn die Auflöſung Europa's ſich vollendet haben wird, und daß ſie bereits ſittlich unfähig ſind zum Schutze eines neuen Staatenſyſtems eine ehrliche Verbindung unter einander einzugehen. Es müßte zu dieſem Ende eine neue Ausgießung des Geiſtes der Gemeinſamkeit über die Machthaber kommen und den zerſtreuenden Geiſt des materialiſtiſchen Individualismus der die Herrſchaftsperiode der Bourgeoiſie kennzeichnet, verdrängen. Geſchieht dieß nicht, dann iſt das Schickſal der Monarchie überhaupt in der alten Welt beſiegelt. Aber auch die berechtigten Beſonderheiten der Völker werden dann den Weg alles Fleiſches gehen, wenn es nicht gelingt das Nationalitäts-Princip an ſich und auch abgeſehen von ſeiner dämoniſchen Incarnation im Napoleonismus *von oben* und autoritativ niederzuſchlagen. Die Geſellſchaft kann das antiſociale Unweſen des ſteten Nationalitäten-Kampfs nun einmal nicht ertragen; die Geſellſchaft wird ſich alſo von unten helfen müſſen, wenn ihr von oben nicht geholfen wird. Die Völkerſolidarität in der ſocial-demokratiſchen Univerſal-Republik wird das natürliche Ende der Entwicklung ſeyn, ob nun dieſe Entwicklung langſamer oder raſcher verlaufen mag.

Vergleicht man die ungeheuerlichen Dinge die ſich im Schooße der Völker für eine nahe Zukunft vorbereiten, mit

Digitized by Google

den kleinlichen Auskunftsmitteln des Mannes, der noch vor ein paar Jahren als der bewunderte Herr und Meister der europäischen Politik dastand: dann möchte einen fast gelindes Grausen anwandeln. Ist der Mann in seiner verrannten Doktrin so blind geworden, daß er nicht mehr sieht um was es sich handelt; oder er ist so schwach geworden, daß er absichtlich die Augen zudrückt um nicht zu sehen was er nicht sehen will? Jedenfalls liefert uns sein Benehmen den Beweis, daß wir uns mit starken Schritten der Entscheidung nähern. Italien ist der Scheideweg wo die Fürsten und Völker sich entschließen müssen, ob Europa wieder eine positive Rechts- und Staatenordnung autoritativ von oben erhalten soll, oder ob es den dunkeln Mächten aus der Tiefe überlassen bleiben wird die Arbeit in ihrer Weise zu besorgen. Und in dem Augenblicke wo der französische Imperator sich an den Scheideweg gestellt sieht, zappelt er wie der Frosch an der anatomischen Nadel, und er weiß keinen Rath als eine europäische Gemeinsamkeit anzurufen, von der er um so besser wissen muß daß sie nicht mehr existirt, als er sie ja in eigener Person zerstört hat.

Was solche europäischen Conferenzen unter den heutigen Umständen noch nützen können, davon hat man zwei schlagende Beispiele, jedes in seiner Weise sehr lehrreich. Ich meine die Londoner Conferenz in Sachen Schleswig-Holsteins und die heurige Conferenz wegen Luxemburg.

Als die Londoner Conferenz von 1852 über die Thronfolge-Ordnung in Dänemark berieth und Bestimmungen traf, da hatte der resultirende Vertrag ohne Frage noch das Ansehen einer völkerrechtlichen Akte. Auch die deutschen Parteien sahen es damals noch nicht anders an. Die großen Mächte hatten die Integrität der dänischen Monarchie für ein wichtiges Interesse der europäischen Ordnung erklärt, und Niemand zweifelte, daß sie einen einseitigen Versuch das Königreich Dänemark zu zerstückeln, nicht dulden würden. Inzwischen machte der Imperator im Jahre 1859 das neue

Digitized by Google

Nationalitäten-Princip in Italien geltend, und ſchon bei der zweiten ſchleswig-holſteiniſchen Conferenz in London verrieth ſich die gänzliche Veränderung der Scenerie. Das europäiſche Recht hatte keinen Schützer mehr gegen die nationalen Anſprüche der Parteien; ſelbſt Oeſterreich wußte ſich auf dem „höhern Standpunkt“ des poſitiven Völkerrechts, von dem Graf Rechberg eben noch geſprochen, nicht zu erhalten; es machte zu London den berüchtigten „Purzelbaum“; alle andern Mächte zogen ſich ſcheu oder gleichgiltig zurück. Preußen aber ergriff mit gewandter Hand die Partie des neuen Rechts, und es hatte damit den Hebel gewonnen, mit dem es den tauſendjährigen Beſtand Deutſchlands aus den Angeln hob. So hatte es der Imperator freilich nicht gewollt; aber das von ihm eingeführte Nationalitäten-Princip hatte es ſo gewollt und ganz natürlich zuwege gebracht.

Vollends hat die heurige Conferenz wegen Luxemburg, durch den Mund Englands, die ganze Inſtitution als eine europäiſche Lächerlichkeit dargeſtellt. Denn ſie hat bewieſen, daß Europa zwar gemeinſame Beſchlüſſe zu faſſen vermag, daß dabei aber von einem gemeinſamen Eintreten für die getroffenen Beſtimmungen keine Rede iſt. Alſo gerade die weſentliche Vorausſetzung, ohne welche die Inſtitution der Conferenzen und Congreſſe zur puren Komödie herabſinkt — gerade die fehlt. Und doch hatte ſich die Luxemburger Conferenz noch verſammelt auf Grund eines vorher vereinbarten Programmes. Preußen wollte Luxemburg nicht behalten um den Preis eines Kriegs, Frankreich wollte Luxemburg nicht erwerben um den Preis eines Kriegs; alſo iſt nichts einfacher geweſen als das Ländchen zu neutraliſiren. Aber kaum hatte die Conferenz im Namen Europa's dieſe Beſtimmung getroffen, ſo erklärte England vor ſeinem Parlament: eine Garantie, welche die einzelnen contrahirenden Mächte zu einem Einſchreiten gegen etwaige Attentate Frankreichs oder Preußens auf die Luxemburgiſche Neutralität zwingen würde, ſei darunter nicht verſtanden, ſondern nur

eine Collektiv-Garantie aller betheiligten Mächte. Die Mächte haben also beschlossen die Neutralität Luxemburgs gerade so lange zu garantiren, als es nicht einem der großmächtigen Nachbarn beliebt das Ländchen einzuverleiben. Das ist die neue Theorie vom europäischen Recht und Rechtsschutz!

Nun ist aber, wie gesagt, die Luxemburger Conferenz zusammengekommen auf Grund eines vorher vereinbarten Programms. In der Kirchenstaats-Frage gehört eine solche vorherige Vereinbarung zu den Unmöglichkeiten. Auch so kann es nicht gemeint seyn, daß bei der Conferenz selber eine bindende Stimmenmehrheit beliebig über das Schicksal des Kirchenstaats entscheiden sollte. Es ist unmöglich, daß Frankreich den Kernpunkt seiner Politik fremden Mächten zur Verfügung unterwerfe und sich seiner tausendmal beschworenen Pflichten gegen den heiligen Stuhl in solcher Weise entledige. Frankreich kann die römisch-italienische Conferenz nur so verstehen, daß dieselbe sich sein eigenes Programm aneigne. In der Senats-Sitzung vom 30. November hat der französische Minister den eigentlichen Gedanken deutlich genug ausgesprochen und dieser Gedanken ist sehr bezeichnend als Armuthszeugniß der Politik des Imperators. Uns, hat Hr. von Moustier gesagt, glaubt man nichts in Florenz; uns hält man für eigennützig und schlägt darum unsere Ermahnungen in den Wind. „Gerade weil wir Italien große Dienste geleistet haben, scheint jeder Druck unsererseits diesem Land ein Angriff auf seine Würde. Es ist dieß ein menschliches Gefühl mit welchem nicht zu rechten ist; es ist dieß aber auch der Grund, warum unsere besten Rathschläge nicht das Gewicht der Rathschläge anderer, ferner stehender Mächte haben."

Also die Mächte der Conferenz sollten sich mit Frankreich vereinigen um der italienischen Revolution zuzusprechen, daß sie vernünftiges Kind sei und nicht ferner Rom als Hauptstadt begehre; daß sie in Rücksicht auf die Nothwendigkeiten der katholischen Kirche und Frankreichs diese einzige

Digitized by Google

Ausnahme gegen das Nationalitäts-Princip erlaube — nicht etwa als einen Ueberrest des alten positiven Rechts, sondern bloß als ein Zugeständniß an die Zweckmäßigkeits-Politik.

So tief ist der Imperator von seiner Höhe herabgesunken, daß er sich nicht mehr schämt mit so kindlichen Auffassungen vor Frankreich und Europa aufzutreten. Wie kann er hoffen, daß die von ihm eingeladenen Mächte in der Kirchenstaats-Sache für seinen Standpunkt Partei nähmen gegen die Ansprüche der von ihm selbst geschaffenen „italienischen Nation"? Und was hat denn er selbst — abgesehen von den Ausflüchten momentaner Verlegenheit — für einen Standpunkt in der Sache? Haben nicht die Federn seiner Inspirirten mehr als ein Duzend Lösungen schon vertreten, alle in der Richtung die weltliche Herrschaft des Papstes an die italienische Revolution auszuliefern und die materielle Basis der geistlichen Unabhängigkeit des heiligen Stuhls herabzusteigern, zuletzt bis auf „den Vatikan und seine Gärten"? Hat ja schon vor sieben Jahren der kaiserliche Leibbroschüren-Schreiber selber dieses Minimum in Vorschlag gebracht. Wie nun, wenn auf der Conferenz England, die natürliche Schutzmacht Garibaldi's, sich ähnliche Lösungen aneignete? Wenn Rußland, aus Rache für Polen, aus schismatischem Haß und in richtiger Consequenz seiner panslavischen Nationalitäten-Politik, sich gleichfalls auf die Seite der italienischen Revolution stellte? Wenn Preußen diesen seinen natürlichen Verbündeten vor Allem im Auge behielte, und die Unabhängigkeit des geistlichen Oberhaupts seiner katholischen Unterthanen durch eine Civilliste des heiligen Stuhls und die Exterritorialität der päpstlichen Paläste genugsam gesichert erachten würde?

Aber gesetzt auch, die Mächte würden sich wirklich das Princip des September-Vertrags aneignen und in diesem Sinne die Wünsche Frankreichs durch ihr Votum verstärken, so wäre doch damit eine Garantie des Vertrags und widrigenfalls eine Drohung mit Exekution noch nicht verbun-

den. Der Imperator müßte seine Truppen aus dem Kirchenstaat zurückziehen, und am nächsten Tage ginge das perfide Spiel, wie Ratazzi es jüngst getrieben, von vorne an. Der Imperator stünde abermals vor der Alternative entweder gegen die italienische Regierung zu interveniren oder den weltlichen Besitz des Papstthums völlig preiszugeben. Wie glaubt der Mann in den Tuilerien sich gegen die Entwürdigung eines solchen Gangs der Dinge sichern zu können?

Frankreich selber hat sich durch das Organ seiner Kammer diese Frage gestellt, und zwar mit einer Heftigkeit welche zuletzt auch die kaiserlichen Minister mit fortriß. Darum nahmen die jüngsten Debatten in der französischen Legislative eine so merkwürdige Wendung, daß die liberalen Blätter von Paris bis Wien erklärten: Hr. Thiers habe die ganze Kammer in eine „reaktionäre" Strömung hineingerissen, die Versammlung habe sich in ein „römisch-katholisches Meeting" verwandelt, der liberale Minister der Julimonarchie habe gesprochen wie in einem Convent von Jesuiten, und er sei beklatscht worden wie von einem Convent von Jesuiten. Nach diesen Debatten sei der Papst nun Sieger und die römische Frage gelöst ohne Conferenz!

Ganz richtig, das französische Nationalgefühl ist endlich Herr geworden über die liberalen Faseleien; und dieß ist das große Ereigniß.

Nicht der Imperator sondern Frankreich hat gesprochen. Es hat durch den Mund Thiers' verkündet: daß Viktor Emmanuel auf dem Capitol nichts Anderes bedeute als die Absetzung Frankreichs durch Preußen, und daß der Sieg Garibaldi's nichts Anderes wäre als der erste Triumph des Revolutions-Scandals von Genf. Selbst die Minister, in steigender Gereiztheit über die frechen Geschäftsmacher in Florenz, schlugen diesen Ton an*) und deuteten dazu noch auf „eng-

*) Der Hr. Rouher machte die bedeutungsvolle Bemerkung: „Es gab drei Schlagwörter in dieser Frage: Rom, Florenz, Paris."

Digitized by Google

liſche Subſidien". Unter ſolchen Eindrücken hat der Liberalismus freilich zu fürchten, daß die „große Ordnungspartei von 1849" in Frankreich ſo gut als wieder hergeſtellt ſei; um Frankreichs willen fordert man ein poſitives Völkerrecht zurück von ſeinem Mittelpunkte aus — von Rom. Aber der Imperator iſt nicht mehr Frankreich, wenn er es je geweſen; wie gedenkt er, der Zweideutige von Natur aus, das Urbild der Doppelzüngigkeit — den Forderungen des franzöſiſchen Nationalgefühls gerecht zu werden, ohne alle ſeine Antecedentien zu verleugnen? So heißt das Problem!

Es iſt für alle Unbefangenen eine ausgemachte Sache, daß es nur zwei wirkliche Löſungen des gefährlichen Problems gibt: entweder muß die ſogenannte italieniſche Einheit wieder zerſtört werden oder die weltliche Herrſchaft des Papſtes muß völlig untergehen. „Italien wird niemals in den Beſitz Roms gelangen": ſagte der Staatsminiſter Rouher ſoeben in Paris; „Rom iſt für Italien ſo nothwendig wie Paris für Frankreich": ſagte gleichzeitig der Miniſter Menabrea in Florenz. Zwiſchen ſolchen Gegenſätzen gibt es keine Verſöhnung.

Entweder muß der letzte Reſt von dem alten poſitiven Recht am Mittelpunkte der ehemals chriſtlichen Welt auch noch weggewiſcht werden, oder das Nationalitäten-Princip muß aus der Welt wieder hinausgeſchafft werden. Man hat mehrfach gemeint, der Imperator habe ſich für die letztere Alternative, für die Wiederauflöſung der italieniſchen Einheit entſchieden in Folge der traurigen Erfahrungen die er mit ſeinem September-Vertrag in Florenz gemacht, und in Rückſicht auf die augenſcheinliche Gefahr, womit ihn das Verhältniß Italiens zu Preußen bedroht. In der That konnte man daran um ſo eher glauben, als es bekannt iſt daß er von Anfang an nicht die Einheit ſondern die Dreitheilung Italiens wollte. Aber nein! Gerade im Gegentheile hatte er in ſeiner Thronrede und ſein Miniſter auf der Tribüne kurz vorher zum erſtenmale ohne allen Vorbehalt die

italieniſche Einheit ausgeſprochen. „Es wäre nicht gut", ſagte Herr von Mouſtier, „wenn der heilige Stuhl auf die Auflöſung der italieniſchen Einheit rechnete."

Aber auf welchen Gott rechnete denn der Imperator, um mit deſſen Hülfe befreit zu werden aus der italieniſchen Sackgaſſe? Nun, buchſtäblich auf einen Deus ex machina. Nachdem er Alles gethan und weder Blut noch Geld geſpart hat, um die revolutionären Parteien Italiens auf den Thron zu heben, appellirte er jetzt an die „Mehrzahl der Italiener welche die Ordnung liebe". Das Land habe allerdings, ſagte der Miniſter vor der Kammer, revolutionäre Phaſen durchgemacht und über die Mittel derſelben dürfe man nicht allzu ſtrenge zu Gericht ſitzen. „Aber Italien muß und wird dieſe revolutionäre Periode verlaſſen; es iſt nicht in den Händen der wahren Mehrheit, und eben dieſe Mehrheit muß aufgeſucht werden. Wir glauben viel von dem geſunden Sinn und der Ehrenhaftigkeit der Italiener erwarten und hoffen zu dürfen, daß Männer welche Bürgſchaften bieten, an die Spitze der Geſchäfte treten werden. Darum wäre es nicht gut, wenn der heilige Stuhl auf die Auflöſung der italieniſchen Einheit rechnete; vielmehr muß er die Möglichkeit in's Auge faſſen, nicht mit dem Italien Mazzini's, Garibaldi's oder ſelbſt Rattazzi's, ſondern mit einem neuen Italien, wie wir es hoffen, in friedlicher Gemeinſchaft zu leben."

In der That, man hat in den Tuilerien in der Noth gelernt große Worte auszuſprechen. Wie ſollen denn nun auf einmal die Elemente der Ordnung in Italien emporkommen? Vielleicht durch einen Staatsſtreich? Aber wer ſoll ihn machen und durchführen? Und wie könnte der „geſunde Sinn und die Ehrenhaftigkeit" Italiens in dem Momente das Ruder ergreifen, wo der Staatsbankerott nur noch durch den Raub der Kirchengüter auf kurze Zeit hinausgefriſtet wird? Auch die Gewalt von oben könnte hier ſelbſt beim beſten Willen nichts mehr helfen; denn von dieſem Italien iſt das Wort wahr, das der Biſchof von Mainz jüngſt in

Digitized by Google

seinem herrlichen Hirtenbriefe*) dem Bischof von Orleans nachgesprochen hat: „Gibt es denn in diesem Italien noch einen ehrlichen Menschen, dem man trauen kann?" Rettung von unten aber könnte jedenfalls erst dann erscheinen, wenn die Revolution ihre Arbeit ganz zu Ende gethan hat. Vermag aber der Imperator solange zu warten, und würde das letzte Schaumspritzen der Revolution, würde der italienische Bankerott mit seiner Milliarde Verlust für die französischen Besitzer — nicht ihn selbst von dem wankenden Throne wegschwemmen? Das ist die Frage!

Der Staatsminister Rouher hat die tiefe Angst der Tuilerien verrathen, indem er die Nothwendigkeit der französischen Intervention im Kirchenstaate unter Anderm damit begründete, daß „Frankreich der Revolution Einhalt gethan habe, die sich sonst von Florenz nach Paris verpflanzt haben würde." So ist es allerdings, und die Kammer hat diesem Geständniß rauschenden Beifall gezollt. Der Imperator kann den heiligen Stuhl schlechterdings nicht preisgeben ohne alle erhaltenden Elemente von sich abzustoßen und unheilbar gegen sich zu empören; er müßte sich auf Discretion der revolutionären Partei im eigenen Lande in die Arme werfen. Soviel Verstand ist ihm aber wohl noch geblieben, daß er die Folgen einer solchen Wendung kennt und fürchtet.

Wäre es aber je möglich, daß die ordnungsliebenden Elemente in Italien, also die conservativen Parteien, in Bälde emporkämen, so wäre vielleicht nicht die Zukunft, aber jedenfalls die Vergangenheit des Imperators verloren. Denn dieselben gelten ohne Ausnahme als „Verschwörer gegen die italienische Einheit", und sind auch als solche bis jetzt grausam genug verfolgt und mißhandelt worden. Nicht bloß die Bourbonisten in Neapel und Sicilien schwärmen für die Losreißung des Südens der Halbinsel und für die Restau-

*) Ueber die gegenwärtige Lage des hl. Vaters. Mainz Kirchheim. 1867. S. 7.

Digitized by Google

ration ihres unabhängigen Königreichs; auch die Altpiemontesen sind wo möglich noch ärgere Partikularisten, und selbst im ehemals österreichischen Oberitalien wendet sich die Stimmung immer heftiger gegen die Centralregierung in Florenz. Es gibt in Italien keine „ordnungsliebenden" Parteien im Gegensatze zur unitarischen Revolution als diese partikularistischen, und wenn sie einmal zur Herrschaft kommen, dann werden sie keineswegs nach den Vorschriften des Imperators arbeiten, der in der äußersten Noth ihre Hülfe angerufen hat, sondern sie werden das Werk des Nationalitäten-Princips in Italien, dem er eben noch zum erstenmale seinen rückhaltlosen Segen ertheilt hat, wieder zerschlagen.

Es gehört keine Prophetengabe dazu um zu sehen, daß Napoleon III. auf seinem bisherigen Wege ein verlorener Mann ist, mit oder ohne Conferenz. Er hat sich in Italien Schwierigkeiten geschaffen, die er mit seiner Politik in keinem Falle zu bewältigen vermag, und Europa wird ihm zuverlässig nicht aus der Verlegenheit heraushelfen. Damit ist aber seine Mission vollendet; er hat Frankreich in zwei große Kriege gestürzt und mit zwei Millionen neuer Schulden beladen, um zu beweisen daß er geschickt zerstören und Alles durcheinander wirren, aber nichts fest begründen und aufbauen konnte. Mit der Rückkehr zu einem positiven Völkerrecht verträgt sich kein Napoleon.

Um sich wenigstens in etwas von ihrer Bestürzung hierüber zu erholen und zu beruhigen, daß nun doch der schon oft todtgesagte und todtgeglaubte Geist des wahren französischen Volkes mächtig aufgestanden ist und die Oberhand erhalten hat — zu diesem Zwecke gebrauchen die liberalen Organe ein eigenthümliches Mittel. Die so plötzliche und hinreißende Erscheinung eines ihnen so fremden Geistes versuchen sie wenigstens in ihrem Sinne zu erklären. Sie sagen daher: die große Krisis in der französischen Legislative sei ein Sieg des „parlamentarischen Systems" gewesen. Wahr und nicht wahr, je nachdem man es nimmt.

Digitized b

Es war die machtvolle Erhebung desjenigen französischen Nationalgefühls das schlechterdings nicht mit sich „parlamentiren" läßt, das seine uralte, unerschütterlich feste Tradition hat und in dieser Richtung unbedingt kein Parlamentiren mehr zuläßt, weder mit dem Imperator noch mit dem Liberalismus. Es hat sich auch gleich in den nachfolgenden Debatten gezeigt, daß dieser aus der Tiefe der französischen Volksseele aufgestiegene Geist zwar sein Eines Auge starr auf Italien und Rom geheftet hält, das andere Auge aber nicht minder fest auf Preußen und Deutschland, in richtiger Erkenntniß des innigen Zusammenhangs und der engsten Wechselwirkung. In beiden Beziehungen hat der Imperator seine Sache spottschlecht gemacht, und Frankreich stellt ihn unter Curatel.

Will man dieß als Sieg des Parlamentarismus über das Princip der persönlichen Herrschaft bezeichnen, dann nur um so schlimmer für den Mann. Denn nie wäre das parlamentarische Princip mehr berechtigt gewesen. Nun hat aber wie bekannt Napoleon III. seinen Thron ja eben, im Gegensatz zum constitutionellen Gedanken, auf die Basis der persönlichen Verantwortlichkeit gegründet. Er als Erwählter und Mandatar des ganzen Volks wollte auch unmittelbar und persönlich dem ganzen Volke verantwortlich seyn. Jetzt zieht das Volk ihn wirklich unmittelbar und persönlich zur Verantwortung, ein Erfolg ist für ihn, den unter Curatel Gestellten nicht mehr möglich — wie lange wird es dauern bis der strenge Richter ihm das Mandat ganz abnimmt? Das ist die Bedeutung der neuesten Wendung in Frankreich!

Freilich wird aber mit ihm und seinen gesellschaftsrettenden Experimenten noch keineswegs die Quelle des täglich höher steigenden politischen Unheils, das falsche Nationalitäten-Princip, aus der Welt geschafft seyn. Dasselbe hat inzwischen weit über den napoleonischen Kreis hinaus um sich gefressen, und wenn es seinen französischen Protektor selber verschlingt, so dürfte das Princip nur um so mäch-

Digitized by Google

tiger ausgreifen, wofern Europa sich nicht ermannt und der allgemeinen Auflösung alles Rechts Einhalt thut. Von dem Ja oder Nein auf diese Frage hängt die Existenz der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhles ab. Die letztere besteht noch fort als Symbol der Möglichkeit, daß der Welttheil zu positiven Rechtszuständen zurückkehre und die Autorität in Europa wieder hergestellt werde. Die große Probe aber werden die Leiter der Völker abzulegen haben in der immer näher rückenden Orientfrage.

Es ist gewiß, daß keine Theilfrage der alten Welt, und wäre es selbst die Frage von dem Besitzrecht des Papstes, mehr im Stande ist einen neuen Congreß mit entscheidender Wirksamkeit zu vereinigen. Erst wenn der von Rußland unterhöhlte Boden des Türkenreiches einbricht, erst dann wird der Congreß-Gedanke ernstlich auf die Tagesordnung kommen. Werden dann die monarchischen Mächte noch die moralische Kraft haben ein neues Völkerrecht zu schaffen und unter gemeinsamer Garantie den Widerstrebenden aufzudringen? Wenn nicht, so scheint mir die Wahl nicht auf „republikanisch oder kossakisch“ zu stehen, sondern auf „republikanisch und kossakisch.“

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03557 5771

Digitized by Google